

HENRY MADDEN
California State University, Fresno
LIBRARY



3 0250 09000 6342



3 0250 09000 6342

WITHDRAWN

Geschichte Europa's

im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit.

Geschichte Europa's

im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit

von

Friedrich Kortüm

und

Karl Albert Freiherrn von Reichlin-Meldegg,
ordentlichen Professoren an der Universität Heidelberg.

Erster Band.

Leipzig,

L. D. Weigel.

1861.

V o r r e d e.

Man unterscheidet in der Darstellung der Entwicklung der Menschheit Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Die beiden ersten Hauptzeiträume der Geschichte sind in sich abgeschlossene Vergangenheiten. Der letztere ist noch in voller Entfaltung begriffen, und nicht, wie jene, ein fertiger Verlauf. Das eigentliche Mittelalter beginnt mit dem Todesjahre des Ostgothen Theoderich (526) und endet mit der Eroberung Konstantinopels (1453). Nach Theoderichs Tode hört zunächst im Abendlande beinahe aller Einfluß Griechisch-Römischer Bildung auf und mit dem Sturze der Hauptstadt des Byzantinischen Reiches wird die Gränzscheide der mittelalterlichen und der neuen Zustände und Verhältnisse gesetzt. Denn mit diesem Gränzpunkte erhält das Osmanenthum Bürgerrecht in Europa, tritt der alte fanatische Glaubenshaß mehr in den Hintergrund und erhebt sich der durch die flüchtigen Griechen im Abendlande genährte Geist der Wissenschaft, welcher in der kurz vorher erfundenen Buchdruckerkunst eine schnellere, allgemeinere und ungehindertere Verbreitung erhält. Die Entwicklung des Mittelalters in Europa findet durch die wälschen (romanischen) und teutschen Germanen und in untergeordneter Weise auch durch die Slaven, in Asien und Afrika durch die morgenländischen Geschlechter statt. Den Völkern des Abendlandes wird der Entwicklungsgang durch die Einflüsse des Christenthums, den morgenländischen durch den Islam vorgezeichnet. Jene, nach den angedeuteten Stämmen, bilden in allen Strömungen der Zeit einen festen,

ausdauernden Kern, der in immer freierer und edlerer Gestaltung einer großen Bestimmung für die Zukunft entgegenreift. Diese, nach starkem Anprall weltstürmender Eroberung und Zerstörung und, nachdem sie selbst eine Zeit lang Lehrmeister Europa's in Wissenschaft und Kunst gewesen sind, treten zuletzt, in Sinnlichkeit und Thatlosigkeit versunken, immer mehr von dem Schauplätze weltgeschichtlicher Ereignisse zurück.

Das seine Hauptentwicklungsmittel im Christen- und Germanenthum findende Mittelalter ist wesentlich von seiner Vergangenheit im Alterthume und von seiner Zukunft in der Neuzeit verschieden. Das Alterthum sucht und findet das Göttliche in der Natur; ihre schönste Gestalt, der Mensch, ist auch die Form für seine Gotttheit. Die Religion erscheint hier in der geistlichen Körperschaft als ein Bedürfniß des Staates und die Priesterschaft bildet keine vom Staate unabhängige oder gar über diesem stehende Kaste. Im mittelalterlichen Christenthum hat sich der Geist, in Feindschaft mit der Natur, von dieser losgerissen und will sich in diesem strengen Gegensatz und der unbedingten Trennung des Stofflichen und Geistigen zum Göttlichen erheben. Der Glaube an die Offenbarungslehre führt zu einer ständigen, durch die Weihe von allen andern Menschen geschiedenen Priesterschaft, welche sich des ausschließenden Besitzes nicht nur der Geheimlehren der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung, sondern auch der von diesen abhängig gemachten Wissenschaft rühmt. Die geistliche Herrschaft des Mittelalters, durch die Ehelosigkeit von dem den Menschen an das Gemeinwesen knüpfenden Bande losgerissen, in Folge des Lehenwesens durch den Gewinn weltlicher Fürstenthümer verstärkt, eignet sich nach ihrer neuen, mit dem Namen des Christenthums bezeichneten Lehre ein doppeltes, ein geistliches und weltliches Schwert zu. Sie gibt den Fürsten ihre Länder zu Lehen, setzt sie ein und ab, spricht die Unterthanen vom Eide der Treue los, und macht den Widerspänstigen nicht blos Besitz und Glück auf dieser Erde, sondern auch die Hoffnung auf die von dem Christenthum allen Rechtschaffenen verheißene jenseitige Seligkeit streitig. Ja, sie hält es sogar in allem Ernste für eine heilige Pflicht, Andersdenkende, wenn sie es bei aller Anstrengung ihrer Verstandes- und Willenskräfte einmal nicht zum Glauben an die Satzungen der Kirche bringen konnten, einzukerkern, zu martern und in schauer- und schreckenvoller Weise hinzurichten. Die höheren Würdeträger unter den Geistlichen entscheiden durch Stimmenmehrheit auf Versammlungen über Glauben und Verfassung der Kirche. Der Aberglaube, von der Magie nicht wenig genährt, dient als Hauptmittel zur unbedingten Seelenherrschaft. Auf

Grundlage der alten astronomischen Anschauungen und beschränkter Natur- und Weltkenntniß macht man die Erde zum Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, die äußere Erscheinung des die Erde umgebenden Luftgewölbes zu einer festen Decke, an welcher man Sonne, Mond und Sterne entweder befestigt denkt oder als Planeten um die Erde kreisen läßt. Jenseits der festen Himmelsdecke ist nach dieser Anschauung der Raum der Seligen, der Aufenthalt des sinnlich aufgefaßten Gottes und der guten vorweltlichen Geister oder Engel, in der Mitte des Erdkörpers ein dunkler, nur vom Flammenmeer der Qual erleuchteter und erhitzter Raum, in welchem Satan mit den gefallenen Engeln oder Teufeln, den Unterwerfmeistern seiner Thätigkeit, herrscht, der Wohnort der Verdammten. Zwischen der Erdruste und der Himmelsdecke hausen, wie man sich weiter vorstellt, die Mittel- oder Elementargeister, nach den von den Griechen angenommenen vier Urstoffen in Erd-, Wasser-, Luft- und Feuergeister geschieden, ein für die Zauberei und die ihr dienende Einbildungskraft weit geöffneter Feld.

Auch in staatlicher Hinsicht zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Alterthum und dem Mittelalter. Im Griechenumd Römerthume, den höchsten Entwicklungen der alten Welt, erscheinen freie vereinzelte staatliche Gemeinwesen, von denen jedes in seiner Weise seine freie Bahn geht. Die höchste Entwicklung der staatlichen Kraft des Alterthums ist der Republikanismus, sich bald mehr als Volksherrschaft, bald als Herrschaft Bevorzugter gestaltend. Im Mittelalter herrscht im Abendlande ein durch Adel und Priesterthum beschränktes fürstliches Lehenwesen, im Morgenlande unumschränktes, im arabischen Chalifate selbst weltliche und geistliche Gewalt in einer Person einigendes Fürstenthum. In der alten Welt gilt das allgemeine Gesetz, der allgemeine Wille und der Einzelne verliert diesen gegenüber alle seine Bedeutung, während an der Hand des Christenthums schon im Mittelalter die einzelne Persönlichkeit ihren Werth und ihre Bedeutung gewinnt. Den alten Griechen und Römern waren alle Fremden Barbaren, im christlich-kirchlichen Glauben erkennen dagegen besonders die wälschen (romantischen) und teutschen (germanischen) Stämme ein alle Völker zu einem großen Ganzen verknüpfendes Band. Einen Haupthebel für eine freiere Gestaltung seines staatlichen Lebens erhält das Mittelalter ferner in dem seit dem 12. Jahrhunderte dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber sich entwickelnden Bürgerstande und dem damit zusammenhängenden bürgerlichen Gemeinwesen.

Wie sich so das Mittelalter in der Vielseitigkeit seiner Entwicklung vom Alterthume unterscheidet, so steht es auch wieder als ein für sich abgeschlossenes Ganzes der Neuzeit entgegen.

Der bedeutendste Lebenskeim für die weitere Entwicklung des Mittelalters liegt in der den Völkern des abendländischen Romanen- und Germanenthums eigenthümlichen Kraft, welche in diesem Zeitabschnitte vor der Hand als Kraft des Glaubens, des Gemüths und der ritterlichen Heldenthätigkeit erscheint. Die in den Barbaren noch schlummernde Kraft der Vernunft zeigt sich entweder in scharf- und tiefsinnigen Lehrgebäuden der Scholastik oder Mystik, welche, sich an den Glauben haltend, diesen mit dem Verstande oder dem Gemüthe zu einer neuen eigenthümlichen Weltanschauung verarbeiten, oder sie tritt in einzelnen Ausnahmen dem Kirchenglauben entgegen und düngt mit dem Blute ihrer Bekenner einstweilen den Boden für eine reichere Saat der Zukunft. In der Neuzeit ist es diese Vernunft, welche die Fesseln des bloßen und blinden Auktoritätsglaubens immer mehr abstreift, und in Staat, Kirche, Religion, Wissenschaft und Kunst den Einzelnen und Völkern und durch diese der Menschheit neue, großartige Bahnen der innern und äußern Lebensentwicklung bricht. Während das Alterthum sich einseitig an die Natur, das Christenthum des Mittelalters an den von dieser losgerissenen und ihr feindlich entgegengestellten Geist hält, ist es die Aufgabe der neuen Zeit, in der Natur den ewig frischen, schöpferischen Geist und im Geiste sein ewiges, immerdar gleich schönes, wahres und gutes Produkt, die Natur, nachzuweisen, die innere lebendige Einheit der Natur und des Geistes zu zeigen, und so die schroffen einseitigen Gegensätze beider durch das mit der Reformation aus seinem Schlummer erwachende Christenthum zu versöhnen. Die Vernunft findet unter der Leitung desselben in der Natur den Geist, im Geiste die Natur. Sie hat in den die Kraft des Ritterthums und des Glaubens vereinigenden Kreuzzügen zur Kenntniß neuer Menschen, Gedanken, Länder und Naturproducte geführt, durch diese neuen Verbindungen des Morgen- und Abendlandes Handel und Schifffahrt gehoben, die Berührungspunkte der auf verschiedenen Bildungsstufen stehenden Völker vermehrt, sich unter der Leitung morgenländischer Gelehrter, zumal im arabischen Spanien, für das Abendland durch Neubildung in klassischer Weltweisheit, Natur-, Stern- und Heilkunde für spätere Entwicklung vorbereitet, durch die Versuche, die Satzungen des Glaubens mit ihren Forderungen in Einklang zu bringen, immer mehr gekräftigt. Sie fand in dem Bürgerstande und seinen Genossenschaften ein neues Lebenssele-

ment gegenüber den Vertretern des mittelalterlichen Lebens, dem Adel und der Geistlichkeit. Sie endlich bereitete sich zu spätern Anläufen in den seit dem Ende der Kreuzzüge für sie glücklicheren Kämpfen des Fürsten- und Papstthumes vor, und wenn auch die Kriege der Altgläubigen und der sogenannten Ketzer vorerst nicht glücklich für letztere, meist die Vertreter einer freieren und vernünftigeren Geistesentwicklung, ausschlugen, so dienten sie doch, wie alle Hemmnisse, bei Einzelnen und Völkern, die wuchtige, in ihnen liegende Kraft der Vernunft zur immer weitem Entwicklung zu bringen. Eine Reihe von günstigen Ereignissen halfen dieser Kraft und förderten sie inmitten aller ihr entgegen wirkenden Hindernisse, die Eroberung Konstantinopels und Griechenlands durch die Osmanen, welche die byzantinische Gelehrsamkeit und das klassische Studium auf den lebensfrischeren und lebenskräftigeren Boden des Abendlandes drängte und dadurch das bald beinahe ganz Europa ergreifende Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien hervorrief, die ein Jahrhundert vorher stattgefundenen, erst jetzt durch Vervollkommenung des Feuerwefehrs in volle Anwendung tretende Erfindung des Schießpulvers, welche den festen Denksäulen des Mittelalters, den Ritterburgen, ein Ende machte und durch neue Kriegsführung auch neue staatliche Verhältnisse schuf, die alle Forschungen schneller und weniger kostspielig verbreitende Buchdruckerkunst, die den Gesichtskreis und die Thatkraft der Vernunft ins Unberechenbare erweiternde Entdeckung Amerika's und des Wasserweges um die Südspitze Afrika's nach Ostindien, endlich die seit dem großen abendländischen Kirchenschisma, welches dem Ansehen des Papstthums einen Hauptstoß gab, immer zahlreicheren Kämpfe zwischen dem mittelalterlichen Systeme des blinden Auktoritätsglaubens und der Forschung der Vernunft in Schrift, Weltweisheit und klassischem Alterthum. Sie fand ihren den glücklichen Ausgang verheißenden Ausdruck in der sächsischen und schweizerischen Reformation. Nach langem Kampfe erhielt das sächsische Bekenntniß der Glaubens- und Kirchenverbesserung im Passauervertrag (1552) und im Augsburgerischen Religionsfrieden (1555) seine staatliche Berechtigung. Damit waren die so viele Jahrhunderte lang als ketzerisch und aufrührerisch bezeichneten Entfesselungsversuche der Vernunft in den von ihr gewonnenen Anschauungen der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung vom Staate anerkannt und mußten nothwendig auf die Stellung des Staates zur Kirche zurückwirken, ja, diese Stellung war schon mit der bloßen staatsrechtlichen Anerkennung der Reformation eine wesentlich andere. Die Selbstständigkeit der Staaten war die Folge, die Kraft des Adels wurde durch die neue Kriegsführung und den Bund der freien

Städte gebrochen. An die Stelle des fürstlichen Lehenwesens trat die Monarchie, der Einfluß der Geldmacht stieg mit Handel und Verkehr und den neu entdeckten Goldquellen. Der Stand des Adels, der Geistlichkeit, das Bürger- und Landbauernthum boten früher oder später die Elemente, aus denen das konstitutionelle Leben der Völker, eine Forderung der Neuzeit, hervorgehen mußte. Ist doch jeder nach der herrlichen, dem Christenthum eigenthümlichen Idee eines Reiches Gottes auf Erden ein Bürger dieses Reiches, wenn er will, d. h. wenn er seinen Sinn ändert und mit dem Hinblick auf den für seine Ueberzeugung gestorbenen Welterlöser sich frei macht im Geiste von Sünde und Tod der Erkenntniß und des Gefühls, des Willens und der That. Bilden doch alle in diesem Reiche eine große Gesamtheit, die alle, alle umschließen soll, Einzelne, Gemeinden, Geschlechter und Völker, im Verhältniß der Brüder zu einander, der Kinder des ewigen, alle zu einander bindenden Gottesgeistes, vereinigt durch die Gesinnung, das innere Gutwollen, das Streben nach Gottähnlichkeit. Alle volksthümlichen und volksfreundlichen Elemente liegen, wie der Kern in der Schale, im Christenthume eingeschlossen und erhalten nur durch dieses ihre Weihe. Nicht in einem einzelnen Glaubensbekenntnisse, sondern in dem obersten Grundsatz, der die Reformation schuf, der Glaubens- und Gewissensfreiheit, dem Rechte der freien Vernunftforschung gegenüber dem blinden Auktoritätsglauben lag jene Kraft, welche die Scholastik des Mittelalters stürzte, der Weltweisheit und allen Wissenschaften neue, ungemessene Bahnen brach. Die feste Himmelsdecke verschwand durch die Astronomie, die Erde wurde aus dem Mittelpunkt der Schöpfung gerückt, drehte sich mit den andern Planeten in der neuen bescheidenen Stellung um die Sonne, und eine Unendlichkeit von Sonnen und Planeten in den neuen Himmelsräumen mußte nothwendig der ganzen Welt- und Naturanschauung eine veränderte Richtung geben. Die Vernunft wurde nicht als Feindin der Religion, sondern als das Werkzeug ihrer und jeglicher Erkenntniß bezeichnet.

So sehr aber auch die drei Hauptzeiträume des Alterthums, Mittelalters und der Neuzeit geschieden sind, so unterliegen sie doch, wie Alles, was der Geschichte angehört, dem Entwicklungsgesetze der Stetigkeit und des Pragmatismus. Nach jenem ist nirgends eine Lücke, sondern überall eine Verbindung des Vorausgegangenen mit dem Nachfolgenden durch ein Moment des Ueberganges, nach diesem ist jede Entwicklung immer zugleich Ursache in Beziehung auf die spätere und Wirkung hinsichtlich der früheren. Rom und Griechenland

lebten auch im Mittelalter als Hebel der Bildung fort und traten erst wieder in der Neuzeit in den Vordergrund; auch in der Neuzeit wirkte und wirkt die Kraft unserer mittelalterlichen Vorfahren, man hält sich an ihre Errungenschaften und baut auf ihnen fort, man beseitigt die Mängel und Gebrechen, welche jener Zeit eigenthümlich waren. Nicht auf einmal wurde die alte Welt Mittelalter, so wenig, als urplötzlich aus dem Mittelalter eine neue Zeit entstand. Jeder dieser Zeiträume hat seinen Uebergang.

Alle diejenigen Elemente, welche über den Trümmern der griechisch-römischen Welt allmählig als neue Entwicklungshebel der Menschheit das Christen- und Germanenthum setzten und dadurch das Mittelalter vorbereiteten, liegen in den zwei Jahrhunderten von der Alleinherrschaft Konstantins des Großen bis zu des Ostgothen Theoderichs Tode (323 — 526). Die mächtigen Kämpfe jener Zeiten haben das Mittelalter nach und nach herbeigeführt.

In ähnlicher Weise zeigt sich in dem Jahrhundert von der Eroberung Konstantinopels (1453) bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555) der allmähliche Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit.

Der Zeitraum dieses Ueberganges, welcher in dem nachfolgenden Werke behandelt wird, gehört zu den inhaltreichsten und in seiner Stellung zur Vergangenheit und Gegenwart bedeutungsvollsten Abschnitten der Geschichte. Er ist es, welcher alle Kräfte und Zustände der europäischen Menschheit zur allmählichen Reife für die Zeit brachte, welcher wir selbst mit Vaterland, Volk, Staat, Wissenschaft und Kunst, mit allen ihren Bestrebungen, Leistungen und Lebenskeimen für die Zukunft angehören. Wie in unserer Zeit, richten sich auch in diesem Zeitraume die Augen aller Fürsten, Regierungen und Völker auf Italien und den Orient. Wie in unserer Zeit, werden auch hier auf dem gleichen Schauplatz die Hauptkriege durchgekämpft. Auch hier handelt es sich um die Lombardei, Venetien, Florenz, den Kirchenstaat und Neapel. Es wird mit heißer Kriegswuth auch in diesem Zeitraume am Po, am Mincio, an der Adda und am Oglio gestritten. Auch hier erhalten Mailand, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Mantua, Bologna, Verona, Peschiera, Novara, Villa Franca und viele andere in unserer Zeit so oft genannte Namen eine geschichtliche Bedeutung. Nicht um die Einheit und Unabhängigkeit Italiens wird aber hier Krieg geführt, sondern um den Besitz und die Theilung dieses Landes durch auswärtige Monarchen. Wohl taucht auch in diesen Kriegen um Italien in einzel-

nen kräftigeren Naturen der Gedanke an die Einheit und Unabhängigkeit Italiens auf; aber es ist gerade ein Papst (Julius II), der mehr das Schwert, als die Feder führt, welcher dafür mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft wirkt.

Was den Orient betrifft, kämpft man nicht, wie in unserer Zeit, mit den Türken, sondern bietet Alles gegen sie auf, vertreibt sie aus dem Südwesten Europa's, schwächt und drängt sie im Nordwesten Afrika's zurück, wehrt sich, so gut man kann, gegen die Wucht des von Osten immer mehr herandrängenden Türkenstromes, während man in unserer Zeit das abgelebte Osmanenthum, welches man jeden Augenblick zu erdrücken im Stande ist, in seinem europäischen Bürgerrechte mit all seinen Gebrechen aus Staatsklugheit in Schutz nimmt. Die Verhandlungen mit Rom spielen auch in diesem Zeitraume des Ueberganges eine Hauptrolle und bieten viele oft sehr anziehende Vergleichungspunkte für die Gegenwart. Auch die demokratischen Elemente regen sich, wie im Bundschuh, im Vereine unter dem Banner des Käse und Brod, in dem Bauern- und Wiedertäuferkriege und geben dem aufmerksamen Beobachter mancherlei Aehnlichkeits- und Unterscheidungsmomente gegenüber den Bewegungen unserer Zeit. Hinsichtlich der katholischen Fürsten und Regierungen, namentlich aus dem Hause Habsburg, und der Anhänger der Glaubens- und Kirchenverbesserung zeigt das Liberalkabinet Bestrebungen, die in mancher Beziehung an unsere Zeit erinnern, und da, wo sie in ihren Aeußerungen von derselben verschieden sind, mehr deshalb anders erscheinen, weil die gleiche Berechtigung des protestantischen Glaubens der allseitigen Durchführung der hierarchischen Grundsätze im Wege steht.

Dieser schon an und für sich anziehende Uebergang des Mittelalters in die Neuzeit erweckt in vorliegender Darstellung als ein Werk eines der bedeutendsten Geschichtschreiber Deutschlands eine besondere Theilnahme.

Johann Friedrich Christoph Kortüm, geb. am 24. Febr. 1788 zu Eichhorst, einem Dorfe in Mecklenburg-Strelitz, Sohn eines dortigen lutherischen Pfarrers, an den Hochschulen zu Göttingen und Heidelberg durch Plank, Heeren, Wilken, Creuzer, Heinrich Voss für die Wissenschaft gebildet, in den Befreiungskriegen als freiwilliger Preussischer Jäger für das deutsche Vaterland kämpfend, hatte schon durch seine ersten bedeutenderen geschichtlichen Forschungen — Friedrich I von Hohenstaufen oder der Rothbart (1818) und Geschichte der hellenischen Staatsverfassungen (1821) — die Freunde und Kenner des geschichtlichen Studiums zu den schönsten Erwartungen berechtigt. In vollem Maaße

wurden diese durch seine nachfolgenden geschichtlichen Hauptwerke: „Die Entwicklungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter“ (drei Bände, 1827—1829), seine „Geschichte des Mittelalters“ (2 Bände, 1836 u. 1837), seine „römische Geschichte von der Urzeit bis zum Untergange des abendländischen Reiches“ (1843), seine „Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergange des achäischen Bundes“ (2 Bände 1854) und viele andere kleinere geschichtliche Forschungen erfüllt. Kortüm verbindet in diesen Arbeiten, die ihm einen bleibenden, berühmten Namen in der Reihe deutscher Geschichtsschreiber für alle Zeiten sichern, eine eben so gewissenhafte, als gründliche und allseitige, von den umfassendsten sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen zeugende Quellenforschung mit einer geistvollen Auswahl, Zusammenstellung und Behandlung des geschichtlichen Stoffes. Sein Werk über das Mittelalter war es vorzugsweise, das den eben so geist- und gemüthvollen, als hoch gebildeten Großherzoglich-Badischen Staatsminister, Freiherrn von Reizenstein, bestimmte, seine Berufung von der Stelle eines ordentlichen Lehrers der Geschichte an der Hochschule in Bern zur gleichen Stellung in Heidelberg (1840) nach Kräften zu befürworten. Seit er als ordentlicher Lehrer der Geschichte in Heidelberg seine Geschichte Griechenlands herausgegeben hatte, also seit dem Jahre 1854 arbeitete er unverdrossen an der Herausgabe eines neuen Werkes, welches den für unsere Zeit so überaus wichtigen und beziehungsvollen Zeitraum des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit umfassen sollte. Schon hatte er einen sehr großen Theil desselben in Kleinschrift und, noch einmal von ihm selbst genau durchgesehen, vollendet, als er mitten in seiner Wirksamkeit in Folge eines organischen Herzübels dem Staate, der Wissenschaft, seiner Familie und seinen Freunden durch den Tod entriffen wurde (4. Juni 1858)*). So hatte er im

*) Noch fand sich im Nachlasse Kortüm's eine zum Abdrucke fertige Sammlung seiner kleinen historischen Schriften. Unter den ungedruckten Aufsätzen derselben sind hervorzuheben: „Windars politische und philosophische Lebensanschauung; Charakteristik des Thukydides; zur Geschichte der antiken Kunst oder Rückblick auf plastische Werke des ehemaligen Museums Napoleon in Paris nach Tagebüchern und Erinnerungen an das Jahr 1814; das gleichartige und abweichende Element der Spanisch-Römischen Dichterschule in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus oder Beiträge zur Charakteristik des Gajus Silius Italicus, Marcus Annäus Lucanus und Valerius Martialis; Johanna Gray, neuntägige Königin der Engländer nach ihrem Leben und ihren Schriften.“ Von den gedruckten, welche meist vor längerer Zeit

Ganzen vier Jahre zur Ausarbeitung eines Werkes verwendet, von dessen gänzlicher Vollenbung seine rastlose Thätigkeit nur durch den Tod abgehalten werden konnte. Das Werk, welches der Unterzeichnete als Herausgeber den Freunden der Geschichte vorlegt, wurde nach folgendem Plane von Kortüm ausgearbeitet. Es umfaßt den reichhaltigen Stoff in vier Büchern. Das erste Buch enthält den politischen, das zweite den commerciellen und industriellen Uebergang, das dritte gibt den Uebergang der Wissenschaft, Kunst und sittlichen Bildung, das vierte endlich stellt den religiös-kirchlichen Uebergang dar. Die einzelnen Bücher zerfallen wieder in Hauptstücke nach Maassgabe der Verschiedenheit des Stoffes und der Zeit, wie dieses die Aufschriften und das ausführliche Inhaltsverzeichnis zeigen. Das Ganze ist auf zwei Bände berechnet, von denen der erste die zwei ersten, der letzte die zwei letzten Bücher bietet. Jener gibt gleichsam die äussere, dieser die innere Seite des Ueberganges. Mit dem politischen Uebergange wird natürlich auch die militärische Seite verbunden. Es werden in demselben die burgundischen Kriege, die Kriege der Franzosen, Deutschen, Spanier und Schweizer in Italien, der große Schwaben- oder Schweizerkrieg, die Kämpfe mit dem Islam in Spanien und Portugal, dem Nordwesten Afrika's, im Osten Europa's und dem Westen Asiens dargestellt. Ueber die Gruppierung derselben gibt die von Kortüm selbst verfasste, dem ersten Hauptstücke des ersten Buches vorausgehende Einleitung Rechenenschaft. Im zweiten Buche werden die Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen, Amerika, die neu entdeckten Theile an den Küsten des westlichen und südlichen Afrika und in Ostindien dargestellt. Das dritte gibt uns ein inhaltreiches Bild der Literatur, Kunst und der Volksbildung. Während der politische Uebergang mit den Anfängen der Regierung Karls V. endigt, beginnt der religiös-kirchliche, welcher den ganzen Verlauf der Reformation bis zum Augsburger Religionsfrieden (1555) umschließt, mit der Regierung Karls V. und enthält also auch mit der religiösen Entwicklung die mit dieser im Zusammenhange stehende politische und militärische Thätigkeit, so daß dieses letzte Buch, als den Uebergang in allen seinen Theilen zum Abschlusse führend, als das wichtigste erscheinen muß.

in schweizerischen Journalen erschienen und dem größern Publikum unbekannt sind, nennen wir hier nur „den Herzog von Alba und die Schweizerische Evangelische Eidgenossenschaft, meistens aus ungedruckten Papieren“ u. s. w. Der Herausgeber hofft, auch diese Sammlung den Freunden der Geschichte recht bald übergeben zu können.

Die zwei ersten Bücher (der vorliegende erste Band), das zweite Buch und die zwei ersten Hauptstücke des vierten und letzten Buches bis zum Reichstage in Worms 1521 (einschließlich) im zweiten Bande sind (Text und Anmerkungen) von Kortüm verfaßt. Einzelne, von dem Unterzeichneten hinzugefügte Anmerkungen werden durch die denselben am Ende beigefügten Buchstaben R. M. von den Anmerkungen des Verfassers unterschieden. Die zwei letzten Hauptstücke (das dritte und vierte des vierten Buches oder des religiös-kirchlichen Ueberganges vom Reichstage in Worms 1521 bis zum Augsburger Religionsfrieden) stammen in Text und Anmerkungen von dem unterzeichneten Herausgeber, einem vieljährigen Kollegen und Freunde des Verfassers, welchem derselbe schon bei Lebzeiten das von ihm verfaßte Werk zur Durchsicht übergab, und der von den Erben desselben mit der Fortsetzung und Vollendung dieses wichtigen, noch erübrigenden Theiles beauftragt wurde. Außerdem wurden Seitentitel und ein alphabetisches Personen- und Sachregister, welches am Schlusse des zweiten Bandes folgen soll, von dem Herausgeber hinzugefügt. Da er selbst eine Reihe von Jahren im Gebiete der christlichen Religions- und Kirchengeschichte als Lehrer und Schriftsteller wirkte und sich darum mit dem hier zu behandelnden Gegenstande vertrauter fühlte, so unterzog er sich mit Freude aus Gründen der Freundschaft und des wissenschaftlichen Berufes dem mühsamen Geschäfte. Dem Werke wurde die Aufschrift: Geschichte Europa's im Uebergange aus dem Mittelalter in die Neuzeit gegeben, weil von Europa allein dieser Uebergang ausgeht und alle anderen Welttheile nur in so ferne hier ihre Bedeutung erhalten, als sie den Schauplatz für die Thätigkeit der Europäischen Menschheit bilden. Was den von Kortüm selbst verfaßten größeren Theil des Werkes betrifft, so hat derselbe, wie in allen seinen geschichtlichen Forschungen, durchaus aus den Quellen des ersten Ranges, wie Kenner sich überzeugen werden, mit großer Sachkenntniß und mit scharfem kritischen Vermögen gearbeitet. Eine Menge von bisher unbekannten geschichtlichen Erkenntnissen wird uns in diesem wichtigen Theile der Geschichte geboten, welche neue Anschauungen und überraschende Blicke in das Leben und den Entwicklungsgang der Völker dem aufmerksamen Leser eröffnen und durch die ungewöhnliche geschichtliche Detailkenntniß des Verfassers um so anziehender werden. Die Anordnung, Behandlung und Durcharbeitung des Stoffes ist ganz eigenthümlich und neu, und es ist kein geschichtliches Werk vorhanden, das uns, wie dieses, auf solches Quellenstudium gebaut, eine ausschließliche Behandlung eines so überaus inhalts-

reichen Zeitraumes böte. Auch die Form, an welcher bisweilen in einzelnen Werken des Verfassers die Glätte und Abrundung vermisst werden, ist so gelungen, daß man gerade diese Arbeit mit Fug und Recht zu den vorzüglichsten desselben zählen kann. Die Quellen sind so in den Text hineingearbeitet, daß man sie nicht selten an kennzeichnenden Stellen wörtlich in der Naivetät des eigenen Ausdrucks sprechen läßt. Wo es nöthig erscheint, deuten die Anmerkungen den Weg der leitenden Quellen für die verschiedenen Stoffe und die dazu gehörigen Hülfsmittel aus neuerer und neuester Zeit an. Fremdwörter wurden durch Ausdrücke unserer bildsamen, wortreichen Sprache ersetzt. Wo Quellenstellen wörtlich angeführt sind, werden die in fremder Sprache geschriebenen im Texte in deutscher Uebersetzung gegeben, in den Anmerkungen die deutschen ohne Veränderung der Orthographie und Interpunction, die fremden im Originale mitgetheilt.

Ueberall wurden die Stimmen der Zeitgenossen kritisch gewogen und sorgfältig zur Grundlage eines lebensreuen Bildes der Ereignisse gelegt. Außer den von Fortüm für die zwei ersten Hauptstücke des ersten Buches S. 90 u. 91 angegebenen Quellen und Hülfsmitteln, den Memoiren des Philipp von Comines, Olivier de la Marche, Jacques du Clerq, der Chronique du roy Loys onzieme, den Chroniken von Anshelm und Sebastian Francke, dem burgundischen Kriege des Diebold Schilling, Grünbecks Gesch. Friedrichs III und Maximilians I u. s. w. wurden für die vier nachfolgenden Hauptstücke des ersten Buches im Verlaufe der Darstellung benutzt die Memoiren des Chevalier Bayard, du Bellay's, von Chroniken die chroniques belges inédites, die Chronica Hungar. von Thwroc (Turocz, 1473), del Pulgar's († 1490) cronica de los reyes catolicos, Bullingers MS. Chronicon, das Tagebuch des Nicolo Barbaro (assedio di Constantinopoli), Stollers Erfurtisch-Thüringische Chronik, die Geschichtschreiber Chalcocondylas (Laonikos, 1462, de rebus Turcicis), Ducas, Ioannes, (1462), Aeneas Sylvius (1405—1464), Phranzes (Georg 1465), Marino Barletio (Scodrensis, 1467), Galeotto Marzio (a. Narni, 1478), Manzano (Pietro a. Palermo, † 1492), Callimachus (experiens 1496), Bonfini (Anton a. Astoli † 1502) Marinus Siculus (1486—1503), Pontano (Siviano (1426—1503), Bernaldez (Anor., zu los Palacios, 1483—1513), Antonius Rebriffensis († 1522), Tubero (Rudov. 1490—1522), Petrus Marthyr (d'Angliera, 1455—1525), Brodericus (Stephan. 1526), Machiavelli

(Nicolo, 1527), Pirkheimer (Bilibald, 1470—1530), Guicciardini (1482—1540), Bembo (Pietro, 1470—1547), Bizarus (Petr. 1550), Rardi (n. 1555), Zurita (1512—1580), Gomez (de Castro, Alvarez † 1580), Busbequius (1522—1592), de Reva (Petr. 1590), Thuanus (de Thou, Jac. August. 1544—1607), Isthuanfi († 1608), Katona (1599—1610) u. s. w., ferner die Lebensbeschreibungen von Georg († 1527) und Kaspar († 1537) von Grundberg und von Götz von Berlichingen († 1562), die Gesch. der arabischen Dynastien in Spanien von Makkarri (1585—1631) nach Sahangos engl. Uebersetzung, sodann urkundliche Darstellungen oder Mittheilungen von Zeitgenossen in den Sammlungen des Stuttgarter literar. Vereins, wie die Reise des Böhmen Leo von Rozmital, 1465—1467, Pius II de viris illustribus, die Urkunden des schwäbischen Bundes u. s. w., bei Albéri (relazioni degli ambasciatori Veneti, Firenze, 1855), in der Chronikensammlung von Petitot, in dem recueil des traités, bei Schwandtner (scriptor. rer. Hungar.), Raynald (annal. eccles.), Lafuente (histor. gen. de España), in den Geschichtswerken von Horvath, Mai-lath, Zinkeisen und v. Hammer, in Balthasars Helvetia und im Schweizerischen Museum u. s. f. In der Schweizerischen Geschichte war besonders Anshelms Bernerchronik (b. 1526) maßgebend. Damit wurden die wichtigen handschriftlichen Auszüge aus dem Berner Lehenarchive verglichen. Im zweiten Buche leiteten den Verfasser die Berichte des Columbus von Navarrete, des Ferdinand Cortez nach der Uebers. von Koppe, Petrus Martyr (1455—1525), das opus epistolarum und de insulis nuper inventis, Oviedo (Gonsalvo Fernandez, 1478—1548), Gomara (Franc. Lopez, 1550), Castañeda (Fern. Lop. 1552), Zarate (Augustin, 1543, historia del descubrimiento y conquista del Peru, Antwerp. 1555), Barros (1496—1570), Albuquerque (Alf. 1570), Osorius (Hier. 1571), de la Vega (Garcilasso † 1616) u. s. w., die Urkunden in Muñoz (histor. del nuevo mundo), Alexander von Humboldt's krit. Untersuchungen über die histor. Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt, Prescott's Werke über Mexico und Peru, Müllers Gesch. der Amerikanischen Ureligionen (1855), Rossell's de Lorgue's (Christophe Colomb, 1856) u. s. w. Die Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen von Desc. Peschel (1858) wurde ihm nicht mehr bekannt. Das dritte Buch ist aus der Literatur des dargestellten Zeitalters in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst gearbei-

tet. Dem vierten Buche legte der Herausgeber außer Anshelms und Francke's Chroniken, der Selbstbiographie Schärtlins von Burtenbach, den Werken der Reformatoren, den Quellenwerken von Sleidan, G. Spalatin, Sarpi, Pallavicino (Sforza), Hortleder, Raynald (Odric.), Sedendorf, von der Hardt, Löschner, J. G. Walch, de Wette, Förstemann u. s. w., und den Hülfsmitteln von Plank, Ranke, Rommel, Langenn, Neudecker u. s. f. auch den Briefwechsel Karls V und seiner Zeitgenossen nach den Sammlungen von Lanz, Heine, Bradford und Gachard zu Grunde.

So mögen denn nun die nachfolgenden Blätter für sich selbst sprechen. Sie schildern jene Zeit, in welcher neue wissenschaftliche, religiöse, staatliche, künstlerische und sittliche Weltanschauungen den Aufbau eines mehr, als tausendjährigen Reiches zerstörten und nach wiederholten Wehen jene Stoffe zu Tage förderten, aus denen unsere Zeit mit allen ihren Kräften, Strebungen, Leistungen und Errungenschaften hervorging, die Zeit der Neugeburt des Geistes durch den Untergang des Mittelalters, auf welchen Rortüm (Gesch. des Mittelalters, II, 571) die Worte seines Lieblingsdichters Aeschylus (Prometh. v. 1085) anwendet:

„Ja, nun in der That, nicht ferner im Wort,
Aufschwankte sein Grund.“

Heidelberg, am 3. Oktober 1860.

R. A. v. Reichlin-Meldegg.

Inhalt.

Erster Band.

Erstes Buch.

Der politische Uebergang.

- Einleitung S. 1—6
- Erstes Hauptstück. Neuburgunds Gefahren und Fall, erste Hälfte. Blick auf die Lage. Frankreich. Ludwig XI., Neuburgund und Karl, der Kühne. Das Deutsche Reich unter Kaiser Friedrich III. Die schweizerische Eidgenossenschaft. Bündnisse für und gegen Burgund. Ausbruch der Feindseligkeiten S. 7—41
- Zweites Hauptstück. Neuburgunds Gefahren und Fall, zweite Hälfte. Der Schweizerisch-Burgundische Krieg. Schlachten bei Grandson, Murten und Nancy. Karls, des Kühnen, Tod. Burgunds Fall und Rückwirkung desselben auf die Staaten- und Sittenverhältnisse Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz. Stanser Verkommniß und Waldmann'scher Aufbruch daselbst S. 42—91
- Drittes Hauptstück. Einbruch der Fremden in Italien seit Karls VIII. Heerfahrt 1494. Blick auf die Lage und Stimmung Italiens. Ursachen und Verlauf des ersten französischen Zuges auf Neapel. Politisch-religiöse Bewegung in Florenz unter Savonarola und Tod desselben. Nachfolge und Mailändischer Plan Ludwigs XII. Sturz der Sforza's und Besitznahme Mailands durch die Franzosen. Wesen und Entwürfe des Kaisers Maximilian gegenüber Italien und der Schweiz im j. g. großen oder schwäbischen Kriege. Französisch-spanischer Theilungsvertrag in Betreff Neapels. Lage Spaniens unter Ferdinand und Isabella, den katholischen Königen. Zwist über Neapel zwischen Frankreich und Spanien. Alexanders VI. Pläne und Tod. Nachfolge und Entwürfe des zweiten Julius. Nationale Unabhängigkeit Italiens und die Liga von Cambray wider Venedig. . S. 92—178
- Viertes Hauptstück. Weitere Kämpfe um Italien seit der Liga von Cambray. Die Liga von Cambray zwischen der Kirche, Frankreich, Spanien, dem Deutschen Reich nach ihren scheinbaren und wirklichen Gründen (Dec. 1508). Venedigs Gegenstreben, Mißgeschick bei Agnadello, Noth und Rettung (1509). Der italienische Befreiungsplan des Papstes Julius II., sein heiliger Bund mit Venedig, der Eidgenossenschaft, Spanien und später auch England wider Frankreich und den Kaiser (1511, Weinmonat). Kirchenversammlungen zu Pisa und Rom, Fall Brescia's, Sieg der Franzosen und Deutschen bei Ravenna über die Liguisten, Schweizerzug nach Mailand, Flucht der Franzosen und Wiedereinsetzung der Sforza unter eidgenössischer Schutzherrschaft, und Spanier in Navarra (1512).

Tod Julius II. und Nachfolge Leo's X. (Februar 1513). Kampf der Schweizer und Franzosen um Mailand, Schlacht bei Novara, Revolution zu Florenz und Medicer daseibst, Gefahren und Rettung Frankreichs bei dreifachem Angriffe, Tod Ludwigs XII. und Nachfolge Franz's I. (Jänner 1515). Wiederaufnahme des Mailändischen Planes, Alpenübergang, Sieg bei Marignano über die Schweizer und Umschlag der italienischen Dinge, Oesterreichisch-spanisches Haus nach Ferdinands Tod des Katholischen Tod (1516, Jänner 23), im verschiedenen Fortschritte. Vertrag zu Noyon zwischen den Königen Karl und Franz, ewiger Friede des letztern zu Freiburg mit der Schweiz, Stillstand der italienischen Kämpfe, Blick auf ihre Wirkungen und die Lage der Staaten S. 179—236

Fünftes Hauptstück. Kämpfe zwischen Christenthum und Islam in Europa und an der nordwestlichen Küste Afrika's vom Beginn des Spanisch-Maurischen Krieges über Granada 1481. Lage der Stadt und des Reiches Granada auf der einen, des Spanischen König- und Volksthum auf der andern Seite, Ausbruch, Charakter und Gang der letzten Feindseligkeiten bis zum Falle Granada's (1481—1491). Rückschlag desselben, Jubenedict und volle Erdrückung des Islams in Spanien, Eroberung Bugias und Drans in Nordafrika, Tunis und Algier den Spaniern zinspflichtig. Portugiesische Heerfahrten nach dem nordwestlichen Afrika; Ceuta, Tanger, u. j. w. gewonnen. Dagegen in Osteuropa Wachsthum und Uebermacht des Islams durch die Osmanen oder Türken. Politisch-militärische Einrichtungen derselben, der Sultan und die Reichsbeamten, das Land-Heer nach den Waffenarten, die Reiterei, namentlich die Sipahis, das Fußvolk (besonders die Janitscharen) und die Feuerwerker, Flotten- und Festungsweisen, Grundzüge der Osmanischen Kriegskunst, Anstalten für Haushalt, Rechtspflege und Bildung, Rangstufen der kirchlichen und weltlichen, besonders der Rechtspflege bestimmten Beamten, Wechselbeziehung des Staats und der Religion, der Mufti. Charakteristische Merkmale der Osmanischen Kriegsbereitschaft. Sultan Mohamed II., Fall Constantinopels und die unmittelbaren Folgen. Gang der Osmanischen Eroberungen im vordern Asien, Griechenland, namentlich dem Peloponnes (1460) und auf den Inseln des ägäischen Meeres (1453—1463), Krieg wider Rhodos (1480), Venedig (1463—1479), Tranto (1480—1481), Tod Mohameds II. (1481). Stimmung der abendländischen Christenheit, fruchtloser Kreuzzugsplan Pius' II. (1458—1464), Freiheits- und Glaubenskämpfe der Christen in Ungarn und Albanien unter den beiden Hunyady und Georg Kastriota (Scanderbeg), Charakteristik und Schicksale des letzteren und der Albaner, Gang des Kriegs bis auf den Tod Scanderbegs (1443—1467), entscheidende Fortschritte der Osmanen in Albanien und Umgegend. S. 237—295

Sechstes Hauptstück. Türkenkriege mit Ungarn, den Slavenländern, Oesterreich und dem Orient. Stellung Rußlands zur Pforte und Gegensatz des Christenthums und Islams. Osmanische Eroberungskriege an beiden Donauarmen, besonders in Siebenbürgen und Ungarn, Blick auf Johann Hunyad und die Wirren des Reichs unter König Ladislaus V. Abelschmuth, Krenschwäche, Volksthum und steigende Türkennoth. Johann Hunyads Aufritt (1440—1456) und Charakter. Gang der Donauenkämpfe (s. 1442), christliche Quasikreuzfahrt nach dem Hämus und Szegediner Waffenstillstand (Deum. 1444), Bruch desselben und Schlacht bei Warna wider Sultan Murad II. (10. Winterm.) Eindruck der christlichen Niederlage und Hunyads Reichsverweserschaft (1446—1451) für Albrechts, des Habsburgers, Sohn, König Ladislaus VI. (Posthumus), Ungarische Kistungen, Schlacht bei Kossowa (1447) und dreijähriger Waffenstillstand (1451). Wachsende Christengefahr in den Donauländern nach dem Fall Constantinopels, Belgrad von Mohamed II. bedroht, Rettung durch Johann Hunyad und Johann von Capistrano, Tod derselben und des Königs Ladislaus (1456), Wachsthum der innern Wirren. Mat-

thias Corvinus, König von Ungarn (1458—1490), Charakteristik desselben, sein Regierungsplan für die äußern und innern Angelegenheiten. Gang der Kriege zumeist für ein ungarisches Großreich im Nordwesten wider Böhmen und Oesterreich, im Osten wider die Türken; Bosnien, Moldau und Walachei ungarische Schutzlande, Unentschiedenheit des Kampfs und Waffenstillstand (1483). Blick auf die Pforte unter Sultan Bajazeth II. (1481—1512). Böhmen= Ungarn unter Ladislaus VII., Nachfolger des Königs Matthias (1490—1516), wachsender Verfall und Druck, Bauern= (Kuruzen=) Krieg (1514). Erobernde Richtung der Pforte unter Selim I. (1512—1520) im Morgenlande wider Neu-perjer (Sefis) und Mameluken in Syrien= Aegypten, unter Suleiman I. (1520—1566) Christenſche wieder aufgenommen, Belgrad (1521), Rhodus erobert (1522) Ungarn angegriffen und unter König Ludwig II. (i. 1516) bei Mohacs befestigt (29. August 1526), Eindruck auf die Christenheit, namentlich in Deutschland, Polen und Italien. Blick auf Rußland unter dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch (1462—1505), national-autokratische Wiebergeburth, friedliche Stellung zur Pforte, die nächste Zukunft des Islams und Christenthums im feindlichen Gegensatz S. 296—363

Zweites Buch.

Commerzieller und industrieller Uebergang. Uebersicht der Entdeckungs- und Eroberungsfahrten, namentlich durch Spanier und Portugiesen in beiden Indien.

Erstes Hauptstück. Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Spanier. Christoph Colombo und Ferdinand Cortez. Stand der Erdkunde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Portugiesische Entdeckungsfahrten an der afrikanischen Westküste bis zum Vorgebirge der Stürme oder guten Hoffnung, Ostindienweg in der Krise. Auftritt, Schicksal und Lebensplan Christoph's Colombo. Erste auf Ostindien gerichtete Westfahrt desselben (3. August 1492—15. März 1493.) Guanahani (St. Salvador) 12. Weinn., die Lufayſchen und Bahama'seln, Cuba und St. Domingo (Haiti) entdeckt, Rückreise und Eindruck der neuen Welt, Demarcationslinie Papst Alexanders VI. (4. Mai). Christoph Colombo's zweite Reise (25. Herbstm. 1493—11. Brachm. 1496), die kleinen Antillen, Karaiben, Puertorico und Jamaica entdeckt, die Indier auf St. Domingo unterjocht, Land- und Leutevertheilungen (repartimientos) im Aufgang, Mißgriffe, Mißgeschicke und Rückkehr. Dritte Reise (30. Mai 1498—25. Winterm. 1500), Trinidad, Tierra Firme oder Festgebiet (Paria, Cumana, Trinocoland) entdeckt (31. Hemmonat 1498), Ankunft in St. Domingo (Haiti), Parteiwirren, innerer und äußerer Krieg, Mißgriffe und Leiden Colombo's, Zerstörung mit dem erlesenen Oberichter Bobadilla und Rückkehr nach Spanien. Neue, große Rüstung für Westindien unter dem Statthalter Bovando. Colombo's vierte und letzte Entdeckungsgreise (11. Mai 1502—7. Wintermonat 1501). Drangsale, Gefahren und Rettung am Belemfluß in Veragua, Traumgeſicht, Aufenthalt in Jamaica und Ankunft in St. Domingo, wo Ovando militärisch polizeilich regiert, und Rückkehr nach Spanien. Colombo's letzte Drangsale und Tod (20. Mai 1506). Rückblick auf den großen Entdecker und die nächsten Folgen seines Werkes. Indische Richtung und Fortschritt der Seereisen, Cabral in Neufundland, Gama in Calicut, Djeda und Amerigo Vespucci am Orinoco, Cabral in Brasilien (1500). Umschlag der Entdeckungs- und Eroberungsfahrten, St.

Domingo, Cuba unterjocht, Balboa am stillen Meere und erste Kunde von Peru im Süden (1513). Im Nordwesten von Cuba aus unter dem Statthalter Velasquez durch Ferdinand von Cordova und Grijalva Yucatan und Mexico — Neuspanien — theilweise entdeckt (1517). Mexicanischer Eroberungszug unter Ferdinand Cortez (1519—1522), Charakteristik des letztern, Abfahrt von Cuba und Ankunft bei St. Juan d'Ulloa, Land und Volk der Azteken oder Mexicaner, Lebensbeschaffenheit derselben, monarchisch-militärische, bisweilen, wie in Tlascala, republikanisch-militärische Regierung, König, Adel, Priester und Wissenschaft, Städtereisen, Handel, Handwerk und Ackerbau, Federarbeit oder Farbenmosaik, Bilderschrift und Staatsposten, Religion mit autokratisch-theokratischer Tendenz, Menschenopfer und Kriegscultus, Tempel, Ascetis (Selbstpeinigung) und Sternenkunde. Kaiser Montezuma II. nach seinem Schicksal, Charakter und Glück, Umfang und Stärke des Reichs, dennoch widerspannige Kräfte und Zeichen des Verfalls. Blick auf die Spanier, Charakteristik des Heeres und seines Führers, Gang des Kriegs, Stimmung im Lager, Vera Cruz gegründet und die Flotte verbrannt. Zug auf Mexico (Tenochtitlan) angetreten (Ende Heum.) Kampf und Friede mit Tlascala (Herbstm.), Aufbruch und Einzug in Mexico (8. Winterm.), beiderseitige Gährung, Verhaftnahme Montezuma's durch Cortez (17. Winterm.) und die Folgen. Ankunft und Niederlage des von Velasquez entsandten Pamphilo de Narvaez durch Cortez (Ende März 1520). Nationalaufstand in Mexico, Cortez Rückkehr (24. Brachm.), Kämpfe und nach dem Tode Montezumas erzwungener Abzug, die Trauernaacht (1. Heum.) Schlacht bei Otumba, Ankunft und Rast zu Tlascala. Zweiter Zug auf Mexico (Jänner 1521) und vollständige Einschließung desselben (30. Mai), Gefechte mit wechselndem Ausgang, steigende Noth der Belagerten durch Hunger, Krankheit und Schlacht, des Kaisers Guatimozin Gefangenenschaft und Uebergabe der Stadt (13. August). Cortez als Oberstatthalter Neuspaniens (1521—1528) thätig für Entdeckungsexpeditionen (Honduras), Landwirtschaft, Städtereisen und Heidenmissionen, sein Conflict in Folge staatswirtschaftlich-kirchenrechtlicher Grundsätze und Handlungen, Heimkehr und Ernennung zum Oberbefehlshaber Neuspaniens ohne politische Gewalt, Benehmen in dem neuen Amt (1530—1540), und Zusammenstoß mit dem ersten Vice- oder Unterkönige Mendoza. Zweite Rückkehr nach Spanien, Unruhe, Verfall und Tod (1547). Rückblick auf sein Leben und Wirken, Nebenbuhlerschaft Südamerika's und der Pizarros S. 367—430

Zweites Hauptstück. Peru und die Pizarros. Beginn der Entdeckungs- und Eroberungsfahrten in Südamerika, namentlich Peru und Chili, Gesellschafts-(Associations-)vertrag zu Panama zwischen Diego von Almagro, Ferdinand von Luque und Franz Pizarro, Charakteristik derselben. Erste Entdeckungsexpedition Pizarro's (1524—1527), seine kaiserliche Bestallung (1529) und zweite Süd-fahrt (Jornung 1531). Ankunft in Tumbez. Peru und die Bewohner, Sage von der Stiftung des Incareiches, theokratisch-monarchische Staatsverfassung, der Inca, Adel (die Curacas) und das untere Volk. Das Heerwesen und Verpflanzungsprincip im Kriege, die Religion, Priesterschaft und der Sonnencultus, Unsterblichkeitslehre und Seelenwanderung, der Feuer-(Pachacamac) und Wassergott (Con, Viracocha), der Ackerbau und die Acker-gesetze mit communistischen Tendenzen; Baukunst und Technik, namentlich in Bezug auf Straßen, Brücken, Tempel und Paläste; Wissenschaft, Rechts-pflege und Verwaltung; Aufgang und Wachsthum innerer Zerwürfnisse. Lage der Spanier, Aufbruch von der ersten Colonialstadt St. Michael in das Innere und Ankunft zu Caxamalca, des Incas Atahualpa Verhaftung (16. Winterm.) und Gefangenenschaftsleben, Lösegelder und Vertheilung derselben (Heum. 1533), Atahualpas Proceß und Hinrichtung (29. August). Fortschritte der Peruanischen Herrenlosigkeit, Cuzco von den Spaniern besetzt (15. Winterm.) Inca Manco Capac Lehenmann, Quito erobert. Spannung und Vergleich zwischen Diego Almagro und Franz Pizarro

(12. Brachm. 1534), des letztern Regierungsanstalten und Gründung Lima's als künftiger Hauptstadt, Almagro's Chilizug und Rückkehr (1535—1537) für die Bekämpfung des indischen Nationalaufstandes (s. Jänner 1536), Cuzco entsetzt (April 1537), die Erhebung, auch vor Lima, meistens niedergeschlagen. Dagegen Wachsthum der Almagro-Chilipartei und ihres Gegensatzes der Pizarro-Pachacamac Fraction, Ausbruch der spanischen Bürger- und Revolutionskriege in Peru, Almagro's Niederlage bei las Salinas unweit Cuzco (26. April 1538), Gefangenschaft und Tod. Unbedingte Herrschaft der Pizarros. Franz, der Oberstatthalter und Markis, in Lima ermordet (1541, 26. Brachm.), Schalten und Walten der Chilipartei unter Diego Almagro, Sohn, Ankunft des außerordentlichen kaiserlichen Bevollmächtigten, Baca de Castro, Kämpfungen und Sieg desselben in der Schlacht bei Chuapas (16. Herbstm. 1542), Gefangenschaft und Hinrichtung Almagro's zu Cuzco und Sturz der Chilipartei. Kaiser Karls V. Reformplan (die neuen Gesetze) wider Repartimientos und Sklaverei der Eingebornen, Nunez Vela, erster Unter- oder Vicekönig Peru's (Hornung 1543). Aufruhrbewegung wider die Reformgesetze (1544) unter Gonzalo Pizarro, Machtbesugniß, Charakter, Fortschritt und Sieg desselben bei Anquito unweit Quito über den Vicekönig (18. Jänner 1546), Dictatur und politisches Schwanken. Gegenanstalten Kaiser Karls V., Pedro de la Gasca, Bevollmächtigter und Präsident des Obergerichtshofes von Lima mit unbedingter Amtsgewalt. Charakter, Ankunft und Verfahren des Dictators (Heum. 1546). Pizarro's Sieg bei Huarina am Titicacasee über den königlichen Unterfeldherrn, Centeno (20. Weim.), Stillsetzen in Cuzco und wachsender Verfall. Niederlage bei Raquixaguana unweit Cuzco (9. April 1548) und Tod. Gasca's weise Ordnungen und Rückkehr (1559). Blick auf das Spanische Westindien nach seinen geographischen, politisch-administrativen, commerciellen, kirchlichen und ständisch=volksthümlichen Beziehungen. Gegenseitiges Verhältniß der Spanischen und Portugiesischen Entdeckungsfahrten und Colonieen. Uebergang zu den letzteren S. 431—476

Drittes Hauptstück. Ostindien, Vasco da Gama und die Nachfolger am Entdeckungs- und Eroberungswerke. König Emanuel's des Großen (1495—1521) Charakter und Regierungsplan, besonders in Bezug auf Ostindien. Anstalten für die erste Entdeckungsfahrt (7. Heum. 1497—29. August 1499). Vasco's da Gama's Wesen, Abreise (8. Heum. 1497), Abenteuer und Ankunft in Calicut (19. Mai 1498). Hindostans (Indiens) Lage, Maurisch=Indische Bevölkerung und Handel, Gama's Aufnahme bei dem Zamorin, (Kaiser), Zerrwürfnisse, Abreise (5. Weim. 1498) Begegnisse und Ankunft in Lissabon, Empfang und Eindrud. Zweite Ostindiensfahrt durch Pedro Alvarez Cabral (9. März 1500—21. Heum. 1501). Dritte Ostindienreise durch Vasco da Gama (März 1502—Herbstm. 1503) und wachsende Streitigkeiten mit den Eingebornen. Anfang der Eroberungsfahrten unter Franz und Alphons d'Albuquerque, Bau der Jacobsburg in Cochín (Codschin) und heldenmüthige Vertheidigung derselben durch Pacheco da Pereira im ersten Kriege mit dem Zamorin (1504) und Rückwirkung auf Portugal. Der morgenländische Plan nach Zielen und Mitteln genauer ausgebildet, friedliche Propaganda durch Mission und Handelsverkehr, Grundsätze des letztern, kriegerischer Operationsentwurf, Küstenplätze, Burgen, Seeherrschaft. Gang der Feldzüge unter dem Vicekönig Franz d'Almeida (1505—1509), der zweite Krieg mit dem Zamorin, Sieg der Portugiesen unter Lorenz d'Almeida, Sohn, bei Cananor (1506, März) und bei Panian (1507 Weim.) über die verbündeten Mauren=Hindus, Bündniß derselben mit dem Aegyptischen Mameluken Sultan Chan Hassan, der dritte Krieg mit dem Zamorin und den Bundesgenossen desselben, d. h. den Königen von Goa und Cambaja und dem Sultan von Aegypten, Seefieg der Verbündeten unter Mir Hassan und Melik Ali bei Schaul und Tod des jungen Lorenz d'Almeida (Herbst 1508). Nachzug

des Vicekönigs, Zerstörung Dabuls, Seesieg bei Diu (3. Hornung 1509) und Unterwerfung der gesammten Malabarküste. Rückkehr und Tod des Franz d'Almeida (März 1510). Die Statthaltererschaft des Alphons d'Albuquerque d. G. (1509—1510), desselben Charakter und Kriegsplan. Goa erobert und als Centralplatz oder Residenz Indiens benützt (1510), Fall Malacca's (1511) und Rückwirkung auf den östlichen Handel, namentlich mit den Inseln Java, Sumatra, Borneo u. s. w. und China, Aden bedrängt (es fällt 1517) und Ormus erobert (1515). Tod des Statthalters (17. Herbstm.) im Hafen von Goa. Schilderung der vorzüglichsten Nachfolger am indischen Entdeckungs- und Eroberungswerk, die sittliche Reinheit und Strenge der Vicekönige Heinrich da Meneses und Nuno da Cunha. Heldennuth des Vicekönigs Silveira da Meneses bei der Verteidigung Diu's gegen die Türken und Mauren-Indier (1535). Weiterer Gang der Handels- und Entdeckungsfahrten nach Pegu, Siam, China, Java, Sumatra und den Molukken Inseln (s. 1512), Ferdinand Magellans im Spanischen Dienst vollendete erste Weltumschiffung (10. August 1519—7. Herbstm. 1522), Magellansstraße. Handelspolitik und christliche Mission der Portugiesen in Ostindien. Rückblick auf das Spanisch-Portugiesische Entdeckungs- und Colonialwesen nach seinen Licht- und Schattenseiten, Nothwendigkeit der wissenschaftlichen, sittlichen und religiös-kirchlichen Reformkraft und Uebergang zu derselben S. 477—503

Erstes Buch.

Der politische Uebergang.

Einleitung.

Einzelne Persönlichkeiten und Völker wachsen, blühen, verwelken und sterben ab; sie leben dann nur in der Erinnerung an ihre Früchte und Werke. Das ist ewiges Naturgesetz. Anders verhält es sich mit ganzen Zeitaltern als gegebenen Entwicklungsstufen der Menschheit und Mittelpunkten ihres jeweiligen Strebens und Ringens; hier findet kein Tod statt, nur Wiedergeburt und Verjüngung; etliche unhaltbare Kräfte werden ausgeschieden und für immer beseitigt, andere als unverweslicher Art beibehalten, mit neuem Fleisch und Gebein bekleidet. Dieß gilt auch von dem tausendjährigen Reich des Mittelalters; es hat hier frühere Neigungen und Lebensstoffe entschieden über Bord geworfen, dort im Schmelztiegel der Zeiten nur scheinbar aufgebrochen und verflüchtigt, in der That lediglich umgewandelt und frisch ausgeprägt. Der lange, etwa hundert Jahre umfassende Auflösungs- und Zerfallsproceß bietet also bald Unter-, bald Uebergang; denn der Bau ist von solcher Festigkeit gewesen, daß im Sturm nur etliche seiner Grund- und Quaderstücke aus den Fugen gerissen, andere verschoben und noch andere an ihrer Stelle belassen wurden. So mußte in den gewonnenen Endergebnissen und Gliederungen eine auffällige, jedoch unabweisbare Unregelmäßigkeit entstehen, welche eben so sehr von altem als neuem Werkmeistergeist zeugt und den Trieb zur Ausgleichung der Gegensätze verräth. Denn sie zu überwinden und niederzuschlagen, hatte man weder Willen und Beruf noch Kraft und Vermögen. Wo übrigens zeitlich die Bewegung beginnt und vorläufig endet, erhellt aus dem Gang der Begebenheiten; der Fall Constantinopels bezeichnet den Anfang, der Augsburger Religionsfriede den Schluß des mittelalterlichen Ueberganges in die neuere Richtung. Dort schaueten die getrennten Völker und Für-

sten der Europäischen Christenheit dem Sturm auf die letzte Burg der Byzantinischen Glaubensgenossen zu und hier trafen sie eine erste staatsrechtliche Verkommniß in der eigenen Bekenntniß- und Kirchenspaltung. Beide Thatfachen, von andern wahlverwandten Erscheinungen begleitet, beweisen hinlänglich den Anbruch und Abschluß der umgestaltenden Zeitenwende. Die Wege, welche sie einschlägt, sind dreifach; sie führen neben- und nacheinander zu demselben Ziel; ihre Bahnen und Geleise bleiben bald gesondert, bald verbunden; dasselbe gilt von den Kräften, welche sich auf ihnen bewegen und gewissermaßen ein Wettspiel mit wachsender Spannung betreiben. Den bisherigen Krieger- oder Lehenstand schwächen nämlich mehr und mehr für die Innenverhältnisse steigende Kronmacht und Gewerblichkeit ab; die höhere Adelschaft wird in Frankreich, Spanien, England und anderswo unter das Joch des zur Unumschränktheit strebenden Königthums gebeugt, die fahrende, abenteuernde Ritterschaft von der stehenden Söldnerei zu Fuß und zu Fuß überflügelt, gebrochen, oft auch in den lohnenden Hofdienst gelockt, die unruhige Demokratie der Städte endlich durch Parteikämpfe, Einmischung des Fürstenthums gelähmt, vor allem aber dem wachsenden Ansehen der geregelten Erwerb- und Haushaltungskunst unterworfen, der körperschaftliche Ehrgeiz in freien Städten und Länden überhaupt von dem geordneten Trieb nach Geld und Gut gezügelt, oft überwunden. Auch die räumliche oder territoriale Stellung der Staaten und Völker wandelt sich vielfach um; man trachtet nach Abrundung (Arrondirung) des geschlossenen Gebiets, indem die Gränzen theils vorgeschoben, theils durch das Einziehen erledigter Lehen zum Kronbesitz oder zur Domäne innerlich befestigt werden. Daneben tritt gemach in Folge auswärtiger Heersfahrten und Eroberungen das Streben nach einem gewissen Gleichgewicht hervor; die Hauptstaaten, jetzt sämmtlich starke Monarchieen, überwachen einander als Bürgen des gewonnenen Besitzstandes; eine in der Art früher unbekannte Diplomatie oder Unterhandlungskunst wird geschäftig, richtet Bündnisse und Gegenbündnisse auf, zettelt Kriege an und schließt Friedensverträge ab, welche oft nur den Keim neuer Zerwürfnisse enthalten. Wer nicht stark genug ist, um dem Andrang eifersüchtiger Mächte zu widerstehen, fällt gewöhnlich als Opfer des fremden Ehrgeizes; die Volksthümlichkeit des hemmenden, etwa parteilosen Zwischenstaates wird ohne weiteres angetastet und als Stoff der Ausgleichung benutzt, ein Schicksal, welches zuerst Italien betroffen hat. Nach der Abschwächung des schirmenden Papst- und Kaiserthums dient die zerrissene, zwieträchtige Halbinsel trotz ihrer gei-

stigen und sachlichen Kräfte und Hülfsmittel den streitenden Fremden als Siegespreis. — Es sind aber vier Haupterscheinungen und Gruppen, in welchen sich dieser angedeutete Geist des neuen Staats- und Völkerrechts verkörpert; der Fall Neu-Burgunds und Karls des Kühnen spiegelt die Abrundungspolitik, namentlich Frankreichs, ab, in den Italiänischen Heerzügen tritt als leitender Grundsatz die s. g. Gleichgewichtslehre zuerst werththätig hervor, in den Entdeckung- und Eroberungsfahrten der Spanier und Portugiesen, bald auch der Engländer, werden die Hebel der Wißbegier und Gewinnsucht, der ritterlichen Abenteurerei und mönchischen Schwärmerei in Bewegung gesetzt, das rasche, westwärts vorschreitende Wachsthum der Osmanen- oder Türkenmacht endlich legt den Zwiespalt und die Mattheizigkeit der vom alten Glaubensverband mehr und mehr gelösten Christenheit bloß.

Während also die Staatsverhältnisse wechseln und gemach eine neue Richtung annehmen, arbeitet gleichzeitig, ja, häufig vorwegnehmend (anticipirend) die forschende Wissenschaft am literarischen Uebergang und Umbildungsproceß. Das Mittelalter besaß einen zwar engen, aber gediegenen und in sich abgeschlossenen Kreis des Wissens und künstlerischen Schaffens. In der scholastischen, mehr oder weniger an die Kirche und den Klerus geknüpften Philosophie, der auf meistens nationalen und körperschaftlichen Einrichtungen ruhenden Rechtslehre, in der volksthümlichen, reich gegliederten Poësie und heiligen Baukunst, war eine unverkennbare Gemeinsamkeit aller dem Christenthum angehörigen Glaubensgenossen niedergelegt, ohne Rücksicht auf Deutsche oder Wälsche Stammeseigenthümlichkeit; selbst die beginnende Nationalchronik, welche statt der lateinischen die vaterländische Mundart in gebundener und ungebundener Rede versucht, trug einen gemeinsamen Grundzug, namentlich den kindlich naiven Autoritätsglauben ohne sonderliche Beachtung des kritischen Gegengewichts. Die Einheit zwischen der Natur- und Menschenwelt bestand in voller Anerkennung, ein magisches Zauberband verknüpfte Erde und Himmel; man las die Geschichte der Völker und Fürsten in den Sternen, verkehrte mit dem Geisterreich, deutete durch allerlei Weissagung die Zukunft, vertiefte sich überhaupt trotz der kirchlichen Glaubenslehren nicht selten in eine Art mystisch-pantheistischer Weltanschauung, welche hier und da reichlich durch den überwuchernden Heiligendienst genährt wurde. Jedoch allmählig bereitete sich in dem allen eine Aenderung vor; in Folge der Concile von Konstanz und Basel war die Autorität des heiligen Stuhls erschüttert, das Band der gesammten Christenheit gelockert worden; schon wandten sich

einzelne Mönchsorden wie die Franciskaner gegen den Quell der kirchlichen Gnaden und Spenden; in sich selber zerfallen und vielfach verkommen konnte der gegliederte Klerus den Angriffen der Laienschaft noch weniger auf dem Gebiet des Wissens und Forschens widerstehen; der Ruf nach Gleichberechtigung wurde allgemeiner und stärker, der Anspruch auf selbst bestimmende Geisteskraft gewichtvoller. Kreuzfahrten und Pilgerreisen, wissenschaftliche Wanderungen, z. B. des Benedigers Marko Polo, hatten den Stoff der Erd- und Völkerkunde vermehrt, den Gesichtskreis erweitert, die Lust am kritischen Prüfen gesteigert und sogar auf das bisher ziemlich öde Feld der Naturwissenschaften, wenn auch nur schüchtern, hinübergespielt, den Menschen von dem geheimnißvollen Verband des Weltalls abzutrennen versucht. Zum entschiedenen Durchbruch kam man jedoch noch nicht; die Dämonologie wurde nur in ihren Vorwerken überrumpelt, nicht erschüttert und überwunden; der kosmographische Zusammenhang zwischen Erde und Himmel kaum den Anfangsgründen nach unterbrochen. Jedoch blieb die Lebendigkeit des Gedankens als Endergebniß aufrecht; neue Bahnen öffneten sich ihm, als die Druckerpresse erschien, nach dem Fall Konstantinopels die Auferstehung des klassischen Alterthums erfolgte und im Uebermaß des ersten Eifers jen- und diesseit der Alpen ein christlich-weltbürgerliches Heidenthum zu erzeugen drohte. Da erhob sich wider diese Richtung und den schreienden Mißbrauch der Kirchengewalt die Reformation. Sie, von allen bisherigen Kräften der politischen und literarischen Bewegung unterstützt, bisweilen auch gehemmt, vollendete, obschon nur theilweise siegreich, den religiös-kirchlichen Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit und schloß als der letzte, katastrophenreiche Act, das großartige Drama ab. Wie dieses gegliedert war, darzustellen, ist die Aufgabe der folgenden Umrisse, welche sich bisweilen in größern Ausführungen verlieren sollen; denn legere überall hinzustellen, liegt nicht in meinem dermaligen Bereich und Vermögen; wohl aber ist es erreichbar, den oft verschlungenen Gang der Dinge auf einfache und übersichtliche Verhältnisse zurückzuführen. Wenn man endlich hier und da in die Charakteristiken vorherrschender Persönlichkeiten und Sachlagen Urtheile möglichst nahe stehender Zeugen aufnimmt, so verliert dadurch weder die Wahrheit noch die Darstellung.

Erstes Hauptstück.

Neu-Burgunds Gefahren und Fall.

Erste Hälfte.

Hundert und dreizehn Jahre lang (1340 — 1453) hatte der Englisch-Französische Nationalkrieg gedauert und ungefähr in denselben Tagen geendet, als die Osmanen durch die Erstürmung Konstantinopels im christlichen Europa ihr bleibendes Bürgerrecht gewannen. Nichts behaupteten die Fremden als Calais und den Besitz der normannischen Küsteninseln, namentlich Jersey und Guernsey; alle übrigen Eroberungen gingen für immer verloren, seitdem die Franzosen, unter dem Banner der Jungfrau von Orleans nothdürftig geeinigt, nach vielen Niederlagen wieder zu siegen gelernt hatten. Aber das befreite Vaterland stellte ein Bild des Jammers dar; Städte und Burgen, Dörfer und Weiler, lagen in Asche und Trümmern, ja, ganze Bezirke und Landschaften zeigten keinen Anbau; in Waldungen und im Gestrüppe hausten Wölfe und andere Raubthiere; oft brachen sie hervor, um an Menschen und Vieh ihren Hunger zu stillen. — Aber auch da, wo das wilde Waffengebümmel äußerer und innerer Feinde weniger getobt und zerstört hatte, wucherte genug des Unheils. Denn Ackerbau und Gewerbsleiß stockten; der sittenlose Adel drückte auf den Landmann, der selbstsüchtige Bürger auf den nichtzünftischen Einwohner und Mauergenossen, der Geistliche auf die Beichtfinder, der König mit seinen Hofleuten auf Alle. Die Anfänge der stehenden Soldschaaren zu Roß und zu Fuß, der so geheißenen Gensdarmen, Ordonanzkompagnieen und Freischützen erhöhten den Steuerdruck; man zahlte, auch die Ritterschaft einbegriffen, die Vermögensabgabe (Taille), den Salz- und Lebensmittelzoll. Ständische Abhülfe laufender Beschwerden und Placereien war ungewiß, wo nicht unmöglich geworden; denn die Befugnisse der bisherigen Vertreter, des Adels,

Klerus und Bürgerthums, waren meistens auf die Obergerichtshöfe oder Parlamente und die Krone übergegangen; dahin hatten es Gleichgültigkeit und Selbstsucht der Betheiligten, List und Gewalt des Königthums gebracht. Dieses allein mochte, wenn es möglichst unumschränkt, aber mit Sinn und Gefühl für die Gemeinwohlfahrt regierte, aus dem drohenden Schiffbruch des staatlichen Gebäudes retten, der zersekenden, aus Lasterhaftigkeit, Hab- und Selbstsucht entsprossenen Auflösung begegnen. Denn wie dem Gift das Gegengift heilend widersteht, so der faulen, staatsbürgerlichen Gesellschaft die kaum abweisbare, monarchische Diktatur, die absolute, dem Mittelalter unbekannte Regierung des Alleinherrschers. Für Frankreich hat diesen entscheidenden Wendepunkt König Ludwig der Elfte dargestellt, der erste Diplomaten- und Kabinettsfürst des neuen Zeitalters (1461—1483). Er war ein reiner, kaltblütig berechnender Verstandesmensch, ohne allen Flug der Einbildungskraft, ohne Sinn und Empfänglichkeit für Ritterthum, romantische Liebe und Freundschaft, Ehre und Großmuth. Ihm, welcher von Jugend auf Künste, Wirren und Gewaltthätigkeiten gesehen hatte, blieben die zarteren Gefühle und Pflichten gänzlich unbekannt; er machte sich kein Gewissen daraus, mit dem allerdings oft schwachen, Weibern und Günstlingen gehorsamen Vater, Karl VII., offen zu brechen und vor den verdienten Folgen des Ungehorsams durch Flucht nach Burgund Sicherheit zu suchen; hinter seiner Schlaueit und Kunst der Anzettelung und des Listenspiels stand die kriegerische Befähigung zurück; jedoch fehlte es ihm keineswegs an Muth und Entschlossenheit. Er wußte eher Mißgeschick denn Glück zu tragen; seine Freund- und Feindschaften wurden lediglich nach dem Nutzen gewählt, die Großen herabgedrückt, die Geringen erhoben, bei dem Gebrauch der Mittel für einen vorbedachten Zweck Rücksichten auf Treue, Dankbarkeit, selbst Verträge, nicht genommen; gegenüber dem Laster und Unbestand der Großen sollten gleiche Waffen der Abwehr und des Angriffs dienen, überhaupt Furcht und Schrecken den unbedingten Gehorsam als Seele der öffentlichen Ordnung und Sicherheit einpflanzen. Seine unruhige Thätigkeit war bewundernswerth; er war überall und nirgends, arbeitete viel und schlief wenig, haßte, Jagden ausgenommen, alle kostbare Kurzweil, wie Turniere, Mahlzeiten, Hof- und Brunkfeste, trug einfache, fast grobe Kleidung, um Edelleuten und reichen Bürgern ein Beispiel der Nachahmung zu geben; seidene, mit Gold und Silber, Hermelin und Perlen ausgestattete Gewänder sah man nur bei seltenen Gelegenheiten. Sein Scharfßinn trat nicht nur in Handlungen, sondern auch in Worten hervor; er liebte schneidenden Witz und freute

sich, wenn die Zunge ihn ausgesprochen hatte. Rätthe und Gesellschafter wurden nicht aus den obersten Reihen genommen, weil man ihnen mißtraute und sie herabdrücken wollte; Leute des Mittelstandes und der untersten Volksschichten stiegen dagegen leichter aufwärts, wenn sie Gewandtheit, Muth und rücksichtslose Hingebung besaßen. Solche Emporkömmlinge, an die Spitze der Geschäfte gestellt, wurden, einmal erprobt, auf alle Weise begünstigt, geadelt, in den neuen Michaelorden eingeführt, mit Töchtern und Frauen alter, reicher Häuser verheirathet. Vertrauter Günstling war besonders der Barbier, Meister Olivier, als Ritter le Daim (Dammhirsch) und Herr von Meulanc geheissen, bei dem Volk aber der Teufel (le diable) zubenannt; dieser abgefeimte, boshafte und dabei habgierige Mensch war dem Könige als Ohr seiner geheimen Plane und rastloser Zuträger unentbehrlich geworden. Der Prososz Tristan, der Einsiedler (Hermit), genoß wegen seiner rauhen, unbedingt gehorchenden Nachrichtersnatur des gleichen dauernden Vertrauens. Philipp von Comines, früher in Burgundischen Diensten, stand bei seinem neuen Herrn (s. 1472) wegen erprobter Umsicht, Treue und Bildung in bedeutendem Ansehen; die von ihm hinterlassenen Denkwürdigkeiten gehören zu den vorzüglichsten Aufzeichnungen der Art, mögen sie auch bisweilen mehr Licht denn Schatten auf den bewegenden Mittelpunkt, den König, werfen. Dieser trägt jedenfalls ein Hauptmerkmal des ausgezeichneten Regenten; er wußte während der zwei- undzwanzigjährigen Verwaltung, was er wollte, und wählte die dem Zweck entsprechenden Mittel ohne Aufschub und Halbheit. Das möglichste Wachsthum der Krongewalt und ihres persönlichen Inhabers bildete den leitenden Gedanken und Grundsatz der innern oder einwärts gefehrten Staatsverweserschaft. Alle Hoheit und Machtfülle sollte auf den Fürsten zurückfallen, dieser, von Mitbewerbern frei, nach Pflicht und Gewissen für die Gesamtwohlfahrt arbeiten. Demgemäß beseitigte Ludwig bald durch Ränke und Bestechung, bald durch Gewalt, Tod, Kerker, Bann und Geldbußen die Parteigungen des hohen Adels, beugte schonungslos und oft mit schreiender Ungerechtigkeit die mächtigen, fast selbstherrlich gewordenen Lehenträger (Vasallen), ohne die eigenen Blutsverwandten auszunehmen, machte durch dieselben Mittel und Künste die herkömmlichen Reichsstände zu Schattenbildern oder Werkzeugen, welche ohne Widerrede das Vorgeschlagene als Gebot annahmen, übertrug manche Gegenstände und Befugnisse auf das Pariser, unbedingt willige Parlament, legte auf die Unterthanen ohne Rücksicht auf Edel und Unedel, Weltlich und Geistlich beliebige die anwachsenden Steuern, deren Zah-

resbetrag durchschnittlich drei Millionen Livres abwarf, besetzte trotz aller Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl meistens die erledigten Erz- und Bisthümer nebst Abteien nach eigenem Ermessen und wehrte etwaige Eingriffe in die Staatsgewalt mit Entschiedenheit ab, mehrte die stehenden Soldschaa ren aus Heimischen und Fremden bis zu fünfzehntausend Reitern und fünfundzwanzigtausend Fußgängern, hielt, gestützt auf diese stets bereite Hülfe, eine strenge, rücksichtslose, oft blutige Rechtspflege, strafte Land-Friedensbruch, Mord, Diebstahl, Jagdsrevel und Ungehorsam durch Galgen und Schwert, Kerker und Acht, bevölkerte die festen Staatsgefängnisse oder Bastillen mit vornehmen Gefangenen, ließ die Einen in engen, mit Eisen beschlagenen Käfigen Jahre lang sitzen, die Andern mit Kugeln, d. sog. *Töchterlein* (*fillettes*), des Königs an den Füßen, schwere Zwangsarbeiten verrichten, noch Andere bei nächtlicher Einsamkeit und vor wenigen Zeugen in die zermalmenden Räder und Messer einer Art Guillotine mit Menschengestalt fallen, oder, wie man es nannte, die Jungfrau küssen, kurz, den vollen Schrecken der Justiz walten. Zwar gingen dabei neben Schuldigen auch Unschuldige zu Grunde, aber der Hauptzweck, Gehorsam und Furcht vor dem Gesetz oder dem königlichen Willen, wurde erreicht. Auf Straßen und Wegen herrschte die größte Sicherheit, Ackerbau, Handel und Gewerblichkeit blühten wieder auf; das Eigenthum wurde geachtet, die Parteiung gebrochen, die Macht der Krone, früher von dem Adel und Klerus vielfach bestritten und gehemmt, fikt Gegenwart und Zukunft befestigt. Hatte Frankreich sonst nur einen halben König, so bekam es jetzt einen ganzen. Derselbe arbeitete, wie er sagte und wie es geglaubt wurde, nur für die Wohlfahrt und Stärke der Gesamtheit; die angesammelten Schätze lagen nicht brach in den Kisten, sie dienten für gemeinnützige Bauten und Unternehmungen, für großartige, auswärtige Pläne. Um im diplomatischen Verkehre Hemmnisse zu beseitigen, wichtige Persönlichkeiten zu gewinnen, wurde trotz sonstiger Sparsamkeit kein Geld geschont. Auch war man freigebig gegen Gelehrte und Künstler; mehre aus Konstantinopel vertriebene Griechen fanden gastliche Aufnahme und ehrenvolle Wirksamkeit. Die verrostete Hochschule Paris nämlich wurde von den theologischen Zänkereien gereinigt, die Klopffechtereie der s. g. Nominalisten oder spitzfindig speculativen Gottesgelehrten für beendet erklärt, Aristoteles und klassische, dem Römer- und Griechenthum entnommene Gelehrsamkeit zu Ehren gebracht, (1473) für geschichtliche und mathematische Wissenschaft, freilich nicht ohne Beimischung der Sterndeuterei (Astrologie) manche förderliche Voranstalt getroffen. Dem Ludwig selber war ein

für jene Zeiten wohl unterrichteter Herr; er verstand Lateinisch, hatte die Zahlen- und Sternenkunde, den großen Kalender, studirt, an witzigen, geistreichen Gesprächen seine Freude gefunden. Seine streng rechtgläubige Religion war jedoch voll Aberglaubens und Unbulsamkeit; er trug stets eherne Heiligenbildchen am Hut, steckte Reliquien in die Taschen, besuchte weit entlegene Wallfahrtsorte und verfolgte die Ketzer wie das Gewild der Bannforste. — Seine Hofhaltung war einfach und schweigsam. Später gefiel ihm besonders das von Wald, Gräben und Wachen umgebene Schloß Plessis les Tours. An Ritter- und Minnespiel, an glänzenden Turnieren und Hoffesten hatte diese ernste, zuletzt finstere Fürstennatur niemals Geschmack gefunden; ihr gefielen nur Arbeit und Jagd.

Galt unumschränkte Selbstregierung oder starke Monarchie für die innern Angelegenheiten als oberster Grundsatz, so stand für die äußern der möglichste Abschluß des räumlichen Gebiets, die Abrundung, obenan. Demgemäß wurden allmählig als erledigte Lehen eingezogen außer der Dauphiné die Grafschaften Boulogne, Maine, Provence und Forcalquier, die Herzogthümer Anjou, Berry, Normandie (1468) und Guienne, die Grafschaften Roussillon und Cerdagne als Spanische Pfandstücke besetzt, vor allem aber List und Gewalt aufgegeben, um die nordöstliche Seite auf Kosten des Neu-Burgundischen Zwischenreichs auszudehnen und abzuschließen. Hier thut sich ein anderes Leben, eine andere, von dem Französischen Selbstherrn himmelweit verschiedene Persönlichkeit auf. Dem fast unumschränkten Diplomaten- und Kabinettskönig stehet ein gesetzlich gebundener Ritter- und Kriegsfürst gegenüber, dem schweigsam gehorsamen, kaum haushälterisch athmenden Bauern- und Städtetolk eine wohlhabende, ihrer Rechte bewußte, unruhige Bürgergemeinde, dem gebrochenen, mißvergnügten Adel eine im Ganzen zufriedene, lebens- und waffenfreundige Ritterschaft. Schon diese Gegensätze, noch mehr aber die verschiedenartige Natur und Eigenthümlichkeit zweier Fürsten von gleichem Ehrgeiz und Streben nach Macht wie Abrundung der Gränzen, mußten die Quelle von feindseligen Zusammenstößen (Conflicten) werden. Dafür wirkten überdies die äußerst günstige Lage und Beschaffenheit des aufstrebenden Zwischenreichs.

Neu-Burgund nämlich hatte sich etwa innerhalb eines Jahrhundert von der Mitte des vierzehnten bis zu derjenigen des fünfzehnten durch Waffen, Erbschaft und Kauf zu einem ausgedehnten, gut bevölkerten und geordneten Staatenverein herangebildet. Derselbe umfaßte neben der gleichnamigen Freigrafschaft (Hochburgund, Franche

Comté) die Herzogthümer Burgund, Brabant, Limburg und Luxemburg, die Graffschaften Flandern, Artois, Nevers, Rethel, Salins, Mecheln (Malines), Namür, Hennegau, See- und Holland, die Markgrafschaft Antwerpen, die Schirmherrschaft über Lüttich (s. 1465) und den bedingten Besitz der Sommestädte oder eines großen Theils der Französischen Pikardie. Daneben eröffneten sich Aussichten, über Geldern, Zutphen, Friesland und Oberyssel bis an die Nordsee vorzurücken. Diese ziemlich geschlossenen, nur durch Lothringen von dem Herzogthum und der Freigrafschaft getrennten Lande waren thatsächlich unabhängig und selbstherrlich; jedoch stand staatsrechtlich der Fürst für das Herzogthum zu Frankreich, für die meisten andern Gebiete zum Deutschen Reich und Kaiser im schwankenden Lehenverhältniß. Deshalb dachte Herzog Philipp der Gute eine Weile ernsthaft an die Annahme der Königswürde und führte darüber mit Kaiser Friedrich III. gründliche, wenn auch zuletzt fruchtlose Unterhandlungen*). Nirgends besaß oder erstrebte das gemeinsame Oberhaupt eigentliche Unumschränktheit. Ohne Beeinträchtigung seiner bedeutenden Rechte und Gefälle hatten die Landschaften und Städte den vollen Genuß der verbrieften Befugnisse und Freiheiten; fast überall wurden die Abgaben nur nach dem Beschluß der von Bürgerlichen, Edelleuten und Klerikern gebildeten Stände erhoben, die Krongeinkünfte trotz des großen, bisweilen prunkvollen Aufwandes wohl verwaltet, die Beamten und zahlreichen Söldnerschaaren einer strengen Rechenschaft unterworfen, Recht und Gerechtigkeit mit Eifer und unparteiisch gehandhabt. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Zugriffen und Plackereien bald des Herzogs, bald der Lehengroßen, aber im Ganzen regierten Gesetz, Ordnung und Milde. Auch rührten sich die tapfern, freisinnigen Bürger z. B. von Gent, thatkräftig, sobald Eingriffe in den vertragsmäßigen Rechtskreis geschahen. Ueberall entwickelten sich daher bei einem vieljährigen Frieden Ackerbau und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, Handel und Verkehr zu einer damals fast beispiellosen Blüthe; lebensfrohe Regsamkeit, welche willig arbeitete, aber auch an Feiertagen genoß, schaltete besonders in den nördlichen Städten und Landschaften. Armuth war selten, Wohlhabenheit sehr häufig, beinahe allgemein; der Reichthum bürgerlicher Gewerke wetteiferte bei Festlichkeiten durch sinnvolle Um- und Aufzüge mit dem Glanz der Ritterschaft, dem Prunk des Hofes.

*) In den Jahren 1447 und 1448. S. die Aktenstücke in Chmels Oesterreich. Geschichtsforscher I, 233 ff.

Wohl mochten der Turniere, Spiele und Ergötzlichkeiten bisweilen zu viele kommen, aber sie förderten doch für die mannichfaltigen Werkstätten des Kunstfleißes und Handwerks den Absatz, gewöhnten den verwilderten Adel an mildere Sitten, nährten in der langen Friedenszeit den Geist der Ehre, Zucht, Großmuth und Frömmigkeit. Denn diese Tugenden wollte Herzog Philipp der Gute namentlich durch die Stiftung des Ordens vom goldenen Vlies (10. Jänner 1430) wecken und pflegen; er ahnete nicht, daß die Tage der Ritterschaft bereits gezählt und die Wurzeln ihres verdorrenden Lebensbaums angefressen waren. Stolz, Prunk- und Genußgier, Fehden und Parteisucht hatten auch hier zu weit und zu tief um sich gegriffen, als daß eine dauernde Rückkehr zur Demuth und kriegerischen Hingebung möglich gewesen wäre. Daher vernahm man zwar den Fall Constantinopels mit Schmerz und Unwillen, hatte aber keine Kraft, das Kreuzzugsgelübde, welches der Herzog mit seinem Adel feierlich leistete, in die That umzuwandeln. Die Völker Burgunds, theils Französische und Flamländische Romanen (Wälsche), theils dem niedersächsischen Stamm angehörige Deutsche, waren durchschnittlich streitbarer, arbeitsamer Natur; sie eigneten sich wegen ihres verschiedenartigen Ursprungs, Sitten- und Sprachgepräges eher für den lockern Staatenbund als die straffe Einheitsregierung der neuern, sich heranzubildenden Monarchie. Deshalb blieb es ein Hauptgrundsatz der fürstlichen Vorsteherschaft, die örtlichen und landschaftlichen Eigenthümlichkeiten sorgfältig zu beachten und zu schonen. Dieß galt namentlich gegenüber den beweglichen, reizbaren Flamländern, deren voll- und geldreiche Städte, wie Brügge, Brüssel, Antwerpen, Opern, Gent, leichter durch Freundlichkeit und Güte als Gebot und Strenge zu gewinnen waren. Hier bedurfte man auf den Landtagen für die Bewilligung der außerordentlichen Steuern oder Beden (Vitten) wirklich des höflichen Ersuchens; mit barschem Fordern und Auftreten konnte da der Fürst, wenn ihm seine Domänen und Regalien, Herrschaftsgüter und Gefälle ungenügend erschienen, nicht auskommen. „Die Unterthanen genossen überhaupt, urtheilte Philipp von Comines, in Folge des langen Friedens und der fürstlichen Güte eines großen Wohlstandes; man besteuerte sie wenig, und mich bedünkt, man konnte damals jenen Erdstrich das „Land der Verheißung“ nennen. Es lebte seit etwa dreiundzwanzig Jahren im Reichthum und in ungestörter Ruhe; Männer und Frauen machten großen Aufwand in Ausgaben und Kleidern; Gastgelage, Bäder und anderweitige Festlichkeiten waren üppiger, als irgendwo — nach etlichen Jahren welche Wechsel des Unglücks!“ —

In der That zeigte das Volk ein gewisses Vorgefühl der Zukunft, als nach achtundvierzigjähriger Regierung hochbetagt Herzog Philipp der Gute zu Brügge starb (15 Brachmonat 1467). Die ungeheuersten Thränen, Klagen und Seufzer, welche bei dem nächtlichen, prunkvollen Begängniß in der Donatuskirche die dichtgedrängte Menge darbrachte, zeugten hinlänglich für die Größe des Verlustes und die Stärke der Trauer. Dieß ist auffallend genug; denn folgte nicht dem abgelebten, friedlichen Greise ein lebensfrischer, bereits vielfach als Krieger bewährter Sohn und Erbe? Aber hier bewährte sich, wie sonst mehrmals, der eigenthümliche Volkstrieb; er ahnete wohl, daß man sich an der Schwelle eines schicksalsvollen, durchgreifenden Wendepunktes befand. Und in Wahrheit bereitete diesen der bisherige Graf von Charolois, Herzog Karl der Kühne (le Hardi). Geboren in der Burgundischen Hauptstadt Dijon (10. Winterm. 1433), meistens im Brabantischen Gent aufgewachsen, vereinigte er das feurige, entzündliche Wesen der Portugiesischen Mutter, Isabelle, Tochter Königs Johann, mit der ernsten, gesetzten Art des Vaters, dessen Offenheit und Güte auch auf ihn übergingen. In allen Waffen- und Turnkünsten Meister, muthig bis zur Verwegenheit und geneigt, bei Gefahren und Beschwerden weder sich noch Andere zu schonen, für Künste und Wissenschaften nicht unempfänglich, wie er denn neben Ritterromanen frühzeitig gern von Cyrus, Alexanders, Cäsars, Hannibals und anderer Helden Thaten im Xenophon, Curtius, Cäsar, Aurelius Victor las, auch beliebten Liedern gefällige Sangweisen als glücklicher Tonsetzer unterzulegen wußte, Freund der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person und des Standes, überaus arbeitssam, nüchtern und mäßig in der Lebensweise — so geartet, berechnete der vierunddreißigjährige Herzog zu großen Hoffnungen. Sein Aeußeres trug den Stempel der innern, selbstbewußten, stolzen Geschlossenheit, einer gewissen herben Strenge; der Körper, nicht die mittlere Länge überschreitend, zeigte gedrungene, regelmäßige Glieder, feste Schultern und gewölbte Brust, längliche Nase unter breiter Stirne, schwarze Feuersaugen mit sichern, stolzen Blick, bräunliches Haupt- und Barthaar. Der Gang war würdevoll, das Benehmen gegen Hohe und Niedere freundlich und gemessen, wenn nicht etwa der angeborne, durch Selbstbeherrschung gezügelte Zehorn plötzlich aufflammte. Seine überwiegende Leidenschaft, sein Dichten und Trachten gingen auf kriegerischen Nachruhm, wie er denn deshalb am liebsten von den Thaten großer Helden hörte und las. Die Erholung bildeten neben häufigen, glanzvollen Turnieren und einzelnen Festlichkeiten das Schachspiel und die Jagd; er fällte mehrmals eigenhändig den

Eber und ließ den Falken steigen. Weiber- und Weingenüsse waren ihm von jeher widerwärtig. Das erstemal mit Isabelle von Bourbon, Mutter der einzigen Erbtöchter Maria, das zweitemal mit Margarethe, Schwester des Englischen Königs Eduard IV., vermählt, hat er nie die eheliche Treue gebrochen, nie Unsitlichkeit der Art bei den Großen des Reichs straflos geduldet. Sein Hauptfehler als regierender Fürst und Staatsmann war, daß er zu viel wollte, zu viel unternahm, die Pläne auf übermäßige Abrundung des Gebiets stellte und bald durch Güte, bald durch Waffengewalt auszuführen trachtete. Er richtete dabei sein Absehen meistens auf Deutsche Reichslande, auf Geldern, Westfriesland, Lothringen, Hochstift Köln, die Bisthümer und Städte Metz, Toul, Verdün und Stücke des Elsasses. Für den Vollzug solcher Gedanken, welche allmählig und abenteuerlich aufstiegen, bedurfte es besonders der Geduld und berechnenden Schlaueit; diese Eigenschaften fehlten dem Herzog eben so sehr, als sie seinem baldigen Gegenfüßler und Erzfeind, Ludwig XI., eigenthümlich waren. Auch stand die Feldherrngabe nicht im gehörigen Verhältniß zu der gewonnenen Meisterschaft des Ritters und Kriegers, ein Mangel, welchen das trotzige Selbstgefühl in Folge bisherigen Glücks nicht anerkennen wollte. Es fehlte ihm, urtheilte Comines, überhaupt an Demuth und Gottvertrauen; eigener Kraft und Tugend schrieb er zumeist die glücklichen Begünste zu, sie machten ihn bisweilen hoffärtig, indeß Mißgeschicke leicht sein Gemüth verdüsterten und herabdrückten. — War jedoch der erste Schmerz vorüber, so raffte sich auch die angeborne Mannheit wieder auf, faßte die zweckmäßigsten Beschlüsse und führte sie mit Nachdruck aus. Ueber kirchlich-religiöse Dinge dachte der Sohn nicht so streng rechtgläubig als der Vater. Wenn dieser mehrmals Ketzerverfolgungen duldete und die gottesdienstlichen Bräuche gewissenhaft beobachtete, übte jener mögliche Duldung und mied leere Wertheiligkeit; auch wurden von ihm widerstrebende Geistliche zur Besteuerung gezwungen, gottesdienstliche Handlungen aber regelmäßig und mit Pomp vollzogen. Gegen die Haus- und Hofkapelle betrug sich jedoch der ungestüme Herr allerdings oft launenhaft; bald sollte man ihm die tägliche Messe abkürzen, bald verlängern. — Die Hednergabe war ihm nicht fremd; er hat sie mehrmals gebraucht, um vor den ständischen Abgeordneten, den Feldobristen und Hauptleuten seinen Willen durchzusetzen und namentlich auf Beispiele der Rönischen Geschichte erläuternd zurückzuführen.

Das herzogliche Haus (Phôtel du due), der Hof- und Regierungsstaat, war trefflich geordnet und gegliedert; es traten in ihm vier

Hauptstücke oder Ausschüsse hervor. Die für den Hausgottesdienst bestimmte Kapelle (*chambre*) stand unter der Aufsicht des Bischof-Beichtvaters, welchem drei Priester und Jakobinermönche als Gehülften beigegeben waren; für den Gesang und die übrigen Verrichtungen der täglich Morgens und Abends abgehaltenen Messe dienten vierzig untere Glieder; Karl fehlte selten. Die vom Großalmosenier jährlich ausgetheilte Armensteuer betrug durchschnittlich 20,000 Franken; der Herzog ließ sich jedoch die Verzeichnisse vorher einhändigen; alte und gebrechliche Leute, unermögliche Wittwen, Waisen, Wöchnerinnen, Brandbeschädigte und Brautpaare, redliche Schuldgefangene und Bankbrüchige (*Falliten*) u. s. w. wurden reichlich unterstützt. — Den Staatsrath (*le conseil*) und das Hofgericht bildeten der Kanzler und der Bischof-Stellvertreter, vier angesehene Ritter, acht Wittschriften- (*Requeten=*)meister, fünfzehn Schreiber, Häscher, Fouriere und andere Unterbeamte. Auch die Ritter vom goldenen Bließ mußten bei schwierigen Fällen erscheinen und ihre Stimme abgeben. Zweimal in der Woche hielt der Herzog öffentliche, übrigens prunkvolle Audienz, damit namentlich arme und geringe Leute ihre Anliegen vortragen und rasche Erledigung gewinnen könnten. Dasselbe geschah im Feldlager, wohin Staatsrath und Hofgericht, natürlich in geringerer Zahl, folgen mußten. Die eigentliche Militärgerichtsbarkeit versah der Ober- oder Marschalls-Propost (*grand prévot*); er durfte sie überall und ohne Rücksicht auf städtische oder landschaftliche Zwinge (*Gerichtsbarkeiten*) ausüben; von seinen Urtheilen fand keine Berufung Statt. Das war hart, trug aber viel zur Reinigung von Mördern, Dieben und Landstreichern bei. Daneben beaufsichtigte derselbe Beamte im Feldlager die Krämer und Marketender, für deren Waaren und Lebensmittel von ihm die Preise (*Taxen*) festgesetzt wurden.

Der Kriegsrath (*chambre*) zählte vier erprobte Ritter, welche, im Zimmer des Oberhofmeisters mit den nöthigen Unterbeamten versammelt, alle auf ihr Fach einschlägigen Berichte abfaßten und dem Herzog als Vorsitziger unterbreiteten. Auch der Feldzeugmeister (*maitre d'artillerie*) und der Wappenkönig des goldenen Bließordens durften den Sitzungen beiwohnen. — In Abwesenheit des Fürsten führte der Marschall von Burgund ähnlich dem Connétable Frankreichs den obersten Heerbefehl; war jener gegenwärtig, so gebührte ihm oder dem Statthalter (*Feldmarschall*) die Leitung der Vorhut.

Der Finanzrath (*Finanzkammer*), aus zwei angesehenen Rittern und Geistlichen zusammengesetzt, überwachte unter dem Vorstand des

Herzogs alle Ausgaben und Einnahmen. Jene betrugen jährlich an zwei Millionen Franken, diese folgten keinem festen Maßstab. Der Kämmerer besorgte das Civilbudget, das militärische lag dem Kriegszahlmeister ob; der Silberverwahrer (l'argentier) beaufsichtigte das kostbare Geräthe und die Garderobe; auch berechnete er die Gesandtschafts- und Reisegelder, jährlich bei 200,000 Franken. Der General-einnehmer führte Buch über alle Einnahmen und Ausgaben, der Audienzvorsteher unterzeichnete die Finanzscheine; daneben arbeiteten mehre Ober- und Unterschreiber (greffiers, clercs). Oft erschien Karl, überschaute das Budget, prüfte und unterzeichnete Rechnungen und Gehaltscheine, verlor sich überhaupt zu oft in dem Einzelnen. Die Hof- oder Palastdamen kosteten jährlich 40,000 Franken. — Das alles ließ sich ohne außerordentliche Steuern bestreiten, weil bereits Philipp der Gute dem Sohn und Nachfolger durch Sparsamkeit und geregelten Haushalt vorgearbeitet hatte. Denn der Schatz enthielt über 300,000 Thaler baar, 72,000 Marken Silbers an Tischgeschirr und Juwelen, überhaupt, Perlen, goldene Becher und andere Kleinodien einbegriffen, bei zwei Millionen Goldgulden (Dukaten). „Man fand, sagt Comines, an Ringen und Geschirr, Teppichen, Büchern und Linnen mehr als in drei großen Fürstenhäusern zusammen.“

Gestützt auf diese bedeutenden, wohl geordneten Geldkräfte konnte der streitbare Herzog seiner Lieblingsneigung ungehemmt nachgehen und allmählig nach dem französischen Vorbild neben dem Lehenaufgebot ein stehendes Heer, die Ordonanz, schaffen. Dasselbe enthielt als Kern bereits in den ersten Siebenzigerjahren 2,200 geharnischte Reiter (hommes d'armes), auf jeden drei Bogenschützen zu Pferd und eben so viele Fußknechte, welche als Pikiniere, Armbrust- und Büchschenschützen dienten. Die Lanze oder der Panzerreiter zählte durchschnittlich acht Bewaffnete, die Gesamtheit also 18,000 Mann. Je hundert Lanzen oder einer Compagnie stand der Führer (conducteur) mit seinem Stellvertreter (lieutenant) vor; als Hauptmann (capitaine) sollte allein der Fürst gelten. Derselbe bestätigte oder änderte jährlich die Führer und mahnte sie bei der feierlichen Uebergabe des Ordonanzbüchleins und in weiß-blaue Seide eingewickelten Kommandostabes, die Leute mit starker Hand zu regieren, auch allfällig zu strafen. Die schwere Reiterei focht gewöhnlich in einem Gliede, bisweilen auch in tiefer, keilförmiger Ordnung, um den Feind zu durchbrechen. Das regelmäßige Fußvolk oder die Infanterie (fante = Diener, Knecht) focht meistens zwei Mann hoch; über den knieenden Pikinier mit vorgestrecktem Speer hinaus schloß

der Bogen- und Feuerschütz; je dreihundert Leute bildeten die Compagnie, von einem geharnischten Ritter (Gensdarme) befehligt; die Rotte von hundert Mann stand unter dem Centener (centenier), welcher gleichfalls ein Panzerreiter sein mußte; der Dreißiger (trentenier) beaufsichtigte die gleichnamige Zahl. Daneben gab es Fähnriche und Standartenträger. — Das noch sehr schwerfällige, weniger in der Feldschlacht, als bei Belagerungen wirksame Geschütz, die Artillerie, zählte bei dreihundert Stücke; ihnen folgten an zweitausend Karren mit eisernen und steinernen Bollkugeln, Schmieden, Zimmerleuten und andern Arbeitern; diese waren in einem bestimmten Verhältniß den jeweiligen Feuerwerkern (canoniers) zugetheilt; der Feldzeugmeister (maitre de l'artillerie), welcher dem Adel angehören mußte, befehligte das Ganze. Für die Fortschaffung der größern und kleinern Zelte dienten bei tausend Wagen unter dem Zeltmeister (maitre des tentes). — Die Leibwache (Garde), unter ihr eine Abtheilung der Edelleute oder Nobelgarde, zählte bei vierzehnhundert Reisige und sechshundert Fußsoldaten; daneben hatte man beträchtliche Soldschaaren Fremder und konnte nöthigenfalls über den gesammten Heerbann der Lehenniliz verfügen.

Unter den Räthen des Herzogs zeichnete sich der Kanzler Hugoner durch Treue und Geschäftsfenntniß aus; als Ritter und Befehlshaber genossen Himbercourt, Valain, Philipp von Crevecœur und Anton, ein natürlicher Halbbruder, der s. g. Bastard von Burgund, des besondern Vertrauens.

Während also in Frankreich und Neu-Burgund sich durch den Fortschritt der militärisch-fürstlichen Einheitsmacht das staatliche und gesellschaftliche Leben vielfach umgestaltete: blieben in dem großen Reich Deutscher Nation die frühere Zerrissenheit und Fehdelust. Das Volk, tapfer und unbändig, konnte und wollte keinen Jügel gemeinsamer Regierung dulden; ihr widerstrebten so gut die nach der Landeshoheit strebenden Hauptfürsten, als die hundert Frei- und Reichsstädte und der hohe, reichsritterliche Adel, welchem an Anmaßung und trotzigem Selbstgefühl der geringe, auf seiner Burg sesshafte Edelmann um nichts nachstand. Alle Stände und Genossenschaften gingen darauf aus, des Kaisers und Königs Macht zu lähmen, gleich wie dieser, bald Luxemburger, bald Habsburger, mehr an die Stärkung des Hauses, denn des Reichs, dachte. Recht und Gerechtigkeit lagen darnieder, straflos durften Faust und Fehde schalten, durch Selbsthülfe Streitigkeiten

über Mein und Dein, Ehre und Schimpf entscheiden. Ueberdies verlieh der steigende Gebrauch des Römischen Rechts und des heimlichen Verfahrens den Aermern und Geringern nur ungewisse Bürgschaft; Bestechlichkeit, Kniffe und Griffe der Anwälte und Richter traten bereits so häufig hervor, daß man lieber zum Schwert, denn zur Feder, griff. In der rohen, ungefügten Naturkraft des Volks gährte und brausete es; niemand wollte nachgeben und ablassen vom Sondergellüst; darum kam man selten auf den Reichs- oder Landtagen zu gemeinnützigen Beschlüssen. Ein offenkundiger Unmuth über geistliche und weltliche Dinge hatte um sich gegriffen, ohne jedoch eine Form oder Gestalt zu finden. Mannheit, Sitteneinfalt, offenes und gastliches Wesen galten noch als Nationaltugenden; ihnen zur Seite standen Zank- und Kauflust, Völlerei und Standeseifersucht. Wurden dadurch große Unternehmungen nach außen hin vielfach gehindert, so zeigten dagegen die innern Verhältnisse wachsende Spannung und Erregtheit; man grübelte mehr, als je, auf dem geistigen Gebiete, vertiefte sich in kirchlich-religiöse, wissenschaftlich-gewerbliche Fragen, namentlich in den reichen, wohl bevölkerten, zierlichen Reichsstädten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst setzte seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts anfangs langsam, dann rasch den Gährungsstoff alter und neuer Gedanken, abgegriffener und frischer Wissenschaft in Umlauf. Bevor sich das alles einigermaßen setzte und klärte, mußte leibliche Plackerei in einem fast unerhörten Grade vorangehen, das Faust- und Fehderecht, die Hülfe des Starken, namentlich der Fürsten und Adelschaft, sich selbst durch Mißbrauch in dem öffentlichen Urtheil stürzen. „In Teutschland, urtheilt Comines, sah man von je her Oesterreich entgegen dem Hause Baiern und die von Baiern wiederum einander auffäßig. Im Besondern waren Oesterreich feindselig die Schweizer, anfangs nur die von dem Dorf Schwyz (mit etwa sechshundert Bewohnern), dessen Namen die Andern tragen; und die haben sich so vermehrt, daß zu ihnen zwei der besten Städte des Hauses Oesterreich gehören, Zürich und Freiburg, und daß sie große Schlachten gewannen, in welchen die Herzoge Oesterreichs getödtet wurden. Es gibt noch manche Parteinng in diesem Teutschland; so sind die von Kleve wider die von Geldern und die Herzoge von Geldern gegen die Herzoge von Büllich; die Oesterlinger, hoch im Norden gelegen, stehen wider die Könige von Dänemark. Und um von Teutschland im Allgemeinen zu sprechen, so gibt es da so viele feste Plätze, so viele übelgesinnte, auf Raub und Plünderung, Krieg und Gewalt wider einander gerichtete Leute, oft um geringer Ursachen, daß man sich wahrhaft darüber ver-

wundern muß. — Denn ein Mensch, welcher nur sich und seinen Diener besitz, wird einer großen Stadt Fehde ansagen und ein Herzog, um besser zu plündern, auf irgend einem Felsenstisch, seinem Schlupfwinkel, zwanzig bis dreißig Reifige halten, welche auf seinen Befehl Fehde ankündigen. Solche Leute werden selten von den Deutschen Fürsten bestraft; denn sie wollen sich ihrer bei einem Anlaß bedienen; die Städte aber, wenn sie es vermögen, strafen strenge; sie haben manche Burg erobert und gebrochen, halten auch gewöhnlich für ihre Sicherheit geworbene Söldner. So drücken jene Fürsten und Städte Deutschlands die Einen auf die Andern, und es muß so seyn dort, wie überall in der Welt.“ — Eine so streitbare und unruhige Nation, welche ohne heimische und auswärtige Händel nicht leben konnte, dabei ein starkes Selbst- und Ehrgefühl besaß, duldeten keinen mächtigen Oberherrn oder Kaiser; eher ließ sie sich besondere Landesfürsten von beschränkter Gewalt und in den Städten frei erkorene Obrigkeiten gefallen; man stand in dieser Rücksicht noch tief im Mittelalter und wußte den Begriff der „neuen, starken Monarchie“ weder der Lehre, noch der That nach aufzunehmen und zu entwickeln. Keine Körper- und Landschaft, kein Städte- und Fürstenthum wollte von den herkömmlichen Rechten und Freiheiten etwas abgeben an die Gesamtheit; so blieben Haupt und Glieder schwach nach außen und innen trotz des kriegerischen Wesens, der hier und da fortgeschrittenen Bildung in Künsten und Wissenschaften. „Wie furchtbar, ruft Aeneas Sylvius (Papst Pius II.) aus, müßte der Deutschen Macht seyn, wenn die zersplitterten Kräfte vereint wirkten!“ — Die Verhältnisse waren aber dafür so unreif, daß Etliche auf einen Herrn, Andere auf einen Befreier warteten. Der Kaiser jedoch, welcher allfällig dort den Fehdegeist brechen, hier die gesetzliche Freiheit schirmen sollte, war der Doppelrolle nicht gewachsen; er stand weit hinter den Bedürfnissen seines gährenden Volks und Zeitalters zurück. Friedrich III. nämlich, wie ihn nach Aeneas Sylvius Sebastian Franke in seiner Deutschen Chronik schildert, war „ein schöner, wohlgestalter Fürst, eines stillen, niedern Gemüths, einer scharfsinnigen Vernunft, eines guten Gedächtnisses, der Geistlichkeit ein sonder Liebhaber, des Friedens und der Ruhe über die Maßen begierig. Ausgezeichnete Menschen, die vor andern etwas waren oder konnten, oder an Tugenden vorschienen, hatte er besonders lieb, legt und wendet viel auf die. Er hatte Lust, schöne Gebäude aufzuführen und lieber mit Fried zu bauen, denn durch Krieg zu brechen. Lustgärten und Edelgestein hat er etwas mehr, denn ihm wohl billig geachtet ward, lieb und in seinen Händeln war er etwas hinlänglich

und trüg. Er ward von vielen farg gescholten.“ Dieser gutmüthige, auch von Comines wegen seines Verstandes belobte Fürst kümmerte sich wenig um die Schmähungen der Gegner; Regenten, meinte er, seien schon wegen ihrer Stellung die Zielscheibe des Wizes und Tadel; dem Gesandten Ludwigs XI., welcher zum Bündniß wider den Burgundischen Herzog als verlornen Mann einlud, wurde die Fabel vom Fell des Bären als Antwort gegeben. In dieser behaglichen, zu- und abwartender Weise hat der Kaiser drei und fünfzig Jahre lang (1440—1493) stillstehend den folgenreichsten Bewegungen und Ereignissen zugeschaut, selten in den Gang der Dinge eingegriffen, der erwünschten Ruhe manche Güter und Ehren des Reichs aufgeopfert, dennoch aber am Ende in Folge eines sonderbaren Glücks aus Karls des Kühnen Schiffbruch die herrlichsten Siegespreise gerettet und der Habsburgischen Hausmacht, dem leitenden Stern seiner Friedenspolitik, einverleibt. Aber Besitzthum und Ansehen wären dauerhafter gewesen, hätte es dem ruhe- und ländergierigen, dabei verständigen Herrn beliebt, neben der Lehenmiliz regelmä ßige Kriegerschaaren nach dem Vorgang Frankreichs und Burgunds zu bilden und dadurch dem überfluthenden Strom der unbändigsten Abenteurerei sein Bett anzuweisen. So aber schlug jene um in die zügellosen, obschon tapferen Rotten der Sold- und Landsknechte, welche stets schlagfertig und weltbürgerlich dem freigebigsten Brothern Leib, Ehre und Vaterland darbrachten. „Die Landsknechte, urtheilte Sebastian Franck von Wörd, sind ein leichtfertig Volk, dem wol mit anderer Leute Unglück ist, das Unglück sucht und ungenöt (ohne Zwang) alle Lande durchstreicht, Krieg sucht und um ein heillos Geld Weib, Kind, sein Vaterland, Vater und Mutter verläßt, und je Leib, Ehre, Gut und Seele waget und dem Teufel opfert. Denn es zeucht ohne Genöt (Noth), aus keinem Gehorsam, sondern aus lauter Frevel, Blutdurst und Muthwillen, ein Volk, das unangesehen eynich (einiger) Gerechtigkeit zugeucht, raubt, brennt, mordet; wo Geld stehet und wer Geld hat und gibt, der ist ihnen ein guter Herr, wenn es der Teufel (wie sie sprechen) selbst wäre. Diß Volk stiftet und macht auch alle Kriege im Lande; dann wären sie nit, so blieb mancher Fürst ohne Krieg. Sie fragen nach keiner Gerechtigkeit; wenn der Teufel Sold ausschrieb, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich Jemand zu Tod verwundern möcht’, wo dieser Schwarm nur herkäme und sich den Winter erhalten hat.“ — Dieser Schattenseite gegenüber erschienen auch später Beispiele des wahrhaft kriegerischen Geistes der Zucht, Ehrliche und Hingebung mit Blut und Gut; ja, man darf die

Landsknechte als den militärischen Uebergang aus der vielfach verdorbenen Ritterschaft in das geregelte, stehende Heer betrachten.

Die hochteutsche oder Schweizerische Eidgenossenschaft stand gleichfalls an dem Wendepunkte ihres patriarchalisch-heldenmüthigen Mittelalters; sie ging von der Abwehr auf den Angriff über, drängte zur gewaltthätigen, wenn auch vielfach der Natur entsprechenden Gränzabrundung. Das Gebiet erstreckte sich damals von dem Jura, welcher mit den Alpen die fruchtbare, den Savoyischen Herzogen angehörige Waadt umschloß, über die befreundete Grafschaft Neuenburg (Neuchâtel), das Bisthum und die Reichsstadt Basel entlang den Rhein und Bodensee aufwärts bis zu den Rhätischen Gebirgen. Den Kern bildeten die selbstherrlichen (souveränen), acht alten Orte (Cantone), welche durch die drei Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, den Eckpfeiler des Ganzen, zu gegenseitiger Hülfe wider alle „unbillige Gewalt“ verbündet waren. Auf den Tagesatzungen, welche Zürich als Vorort bald gen Lucern, bald gen Baden oder anderswohin berief, stimmten die Boten oder Gesandten nur nach den ausgestellten Vollmachten (Instructionen), nicht eigenem Dafürhalten; für Kriegserklärungen und Aufnahme neuer Bundesgenossen war Einhelligkeit nothwendig, sonst galt die Mehrheit; was man nicht beschloß oder verabschiedet hatte, wurde zum Bericht heimgebracht und nach erneuertem Auftrage wiederum vorgelegt. Ueber Streitigkeiten der einzelnen Orte entschied, wenn die Tagesatzung nicht durchdringen konnte, das eidgenössische Recht; jede Partei wählte zwei unbetheiligte Schiedsmänner, welche bei etwaiger Unvereinbarkeit für die letzte Spruchfällung einen Obmann ernannten. Gegenüber ehrbaren Flüchtlingen wurde das Schutz(Asyl-)recht willig und gewissenhaft beobachtet, in geistlichen Sachen der Kirche gehorcht, ein Eingriff derselben aber in weltliche Rechte und Freiheiten nicht geduldet. Nach Verfassungen, Sitten und Gebräuchen zerfiel der lose Bund in eine demokratisch=landschaftliche und aristokratisch=städtische Hälfte. Der erstern Reihe oder den s. g. Ländern gehörten Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus an. Landsgemeinden und Landammann erschienen hier als Träger der Volkshoheit. Der Menschenschlag war durchschnittlich groß und stark, arbeitsam und streitbar, wie er denn gern auch in fremden Solddienst trat, rauh und schnell von Rede, wie That, gottesfürchtig und einfach von Sitten, Ausländern nicht leicht zugänglich, sonst gastlich, treu und zuverlässig. Von den drei städtischen Orten konnte das gewerbliche, sehr wohlhabende Zürich etwa zehntausend Bewaffnete stellen, Lucern,

nach Lage und Bauart Venedig vergleichbar, mit neuntausend Bürgern und Angehörigen zu Felde ziehen, das reiche, stattlich, bisweilen prachtvoll gebaute Bern unter seinem Schultheiß zwanzigtausend Wehrmänner wider den Feind ausenden. Mehr oder weniger neigten die Verfassungen zur gemäßigten Aristokratie, jedoch blieb überall die Bürgergemeinde in Ehren. Die Sitten waren durchschnittlich noch kriegerisch und einfach; hier und da bemerkte man jedoch Hang zum Prunk und Wohlleben; namentlich hielten in Bern die Geschlechter oder Ritterbürtigen bei festlichen Gelegenheiten viel auf äußere Abzeichen und Kleiderzierathen; ja, als geboten wurde, daß niemand mit hohen und langen Schnäbelschuhen in die Kirche gehen sollte, wanderten manche Herrn für kurze Zeit im ersten Unmuth aus der Stadt auf das Land (um 1470).

Den zweiten Bestandtheil der Eidgenossenschaft bildeten die Zugewandten oder Verwandten, welche ohne Sitz- und Stimmrecht auf der Tagessatzung mit einem oder mehreren der acht Orte im Bündniß, Burg- oder Landrechte lebten und gemäß diesem staatlichen Verhältniß Hülfe fordern konnten, gemahnt aber auch ihrerseits leisten mußten. Dahin gehörten Abt und Stadt St. Gallen nebst den Appenzellern in der östlichen Schweiz, in der westlichen Wallis, die Städte Neuenburg mit dem Grafen, Freiburg im Uechtlande, Solothurn, Biel, Murten, Neuenstadt, die Land- und Thalschaften Sanen, Desch (Chateau d'Oex), und Rotenburg (Rougemont), endlich Schaffhausen und Rothwyl in Schwaben, Mühlhausen im Elsaß; die reiche, befreundete Reichsstadt Basel und der gleichnamige Bischof konnten weniger rechtlich, als thatsächlich, gleichfalls als Bundes- und Schutzverwandte gelten. — Gemeine Herrschaften oder Unterthanenlande, welche Waffengewalt erobert hatte, waren damals die Grafschaft Baden nebst dem freien Ante, die Landgrafschaft Thurgau und ein Theil der Grafschaft Sargans.

Der landgeseffene, einst überaus zahlreiche Adel hatte viertausend Burgen durch Schleifung, an dreißig gräfliche, hundertsechzig freiherrliche und dreihundert mindere, wappenfähige Häuser durch Tod oder Flucht in das Ausland verloren. Noch bestanden neben mehreren edlen Geschlechtern Zürichs, Lucerns und Berns die Grafen von Werdenberg, Montfort, Sargans, die Freiherrn von Brandis, Baron, Hohenfay und Höwen; zu den Trümmern der alten, einst ausgedehnten Fürsten- und Herrenlande darf man zählen Rheinfelden und Frickthal, die letzten Besitzungen der Habsburger, die Gebiete

der Herzoge von Savoyen, der Grafen von Romont und Grevers, sämmtlich in der Waadt gelegen.

Unter den bezeichnenden Merkmalen und Eigenthümlichkeiten der Schweizerischen Eidgenossenschaft springt zuerst das entschieden ausgeprägte Sonderleben hervor. Jeder Ort, jede Gemeinde und Hausgenossenschaft war sich der ererbten und gewonnenen Rechte, Befugnisse und Güter vollkommen bewußt, bewegte sich frei innerhalb des größeren oder kleineren Kreises, setzte Stolz und Glück darauf, „Herr seines Heerdes“ zu bleiben, unbekümmert um des Nachbars Treiben. Gleichartigkeit des Bluts, der Sitten, Gewohnheiten und Gesetze einigte die größere und kleinere Körperschaft. Nirgends war das Bürger- und Landmannsrecht streng und starr abgeschlossen. Wer z. B. in dem vornehmen, kriegerischen Bern einen Degen, Handschuh und Feuereimer besaß, durfte sich bei gutem Leumund niederlassen; Ansprüche auf Theilnahme an dem Regierungsrecht, dem politischen Bürgerthum, bedurften jedoch zunächst eines eigenen Hauses und zehnjährigen Aufenthalts in der Stadt. Handel und Gewerblichkeit waren fast überall beschränkt nicht durch hemmende Verordnungen, sondern durch Unkenntniß und unvordenkliche Gewohnheit; nur Zürich und das befreundete Basel bildeten etwa eine Ausnahme. Ackerbau, in den Alpenbezirken Viehzucht lieferten den Hauptbetrieb; die nöthigsten Handwerke fehlten nicht, namentlich wenn sie Bezug auf Waffen und Kriegszeug hatten. Man nahm dafür auch gern und freigebig Fremde in längern oder kürzern Dienst. Mit dem mühsam erworbenen Gut war der Besitzer meistens sparsamer, als mit seinem Blut. In diesem kriegerischen, leicht entzündlichen Ehr- und Nationalgefühl trat ein zweiter Grundzug der damaligen Volksart hervor. Als auf dem Freischießen zu Konstanz etliche Bürger eine geringe Vermünze (Plappart) als „Ruhplappart“ bespöttelten, mußte sich die Stadt durch fünftausend Gulden von der darob drohenden Fehde lösen und Genugthuung leisten (um 1458). Man war überhaupt nicht mehr auf reine Abwehr gerichtet, sondern ging schon mit wachsender Lust zum Angriff über. Beute und Söldnerzüge, s. g. Reiselaufereien, hatten bereits den Eroberungstrieb geweckt und genährt; schon war er bei manchen Räthen und Völkerschaften so erstarrt, daß mitunter der Rechtsinn zurückwich. Man griff bald zu, weil es auch die Nachbarswelt that. Ueberdies fehlte es auch an hinlänglicher Staatsklugheit und Einsicht in die auswärtigen Verhältnisse. Drohete übrigens von der Fremde her Gefahr, so hörten augenblicklich die heimischen Zwiste und Parteiwirren auf. Der Einigungstrieb, das dritte

Merkmale, gewann sein Recht über das Sonder- und Ortsleben. Im Heerwesen gegenüber dem Feind herrschten Zucht, Ordnung und hohe Tapferkeit; der Feldflüchtige und Mithaste desselben wurde entweder von den dafür bestellten Wächtern niedergestossen oder für spätere Enthauptung zurückbehalten; den Schimpf erbten die Nachkommen bis zur dritten Geschlechtsfolge. Das Gesammtaufgebot betrug an 54,500 Mann, die Zugewandten und Unterthanen mit eingerechnet, gegen 70,000; bei der strengen Dienstpflicht, welche nach Feuerstätten oder Haushaltungen die Aushebung verordnete, geschah es bisweilen, daß selbst Greise und Wittwen für Söldner als Stellvertreter in Anspruch genommen wurden. — Als äußeres Kennzeichen trug jeder Krieger das weiße Kreuz möglichst sichtbar auf der Rüstung oder dem Wappenrock. Vor dem Angriff, welcher im Sturmschritt und in guter Ordnung geschah, wurde knieend gebetet, desgleichen nach dem Siege; selten nahm und gab man Gnade, verfolgte übrigens den geschlagenen Feind nicht weit; wer Beute unterschlug, galt als Dieb; das Lagergesetz forderte, sie ohne Unterschied den Hauptleuten für gemeinsame Vertheilung zu überliefern.

In dem kirchlich=religiösen Leben und Verkehr herrschte, was den vierten und letzten Grundzug bildet, die strengste Gewissenhaftigkeit*). Von Kezereien und Neuerungen zeigten sich trotz der Konstanzer und Basler Kirchentage (Concilien) keine bemerkenswerthen Spuren und Anklänge; in den Städten wurde der Gottesdienst mit Gepränge, in den f. g. Ländern mit Einfachheit abgehalten. Dort stand auch die Reliquienverehrung höher, als hier, wo einzelne Gemeinden den Pfarrer auf eine bestimmte Frist wählten und durch Verträge oder Spannbrieve beschränkten. Selbst die Ehelosigkeit der Geistlichen wurde in den Ur- oder Bergkantonen nicht unbedingt gefordert, während man anderswo unerbittlich darauf hielt. Der Aber- und Zauberglaube hatte viele Befenner; man wehrte die Inger (Maikäferlarven) und anderes Gewürm durch Priesterbann ab, strafte die Hexen durch den Scheiter-

*) Diese Erscheinung der Schweizer im fünfzehnten Jahrhunderte ist weniger Gewissenhaftigkeit, als altgläubiger Sinn zu nennen. Ein solcher hat seine Quelle in der Gewohnheit, welche am Hergebrachten hängt und vor Neuerungen einen Abscheu hat und ist oft mit der größten Gewissenlosigkeit verbunden. Wer, wie dieß bei den Schweizern im fünfzehnten Jahrhundert häufig vorkommt, durch Bannbulen der Bischöfe die Engerlinge (Maikäferlarven) vertreiben will, macht die Religion zu einer Art von Zauberei, aber nicht zu einer Richtschnur des Gewissens. Man vergleiche die Urkunden der gegen die Maikäferlarven erlassenen bischöflichen Bannbulen im Schweizermuseum 1783 I., S. 338. R. M.

haufen; selbst unerlaubte Wege wurden eingeschlagen, um die Gebeine eines beliebten Heiligen oder Nothhelfers zu gewinnen. So entwandte ein Berner heimlich den Kölnern des heil. Vincenz Schädel, welcher am St. Urbanstage mit großen Würden und Ehren von der Vaterstadt empfangen wurde (1463). Bei dem allen war eine gewisse Unruhe und Ueberkraft im Volk zu Stadt und Land unverkennbar. Man fühlte den Trieb, nach außen hin sich bemerklich zu machen, und trug daher auch kein Bedenken, ihn im günstigen Augenblick zu befriedigen. Auch die wachsende Geldlust, besonders von einflußreichen Obrigkeiten genährt, drängte dahin. Weniger wirkte dieser Hebel bei der unabhängigen Mhätischen Eidgenossenschaft, welche in jenen Tagen der nahenden Wendung (Krise) durch Bevollmächtigte der Gemeinden und Hochgerichte zu Bazerol einen allgemeinen und ewigen Bund für Schutz und Trug aufgerichtet hatte (1471). Fortan kam hier der Name Bündler und Graubündter in Brauch und Ansehen; jedoch blieben im Besondern vorbehalten die Rechte und Freiheiten des alten Gotteshaus-, Ober- und Zehngerichtebundes mit den Hauptstädten Chur, Glanz und Davos, gleichwie auch wiederum die einzelnen Dorfgemeinden und Gerichtskreise derselben in ihren engern Angelegenheiten eine Art Selbstregierung unverkümmert behaupteten. Zu den hochtentschen oder Schweizerischen Nachbarn standen die Graubündtner oder Mhätier bisher in einem zwar befreundeten, aber nicht staatsrechtlich bindenden Verhältniß. Sie sind die Gränzwächter nach Italien und dem Oesterreichischen Tirol hin, ein streitbarer, starker Menschenschlag von etwas ungefügiger, rauher Sitte und stolzer Freiheitsliebe, halb Deutschen und namentlich Alemanischen, halb Wälschen (Romanischen) Ursprungs.

Die auswärtigen Verhältnisse und Beziehungen der Schweiz hatten sich bisher so gestaltet, daß wider Oesterreich bei den meisten Orten als Erbfeind von jeher Mißtrauen und Widerwillen blieben, dagegen für Burgund und Frankreich sich eher Zu- als Abneigung kund gab. Beide Nachbarstaaten warben aber in dem Maß um die Günst der kriegerischen, des diplomatischen Verkehrs ziemlich unkundigen Eidgenossenschaft, als die gegenseitige Eifersucht stieg. Hatte schon Herzog Philipp der Gute mit Bern, Freiburg, Solothurn und Zürich für die Hebung des Handels und Wandels eine freundliche Uebereinkunft getroffen (1458), so ging dieses wohlwollende Benehmen nach dem Rath des Vaters noch entschiedener auf den Sohn und Nachfolger über. Karl nied anfangs alles, was störend eingreifen konnte; er zeigte sich durch Wort und That als Bundesfreund, begünstigte den Verkehr mit der

Eidgenossenschaft, namentlich durch die salzreiche Freigravsschaft und das gewerbliche Herzogthum Burgund, zog einzelne Goldschaaren in seinen Dienst, schickte und empfing stattliche Ehrenbotschaften. Dieselbe Willfährigkeit kam von Frankreich. Schon König Karl VII. richtete mit den Städten und Ländern des hochteutschen Bundes eine freundliche Verkommniß der guten „Nachbarschaft“ auf (1452). Beide Theile gelobten einander gegenseitige Sicherheit. Ueberall sollten Kaufleute, Boten, Pilgrime und andere Reisende ungeschädigt wandeln dürfen, nirgends Feinde und böse Anschläge wider den Einen oder Andern Durchgang und Unterstützung finden. Diese Uebereinkunft wurde von Ludwig XI. zweimal bestätigt und zuletzt dahin erweitert, daß keine Partei dem Herzoge in Burgund wider die andere zuziehen, noch einige Hülfe leisten sollte. (1470).

Dieß war ungefähr die Lage der Staaten und Völker, welche hauptsächlich in den nahenden Kampf versflochten werden sollten. Er war unvermeidlich, weil die königlichen Valois eben so wenig, als die herzoglichen Seitenverwandten, eine untergeordnete oder ruhige Stellung neben einander ertragen konnten. Jene, gestützt auf die Militär- und Geldmacht der Krone, erhoben das Banner für Volkswohl wider den Feudaladel, diese, getragen von beschränkter Fürstengewalt, wollten einstehen für das schon erbleichende Ritterthum und ihm, ohne gerade die Bürgerlichkeit zu vernachlässigen, durch kühne Eroberungsfahrten eine Art sittlich-körperschaftlicher Wiedergeburt bereiten. Dort wirkte mehr die berechnende Verstandeskraft, hier die stoßweise vorbrechende Politik des Gefühls, der Ritterlichkeit, Ruhm- und Ehrliche. Beide Nebenbuhler und Todfeinde suchten einander in den Künsten der Verstellung gemach zu überbieten; kein Vertrag, auch wenn ihn Eidschwüre befestigten, hatte Dauer; man kündigte ihn auf je nach den Aussichten und Forderungen des laufenden Nutzens. In diesem Spiel der Ränke, Wortbrüche und Gewaltthätigkeiten mußte zuletzt der Franzose siegen, denn er handelte nach Natur und angelernter Weise; der Burgunder unterliegen, denn der diplomatische Wettstreit war bei ihm keine ursprüngliche, sondern ausgenöthigte Fertigkeit, welche überdies im ununterbrochenen Widerspruch zu dem soldatischen, offenen Troß und Stolz des Herzogs stand. Wie derselbe im Siegelring den schwarzen Löwen und Funken sprühenden Feuerstahl führte, so blieb er thatsächlich unter dem Beimerk des verschlagenen Unterhändlers stets Held und Kriegermann. Die listige Schlange siegte demnach zuletzt über den ungeflümmen Löwen.

Gründet sich nun die Feindschaft beider, in ihrer Art ungewöhnlichen Fürsten, des Diplomatenkönigs und des Ritterherzogs, auf Natur und Kunst des Regierungsprincips: so ist die Mannichfaltigkeit der Anschläge und Fehden, der Hinterhalte und Ueberfälle, Sühnverträge und Friedensbrüche nichts Befremdliches mehr. Aber eben deshalb bleibt es unnöthig und unthunlich, sich die in Breite aufgezeichneten Einzelheiten zu vergegenwärtigen; denn von dem Gefecht bei Montlhéry unweit Paris (1465), wo der damalige Graf von Charolois siegte, Ludwig aber durch die mannhafteste Treue der Bürger die Hauptstadt und den Thron gerettet fand, läuft bis zur Todes Schlacht von Nancy (1477) ein selten unterbrochenes Gewebe diplomatisch-militärischer Feindseligkeiten. Aus ihnen ragt hervor die trügerische Zusammenkunft zu Peronne in der Picardie. Hier muß der König, welcher arglistig vor der Zeit Rütlich ausgewiegelt hat und in die eigene Schlinge fällt, dem erzürnten Herzog nicht nur in dem vorgelegten Sühnvertrage die verpfändeten Sommerstädte (Abbeville, Amiens u. s. w.) von neuem abtreten (14. October 1468), sondern auch offene Hülfe wider die unglückliche, aufständische Stadt leisten. Nach mannhafter Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen, wurde sie rein ausgeplündert, mit Vorbehalt der Kirchen, Klöster, Kapellen und Priesterwohnungen verbrannt und dem Boden gleich gemacht, die Bürgerschaft theils getödtet, theils zersprengt, darauf ähnlicher Jammer durch fengende und mordende Schaaren in das benachbarte, tapfere Ardennenthal Franchemont (Freibergen) getragen, die Mitschuld an dem furchtbaren Schreckensgericht nicht ohne Grund auf den königlichen Nebenbuhler abgeladen. Dieser, des Schimpfes für immer eingedenk, griff wiederum zu den Waffen, legte sie aber nach kurzem, wechselvollen Kampf nieder (1472); er wollte Burgunds kühnen Entwicklungsgang nicht sowohl durch eigene als fremde Kräfte lähmen und dafür vor allem die Macht eines weitschichtigen, aus den Verhältnissen der Deutschen und Schweizer entsprossenen Bündnisses erproben und benutzen. Zog sich dieses, wofür die Reime und Fäden vorhanden waren, fester zusammen, so konnte Frankreich ruhig zuschauen, wie sich der gefährliche Nachbar tiefer verwickelte und umsonst das Netz zu zersprengen oder abzustreifen trachtete. Der Erfolg rechtfertigte die Voraussicht. Glück und jähe Hast, Ruhm- und Ehrliche drängten den Herzog von Burgund unaufhaltsam vorwärts und gönnten ihm keine Zeit, für die Verwirklichung seines unabhängigen, Deutschland und Frankreich trennenden Zwischenreichs schrittlings vorzugehen und den günstigen Augenblick abzuwarten.

Er stürzte von einem Unternehmen in das andere, war am Nieder- und Oberghein gleichmäßig bemüht, die Gränzen bald durch Pfandschaft und Parteiumtriebe, bald durch Wassengewalt auszudehnen. Zwietracht und Schlechtigkeit der Fürsten gaben dabei nicht selten Anlaß zur Einmischung. In Geldern hatte z. B. ein unnatürlicher Sohn, Adolf, den greisen Vater, Herzog Arnold von Egmout, welcher ihm zu lange regierte, sechs Jahre hindurch in harter Gefangenschaft gehalten. Dem Aergerniß Ziel zu setzen, schritt Karl der Kühne auf Mahnung des Papstes und Kaisers als Vermittler ein, stellte Zucht und Ordnung her, behielt aber das Land gegen ein Leibgedinge, welches dem rechten Herrn ausbezahlt wurde, anfangs als Pfand, darauf nach dem Tode des Inhabers als Eigenthum. Was nicht gutwillig folgte, wurde, wie die Stadt Nymwegen, durch Heeresmacht gezwungen (1473). Aus Friedensliebe und im Gefühl ihrer Schwäche anerkannten Kaiser und Reich die „vollendete Thatfache“. Das steigerte den Hochmuth des Burgunders; er trachtete, nicht gewarnt durch den glücklichen Widerstand der Friesen und Gröninger, offen nach der selbstherrlichen, schon vom Vater erstrebten Königskrone; die Teutschen erschienen ihm zwieträftig, zerrissen, ungebildet und ohne ritterliche Sitte und Feinheit. Hatten doch einst bei dem Besuch des Pfalzgrafen Friedrich in Brüssel die ungeschladten Begleiter ihre Wämser auf die kostbaren Bettdecken geworfen und sonst allerlei Nachlässigkeit gezeigt! Um den friebfertigen, aber dabei vorsichtigen und geschäftskundigen Kaiser für den Krönungsplan zu gewinnen, hatte der Herzog dem Sohn und Nachfolger desselben, Maximilian, seine einzige Erbtochter, Maria, als Gemahlin halbwegs zugesagt. Wie mußte da nicht der ländler- und ehrbegierige Habsburger bei dem ersten Antrage zugreifen, ohne anfangs zu gewahren, daß der Vater nur zu oft sein geliebtes, unzertrennliches Kind für politische Zwecke als Lockspeise gebraucht hatte! Genug, sei es aus aufrichtigem oder nur verstelltem Glauben, Friedrich III. ging unter der angegebenen Bedingung wenigstens vorläufig in die Königsgedanken Karls ein. Die persönliche, mehrwöchentliche Anwesenheit (1. Octbr. bis 15. Novbr.) beider Fürsten zu Trier sollte den Abschluß der bisherigen Verhandlungen bereiten und alle etwaigen Bedenkllichkeiten ausgleichen. Aber kein Theil traute auf dieser glänzenden, prachtvollen Schaustellung dem andern; Turniere und Gastgelage, wobei der Wälsche den Teutschen durch Reichthum des Schmuckes überbot, konnten den gegenseitigen Argwohn nicht zurückdrängen. Endlich, als schon Alles zur Krönung in der Hauptkirche vorbereitet, Thron, Scepter und das übrige Geräthe ange-

schaftt waren, verschwand plötzlich der Kaiser. Auf den Rath des Erzbischofs Johann von Trier schiffte er sich in der Nacht mit kleinem Gefolge auf der Mosel ein und fuhr gen Coblenz, von hier gen Eöln. Das Geschäft, wurde höflich gemeldet, sei nicht abgebrochen, nur seiner Wichtigkeit wegen verschoben. Der Herzog aber gerieth ob des Schimpfes in jähen, keineswegs unbegründeten Zorn. Er beschloß, was ihm ängstliche Staatsrücksicht verweigert hatte, thatsächlich zu nehmen, sich auf nieder- und obernheinischem Reichsboden unbedingt festzusetzen. Also wurde mit dem jungen Herzog Reinhart (Renatus, René) von Lothringen und Grafen von Baudemont, welchen unlängst die Stände zur Nachfolge erwählt hatten, ein Schirmvertrag aufgerichtet, gleichzeitig der Schwager, König Eduard IV. von England, wider Frankreich zu schleuniger Hülfe gemahnt, endlich ein Zwist zwischen dem Erzbischof Ruprecht von Eöln, der Bürgerschaft und dem Domkapitel benutzt, um die drei Meilen nordwärts gelegene Feste Neufz hinwegzunehmen. Vor derselben, wo des erzbischöflichen Gegners, Hermann von Hessen, der Bürger- und Reichsmannschaft Tapferkeit abwehrte, brach sich des Burgunders Ungestüm. Bis zur Verblendung eigenwillig und trotzig, lag er fast ein Jahr lang (Ende Julis 1474 bis Juni 1475) mit zahlreichem, ausgewähltem Heer vor der Stadt und duldete, daß sich nicht nur der Englische König in seiner Vereinzelung mit dem Französischen vertrug, sondern daß auch dieser im geheimen die bisher getrennten, lockern Fäden zum geschlossenen Gewebe und Netz eines umfassenden verderblichen Gegenbündnisses ausspinnen konnte.

Raum hatte nämlich der Kaiser Friedrich wider Karl von Burgund, den aufrührerischen Unterthan der Französischen Krone, sich zu Schutz und Trutz vereinigt (März und Decbr. 1474): so ging Ludwig einen Schritt weiter; er trug seine Vermittlung an zwischen der Habsburgischen und Schweizerischen Erbfeindschaft. Gelang es, die kriegerischen, that- und beutelüfternen Eidgenossen wider Burgund zu hegen, so war für die Demüthigung desselben vieles gewonnen. Gesah ein Anderes, dann mochte man sich trösten und freuen über die Mißgeschicke der unheimlichen, gefürchteten „Bauern- und Städtefreiheit.“ — Verschiedene, theilweise zufällige Ereigniße begünstigten den diplomatischen Anschlag und gaben ihm Aussicht auf Erfolg. Obenan stehet hier der berühmte, oft einseitig beurtheilte Hagenbachische Streithandel, der böse Geist Karls des Kühnen, sein Versucher und Verführer.

Schirm-, Pfand- und Bürgschaftsrechte bahnten damals,

wie später, häufiger, als offene Gewalt, den Weg zum bleibenden Besitz und zur Landeshoheit. So wuchsen Städte- und Fürstenthümer an. Es war daher nicht auffallend, wenn der reiche und mächtige Burgunderherzog auch am Oberrhein auf diese Weise sich festzusetzen suchte und dafür einen günstigen Augenblick benutzte. Siegmund, Herzog von Oesterreich, bedurfte des Geldes, um theils gemäß dem Waldshuter Frieden (1468) den drängenden Schweizern die Kriegssteuern von zwölftausend Gulden abzutragen, theils anderweitige Schulden zu berichtigen. Ueberdieß sah es der sonst gutmüthige, leut- und „weiberselige“ Herr nicht ungern, wenn die ihm widerwärtigen Glieder des hochdeutschen Bundes einen barschen und starken Nachbar, gleichsam „die Krake auf den Käjch“ bekamen. So wurden denn die Landgrafschaft Elsaß und Grafschaft Pfirt, der Sundgau, die Städte Rheinfelden, Säckingen, Lauffenburg und Waldshut, das Schloß Hauenstein nebst dem Schwarzwald gegen ein namhaftes Darlehen (im Ganzen 230,000 fl.) pfandweise an Burgund überlassen (Mai 1469), von diesem mit Vorbehalt ihrer Rechte und Freiheiten in Eid und Pflicht genommen. Die Verwaltung sollten ein Beirath von zwölf Personen und der oberste Landvogt, Peter von Hagenbach, besorgen. Dieser, unweit Altkirch auf dem Schloß seiner ziemlich unbemittelten Väter geboren und erzogen, seit Jahren in Burgundischen Diensten, hatte nur ein Ziel vor Augen, die unbedingte Gunst seines Brotherrn und Meisters. Ihm war er allein treu und gewärtig; sein Wunsch galt als Befehl, das Gebot als Gesetz; von den Untergebenen und Unterthanen wurde auf gleiche Weise rücksichtsloser Gehorsam gefordert, was widerstrebte, ohne Weiteres gebrochen und hart bestraft. Die bürokratisch-militärische Einheit und Gliederung, schon in vielen Theilen der Staatsverwaltung vorherrschend, kümmerte sich am wenigsten in den neuen Pfandschaftsländern mit ihren vielfachen Mißbräuchen und Wirren um ständische Rechte, örtliche Freiheiten. Ueberdieß hatten die häufigen Fehdezüge bald der Heimischen, bald der Fremden Zucht und Ordnung untergraben, Sicherheit des Lebens und Eigenthums bedroht, der Obrigkeit und des Gesetzes Ansehen geschwächt, Arbeitscheu und Schuldenmachen gefördert. Namentlich erlaubten sich die Mülhhauser und ihre Schirmherrschaften, die Eidgenossen, manchen Eingriff und Uebermuth auf dem nachbarlichen, halb herrenlosen Boden. Man bedurfte daher hier in der That eines polizeilichen und verwaltenden Wächters, dessen pflichtmäßiger Beruf freilich leicht in Gewalt- und Zwingherrlichkeit umschlagen konnte. Für diesen Standpunkt eignete sich nun die Persönlichkeit des Vogts. Er war, von Natur

dazu neigend und durch den Lebensgang darin befestigt, heftig, aufbrausend, stolz und rauh geworden. Ihm galt der Ritter und Edelmann alles, der Bürger und Freimann wenig oder nichts. In der Kirche und dem Priesterthum sah er nur auf das Aeußerliche, in Betreff der Lehren und Geheimnisse des Glaubens beinahe ein vollendeter Zweifler und Spötter. Seinem Sinnengeliüst, namentlich gegenüber den Weibern, wurde trotz des Ehegatten und Hausvaters alles vergönnt, seiner bösen, oft groben Zunge und Schmähsucht kein Zügel des Anständigen und Schicklichen angelegt. Eigentliche Grausamkeit und Freude am Plagen und Drängen besaß er sonst nicht, aber sein eiserner, herrischer Kopf suchte, jedweder Halbheit feind, das einmal Beschlossene trotz der Hemmnisse und Widersprüche durchzusetzen; darum der plötzliche Fall; es hieß: „biegen oder brechen.“ Ein besonderes Abscheu ging dabei auf die, den Schweizern verbündete Reichsstadt Mülhausen. Man wollte dieselbe, welche in Folge der frühern Fehden den Rittern und Landsassen des Pfandgebiets vielfach schuldete, durch berechnete Plackereien unter Burgundische Schutzherrlichkeit bringen, überhaupt auf gleiche Weise die sämmtlichen Pfandschaftslande dafür gemach gewinnen.

Der feste und schlaue Vogt, nur an den Auftrag des Herrn gebunden, machte von der Vollmacht entschiedenen, mehrmals übertriebenen Gebrauch. Seine rauhe, stolze Natur stachelte daneben vorwärts; sie verachtete eben so sehr den selbständigen Bürger, als den unabhängigen, von der Faust und dem Steigbügel lebenden Edelmann, indeß der mehr gefügige Bauer begünstigt wurde. Gegen Deutsche und Schweizer nährte der seit Jahren verwälzte Ritter und Haushofmeister des Herzogs Karl spröden Widerwillen. So geartet und gestellt, griff er bald im Guten, wie im Bösen, durch. Die Straßen wurden von Raubgesindel und Bettlern schnell gesäubert, Ordnung und Zucht dergestalt mittelst unachtsamer Strenge und Wachsamkeit befestigt, daß „wer es etwa wollte, Silber und Gold offen an einem Stocke durch das Land tragen konnte.“— Ebenso nachdrücklich, aber nicht immer mit gleichem Erfolg wurden die größern und kleinern Pfandschaften zu Gunsten Burgunds gefordert und eingetrieben, die Jagd- und Forstrechte gänzlich mißachtet, dadurch und auf andere Weise viele Adelige, auch manche Bürger der reichen, kaufmännischen Stadt Basel gereizt und verfeindet. Die untern Volksschichten, welche man sonst ziemlich schonend behandelte, fühlten eben so gut den Druck der erhöhten Gränzölle und des bösen Pfennings, *)

*) „Den bösen Pfennig wollt er han
Und fing viel neuer Schatzung an.“

(Aus einem alten Lied.)

einer auf die Lebensmittel, wie Wein, Früchte und Fleisch, gelegten Verbrauchssteuer, welche hier bisher wenig oder gar nicht bekannt gewesen war. Bald blieben auch die Eidgenossen von den Folgen der militärisch-polizeilichen Regierungsweise nicht unberührt. Die bundesverwandten Mülhhauser und Schaffhauser mußten auf dem Gebiet der Pfandlande manche Grobheit und Unbilde erleiden. Dasselbe widerfuhr durchreisenden Kaufleuten Berns, in dessen Herrschaft Schenkenberg sogar ein Untervogt Burgunds Fahne aufstiecken, jedoch bald wieder nach erhobener Klage herabnehmen ließ. Dabei verhehlte der stolze und in Worten, wie Werken, entschiedene Fürstendiener seinen Haß gegen die freiständisch regierten Völkerschaften und Lande nicht. Er hieß sie öffentlich „Schälke“ und „Rühgeiher“, drohete, dem „Bären“ das Fell abzuziehen und meinte, Mülhhausens Anschluß an Burgund werde die herabgekommene Stadt aus einem Schweizerischen „Rühhall“ zum „Rosengarten und Juwel des Landes“ machen.*) Als der Herzog, von zahlreichem Kriegsvolk begleitet (Jänner 1474), seine neuen Unterthanen besuchte, wurde vielfache Beschwerde, auch von eidgenössischen Boten erhoben, aber nicht beseitigt. Im Gegentheil stieg der treue, gestrenge Diener so in des Herrn Gunst, daß fortan keine Rücksichten auf örtliche oder genossenschaftliche Rechtsame und Freiheiten mehr genommen, die städtischen Zünfte aufgehoben, die Räte geändert, Widerspännige verjagt, eingekerkert, selbst als „Rebellen“ öffentlich hingerichtet wurden. Letzteres begegnete namentlich zu Thann vier wackern, dem landvögtlichen Befehl ungehorsamen Bürgern und Hausvätern. Dazu kamen trotz der Ehegelißde die wachsende Wollust, Schwelgerei und gotteslästerliche Freigeisterei des zwingherrlichen Vogtes. Keine Jungfrau und Gattin war vor ihm sicher, er griff selbst auf die Nonnen hinüber, spottete über Mesopfer und Priester, ja, antwortete einem abmahnenden Geistlichen, daß er bei Lebzeiten nach seinem Willen handle; später möge der Teufel über Leib und Seele verfügen!

So schlug die anfangs löbliche und geordnete Verwaltung gemach in persönliche und leidenschaftliche Willkühr um und brachte die sämtlichen Pfandschaftslande in eine allgemeine, nur des Ausbruchs harrende Gährung der Unzufriedenheit. Diese, überdieß von außen her durch Frankreich, Deutschland, die Eidgenossenschaft genährt, trat endlich als offener Aufruhr hervor. Adel und Bürgerthum, Geistlichkeit und Weltliche, selbst die, von dem fremden, Wälschen Kriegsvolk vielfach ge-

*) Diebold Schilling, der Burgunderkrieg, 1743, Fol. S. 82. N. M. Geschichte Europa's. I.

plagten Landleute erhoben sich wie auf einen Schlag. In Breisach machten sogar die Deutschen Soldknechte unter der Führung ihres „mannhaften, redlichen“ Hauptmanns Friedrich Bögelin mit den Bürgern gemeinschaftliche Sache. Am Oftermontage (11. April 1474) wurde Peter von Hagenbach plötzlich angegriffen, gefangen und in Banden gelegt*), das ganze Pfandland dieß- und jenseit des Rheins von neuem für den Herzog Siegmund beeidigt, der Loskaufschilling jedoch von Karl als zahlbar auf Besançon, nicht auf Basel, und aus andern Rechtsgründen zurückgewiesen. Dennoch betrachteten der Habsburger und die Rathgeber desselben die „vollendete Thatsache“ als genügend nicht nur für die Besitzergreifung des wiederum geöffneten Gebiets, sondern auch für den Vollzug unbedingter Hoheit. Es wurde nämlich ohne weitere Rücksicht auf die bisherigen, rechtlich noch nicht abgetretenen Pfandinhaber ein außerordentliches Landgericht von sechsundzwanzig Gliedern niedergesetzt und zu demselben neben Abgeordneten des Elsasses und Breisgaues auch Boten des sogenannten niedern Städtebundes, d. h. Basels, Straßburgs, Kolmars, Schlettstadts, eingeladen. Ja, auch Bern und Solothurn empfingen als Freunde der eben erwähnten Gemeinden besondere Mahnung. Namens der Eidgenossen überhaupt erschienen darum ersucht Petermann von Wabern aus Bern, Heinrich Haßfurter aus Lucern u. s. w. Dieser unförmliche, aus sechsundzwanzig Heimischen und Fremden gebildete Gerichtshof sollte über den Gefangenen entscheiden, ohne die frühere Stellung des Burgundischen Oberbeamten zu berücksichtigen, den Privatmann prüfen und aburtheilen. So verkehrt und gewaltthätig waren bereits die Rechtsbegriffe geworden. Ob schon im Frieden, handelte man nach Kriegs- und Fehdebrauch wider den gefürchteten und verhaßten Herzog. Dieser, durch Stolz

*) Darob überall solche Freude, daß die Knaben zu Basel und Breisach in parodirtem Ofterliebe also sangen:

„Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen;
Deß wollen wir froh syn!
Kyrie eleison!

Wär er nicht gefangen,
So wär es übel gangen;
Sit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sin böse List.
Kyrie eleison!“

(C. Schreiber's hist. Taschenbuch. IV. Jahrgang.)

und unruhigen, vielseitigen Ehrgeiz geblendet, that nichts, den getreuen Diener zu retten. Unbekannt mit dem Umfang und Zweck der feindlichen Plane, mochte er auf die Zeit rechnen und vom Aufschub Hülfe erwarten. Anders dachte freilich der Gefangene; denn, als der Thorwächter befragt antwortete, es seien grau gekleidete, hoch gewachsene Männer auf gestutzten Pferden („beschrotten Mönchen“) so eben eingeritten, rief bestürzt der Vogt: „Das sind Eidgenossen! Nun helfe mir Gott! Mein Leben ist aus!“

Und in der That schürten neben dem Herzog Siegmund, welcher Henker und Folterwerkzeuge von dem kundigen Basel verschrieb, vorzüglich die Schweizer an der Beschleunigung des Gerichts. Am 9. Mai trat dasselbe um acht Uhr Morgens auf dem Breisacher Marktplatz zusammen. Hans Iseli aus Basel, vom Oesterreichischen Landvogt, Hermann von Eptingen, zum Fürsprecher und Ankläger erbeten, entwickelte, Peter von Hagenbach habe erstens im abgelaufenen Jahr (1473) vier Bürger von Thann ohne gerichtlichen Spruch, also ungesetzlich, am Leben gebüßt, zweitens und drittens entgegen dem Eid Breisach mit Neuerungen und fremder Mannschaft beschwert, viertens eheliche Frauen und Töchter, sogar Klosterweiber, durch Gewalt zu seinem Willen gebracht. Der Anwalt Hans Irmin, auch ein Basler, setzte dem ersten Klagepunkt die amtliche Vollmacht und Stellung entgegen, dem zweiten und dritten die unlängst ohne Vorbehalt ihrer Freiheiten geschehene Huldigung der Breisacher, dem vierten die Freiwilligkeit des durch Geld und Verführung geblendeten Frauenvolks. Hätten das Gleiche auch viele andere, vielleicht sogar Glieder des hier sitzenden Gerichts gethan!*) Wegen die Aussagen und Bekenntnisse auf der Folter wurde die rechtliche Einrede des Zwanges eben so fruchtlos erhoben, als die Forderung des Aufschubs, um die vom Burgundischen Herzog verliehenen Vollmachten als entlastende Beweise für die Straflosigkeit des Statthalters beizubringen. Das Landgericht sprach bei der ersten Umfrage das Schuldig, bei der zweiten den Tod durch das Schwert*) aus. Ohne Säumniß wurde das Urtheil Abends bei

*) Hagenbach äußerte sich auf diesen Vorwurf: „Was die Unzucht betrifft, deren sind wohl noch viele in dem mich umstehenden Kreise schuldig, Nothzwang aber habe ich nie verübt, sondern immer mein schönes Geld bezahlt.“ Rosmann und Faustlin Ens, Geschichte der Stadt Breisach. Freiburg, 1851, S. 270 u. 271.

R. M.

**) Der Richtspruch lautete: „Man soll ihm sein Haupt abschlagen, daß zwischen Haupt und Körper ein Wagen wohl möchte fahren hin.“ Zum Nachrichten hatte man einen kleinen Mann von Kolmar mit kurzem Schwerte gewählt, „wohl, heißt es (Geschichte Breisachs von Rosmann und Ens S. 275,“

Fackelschein*) und unter dem Zusammenlauf des Volks draußen vor der Stadt vollzogen. Hagenbach bewahrte bis zum letzten Augenblick rit-terlichen Muth und Fassung, wie es heißt. „Mich dauert, sagte er neben anderm, nicht das so oft gewagte Leben, wohl aber mancher Biedermann, der um meinetwillen sterben muß. Denn, was an mir geschieht, wird der Herzog, mein Herr, nicht ungerächt lassen. Ihr alle aber vergebt mir um Gottes und seiner Mutter, der Jungfrau Maria willen! Betet alle für mich!“

Die Kunde von dem schmachvollen Ausgang des getreuen Dieners empfing Karl mit der höchsten Entrüstung; er gelobte eidlich, sagt man, entweder Rache zu nehmen oder „selber darum zu sterben.“ Jedoch einstweilen geschah nichts, als daß Stephan von Hagenbach, des Vogts Bruder, die nachgesuchte Gunst erhielt, durch mehrfache Streifzüge in den Sontgau Genugthuung zu üben. Der Eintritt Mömpelgards, dessen Grafen Heinrich aus dem Württembergischen Hause die Burgunder gefangen hielten, in den niedern Städtebund war die unmittelbare Folge dieser nutzlosen Raubfahrten (Herbstm.). Der Herzog aber, mit jähher Leidenschaft seit dem Sommer auf Ruß und den niederrheinischen Plan gerichtet, verkannte eigenwillig die Größe der ihn von andern Seiten her bedrohenden Gefahren. Ludwig XI. nämlich hatte jetzt das diplomatische Gewebe verstrickender Gegenbündnisse vollendet und vor allem dafür die unbedachtsame Eidgenossenschaft zum Mittelpunkt gewählt. Hier wirkte in Bern als Haupt der Französischen Partei der reiche, demagogisch gewandte und feste Schultheiß, Nikolaus von Dießbach, mit solchem Glück wider Burgund, daß Karls Botschaft an die einzelnen Orte (Formung 1474) nur freundliche und gleißende Worte, keine aufrichtigen und entsprechenden Handlungen fand. Zu dem künstlich geschürten Mißtrauen gesellte sich bald die verlockende Aussicht auf Beute, Sold und Jahrgehalt (Pension, Miethen). „Beide Parteien, lautete dem Wesen nach der verführerische Antrag, sollen einander wider den Herzog von Burgund beistehen; jedoch bleiben die Eidgenossen der Hülfsleistung über-

vgl. H. Schreiber's Taschenb. für d. Gesch. in Süddeutschland. Freiburg, 1840) in sinnbildlicher Bedeutung, daß, wenn die Zeit erfüllt sei, auch der Kleinste genüge, den stolzen Gewaltigen in den Staub zu legen.“ R. M.

*) Der Augenzeuge Heinrich von Weinheim, einer der vier den zwei Basler Gerichtsbesitzern (Heinrich Iselin und Hans Irmin) beigegebenen Rätthe, ein Rechtsgelehrter, sagt von Hagenbach: „Ueberhaupt war er ein gewandter, und listiger Kopf, der das Urtheil von Früh Morgens bis in die Nacht hinzuziehen wußte.“ R. M.

hoben, wenn sie selber zu Hause angegriffen werden. Der König zahlt jedem Zuzüger einen Monatssold von fünftehalb Gulden, den ersten voraus zu Bern, den zweiten und dritten zu Lyon oder Genf. Ueberdies übernimmt er für jeden Feldzug von wenigstens drei Monaten in die Burgundischen Lande von den Kriegskosten zwanzigtausend Franken und zahlt den acht Orten, wie den Städten Freiburg und Solothurn, auf Lebenszeit zwanzigtausend Franken Jahresgeld zum Zeichen seiner Freundschaft und zwar so, daß gleichmäßig jeder Betheiligte zweitausend Franken bekommt.“ — Kein Mittel des Eigennutzes, der List und Schmeichelei blieb unversucht, um den anfänglichen Widerstand zu bewältigen. Man setzte endlich sogar in einem Anhang der mehrmals überarbeiteten Verkommniß die jährlichen Geschenke fest, welche angesehene Bürger in den Städten und Ländern als Beweise der königlichen Achtung beziehen sollten. Ehrgefühl und Sittenstrenge kämpften lange und unentschieden mit der Selbst- und Gewinnssucht. „Wir haben, antworteten z. B. die Freiburger, wenig Volkes, und das wollen wir nicht für Geld verkaufen. Wir halten es daher für sicherer, die Geschenke des Herrn von Frankreich nicht anzunehmen und möchten überhaupt, wäre nicht die frühere Verbindung mit dem von Burgund da, vollends gerne der Freundschaft aller großen Herrn müßig gehen.“ — In Bern, dem Hauptlager der neuen Französischen Partei, sprach und handelte mit kleinem Anhang dawider der „altadelige, weise und tapfere Ritter, Adrian von Bubenberg, Herr zu Spiez; er war nicht sowohl Burgundisch denn Alt-Schweizerisch gesinnt, ein Feind ausländischer Plane und Handel. Doch sein Geschlecht war zwar alt und ehrenhaft, aber „im Abgang, das gegnerische der gewandten und reichen Dießbache neu und im Aufgang.“ Darum siegte dieses. Nach langen, geheimen Umtrieben entschied der kleine Rath, nur durch zweiundzwanzig Ausgeschossene der Bürger oder des großen Rathes verstärkt, zu Gunsten des Französischen Bündnisses (2. Weinmonat) und wirkte dadurch für die Zustimmung der übrigen, hier und da noch schwierigen Kantone (Orte) Umsonst schickte daher Herzog Karl eine zweite freundliche Botschaft, namentlich an Zürich, Lucern und Bern. Die, sprach er, seien bei ihm böse Absichten gegen die Eidgenossen aufgegangen; dieselben möchten vielmehr bedenken, wie es sich nicht gezieme, einen alten Erbfeind, Oesterreich und Frankreich, einem alten Freunde, Burgund, vorzuziehen, und wie es gefährlich sei für freie Leute, sich in die Streitigkeiten größerer Fürsten einzumischen. Angehörige desselben Landes, die Schweizer und Burgunder, welche bisher einträchtig neben und für einander gelebt

hätten, sollten es auch ferner verbleiben. Er, der Herzog, sei bereit, die ihm beschwerliche Pfandschaft zurückzugeben, wenn der Herr von Oesterreich seinerseits die Bedingungen erfülle, abrechne und den Löseschilling nicht in Basel, sondern der Uebereinkunft gemäß in Besançon niederlege. — Aber diese und ähnliche Mahnungen, wohl auch von Ehrengeschenken begleitet, machten auf die Mehrheit der eidgenössischen Räthe und Völkerschaften keinen günstigen Eindruck. „Alles wurde, sagt der Geschichtschreiber Anshelm in seiner Berner Chronik, „von dem gilzchten Sonnenglanz (Sonnenkronen mit der Lilie) und dem viel farbigen Pfauenschwanz (Oesterreichs Abzeichen) geschwächt und verdunkelt.“

Was aber Ludwigs Staatsklugheit die Krone aufsetzte, war der von ihm als Mittler schlau unterhandelte Sühn- und Freundschaftsvertrag zwischen zwei bisherigen Tod- und Erbfeinden, die ewige Richtig. Laut derselben gewährleisteten einander der Herzog Siegmund von Oesterreich und die Eidgenossenschaft den Besitz ihrer damaligen Lande, Städte, Schlösser und Märkte, gelobten, niemals einem Theil zum Schaden oder Unfug Bündniß, Land- und Burgrecht, Schutz oder Schirm zu bewilligen, keinen Feind, Widerwärtigen und Beschädiger durch Haufen, Hofen, Aegen (Pfleger) oder auf andere Weise zu schirmen. Neue Zölle sollten unterbleiben, über Erbfälle, liegende Güter und keine Schuldforderungen die Ortsrichter entscheiden, auch der Schwarzwald und die vier Waldstätte den Vertrag beschwören, letztere in Kriegszeiten für die Eidgenossen offene Plätze oder Häuser sein. (11. Brachmonat, Genlis). Zene, seit dem April mit den Bischöfen von Basel und Straßburg, den Städten Colmar, Schlettstadt, Straßburg und Basel, bald auch Mömpelgard-Wirtemberg, oder den Gliedern des niedern Vereins für zehn Jahre verbündet, standen jetzt inmitten der diplomatisch-politischen Geschäfte; sie hatten unmerklich die abwehrende Stellung in eine angreifende dem anfänglichen Willen entgegen umgewandelt, die Spitze der Burgundischen Widersacher allmählig eingenommen, und in den Zug fremder Plane und Ereignisse verstrickt, keine andere Wahl, als schimpflichen Rücktritt oder festen Friedensbruch. Dieser, übereinstimmend mit den vorwaltenden Begierden des Volks und den Entwürfen der Führer, erfolgte ohne weitere Rücksicht. Vom Kaiser zur Hülfe wider den Reichsfeind aufgeboten, von dem niedern Bund und Herzog Siegmund an Brief und Siegel gemahnt, erließ die Eidgenossenschaft durch Bern am 25. Weimmonat den Absagebrief an Herzog Karl von Burgund. Derselbe empfing ihn vor Neuß mit dem Zorn- und Drohwort: „Bernä, Bernä!“, ließ sich

aber eigensinnig in der Belagerung des hartnäckig vertheidigten Platzes nicht stören. Er blieb auch dann unbeweglich, als die Verbündeten, Bern voran, durch das Suintgau vorbrachen, bei Herikourt, Besizthum Diebolds von Wälsch-Neuenburg, des Burgundischen Marschalls, den Grafen Jakob von Romont, Herrn der Waadt und Bruder des verstorbenen Herzogs Ludwig von Savoyen, im offenen Feldstreit besiegten (13. Winterm.), die Feste zur Uebergabe nöthigten, mit Beute beladen unter Raub, Mord und Brand heimkehrten, darauf im Frühling (1475), mit wachsender Wuth den Kampf erneuerten, die Schlösser Granson, Orbe, Tscherlitz, Joigne im Jura-gebirg, Pontarlier, Blanton und andere Burgen Burgundischer Großen erstürmten, in die Freigrasschaft streiften und überall, wo sie erschienen, Tod und Vermüstung ausbreiteten. Manchen Gefangenen traf des mitziehenden Nachrichters Schwert. Durch das Glück und die Beute ermutigt, kündigten darnach am 14. Weinmonat die Berner und Freiburger dem Burgundischen Feldherrn Jakob von Romont offene Fehde an und fielen in sein Besizthum, die schöne Waadt, ein. Murten unter Vorbehalt seiner Freiheiten, Wislisburg (Wenches), Peterlingen (Payerne), Lausanne, Milden (Moudon), Morsee (Morges) huldigten ohne Gegenwehr. Stäfis (Estavayer) wurde erstürmt, die Besatzung theils niedergestochen, theils dem Feinde übergeben, gleiches Schicksal dem Juraschloß Esclées bereitet, Wallis aufgewiegelt, Genf gebrandschatzt, überall mit besonderm Grimm der Adel als der „Rechtsschuldige“ verfolgt, seine Herberge, die Burg, zerstört, darauf der Heimweg angetreten. Nur in Granson und Pferten (Yverdon) blieben kleine Besatzungen zurück. Den wichtigen Jura-paß Joigne, wo das Schloß gebrochen wurde, gab man dagegen unbedachter Weise auf. Diese wilde Fehde gegen das Adels- und Burgenleben ist merkwürdig und folgenreich; sie rief den Gegenschlag des Ritterthums wider die Bauern und Städter hervor; sie goß Del in die auflodernde Rache des Burgundischen Herzogs und bestimmte unwiderrücklich das bisher noch schwankende Ziel. Unbeweglich und wie gebannt lag jener elf Monate lang vor Neuß, vergeudete hier Zeit, Geld und Mannschaft in fruchtlosen Stürmen, wechselnden Gefechten mit dem Entsatz- und Reichsheer.

Inzwischen gab die selbstsüchtige Staatsklugheit Frankreichs und Deutschlands dem stockenden Gang der Dinge einen raschen, entgegengesetzten Umschwung. König Ludwig nämlich, welcher hauptsächlich die große Einigung (Liga) angestiftet und den Brand wider Burgund geschürt hatte, saß jetzt still. „Er enthielt sich,“ urtheilt der Geschichts-

schreiber Anshelm, des Kriegs, lugete, wie der Fuchs, auf den Raub, und ließ die, so angehezt waren, auf ihr Wagniß und Glück hin jagen. Hieß dennoch in der Schweiz der heilig Aetti (Vater).“ — Jedenfalls hielt sich der vorsichtige Mann als parteiloser Beobachter für vollkommen gesichert; denn, unterlag die oberteutsche Eidgenossenschaft dem unvermeidlichen Stoß des jetzt schwer beleidigten Herzogs, so konnte Frankreich hier oder da eine Trümmer des Schiffbruchs mühelos aufgreifen; sank aber Burgund, so blieb die gleiche Aussicht nebst dem Gefühl der endlichen Sicherheit als Siegespreis offen. Ob dabei Lothringen, dessen junger, des Lebens unfundiger Fürst nunmehr zur großen Einigung gehörte (Mai 1475), als Opfer fiel oder nicht? — diese Nebenfrage kam für die Hauptsache, die Verwicklung Burgunds und der Schweiz, in keinen Betracht. Also wurde ohne weitere Rücksicht auf frühere Verträge zu Solenbre im Luxemburgischen mit dem Herzog ein neunjähriger Stillstand abgeschlossen, (13. Herbstmonat), der niedere Verein, wie die Eidgenossenschaft, preisgegeben, wider letztere sogar im geheimen der freie Durchzug, wo er nöthig erscheine, zugesagt, öffentlich aber die alte Bundesgenossenschaft vorbehalten und ihr gütliche Vermittlung angetragen. Aehnliche Doppelzüngigkeit beobachtete man gegenüber Lothringen, dessen unerfahrener Leiter immer noch fest auf Frankreichs Hülfe und Schutz rechnete. Kaiser Friedrich war mit gutem Beispiel dem verbündeten Könige vorangegangen; schon am 17. Brachmonat hatte er mit dem Burgunder Frieden aufgerichtet und das Ziel seiner Wünsche, die Verlobung der Erbtochter Maria mit dem lebenswürdigen, ritterlichen Sohn und Kronnachfolger, Maximilian, erreicht. Die Schweiz und der Herzog Siegmund standen jetzt einzelt und bei alledem einander mißtrauisch da, indeß die Burgundische Liga auf England unter Eduard IV., Mailand unter dem Herzog Galeazzo Maria, Savoyen = Romont und den Namenskönig Siciliens, René (Reinhard) von Anjou, zählen konnte. Ja, der letztere eröffnete die Aussicht auf den Gewinn der Provence und dadurch die Verbindung des Burgundischen Zwischenreichs mit dem südlichen Meer. Zu dieser Höhe durch Kraft und Glück emporgetragen, Herr der Nordsee, der Wälschen und Deutschen Niederlande, Luxemburgs und bald auch Lothringens, des Herzogthums und der Freigravschafft Burgund, — verlor Karl der Kühne Maß und Besonnenheit. Statt den ungeheuren Besitz etwa durch die Elßässischen Pfandschaftslande, sei es durch Güte oder Waffengewalt, abzurunden, stürzte er sich mit jäher Leidenschaft auf die früher befreundete Schweiz, nicht des Staats=

manns, sondern des rächenden Ritters eingedenk. Verhasste Bauern und Freistädter sollten gleichsam im Namen sämtlicher Fürsten und Herrn gezüchtigt, zermalmt werden. Viele Gleichgesinnte wünschten in Deutsch- und Wälschland bald heimlich, bald offen einen derartigen Umschlag, wie denn wirklich der neue Kampf nicht nur um die Machtverhältnisse, sondern auch um die Grundsätze derselben entbrannte.

Zweites Hauptstück.

Neu-Burgunds Gefahren und Fall.

Zweite Hälfte.

Der erste Schlag traf Lothringen, wohin aus dem Luxemburgischen ein Heer von vierzigtausend Mann, von zahlreichem Geschütz begleitet, um den Ausgang des Herbstmonats aufbrach. Umsonst erwartete der junge Herzog Reinhart die verheißene Hülfe Frankreichs; seine schriftliche und mündliche Mahnung blieb fruchtlos. König Ludwig stellte sich auf die erste Kunde von dem Burgundischen Anzug ungläubig und verheiß, persönlich zu erscheinen, wenn sie sich bestätigen sollte. Als darauf Gewißheit kam, schickte er dem Schützling unter dem Herrn von Craon ein Reitergeschwader, gab aber den geheimen Auftrag, nichts zu thun und den Sachen ihren Lauf zu gönnen. So konnte Karl hier und da nach tapferem Widerstand die Schlösser und Städte zwischen der Maas und Mosel zur Uebergabe nöthigen, in Brie achtzig Deutsche und Schweizerische Söldner des Schreckens halber zu dem Strid verurtheilen, den Platz aber der Plünderung überlassen; in Charmes an der Mosel auf dieselbe Art vierzig Gaskogner und die Bewohner strafen, endlich Nancy einschließen. Etliche Wochen lang dauerten Angriff und Abwehr gleich hartnäckig. Zuletzt huldigte die Hauptstadt unter Vorbehalt ihrer Freiheiten und Rechtsame. Was von der Mannschaft der Fremde angehörte, durfte ungekränkt am Leben und beweglichen Eigenthum abziehen. Am 30. Wintermonat geschah darnach der feierliche, prunkvolle Einzug, etliche Wochen später die Huldigung der Stände. Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft schworen dem neuen Herrn Treue, dieser dagegen gelobte in einer herzlichen Ansprache, daß er Kirche und Weltlichkeit ehren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, die Gewerbe und den Ackerbau fördern, die Stadt bis gen Tombleine erweitern wolle.

„Sie ist mir, sprach er, theuer vor allen Plätzen der Welt; sie liegt im Mittelpunkt meiner Staaten; in ihr will ich den Hof halten und wohnen, nach ihr die obersten Gerichts-, Steuer- und Finanzstellen verlegen, endlich einen Palast aufführen, der seinesgleichen nicht hat. Daher seid mir treue und gute Unterthanen! Ihr wißt ja, daß ich ein gefürchteter Herr bin und Macht habe, euch zu schirmen wider jedermann. Mit den Königen und Fürsten der Nachbarschaft lebe ich im Frieden, nicht aber mit den Schweizern; diese haben meinen Vetter, den Grafen von Romont, schwer beleidigt und geschädigt. Dafür werde ich im nächsten Hornung Rache nehmen. In meiner Abwesenheit regiert als Statthalter der Herr von Bièvre, mein Vetter; es ist ein guter Mann; gehorcht ihm! Wollt ihrs?“ — Alle bejahten; manche dachten aber anders.

In der That wurden jetzt, da Lothringens Gewinn als Brücke und Verbindungsglied dienen konnte, alle Gedanken und Anstalten auf den Schweizerkrieg gerichtet. Umsonst boten die Bedroheten, gegenüber dem Kaiser und Französischen König bitter Getäuschten dreimonatlichen Waffenstillstand an und die Herausgabe der Waadtländischen Eroberungen. Vergeblich sprach dafür der Graf von Neuenburg und Markgraf von Röteln, Rudolf von Hochberg, dessen Sohn Philipp im Burgundischen Dienst stand. Ja, „fruchtlos erinnerten, heißt es, eidgenössische Unterhändler an die Armuth ihres Landes. Dasselbe könne nicht aufbringen an Geldeswerth den Betrag der Rittersporen und Pferdezüume im herzoglichen Lager. Gefangene zu lösen, was doch in den Fehden besondern Nutzen für den Sieger bringe, fehlten demnach die Mittel. Wozu also Feindseligkeit einem so mächtigen und reichen Herrn gegenüber armen Leuten und Länden? Gerne wollten diese den Hader auf gütliche Weise schlichten und zu der früheren Freundschaft zurückkehren, falls nichts Unehrbares gefordert werde.“ Letzteres geschah aber dennoch; man begehrte Preisgebung des niedern Vereins und des Herzogs Siegmund von Oesterreich, Bedingungen, in welche die Redlichkeit und Treue der Eidgenossen des „alten, großen Bundes“ nicht eintreten konnte. Ueberdieß stellten sich dem beweglichen, thaten-lüsternden und stolzen Geiste des Burgunders mehre lockende Pläne der Zukunft dar. Er wollte als Ritter und Fürst übermüthige, nur für den Gehorsam bestimmte Bauern und Bürger mit einem Schlage niederwerfen und demüthigen, darauf den Speer wider Frankreich kehren, auch in Italien gegenüber dem zweideutigen Bundesgenossen, Herzog Galeazzo Sforza von Mailand weiteren Spielraum gewinnen, dem Kaiser und Reich Teutscher Nation sich im vollen Glanze siegreicher Macht

zeigen und vielleicht die Krone entreißen, kurz, einen Heer- und Triumphzug abhalten, wie ihn kein Zeitgenosse gesehen hätte. Darum wurde dem Fuß-, Roß- und Geschützvolk, welches bei 50,000 Bewaffnete zählte, ein fast morgenländischer Troß angeschlossen, neben den langen Reihen des Gepäck- und Vorrathszugs Wagen und Karren mit kostbarem Geräthe, mit Teppichen, goldenen und silbernen Geschirren, Juwelen und Edelgesteinen, selbst Büchern und Handschriften beladen. Es genügte nicht, die Kanzlei und Kapelle nach früherem Brauch dem Hoflager folgen zu lassen. Die Silber- und Schatzkammer wurde ihres besten Inhalts beraubt, um das Feldleben zu verschönern; selbst die Mannszucht, entgegen der sonstigen Strenge, schon dadurch geschwächt, daß sich neben den zahlreichen Krämern und Marketendern bei viertausend lockere Dirnen einfinden durften. Da der Herzog jetzt wie sonst persönlich nüchtern und mäßig blieb, alle Drangsale und Gefahren willig trug, so zeugt die eben so unkluge als unmännliche Duldung abschwächender und verwirrender Ueppigkeit für eine bedauernswerthe Hochfahrt und Siegeszuversicht. Daneben mochte man auch zu viel vertrauen auf die Hülfe des Grafen Jakob von Romont und seiner Schwägerin, der Regentin Savoyens, Yolande. Schwester König Ludwigs, welcher sie spottweise das „Fräulein von Burgund“ nannte, hielt die kluge Frau mit fast schwärmerischem Eifer zum Herzog Karl und unterstützte ihn durch Rath, wie That, so lange er nur einigermaßen im Glücke blieb. Dieses Haus Savoyen=Piemont auf Kosten der Schweiz, Mailands und Frankreichs zu heben, war wohl eben so sehr fruchtbarer Grundsatz der Burgundischen Staatsklugheit, als wirksamer Hebel für die verhängnißvolle Heerfahrt wider die Eidgenossenschaft und was ihr anhing.

Des Krieges Vorspiel bot wiederum die Waadt. Während nämlich Karl mit dem Gewalthaufen langsam von Nancy über Joinville, Besoul und Besançon (Bisanz) nach dem Jura zog, überrumpelte der Graf von Romont die Stadt Yferten, jedoch ohne das Schloß (12. Jänner 1476), hob den Befehlshaber Gransons, Brandolf von Stein, mit Beihülfe eines verrätherischen Barfüßermönchs auf und gab dadurch auch für die bisher lässigen, schwankenden Eidgenossen das Zeichen zu erneuerten Feindseligkeiten. Also warfen die Berner, Freiburger und Solothurner etliche Mannschaft in die bedroheten Plätze, übertrug Markgraf Rudolf von Hochberg=Nöten den Schirm seiner Stadt Neuenburg laut Burgrecht den Bernern und Bundsgenossen derselben, indefs Soldknechte von Biel, Neuenstatt, Landern und Erlach den Paß Latour Bajard im Thal Travers besetzten. Dadurch gehemmt, überstieg das

Burgundische Haupttheer das Juragebirge bei der unbewahrt gebliebenen Enge von Joigne (8. Hornung), lagerte am 12. zu Orbe, am 19. vor Granson in einer ziemlich festen, durch den See, das Flüsschen Arnon, Wagenburg und Gräben gesicherten Stellung. Man wollte nach ritterlichem Brauch nichts unternehmen, bevor Stadt und Burg genommen wären. Sene wich dem zweiten Sturm (21. Hornung), diese, von fünfhundert Bewaffneten vertheidigt, leistete mehrtägigen Widerstand und schlug wiederholte Angriffe ab. Endlich siegten Zwietracht, Zügellosigkeit und Verrath. Durch die Aussicht auf Gnade bethört, welche der hinterlistige Condchamp aus Burgund ohne weitere Vollmacht eröffnete, entschloß sich die Besatzung zur Uebergabe unter Vorbehalt des Lebens, der Wehre und Freiheit (28. Hornung am Aschermittwoch.). Sie fand sich bitter getäuscht. Der Herzog nämlich hatte schon einmal, kurz vor dem Fall Nancy's, den geraden Weg verlassen, aus Habgier und selbstsüchtiger Herrschlust den Flüchtling Ludwig von Luxemburg, Grafen von St. Pol und Connetabel von Frankreich, wortbrüchig in die Hände seines Todfeindes Ludwig XI. gegeben, der ihn zu Paris als Hochverräther enthaupten ließ. Diese Mißthat, durch keinen Gewinnst aufgewogen, wirkte auf den Urheber zurück. Sein Gemüth, von je her soldatisch rauh, verhärtete. Sein Gewissen, wohl hin und wieder aufwachend, suchte in neuem Frevel, wie das so zu geschehen pflegt, Sühne und Betäubung. Waren doch die Gefangenen überdies Deutsche und Schweizer, verächtliche Bauern! Konnte und mußte man nicht das Vergeltungsrecht üben an den in der Waadt begangenen Kriegsgräueln? Auch fehlte es keineswegs an Verwandten und Freunden, welche an Orbe, Yferten, Stäffis und Esclées erinnerten, von dem Gebot der Blutrache redeten. So vereinigte sich Alles gegen die Unglücklichen. Sie wurden sämmtlich vom parteiischen Lagergericht zum Tode verurtheilt, „unter großem Spott und Muthwillen“ ob fünftehalbhundert theils an die Nußbäume gehängt, theils in dem See ertränkt. (28. und 29. Hornung.) Nur wenige entrannten; zwei Berner, Hans Kranz von Vatterbach und Peter Happach mußten, ihr Leben zu retten, an den Waffengefährten Henkersdienst verrichten, darob später für ehrlos erklärt. Sollte auch diese Grausamkeit an Esclées mahnen, wo ein Knecht zur Enthauptung seines Herrn, Peters von Cossigny, genöthigt wurde? — Dabei schonte man keines Standes. Unter den Hingerichteten befand sich der Aarauer Leutpriester, Heinrich Kemp. „Kein Knabe sollte davon kommen,“ hatte der grimmige Herzog geschworen. Er rechnete, unbekannt mit des eidgenössischen Volkes Art, auf den Schrek-

fen und die Zwietracht, letzteres anfangs nicht ohne Grund. „Denn, sagte der Rundschafter aus, Zürich und die oberen Lande seien gegen die untern, welche als Urheber des Kriegs sich auch selbst vertheidigen möchten. Aehnliche Vorwürfe machten anderswo die Volksfreunde (i popolari) den Geschlechtern und Adeligen.“ — Gestützt auf solche Nachrichten, wollte man den langsam heranziehenden Feind nicht in dem festen Lager erwarten, sondern ihm zuvorkommen. Etliche riethen dabei, man möge rasch Freiburg und Bern nehmen, andere hielten die Verheerung des Flachlandes als wirksames Schreckmittel für zweckmäßiger, die dritten endlich wollten sich mit einer friedlichen Fahrt in das arme Binnengebiet als sicherstem Mittel der Unterwerfung begnügen. Auch über die Wege war man uneinig. Hier wurde die Straße über Peterlingen und Murten, dort über Neuenburg und Arberg nach Bern, dem Hauptziel der Bewegung, vorgeschlagen.

Inzwischen kam die Kunde, daß der Feind sich bei Neuenburg zusammenziehe und an Angriff denke. Sofort beschloß Karl, dessen Vorhut unter Georg von Rosimboz die Burg Baumarcus ohne Schwertstreich genommen und besetzt hatte, (1. März), den Aufbruch. Länger zu warten, hielt er für schimpflich und nutzlos. Stehe der Bauer, so sei die Schlacht „ein wahrer Spaß“, der Sieg unfehlbar, des Krieges Ende gewiß. Also wurde früh Morgens den zweiten März der Befehl zum Vorrücken gegeben; Reiterei, Geschütz, Fußvolf zogen aus, wegen der engen Wege und Berghalben nicht immer in guter Ordnung und dabei von mannichfaltigem Gepäck und Troß begleitet. Niemand erwartete ernstern Widerstand, kannte Vertlichkeit und Leute. Selbst der kriegskundige Feldherr und gewaltige Heeresfürst redete zu den Obristen und Unterführern wie ein unwissender Abenteurer. „Edle Ritter, hieß es da neben andern, heute ist der Tag erschienen, an welchem wir diese Bauernklümmel (villains) gleich denen in Granson vertilgen können; wir werden sie zunächst auf unserm Zuge gen Neuchâtel, dann auf ihrem eigenen Grund und Boden treffen. Nichts soll ihnen bleiben von ihrem Gut, alles unser werden, Unterwerfung der Lohn sein für die begangenen Missethaten. Nieder mit ihnen! keiner werde geschont!“ — Als alles in Schlachtordnung stand, ritt der Herzog an die Glieder heran und rief aus: „Frisch los auf die Bauern da! Beim heiligen Georg! sie sind unser nicht werth, aber wir wollen ihnen zeigen, wer wir sind! Auf, edle Herrn, Reiter und Fußknechte! thut eure Pflicht!“ — In so maßloser Siegeszuversicht ging es auf der schmalen Uferstraße und den Seitenwegen wider den Feind.

Dieser hatte inzwischen, etwa 20,000 Mann stark, die Kunde von dem Fall des Schlosses Granson und dem schmählichen Loos der Besatzung in und bei Neuenburg erhalten. Alles forderte, voran die Berner, Freiburger und Solothurner, den Kampf und die Blutrache; vom Zurückgehen oder Zaudern war keine Rede mehr. Langsam und ohne etwas von der Burgundischen Annäherung zu wissen, setzten sich mit der Fröhe des zweiten März die verschiedenen Banner in Zug, nach Vorhut, Gewalthausen und Rückhalt geschaart. Einen eigentlichen Oberbefehlshaber kannte man nicht. Jeder Ort folgte mit den etwaigen Zugewandten seinem besondern Obristen und Feldzeichen. Die Berner z. B., etwa 7,000 Mann zählend, standen unter dem bewährten Ritter Nikolaus von Scharnachtal und dem jüngern Hauptmann Hans von Hallwyl. Unweit Baumarcus, welches unangegriffen seitwärts liegen blieb, erfolgte das erste Postengefecht; nach tapferer Gegenwehr wich der Burgundische Befehlshaber Rossimboz mit seinen hundert Englischen Bogenschützen von der waldigen Anhöhe ob der Karthause La Lance zurück, die Schweizer drängten ihm nach. Es waren meistens Berner, Freiburger, Schwyzer und Solothurner, welche die Vorhut bildeten und, von Kampflust weiter geführt als man anfangs beabsichtigte, plötzlich auf den Feind trafen. Dieser, größtentheils Reiterei, breitete sich in der kleinen Ebene unweit dem Paß der Karthause aus und schob einzelne Abtheilungen auf die ansteigenden Halben vor. Daß Herzog Karl, von jeher ein frommer Herr, bei dem Niederknien der Eidgenossen gespottet und ein übliches Gebet für Gnadeflehen gehalten habe, bleibt kaum glaublich; gewiß dagegen ist die Umsicht und Tapferkeit, mit welcher die Reiterangriffe angeordnet und vollzogen wurden. Aber sie scheiterten an der kaltblütigen Unerfroffenheit des im langen Bivouac geschaarten Gegners; alle Anstürme wies er mit vorgestreckten Speeren zurück. Von der ehernen Mauer prallte der Stoß des geharnischten Reiters ab. Fruchtlos suchte sie Ludwig von Chalon-Chateau-Guyon zu durchbrechen; er wurde vom Roß gestürzt und getödtet. Auch das Geschütz blieb ziemlich wirkungslos. Während dieses mit den Reifigen auf Befehl des besonnen lenkenden Heerführers seit- und rückwärts wich, um ein weiteres Feld zu gewinnen, brach in dem dichtgebrängten, nachrückenden Fußvolk des zweiten und dritten Treffens ein jäher Schrecken aus. Man wähnte die Schlacht für verloren, schrie: „Es rette sich wer da kann!“ und eilte in wilder Flucht rückwärts auf Granson zu. Umsonst gebrauchte der Herzog Bitten, Drohungen, selbst Hiebe mit dem Schwert; umsonst warf er sich mit

dem Kern der Reiterei dreimal dem nachstürmenden, jetzt vereinigten Feind entgegen und suchte ihm das letztemal am Arnou=slüßchen zu widerstehen. Die wirre Menge drängte unaufhaltsam nach dem Lager hin, von diesem rück- und seitwärts, wie es der Zufall lenkte. Eine Feigheit der Art hatte man in Burgund seit Menschengedenken nicht gesehen, und der Sieger mochte später nicht ohne Grund an den Schreckenston des Uristiers, der Kuh von Unterwalden, der Lucerner Harsthörner aus den Tagen Karls des Großen u. s. w. gläubig erinnern. Der Nacheiferer des letztern aber dachte an Verschwörung und Untreue, nicht an die Folgen der eigenen, feldherrlichen Fehlgriffe. So unbegreiflich war ihm die Feigheit der Seinigen, des jedenfalls ungeschickt geführten und aufgestellten Fußvolks. Ihm nach jagte endlich der Herzog mit etlichen Begleitern gen Orbe, von hier über Joigne nach Hochburgund, wo er sich zu Rozerox etliche Tage lang dem maßlosesten Zorn und Schmerz überließ; er glaubte, die Ehre, und mit ihr alles verloren zu haben. Jedoch bald kehrten Selbstgefühl und Thatkraft zurück. Es wurde ein zweiter, umfassender Rache- und Eroberungszug eben so schnell beschlossen als ausgeführt. Den Verlust an Menschen, — etwa tausend — konnte man leicht, schwieriger den an Geschützen, Geräthe, Geld und Kleinodien ergänzen. Die höchste Verlegenheit bildete der Gewinn treuer, jetzt doppelt nothwendiger Bundesgenossen. Denn etwa mit Ausnahme der Herzogin=Regentin von Savoyen freuten sich alle Fürsten, große wie kleine, über die Niederlage des gefürchteten Mannes. Das „Gleichgewicht“ erschien nicht mehr bedroht, das Kaiserthum und Reich Teutscher Nation durch die scheel angesehenen Glieder des obern und niedern Bundes für die nächste Zukunft gesichert*), Mailand, Frankreich gerettet. Dort bot der Sforza Galeazzo vertraulich für offene Feindschaft gegen Burgund hunderttausend Goldgulden (Dukaten), hier lehnte stolz, im Herzen aber froh, der zu Yhon lauende König Ludwig die reiche Gabe ab; „er bedürfe des Geldes nicht, bestimme frei über Krieg und Frieden, bedauere, daß man leichtfertig sein Bündniß verlassen habe; jetzt gezieme Parteilosigkeit.“ — Dem gemäß empfing bald darauf auch der Burgundische Gesandte, Herr von Contay, eine freundliche Aufnahme voll Höflichkeit und Theilnahme. In der

*) „Hat Burgunn gewonnen einen Rung,
Als Römisch Ryck het genommen ein Sprung,
Es wart darumb angefangen.“

Gransonlied bei Schilling, S. 300.

Stadt hörte man jedoch häufig Spottworte und Schmachlieder auf den Besiegten, Französische Späher und Sendboten schlichen sogar bald als Bettler, bald als Pilgrime in der Eidgenossenschaft umher und stachelten hier verdeckt, dort offen zur eifrigen Fortsetzung des Kriegs an. Die stolze Antwort aber lautete ablehnend. Der König, hieß es, möge sich ohne Aufschub erklären, sonst werde man sich wider ihn mit dem bisherigen Feind vertragen. Glücklicher endigten dagegen die schlauen Unterhandlungen mit dem alten René von Sicilien. Der schwache Fürst widerrief auf einer Zusammenkunft in Lyon das dem Burgundischen Hause gegebene Verheißsen und setzte den Französischen König als Neffen zum Erben der sehnlich gewünschten Provence ein. — Auch in Deutschland erklärten sich von allen Seiten her Herrn und Reichsstädte, z. B. Nürnberg, Frankfurt, wider den gefürchteten, jetzt, wie man wähnte, gedemüthigten Herzog. Was blieb demselben also bei dem angeborenen Stolz und Starrsinn anderes übrig, als die kräftigste Wideraufnahme des Waffenstreits? Ihn schienen Fürsten- und Ritterschreie zu fordern. Der Gedanke, daß verachtete Bauern die Wahlstatt behauptet hätten, stachelte zur Rache. Umsonst und zu spät warnte von Ofen her (7. Mai) der edle Ungarnekönig und Christenheld, Matthias Corvinus (Hunyad). „Der Herzog, sagte er, möge doch endlich die Arglist jenes Mannes (Ludwigs XI.) erkennen, welcher so angelegentlich denjenigen, die er fürchte, eine Schelle oder Glocke anhänge, damit sie ohne Klang und Hall den Kopf nicht bewegen könnten. Was sei für den Anstifter da erwünschter, für den Betrogenen schwieriger und gefährlicher, als die Verwicklung in den Krieg mit jenem „ungezähmten, unüberwindlichen“ Volk? Schon durch die Beschaffenheit des Landes vertheidigt, finde es nöthigenfalls stets bereite Hülfe am Reich, welches auf seine eigene Sicherheit bedacht sein müsse. — Ueberdies, welche Schmach, wenn ein Fürst von Bauern überwunden würde, und wie gar nicht oder nur wenig ehrenvoll der Sieg!“ — Diese Beurtheilung der Kampfverhältnisse nach gleichsam ständischen Gesichtspunkten ist sprechend und merkwürdig. Sie beweist, wie so vieles Andere, daß es sich nicht allein um Herrschaft und Macht handelte, daß bereits politische Grundsätze dort der Monarchie und des Adels, hier der Republik und Demokratie wiederum thatkräftig hervortraten. Daher auch mochte es geschehen, daß Nikolaus von Scharnachtal, Hauptmann der Berner, verdienten Waffengefährten die Ritterwürde auf dem Schlachtfelde ertheilte, Landleute mit dem adeligen Ordenszeichen schmückte, welches er selber sechszehn Jahre zuvor am heiligen Grabe

gewonnen hatte. Solche Mahnung an ein unsichtbares, nicht handgreifliches Gut, an die sittlich-kriegerische Ehre, mochte um so zeitgemäßer erscheinen, je stärker die Versuchung zum äußern, „materiellen“ Besitz fortan hervortrat. Nachdem man nämlich die unglücklichen Schloßvertheidiger und etwa hundert andere Todte beerdigt, daneben in der Nachgier bei sechsundzwanzig Gefangene erschlagen hatte, blieb drei Tage lang die überaus reiche Beute der einzige Gegenstand des Theilens und Marktens. An die Verfolgung des Feindes, welchem Fußknechte und wenige Reiter vier Stunden Weges nachgesetzt hatten, wurde weiter nicht gedacht. Was an goldenen und silbernen Geschirren, Teppichen und Seidengewändern, Juwelen und sonstigen Kleinodien zum gemeinsamen Gewinnst oder Sackel kam, wurde mindestens auf eine Million Rheinischer Gulden, nach heutigem Werth auf das Dreißigfache, abgeschätzt, vieles daneben unterschlagen, oft manche Kostbarkeit um ein Spottgeld verkauft. Dennoch kam mehr als Einer durch heimlich entwendete Granatbeute zu Reichthum und vererbte diesen auf sein Geschlecht. — Geringere Schwierigkeit machte die Theilung des Geschützes — bei 419 Stücke — und Heergeräthes, der Fahnen und Banner, Zelte, Hafen- und Handbüchsen, Streitkolben u. s. w. Fast war der Lohn für die Mühe zu hoch; darum verlangte auch jeder, den Gewinn zu sichern, so schnell, als möglich, in die Heimath. Dahin brachen denn auch am vierten Tage nach dem weit überschätzten Reiter- und Postengefecht sämtliche Banner über Neuenburg auf, von einer langen Wagen- und Karrenreihe begleitet. Es war wie die Rückkehr von einer großen Messe. Manchen mochte es bei dem Vorüberziehen mit Jug ärgern, daß während des allgemeinen Trödelus und Marktens im Burgunderlager die Besatzung von Baugnens durch kühne Flucht dem drohenden Untergang entkommen war. — Daß übrigens fortan der Geldtrieb erwachte, durch Krieg und Jahrgehälter (Pensionen) raschen Besitz suchte, daneben zum Branken auch in den mittlern und untern Volksschichten gemacht neigte, — ist Zeichen einer neuen Zeitrichtung; jedoch konnte sie nur schrittlings und im steten Kampf mit der alten, schlichten Sitte Gültigkeit gewinnen. Das wachsende Gefühl der Gleichheit wollte eben im Lebensverkehr hinter dem Adel und vornehmern Bürgerthum nicht zurückbleiben, war aber andererseits dafür zu schamvoll und unbehülflich. „Die Lägerbeute, urtheilte Comines, bereicherte gar sehr den armen Schweizermann; der kannte beim ersten Blick nicht einmal das Gut in seinen Händen. So wurde eines der köstlichsten Zelte der Welt in mehre Stücke zertheilt; mancher verkaufte Silber-

platten und Schalen das Stück zu zwei Blank (Sol = Blank = 15 deniers) oder dreißig Pfennigen, des Glaubens, es sei Zinn. Den großen Diamant mit dicker, daran hängender Perle hob ein Schweizer auf, steckte ihn ein, warf ihn unter einen Wagen und verkaufte das wieder zu sich genommene Kleinod einem Priester für einen Gulden, dieser seinem Herrn für drei Franken u. s. w.“ So wenig verstand man sich damals auf Gold und Kostbarkeiten, holte aber das Versäumte nur zu eifrig ein. Leicht hätte der Herzog, von einem immer nicht ganz verschwundenen Anhang unterstützt, dieses gutmüthige, streitbare Volk durch Freundlichkeit und Ehrengeschenke wieder gewinnen können; aber Stolz und Starrsinn schrieben den Weg der Strenge vor. Die Unbilde sollte gerächt, der trotzig Bauern- und Städtebund auf die Gefahr des eigenen Untergangs hin gebrochen und unterjocht, überdieß das bedrohte Savoyerland geschirmt werden.

Sofort wurde mit außerordentlichem Eifer gerüstet, die zersprengte Mannschaft bei Rozeroy gesammelt und durch neue Werbungen in den Erbstaaten, in Piemont, Mailand, Venedig ergänzt, von den Ständen Geld und Mannschaft gefordert, aus Glocken und ehernem Geschirr theilweise frisches Geschütz gegossen, darnach der Jura bei Soigne zum zweitemal überschritten (9 März) und bei Lausanne etliche Tage später (15 März) das Lager aufgeschlagen. Thätig griffen dabei die Regentin Yolande von Savoyen und Graf Jakob von Mont-Waad mit ein; jener wurde Freiburg, diesem Bern zugesagt, durch öffentliche, oft leidenschaftliche Ansprachen die gesunkene Kampfeslust der Hauptleute und Soldaten nach der Möglichkeit entflammt, Reiterei, Fußvolf und Geschütz unablässig geübt, überhaupt eine fieberhafte, nur hin und wieder etwas planlose Geschäftigkeit entwickelt. Denn alles wollte der überdieß oft fränkliche Herzog aus Mißtrauen und Selbstüberschätzung nach Kräften persönlich verrichten, keinen Beirath dulden, nur rücksichtslosen Gehorsam, auch in Kleinigkeiten und Nebensachen, verstatten. Daher tauchte bei den Unterführern, namentlich Italienischen, nicht selten Mißmuth auf, zumal der Sold aus Geldmangel bisweilen unregelmäßig gezahlt wurde. Man wies deshalb Edle und Diener nicht selten auf Häuser und Güter der Berner und Freiburger an, ja, gab ihnen „darum Brief und Siegel.“ Den Schlag wider die sonst befreundeten, sogar verbündeten Städte, entweder abzuwenden, oder doch zu mildern, that die Herzogin-Regentin von Savoyen nicht nur nichts, sondern sie förderte auch auf alle Weise durch Geld, Mannschaft, Vorräthe und andern Bedarf den Burgundischen Eroberungsplan. Aehnlich handelten viele Städte, Fürsten und Herrn Teutsch- und Wälschlands bald

offen, bald verdeckt aus Neid über die aufblühende Macht der Eidgenossenschaft, insonderheit Berns*. Jene von diesem als dem nächsten Ziel des Angriffs und Mittelpunkt der Kriegspartei möglichst abzulösen, gebrauchte man auf Burgundisch-Savoyischer Seite allerlei Umtriebe, Listen und Bestechungskünste. Es wurden geheime Boten und Briefe an die Städte und Länder geschickt, Geschenke an „Seidengewändern und andern Dingen“ gegeben, die hier und da auftauchenden Eifersüchteleien und Zerrwürfnisse wegen angeblich ungleicher Beutetheilung nicht ohne anfänglichen Erfolg genährt. Denn schon äußerte die, seit dem 18ten März in Lucern versammelte Tagesatzung Bedenken, über den Bundeskreis hinaus die angerufenen Hülfschaaren zu entsenden. Murten möchten, hieß es, die jetzigen Eigenthümer schirmen, welche es erobert hätten; seien Freiburg, Laupen, Bern bedroht, so wolle man kommen. Letzteres entgegnete, die obgenannte Stadt, früher unter des Reichs Schutz und seit zweihundert Jahren durch ewige Bündnisse verpflichtet, sei kein „neues, angehenktes Wesen, darum könne und möchte man es mit keinem Glimpf noch Ehren von Händen lassen.“ — Dieser Einrede und Rechtsverwahrung folgte rasche und mannhafte That. Denn, während tausend Eidgenossen auf Befehl der Bundesbehörde Freiburg besetzten, sorgte Bern allein und in eigener Verantwortlichkeit für den Schutz jenes wichtigen Wacht- und Ehrenpostens. Derselbe empfing eine Besatzung von 1,500 erlesenen Kriegern. Sie waren möglichst so ausgesucht, daß von je zwei Blutsverwandten z. B. Brüdern, Vater und Sohn, der eine mitzog, der andere, für das künftige Heer bestimmt, zurückblieb. Was Natur und Haus auf das Engste verknüpft hatten, sollte einander auch in Gefahren und Nöthen desto herzhafter beispringen und helfen. Zum Befehlshaber mit unbedingter Vollmacht wählten Räthe und Bürger den bewährten Ritter Adrian von Bubenberg. Früher ein entschiedener Gegner des Kriegs und von der Französischen Partei selbst aus dem Rath gestoßen, nahm der großmüthige Mann, nur des schwer bedrängten Vaterlandes eingedenk, die Stelle an (8ten April). Seine erste

*) „Dazu ward ihm (dem Herzog) auch von andern Herren und Stetten gross Gut wider die von Bern und ander Eidgenossen geben und verluchen (verliehen).“ Schilling 311.“ Derselbe ander Herren (neben Venedig, Mailand) auch tatend, und wer das nit öffentlich torst thun, der thet es aber heimlich, dann man den merenteil Fürsten und Herren fand, die denen von Bern und andern des merghlichen Glückes und Ehren verbunden, und gern hetten gesehen, daß es inen umbgeschlagen were.“ Ders. 305.

Handlung war, daß er von den Untergebenen den strengsten Gehorsam eidlich forderte, darauf jeden, welcher von Uebergabe reden würde, niederzustoßen gebot; ihn selber und die vier Beiräthe (Ausgeschossenen) solle man, falls es geschähe, nicht davon ausnehmen. Eben so umsichtig und kraftvoll wurde für das Aufgebot, 5,000 Mann, gesorgt. Ihm standen als Obrißhauptleute vor Schultheiß Petermann von Wabern und Ritter Nikolaus von Scharnachtal; das Panzer trug Ludwig Brügler, vom ehrbaren Handwerk der Gerbern. Sein Gehülfe und Rath war Hans Kutler. Die Pässe von Laupen und Glümminen schirmten bei nahendem Kriegeausbruch besondere Abtheilungen. Seitdem die Landseite gesperrt war, kamen Pulver, Mehl und handfeste Leute über den See gen Murten. Hieher brach der Herzog nach vollendeter Rüstung von Lausanne auf (27 Mai). Sein Heer zählte, den zahlreichen Troß, in welchem wiederum bei dreitausend Weiber erschienen, abgerechnet, etwa 40,000 Streiter. Die Wegnahme jener Bernischen „Vorbürg“ betrachtete man nach der damaligen Denk- und Kriegsweise als Gebot der Ehre und Klugheit. Jene forderte nach Burgundischem Ausdruck Granfons wegen Rache an den „bösen Bauern und armen Bettlern;“ diese vermeinte, ohne den Fall des Vorwerks keine gesicherte Bewegung auf die Hauptstadt oder etwa auf Freiburg zu haben. Auch dachte man nicht an langen und hartnäckigen Widerstand, hoffte vielmehr, den ziemlich offenen und schwach besetzten Ort, sei es durch den ersten Schrecken oder Sturm, ohne bedeutende Einbuße zu gewinnen. Am 11ten Brachmonat war nach etlichen Vorgefechten die Einschließung des Städtchens vollendet. Oberhalb desselben lagerte der Herzog auf der Seite gegen Wislisburg (Avenches) und Freiburg, unterhalb gegen den See bei den Rußbäumen und nach Narberg hin der Graf von Romont. Er hielt den Kirchhof von St. Moritz und die Höhen von Alteville, den Adera und Löwenberger Rebberg besetzt. An das hölzerne Haus Karls auf dem Hügel ob Gurmolf (Hölzchen von Avenches), dem spätern Galgenberg, lehnte sich das Hauptlager. Es enthielt bei tausend Zelte und vierhundert hölzerne Hütten, hatte eine Wagenburg, Gräben, lebendige Hecken (Haag) und künstliche, obschon leicht aufgeworfene Verschanzungen. Dem hier aufgestellten Mitteltreffen und Kern der Reiterei schloß sich weiter, etwa bis zum Dorf Grisach vorgeschoben, der rechte, durch den Fürsten Johann von Dranien und Philipp von Crevecoeur befehligte Flügel an; den linken bildete die Aufstellung Romonts und Antons, des f. g. großen Bastards von Burgund.

Nachdem man sich dergestalt auf einem durchschnittenen, für die

Wirksamkeit der Reiterei und des Geschützes ungünstigen Boden gelagert und nothdürftig geschanzt hatte, begann der Angriff. Niemand zweifelte am baldigen Erfolg, wie ihn denn selbst Droh- und Schmachzettel, an Pfeile befestigt, der Besatzung ankündigten. „Ihr Bauern von Bern, hieß es da, gebet Stadt und Schloß auf! Alle Hämmer möchten nicht Geld genug schlagen, daß ihr damit erlöst würdet. Bald kommen wir hinein und werden euch fassen, tödten und henken. — Von den Euren werdet ihr keine Entschüttung haben. Beichtet daher und richtet euch in ein ander Wesen ein!“ — Darauf begann am 18ten der erste, am 20. der zweite Hauptsturm unter großem Geschrei und Lärm; bei siebenzig Geschütze feuerten und warfen namentlich diesseit der Stadt, wider Bern zu, auf der Seite, wo Romont stand, fast die Mauer nieder. Auch die Gräben wurden hie und da übersprungen, die Leitern angelegt. Mit gleichem Muth und besserer Ordnung geschah die Abwehr. Schweigend that Jeder seine Schuldigkeit und hielt den Platz, welchen ihm der kriegskundige, besonnene Hauptmann angewiesen hatte. So mußten das zweitemal die Burgunder mit der Einbuße von tausend Todten zurückweichen; die Belagerten aber besserten rasch den erlittenen Schaden aus und ließen zum Zeichen ihrer Unererschrockenheit bei Tag und Nacht die Thore offen stehen; ihnen genügten die Bollwerke vor denselben. Dabei warnte Adrian von Rubenberg, die Seele des Ganzen, durch Boten und Schreiben gen Bern vor Uebereilung; man möge ruhig die Ankunft der Eid- und Bundesgenossen abwarten; „sie, in Murten, würden nicht nachgeben, so lange eine Ader in ihnen lebe.“ — Eben so fruchtlos ließ der Herzog, um des Feindes Aufmerksamkeit zu theilen, die Posten bei Ins, Gümminen und Laupen angreifen; dort drängte der Landsturm hier die geregelte Landwehr (Miliz) den Anlauf zurück. Statt bei solcher Wendung der Dinge die Belagerung aufzuheben und entweder vorn oder rückwärts ein geeignetes Schlachtfeld zu suchen, blieb Karl eigenwillig so lange stehen, bis die volle Stärke der Gegner naheete und den zweiten, entscheidenden Feldstreit herbeiführte.

Es hatten nämlich die wiederholten Mahnungen und Bitten Berns gewirkt; von allen Seiten her zogen Schaaren aus, nicht nur Murten zu entsetzen, sondern auch dem Feind, wenn er Stand hielte, eine offene, wo möglich, vernichtende Schlacht zu liefern. Neben den acht alten Orten, von welchen die Unterwaldner mit den Entlibuchern zuerst, die Züricher nebst den Thurgauern zuletzt in Bern am Abend vor der Schlacht einrückten, erschienen die Aufgebote Basels, Schaffhausens, Freiburgs, Solothurns, Biels, St. Gallens und Appenzells,

der dem niedern oder neuen Verein angehörigen Städte Colmar, Schlettstadt, Straßburg, Kottwyl, nebst den bischöflich-Baselschen und Straßburgischen Mannschaften; von den Fürsten und Herrn kamen Graf Oswalt von Thierstein, Landvogt, für den Herzog Siegmund von Oesterreich, der Graf Ludwig von Dettlingen für die Hülfschaaren Straßburgs, der Graf von Greysers mit den Seinigen zu Roß und Fuß, endlich im Geleit der Grafen von Bitsch und Leiningen mit mehr denn zweihundert Pferden der junge Herzog Reinhard von Lothringen. Müde der leeren, Französischen Zusagen und Vorspiegelungen wollte er den jetzt gemeinsamen Feind mit der Eidgenossenschaft des obern Teutschen Landes bestreiten, dann mit ihrer Beihülfe Heimath und Herrschaft wieder gewinnen. Viele meinten spöttisch, er wende sich vom Pontius an den Pilatus. Ihn und die Seinigen drängten jedoch Eifer und Kampflust so vorwärts, daß sie bei Tag und Nacht eilten, „damit sie, sagt Schilling, der Zeitgenosse, zum Schimpf möchten kommen, wie man das an den Leuten und Rossen wohl sah.“ — Die Gesamtstärke der Verbündeten, welche über Bern, Gümminen, Ulmiz gemach nach den waldigen Anhöhen bei Grisach südwestlich von Murten vorrückten, betrug etwa dreißigtausend Fußknechte und viertausend, meistens Teutsche Reisige. Am Samstag Morgens, den 22. Brachmonat, am Tage der heiligen zehntausend Ritter, wurde der Zusammenzug beendigt, durch den Grafen von Thierstein an hundert und fünfzig Hauptleuten, unter ihnen dem Lothringischen Herzoge, der übliche Ritterschlag feierlich vollzogen, darauf die Schlachtordnung bestellt und in drei Haufen gesondert. Die Vorhut, aus den Bannern Thuns, des Entlibuchs, der drei Waldstädte und des Bernischen Oberlandes gebildet und, ungerechnet die beigegegebene Reiterei, etwa zehntausend Reiter stark, befehligten Hans von Hallwyl, unter ihm Rudolf von Wipplingen (Wuipens) und Hans Bögeli von Freiburg. Der Gewalthaufen, welcher neben der Reiterei zweitausend Schützen, eben so viele Piken- und Hellbardenträger enthielt, stand unter Hans Waldmann aus Zürich, die Nachhut, etwa achttausend Mann stark, unter Kaspar von Hartenstein aus Lucern; daneben sollte ein Rückhalt im Walde bleiben. Der Ritter Wilhelm Harter aus Straßburg, welcher gewissermaßen die Stelle des Generalstabführers oder „obersten Hauptmannes“ versah, gab im abgehaltenen Kriegsrath der überwiegenden Mehrheit nach. Diese forderte Angriff, während er selber für Abwehr und Befestigung des Lagers aus Vorsicht und um nichts zu gefährden gestimmt hatte. — Darauf rückten die Abtheilungen kampfsbe-

gierig unter strömendem Regen dem Feind entgegen. Dieser, gleichfalls für die Entscheidung gerüstet, stand wohl und tief geschaart, die Geschütze voran, meistens hinter Gräben und lebendigen, stellenweise verpfählten Hecken. Er wartete des Angriffs und wollte nichts übereilen, ließ endlich um die Mittagszeit zum Rückzug blasen; Reiterei, Fußvolf und Geschütz traten ihn bei dem selten unterbrochenen Regen willig an; nur die Vorhut überwachte am Haag den Eingang des vom Dorfe Grisach bis über den Weiler Coussiberle ausgedehnten Lagers. Herzog Karl, entgegen seinem sonstigen Wesen jetzt in der un rechten Stunde äußerst bedacht sam und auf reine Abwehr gerichtet, hielt die Gefahr für beseitigt. Er glaubte, die Eid- und Bundesgenossen würden heute nicht angreifen. Sie aber benutzten rasch den günstigen Augenblick, welchen die halb zum Marsch, halb zur Schlacht neigende Lage der Burgunder darbot. Hans von Hallwyl, der des Adlers Blick mit des Löwen Muth einigte, den Krieg aus langer, namentlich in Ungarn gewonnener Erfahrung kannte, gab das Zeichen. Auf seinen Wink kniete die Vorhut am Saume des Waldes nieder und hielt ein kurzes Gebet. Während desselben entvölkte sich der Himmel, die Sonne brach durch. Da mahnte der Führer mit wenigen Worten zum nahen Streite. An diesem Tage, sprach er, habe einst Bern bei Laupen gesiegt; Gott selbst zeige heute im plötzlichen Sonnenlicht seine Gnade; man möge mannhaft, frisch und beherzt sein; des Weibes, der Kinder und Jungfrauen gedenken, daß sie nicht Beute des schnöden Wälschen würden. — Sofort rückte das Fußvolf, die Reiterei zur Seite, vollends aus dem Walde; Gewalthause und Nachhut folgten auf verschiedenen Wegen, bald in kleinern, bald größern Schaaren. Bevor man sich von neuem ordnete, mußte einige Zeit verfließen; denn die Hochebene, wo jetzt der Streit begann, war nicht gar geräumig und offen. Inzwischen leistete der Feind am verschanzten Haag trotz des plötzlichen Angriffs tapfere Gegenwehr; seine acht Geschütze richteten besonders unter der Reiterei großen Schaden an; manchem Ritter wurde der Kopf oder der Obertheil des Leibes hinweggenommen; tödtlich verwundet sank der Bastard von Harborg, Führer der Lehenmiliz von Balangin, mit zweien seiner Reisigen; dem Herzog von Lothringen wurde das Pferd erschossen. Als endlich die Stürmenden das Geschütz unterlaufen und den Haag erreicht hatten, wirkten die dahinter aufgestellten Feuer- und Bogenschützen so kräftig, daß man mit bedeutender Einbuße umkehren mußte. Endlich gelang es, auf einem engen Seitenpfade in die Verschanzungen einzubrechen und das Geschütz gegen die Besatzung zu kehren; sie wurde nach mannlicher Gegenwehr so

gut als aufgerieben, sofort der Zug gegen das Burgundische Hauptheer angetreten. Zweimal warf die schwere Reiterei desselben die bündischen Reifigen zurück, brach sich aber an den vorgestreckten Speeren des enge aufgeschlossenen Fußvolks; ungewohnt des Büchsenfeuers drehete auch manches wilde Ross um. Das Fußvolt, theilweise dadurch gestört, leistete geringern Widerstand; überdieß rückte es nicht massenhaft vor, sondern in Abtheilungen (Treffen), wie sie die jüngste Heerordnung (Ordonanz) geschaffen und eingeführt hatte. Alles war überdieß lediglich auf den Kampf außerhalb, nicht innerhalb des jetzt zur Wahlstatt gewordenen Lagers berechnet, ein Umstand, welcher natürlich den durch den plötzlichen Angriff verursachten Wirrwarr steigern und für die Burgunder eine förmliche Planlosigkeit des Streits herbeiführen mußte. Der Befehl des Herzogs, ihn abzubrechen und den Rückzug von der Hochebene nach dem unten gelegenen Blachfelde anzutreten, kam daher zu spät. Indem die vordern Treffen sich auf die hintern warfen, Reiterei und Fußvolt der Verbündeten heftig und schonungslos nachdrängten, wurden Unordnung und Flucht bald allgemein. Nur die Englischen und Burgundischen Schützen, letztere der Leibwache angehörig, widerstanden eine Weile, mußten aber endlich der Uebermacht erliegen. Fast alle, bei zweitausend Mann, wurden theils auf dem Schlachtfelde, theils außerhalb desselben erschlagen. Mit dem Obristen, Herzog von Somerset, fielen ein Herr von Nimerie, Philipp von Camperby und andere Hauptleute. Die Hauptfahne Burgunds unflammernd und fest im Strudel des Fluchtgetümmels fand der Oberstallmeister, Jakob von der Maas, den Tod. Der Sieger Schwert und Speer schonten keines Bewehrten. Was man erreichen konnte, mußte sterben, etwa Weiber und Troßleute ausgenommen. Dieses Loos hätte auch den Herzog unfehlbar getroffen, wäre er nicht vom Getümmel der Fliehenden mit fortgerissen worden. Bis gen Wisliburg und Peterlingen folgten Schaaren des verbündeten Fuß- und Rossvolks dem geschlagenen Feind; Tausende fielen. — Während sich also der Streit auf der Hochebene entschied, griff eine eidgenössische Abtheilung der Nachhut das Lombardenlager vor Murten an, indeß Adrian von Bubenberg eben dahin einen Ausfall mit sechshundert Mann unternahm. Anfangs stritten die Wälschen mit Muth und schwankendem Erfolg. Als aber ihre Hauptleute, Anton Legnano und Johann Francesco Troilo, nach hartem Kampf gefallen waren, wandten sich die Haufen zur wildesten Flucht; Reiter und Fußknechte stürzten einzeln und schaarenweise in den See; die meisten ertranken, viele wurden „den Enten gleich auf Nachen ordentlich gejagt, mit Büchsen und

Armbrüsten erschossen oder mit Speien erstochen.“ Dasselbe Schicksal hatte mancher Flüchtling, welcher etwa auf Bäumen, in Häusern und Backöfen Schirm suchte. Dagegen schlug sich der Graf von Romont mit dem größten Theil des eigentlichen Belagerungsheeres glücklich durch; kundig der Vertlichkeit nahm er beim Anbruch der Nacht die Richtung landaufwärts und bahnte sich durch die Wälder, welche am Morgen die Verbündeten durchzogen hatten, auf Seitenpfaden zwischen Freiburg und Peterlingen den Weg in die Waadt. Ein früherer Versuch, längs dem untern Seeufer über die Broie nach Stäffis vorzubrechen, war an dem Eifer des Landsturms von Erlach, Neuenstadt und Umgegend mit bedeutender Einbuße gescheitert. Die Sieger aber, inzwischen heimgekehrt von der Verfolgung, beschäftigten sich drei Tage lang unter Jubeln und Prassen mit dem Austheilen der immerhin reichen, jedoch hinter den Gewinnsten von Granson zurückstehenden Beute; auch von ihr wurden manche kostbare Stücke unterschlagen oder von den Knechten und Tröfzleuten bald heimlich, bald offenbar entwendet. An die Beerdigung der Todten, von denen die Burgunder bei 15,000, die Verbündeten mindestens 1,000 verloren hatten, dachte man erst etliche Tage später. Bern und Freiburg führten dabei die Aufsicht. Von ihnen gingen wohl auch das Beinhaus und die Kapelle mit der stolzen Inschrift aus: „Des mächtigen und durchlauchten Herzogs Karl von Burgund Kriegsvölker haben dieses zum Denkmal hinterlassen.“

Während darauf nach dreitägiger Rast die Hälfte des Heeres mit den Beute- und Siegestücken in die Heimath zog, breitete sich die andere hauptsächlich auf Berns Betrieb verwüstend in der Waadt aus; man schonte z. B. in Lausanne selbst der Kirchen nicht. Gleiches Schicksal drohete Genf, als endlich ein Waffenstillstand, vorzüglich durch die Dazwischenkunft des Französischen Königs aufgerichtet, dem Unfuge Ziel setzte. Ueberhaupt schaltete in Folge des beiderseitigen Nationalhasses der wildeste Mord- und Zerstörungstrieb; man gönnte nicht nur keinem Bewaffneten Gnade, sondern schämte sich auch in Freiburg so wenig vor dem Gefühl der Milde, daß hier zwölf Gefangene, unter ihnen ein Engländer, nachträglich in der Saane ertränkt wurden. — Dennoch kam ebendasselbst auf Betrieb Frankreichs nach langem Unterhandeln durch schiedsrichterlichen Spruch ein Friedensvertrag mit Savoyen zu Stande. Diesem, nicht aber dem Grafen von Romont, sollte die Waadt verbleiben, sobald eine Summe von 50,000 Rheinischen Gulden den Eidgenossen als Pfandgläubigern abgetragen wäre; Stadt und Herrschaft Murten jedoch, nebst Cudresin, Grand =

court und andern Zubehör durften Bern und Freiburg laut dem Recht der Eroberung für immer behalten; die Landschaften Ormont, Nigle und Vex bis an den Genfersee herab sollten auf Bern allein fallen, die Freiburger gegen Erlaß einer Schuldforderung aller Savoyischen Ansprüche für immer ledig bleiben und als eine „freie, unabhängige Stadt“ gelten, die Genfer eine namhafte Brandsteuer zahlen, die Oberwalliser endlich über die untern Bezirke als Herrschaft gebieten. — Man entdeckt leicht in diesen Beschlüssen des dreiwöchentlichen Kongresses von Freiburg (25. Heumonath — 15. August) vor allem die gewandte Hand Ludwigs XI. Es gelang ihm, nicht nur die Rache der Eidgenossenschaft von Savoyen und der Waadt abzuwenden, sondern auch für die nächsten Jahre zwischen beiden Staaten eine freundliche Stellung zu erhalten, welche in demselben Grade die Kräfte Burgunds schwächen mußte. Denn hatte bisher, wie Diebold Schilling sich ausdrückt, „die schlaue Regentin Yolande ihren Freund, den Herzog, gar fest gestüpfet und angereizt und war sie ein rechter Ursprung und Hezhund aller dieser Kriege gewesen“: so dreheten sich fortan die Verhältnisse allmählig um. Savoyen und mit ihm Mailand traten von dem Burgundischen Bündniß zurück und schlossen sich mehr und mehr den Gegnern desselben an. Dafür wirkte auch Karls gewaltige Hestigkeit; er ließ nämlich aus Mißtrauen und Aerger bald nach der Schlacht bei Murten seine treue Freundin oder „Liebhartin“ unweit Genf aufheben und mit etlichen Kindern so lange in der Burg Rouvres bei Dijon als Geisel aufbewahren, bis sie mit Hülfe des königlichen Bruders entrann und fortan diesem gegen seinen Erbfeind, wenn auch oft widerstrebend, diente. Ludwig aber stand jetzt oben an; er hatte ohne Theilnahme am Kriege gesiegt; seiner diplomatischen Umsicht war es gelungen, zwischen Savoyen und der Eidgenossenschaft zu vermitteln, letztere endlich durch Höflichkeit, Geschenke und Jahrgehälter so zu gewinnen, daß eine Ehrenbotschaft, den biedernd Adrian von Rubenberg an der Spitze, in Pleffis les Tours ihre Huldigung darbrachte. (Weinmonath.) Glatte Worte, reiche Gaben und offene Glückwünsche zu den glänzenden Siegen fehlten dabei nicht; ohne daß es äußerlich hervortrat, stachelte man dabei wider Burgund an, mit welchem ja für Frankreich Waffenstillstand galt,

Inzwischen hatte Karl über Morsee (Morges), Vex, St. Claude, Poligny Salins im Innern der Freigravenschaft erreicht (2. Heumonath) und sogleich Anstalten getroffen, die Pässe und Gränzen wider etwaige Angriffe der Schweizer zu sichern. Als aber diese, unbedeutende Plän-

feleien abgerechnet, ruhig blieben, gedachte der unbiegsame Herr schon wiederum eines neuen Feldzugs. „Es hätte ihm nach so großem Verlust an Gut und Volk nunmehr auch der Muth entfallen sollen, aber der ist ihm nicht, als mit seinem Tod und Blut, zu nehmen gewesen,“ lautet ein richtiges, wenn auch späteres Urtheil. *) Wohl warfen Kummer und Zorn, leibliche und geistige Anstrengung den Fürsten für etliche Wochen auf das Krankenlager; aber bald genas er, sammelte und vertheilte die Trümmer des Heeres, welche sich hauptsächlich über Feigne gerettet hatten, befahl und vollzog frische Aushebungen, berief die Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte zu sich, redete in der Hauptkirche von Salins, mit so hinreißender Kraft, daß alle Opfer an Geld und Leuten freudig bewilligt wurden. Selbst Beispiele der Römer, aus Titus Livius genommen, und neuere Züge der Mannhaftigkeit mußten das Gewicht der für die Nothwendigkeit des Kriegs aufgestellten Gründe verstärken; diese mahnten an Ehre, Pflicht und Sicherheit des Besizes, der Weiber und Kinder vor dem grimmigen Feind, dem Teutschen und Schweizer. — In Flandern und Brabant, im Herzogthum Burgund und bei den Niederländern zeigte sich jedoch nicht dieselbe Willfährigkeit. Man verkündete laut und bestimmt die Abneigung vor jedem Angriffskrieg, sagte aber für die Abwehr feindlicher Einfälle die kräftigste Hülfe mit Gut und Blut zu. Indeß der Herzog in jähher Hitze und Verblendung ein fernes Ziel, den Kampf gegen die Eidgenossenschaft, festhielt, wurde ihm durch kühne Handstreichs das nahe Zwischenland Lothringen entzissen. Hier schaltete zwar Herr von Bièvre als Oberstatthalter mit Milde und Gefeglichkeit, aber die Herzen der Volks- und Adelsmehrheit neigten sich doch dem eingebornen, jetzt verjagten Landesfürsten zu. Diesen empfahlen überdies Jugend, Biedersinn und noch unlängst bei Murten erprobte Tapferkeit. Daneben konnte auch der hier gefallene Schlag seine sittliche Rückwirkung nicht verfehlen; der Glaube an das Glück und die Unüberwindlichkeit des gefürchteten Burgunders war erschüttert, der Geist des Zweifels und Ungehorsams selbst bei Ständen und Oberbeamten geweckt. Dazu kam, daß wiederum der Französische König durch Umtriebe, Geld und Leute aufstachelte, den fürstlichen, freilich schon einmal betrogenen Schützling zum bewaffneten Wiedergewinn seiner gesetzlichen Ansprüche ermunterte. Nachdem also feste Häuptlinge und Freischaaren die Wege gebahnt und den kleinen Krieg

*) Petri, Geschichte Mühlhausens S. 196. Der Verfasser schrieb im Anfange des 17. Jahrhunderts.

mit Erfolg eingeführt hatten, rückte der Herzog Reinhart an der Spitze eines ziemlich geregelten Heerhaufens nach; er zählte bei 6,000 Fußknechte und Reisige, meistens aus den Städten des niedern Vereins, namentlich Straßburg, führte Feld- und Belagerungsgeschütz und schwoll nach dem Ueberschreiten der Gränze bei St. Diez (25. Herbstmonat) durch Freischaaren und Bürgerwehren so bedeutend an, daß nach kurzer Einschließung Nancy (Nausa), die Hauptstadt, bei wachsendem Mangel und Aufruhr zur Uebergabe genöthigt wurde (6. Weinmonat). Kaum hatte sich aber nach dem ausbedungenen Abzug der Besatzung und des Oberstatthalters der junge Landesherr nothdürftig eingerichtet, als die Kunde von dem Anmarsch Karls des Kühnen erscholl und das Zeichen zu neuen, verhängnißvollen Kämpfen gab. — Die Lothringischen Ereignisse nämlich, deren Anfänge mit gewohnter Gleichgültigkeit und stolzer Verachtung behandelt wurden, änderten plötzlich den Kriegsplan. Man kehrte ihn von der Schweiz ab jenem wichtigen Zwischengliede zu, ohne dessen Besitz die Verbindung der südlichen und nördlichen Lande, der Zielpunkt vieler Mühen und Sorgen, für immer abgeschnitten erschien. Ueberdieß mußten bei einiger Kaltblütigkeit sowohl die vorgerückte Jahreszeit, als die Schwäche des, etwa zehntausend Reisige, Fußknechte und Geschützleute zählenden Heeres gegen den Angriff der gefürchteten Eidgenossenschaft sprechen. Diese war ihrerseits einem ehrenhaften Frieden mit dem einst befreundeten Burgunderhause nicht abgeneigt. Schon arbeiteten dafür nicht ohne Aussicht auf Erfolg die Voten des Papstes Sixt IV. und des niedern Ungarkönigs, Matthias Corvinus. Jener hatte seinen Legaten Alexander, Bischof von Forli, dieser seinen Geheimrath Georg von Stain aus Steiermark für die Mittelung bevollmächtigt. Unter so verhältnißmäßig günstigen Umständen brach der Herzog rasch von dem festen Lager bei Rivière in Hochburgund auf (25. Herbstm.), überschritt am fünften Weinmonat bei Jonville die Gränzen Lothringens und lagerte nach verschiedenen Märschen und Gefechten, namentlich bei Pont-à-Mousson, am 22. unter den Mauern Nancys. Sein Entschluß war, vor dem Fall der Hauptstadt, welche von dem Kern der Lothringisch-Deutschen Söldner und ihrer Bürgerschaft vertheidigt wurde, nicht zu weichen. Bald waren die Laufgräben gezogen, die Schanzen vollendet, die Geschütze aufgestellt und alle Anstalten zu einer regelmäßigen Belagerung getroffen. Der leichtere Weg, durch Abschneiden der Lebensmittel und Verbindungsstraßen das Ziel zu erreichen, widerstrebte dem ritterlichen, eigenwilligen Wesen des Heerfürsten; er richtete sich am liebsten auf vereinzelte Gegenstände, welche Kraft

und Kunst zum Wetteifer herausforderten, und mied das Gewöhnliche; überall sollten Geschütze und geharnischte Reiter glänzen und den Ausschlag geben. Der Gedanke, das Fußvolk massenhaft und zweckmäßig zu gliedern, wurde wohl erkannt, aber trotz der erhaltenen Lehren und Warnungen entweder gar nicht, oder nur mangelhaft verwirklicht. Ueberhaupt trat seit dem Murtener Unglückstage die alte Hartnäckigkeit schroffer als je hervor; sie wollte weder vom Leben noch vom Freundeskreise im finstern Unmuth bessern Rath annehmen. Scharfsichtige Beobachter, wie der Mailändische Gesandte Panicharola, wollten sogar eine gewisse Abnahme der geistigen und leiblichen Kraft und Frische wahrgenommen haben.

Mittlerweile hatte Herzog Reinhart, unfähig, der Uebermacht zu widerstehen, seine Leute theils entlassen, theils in die einzelnen Plätze, namentlich Nanchy, geworfen, darauf, von nur zwölf Gefährten begleitet, die heimliche Reise nach der Schweiz angetreten. Von dieser und dem niedern, so oft schon erprobten Verein hoffte der Flüchtling Mittel für den Wiedergewinn seines Erbes und die Entsetzung der Hauptstadt zu erhalten. Sie sollte, lautete die feierliche Zusage, höchstens innerhalb zweier Monate Hilfe bekommen und möchte demnach herzhast widerstehen. Das offene, leutselige Wesen des jungen Fürsten, vor allem aber seine bei Murten erwiesene Tapferkeit und treue Waffenverbrüderung schienen einen guten Ausgang des an die Eidgenossenschaft gestellten Bittgesuchs zu verbürgen. Auch versahlte die Art und Weise, wie es zuerst von den Räten und Bürgern Berns am Montag vor St. Katharinentag (18. Winterm.) ausgesprochen wurde, des Eindrucks nicht. Er habe, lautete der Inhalt, sein Erbland Vothringen unlängst an den „Hasser gemeiner Teutscher Nation“, den Herzog von Burgund, durch frevelhaften Einbruch verloren, den belagerten Bürgern und Kriegsvölkern Nanchys jedoch das Gelübde der förderlichen Entschüttung gethan; lange könnten sich die wackern Männer wegen steigenden Mangels und feindlichen Ueberdrangs nicht halten; die berühmte, mächtige Stadt Bern möge ihm, der keinen Meineid begehen wolle, in seinen Nöthen beispringen mit Hilfe gegen bescheidenen Sold und des Tages gedenken, an welchem auch er einst wider den gemeinsamen Feind Gut und Blut einsetzte und es ferner nach bestem Vermögen thun wollte. — Schluchzen und Thränen unterbrachen dabei mehrmals den Französischen Vortrag des Redners; manchen der Hörer, welche ihn nicht überall verstehen mochten, gingen die Augen über. Dennoch lautete die Antwort mehr ablehnend als günstig. Man könne, hieß es, ohne Beistimmung der übrige-

gen Orte die begehrte Hülfe nicht leisten, werde demnach auf baldige Tagesfahrt gen Lucern dringen. Ähnliche Antworten geschahen in andern Kantonen, welche der Bittsteller vor dem entscheidenden Zusammentritt der gemeindeidgenössischen Abgeordneten besuchte. Denn nicht überall traten zu Gunsten des Fürsten so kräftige und einflussreiche Fürsprecher, wie in Zürich, auf. Hier vertheidigte der damalige Zunftmeister, Ritter Hans Waldmann, den Murtener Waffengenossen mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit und seines persönlichen Ansehens. Nicht genug, sprach er zu den unschlüssigen Räthen, müsse man sich über die Bedenklichkeiten in einer so klaren Sache verwundern. Wer dürfe dem Herzog von Burgund, mit welchem angeblich Friedensunterhandlungen angeknüpft seien, trauen? Zweimal offener Feind, werde er zum drittenmal als Herr Lothringens zu den Waffen greifen und seine verderblichen Anschläge auszuführen trachten. Dagegen forderten Pflicht und Dankbarkeit, daß man den jungen Fürsten, welcher bei Murtens Leib und Gut einsetzte, jetzt in der Bedrängniß nicht verlasse. Im Besiz seines Erbes werde er überdieß vielfache Vortheile bieten. Wer wolle nicht löschen, wenn des Nachbarns Haus brenne? Auch habe Mitleid gegenüber unglücklichen Viedermännern noch Niemanden gereut. Man möge also die erbetene Hülfe gewähren. — Beinahe einhellig stimmte jetzt der Rath zu und bewilligte dem erfreuten Herzog auch die zweite Bitte, daß um Weihnachten der Ausbruch geschehen solle. Dagegen war die Lucerner Tagesatzung bedenklicher. Die Waldstädte und andere Orte erklärten offen ihren Widerwillen. Man möge sich, hieß es, in fremde Händel nicht einmischen, zumal bei rauher, winterlicher Jahreszeit; auch schwebten ja noch Friedensunterhandlungen. Selbst, als Karl diese dadurch eigentlich abbrach, daß er den geforderten Verzicht auf Lothringen zurückwies, blieb die Kriegspartei noch immer in der Minderheit. Sie erstarkte jedoch bedeutend, seitdem auf ihren Betrieb den Zuzügern ein Monatsold von vier, später viertelhalb Rheinischen Gulden verheißen war. Was etwa in der erschöpften Klasse fehlte, schoß im Geheimen König Ludwig vor. Ihm war Alles daran gelegen, den nur scheinbar versöhnten Burgunder in neue und, wie er hoffte, tödtliche Gefahren zu verstricken. Dennoch konnten sich die Tageherrs nicht völlig vereinigen; sie nahmen endlich auf der dritten Zusammenkunft einen Mittelweg und gestatteten unter Vorbehalt des angetragenen Soldes offene Werbung bei den Eidgenossen und Zugewandten. (S. Katharinentag.) Dieser erste, großartige „Freischaarenzug“, welcher mit Erlaubniß der Bundesbehörden von den Kantonsobrigkeiten und unter den Fahnen derselben veranstaltet wurde,

hatte raschen Fortgang. Zwischen 8—10,000 Theilnehmer strömten nach dem Sammelplatz Basel. Kriegslust und Abenteurerei, Beute- und Geldgier, hie und da auch Haß gegen den „großen Blutvergießer und Wütherich“, drängten vorwärts. Der Lauf kam selbst in die anfangs widerstrebenden Bergländer, wo z. B. achthundert Schwyzer dem waffenkundigen Landammann Ulrich Röß, folgten. Eifriger denn Bern, dessen 1087 Fußknechte und funfzig Reislige Brandolf von Stein befehligte, rüstete Zürich; es sandte unter dem Hauptmann Hans Waldmann sechszehnhundert stattliche Leute. Ueber tausend Buben, „junge Fünglinge“, wie sie der Geschichtschreiber Edlibach nennt, mußte man ob der Unreife abweisen. Auch der niedere Verein und die Herrschaft Oesterreich blieben nicht müßig. Von verschiedenen Seiten her zogen sich bei viertausend Lothringer zusammen, der Ankunft des Gewalthausens gewärtig. Dieser brach endlich am St. Stephanstage (26. Christmonat) von Basel auf, brandschakte im Elsaß die Juden, bisweilen auch Christen, überschritt am letzten Jahrestage die Vogesen, Lothringens Gränze, und erreichte über St. Diez, Lüneville am vierten Jänner (1477) nicht ohne Kampf mit den Burgundischen Vorposten St. Nikolas, eine Meile von Nancy. Feuerzeichen und kühne Boten verkündeten der schwer bedrängten Stadt, welche seit Wochen gleich stark vom Hunger und Feind geplagt wurde, die nahende Hülfe und Rettung. Sie erschien nach menschlicher Voraussicht unfehlbar; denn die Verbündeten, jetzt bei 20,000 Bewaffnete stark, hatten die entschiedene Ueberlegenheit nicht nur der Zahl, sondern auch der Eintracht und Zuversicht. Das ganze Land, müde der verheerenden, grausamen Fehde, war für sie und betrachtete, eine geringe Minderheit abgerechnet, den jungen, ritterlichen Herzog als den einzig rechtmäßigen Herrn, dessen Unglück die Theilnahme bei edlen Gemüthern nur steigern mußte; was er dagegen leichtsinnig etwa selbst verschuldet hatte, wurde der Jugend und Unkunde zu gut geschrieben. Bei aller Vielartigkeit enthielt das Lager für einen kurzen Krieg und kräftigen Schlag die trefflichsten Stoffe. Franzosen, von ihrem König ziemlich zahlreich unter der Hand geschickt, Lothringer, Deutsche und Schweizer *) wetteiferten mit einander an der

*) Schweizer und Deutsche, oberer und niederer Verein standen überhaupt in dem Burgunderkriege ausdauernd zu einander.

„Kolmar, Kaisersberg und Schlettstadt,
Daß Breisgau auch so hat
Der Adel und die Ritterschaft,
Freiburg, Breyach man do sah,

Mannheit, Beute- und Mordlust. Auch die erfahrenen Befehlshaber schienen den Sieg zu verbürgen; Oswald Graf von Thierstein, Rothringischer Marschall, Wilhelm Herter aus Straßburg unter den Teutschen, Hans Waldmann, Caspar von Hartenstein aus Lucern, Petermann Roth aus Basel unter den Eidgenossen, — diese und andere Hauptleute kannten den Krieg aus vieljähriger Übung. Sie waren dabei frei von den gewöhnlichen Fehlern des Söldnerthums, strebten mehr nach Ehre, denn Beute, und hielten nach bestem Vermögen in dem rohen Haufen Zucht und Ordnung aufrecht. Dauerte der Kampf aber lange oder stockte mit ihm der zugesagte Lohn, so war es schwer, fast unmöglich, die ungestümen Rotten des großen „Freischaarenheers“ an Pflicht und Fahne zu fesseln. Weder durch Lehen- noch Bürgereid gebunden, hätten sie sich unfehlbar aufgelöst, die Einen der Heimath, die Andern der Raub- und Abenteuerfahrt sich zugewandt. Solche Betrachtungen mochten die Obristen und Hauptleute der Schweizer leiten, als sie im Kriegsrath den von Franzosen beantragten Aufschub stürmisch bekämpften und entweder die Schlacht am nächsten Tage oder augenblickliche Rückkehr forderten. Da Herzog Reinhart willig folgte, so feierte man voll Jubels durch reichliches Essen und Trinken den Sieg der unbedingten Waffenpartei und widmete nur wenige Stunden der Nacht dem nothdürftigsten Schlafe.

Mit der vierten Stunde des fünften Jänners, welcher der Sonntag vor den heiligen drei Königen war, trat das Lager unter die Waffen und rückte bald darnach auf der Straße von Nancy vor, den Feind, wo er auch stehen möge, anzugreifen. Nur zu gut kannten ihn jedoch die leitenden Heerführer; sie waren ihres Vorthells sich vollkommen bewußt und verstanden ihn zu gebrauchen. Dieß die Lage der Verbündeten.

Lange wollte Karl an die oft gemeldete Ankunft derselben nicht

Newenburg und Emdingen
 Zugen auch mit in dahn,
 Und der rauhe Schwarzwalb
 Brachte Bauern ungestalt,
 Die nit zu verachten sind;
 In dem groben Wesen,
 Als ich hab gelesen,
 Die Schweizer und die Altvorden
 Kamen aus einem Orden.“

Heldengedicht im Stuttgarter Landesarchiv bei
 Schreiber hist. Taschenbuch IV, 338.

glauben; er spöttelte über den Knaben von Lothringen oder Baudemont und die ärmlichen, lumpigen Begleiter, welche man aus allerlei Volk zusammengerafft habe. Der Schweizerische Ausbruch erschien ihm unwahrscheinlich, fast unmöglich; denn trotz der ablehnenden Antwort in Betreff der Räumung Lothringens dauerten geräuschlos die Friedensverhandlungen fort. Noch in den ersten Tagen Jänners traten dafür in Neuenburg auf Betrieb des Markgrafen Rudolf von Röteln zusammen der Abt Simon von Clugny, die Herrn Guido von Rochefort und Simon von Cleron im Namen Burgunds, Wilhelm, Herr von Hartneß (Horned?) für Oesterreich, Peter von Wabern und Meister Thüring aus Bern für die Eidgenossen. Letztere, soweit sie den Krieg wollten, mochten mit dem erwähnten Kongreß absichtslos bis zum wirklichen Auszug der Hülfschaaren gezauert und den Beginn der Feindseligkeiten abgewartet haben. Auf beiden Seiten stieß sich der sonst vielfach gewünschte Frieden eigentlich an einem sittlichen Ehrenpunkt; die Schweiz wollte keinen Bundesgenossen, die Burgundische Herrschaft keine, in offener Fehde gewonnene Eroberung aufgeben. Eben so fruchtlos blieb in den letzten Tagen Christmonats der Versuch des Königs Alphons von Portugal, durch persönliche Anwesenheit im Lager vor Nancy zu vermitteln. Der stolze Nefse lehnte den gutgemeinten, zunächst auf engere Verbindung mit Frankreich gerichteten Antrag höflich ab; er hielt den Fall Nancys für ganz nahe; er wollte nicht zwei Monate lang umsonst ungeheure Opfer an Leuten und Geld, selbst an Ruf und gutem Namen gemacht haben. Kälte, Beschwerden, Stürme und Gefechte, Krankheiten und Mangel hatten Tausenden von Soldaten das Leben, die Gesundheit und frische Kampfeslust gekostet; kaum mochte man noch zehn bis zwölftausend Waffentüchtige zählen. Dazu kamen auf beiden Seiten schonungslose Grausamkeit und Härte, man breitete wetteifernd Raub, Mord und Brand aus. Den ersten Anstoß dazu gab der Herzog; er ließ einen Lothringischen, getreuen Rath Reinharts, den Hofmeister Chiffren aus der Provence, trotz der Bitten und Warnungen als Hochverräther henken, weil er den Belagerten Rundschaft und Pulver bringen wollte; letztere übten dagegen sogleich an einem edlen Gefangenen das Wiedervergeltungsrecht. Aehnliches geschah draußen; bald durfte kein Burgunder ohne Gefahr aus dem Lager gehen; ja, inmitten desselben wohnten Tücke und Verrath; niemand traute dem andern; es herrschte eine wahrhaft gedrückte Stimmung, welcher die Gegenwart traurig, die Zukunft finster und unheimlich erschien.

So standen die Dinge, als auf die unerwartete Kunde vom Anzug

der Verbündeten hin Karl den selten versammelten Kriegsrath einberief. „Das Bauern- und Lumpenpack, sprach er verächtlich, sei angelangt; es wolle fressen und saufen. Was nun zu thun sei?“ — Man möge sich, lautete die Antwort der meisten Befehlshaber auf Pont-à-Mousson und Umgegend vorläufig zurückziehen, jedoch die Plätze in der Nähe Nancys besetzt halten. Der Feind werde allfällig Lebensmittel hineinwerfen und sich dann aus Geldmangel zerstreuen. Neu gestärkt durch Ruhe und frische Heerhaufen könne man noch vor Ablauf des Winters wiederum aufbrechen und die Stadt nehmen. Entschieden verwarf der Herzog, nur durch den Grafen von Campo-Basso unterstützt, den Rath seiner Getreuen; es sei schimpflich, vor einem Knaben zu weichen; noch in dieser Nacht solle für die Schlacht und, wie er hoffe, für den Sieg gerüstet werden. — Und dabei hatte es sein unabänderliches Bewenden; Obristen, Hauptleute und Soldaten gehorchten schweigend; man nahm geräuschlos die für den etwaigen Kampf bestimmten Stellungen ein; sie waren nicht ohne feldherrliche Geschicklichkeit gewählt. Das Mitteltreffen nämlich bildeten meistens nur die massenhaften, länglichen Vierecke des Fußvolks; es stand vorwärts dem Dorfe Farcville und etwa eine halbe Stunde von Nancy hinter starken Hecken, welche sich an beiden Ufern des Bachs Heuillecourt fortzogen; rückwärts dem Gewalthaufen ordnete sich die Reiterei, unter Jakob Galeotto als linker Flügel an die Meurthe gelehnt, als rechter unter Jost von Palain durch den Wald gedeckt. Unweit dem Mitteltreffen aufgepflanzt, bestrichen dreißig Geschütze die Straße von St. Nikolas, von wo der Feind erwartet wurde. Abgesonderte Schaaren deckten das Lager gegen etwaige Ausfälle der Stadt, welche auch eine Weile zum Schein beschossen wurde. Diese mit Umsicht und möglichster Verschwiegenheit getroffenen Anstalten blieben jedoch bald kein Geheimniß mehr. Zwei Schweizerische Ueberläufer enthüllten Manches, was sie gesehen und gehört hatten; das Fehlende aber ergänzte des Burgunders bisheriger Liebling und Unterfeldherr, der Graf von Campo-Basso. Dem Französisch-Neapolitanischen Geschlecht der Montfort entsprossen, war er nach dem Fall der Anjou in den Dienst des gewaltigen Herzogs getreten, welcher ihn reichlich mit Gütern und Ehren ausgestattet, ja, bisweilen mehr als Freund, denn Untergebenen, behandelt hatte. Dafür lohnte der abenteuernde Fremdling mit schnödem Undank. Gereizt durch eine persönliche Kränkung, — der jähornige Herr hatte ihm den eisenbeschlagenen Handschuh ins Gesicht geworfen —, noch mehr aber beunruhigt durch die wachsende Abnahme des Burgundischen Glücks, beschloß der falsche, da-

bei äußerst selbstsüchtige und habgierige Wälsche Rache und Verrath. Bald wollte er ihn, heißt es, durch Gift, bald durch Ueberfall und Auslieferung an König Ludwig verwirklichen. Dieser habe jedoch voll Abscheu den Bedrohten im Geheimen gewarnt, jedoch keinen Glauben gefunden. „Wäre die Sache begründet, mein guter Bruder und Nachbar hätte sie mir sicherlich nicht angezeigt“, sei die Antwort gewesen. Wie sich die Dinge auch verhalten mögen, gewiß bleibt es, daß Campo-Basso schon seit Monaten mit der Französisch-Lothringischen Partei im sträflichen Einverständniß lebte, daß er als Statthalter und Befehlshaber der untern Lande durch falsche Gerüchte, Verzögern und Zurückhalten der Lebensmittel und Mannschaften die erste Uebergabe Nancys an Reinhart von Baudemont beschleunigte, daß er mit diesem bei der zweiten Burgundischen Belagerung im geheimen Verkehr blieb, deßhalb aus Furcht vor dem gefangenen Mithaften Chiffiron anfangs für, dann wider den Unglücklichen redete und zuletzt mit jäher Hitze den Vollzug des Todesurtheils besorgte, daß er endlich im jüngsten Kriegsrath absichtlich allein den verhängnißvollen Beschluß seines Herrn mit täuschendem Eifer unterstützte — und vollzog. Der Verräther nämlich lenkte in der Nacht, als man die verabredeten Stellungen einzunehmen begann, auf Seitenpfaden ab und erschien, von zwei Söhnen und hundert achtzig Lanzen (540 Pferden) begleitet, plötzlich als förmlicher Ueberläufer zu St. Nikolas im lärmenden Hauptquartier der Verbündeten. Diese nahmen willig die Enthüllungen und brauchbaren Rathschläge für den Angriffsplan an, scheuten sich jedoch, öffentlich mit einem Meineidigen zu dienen. „Es sei, erklärten namentlich die Schweizerischen Hauptleute, von jeher ihr löbliches und ehrliches Herkommen gewesen, keinen wortbrüchigen Mann unter sich zu dulden, durch den sie auch möchten verrathen werden.“ Dem gemäß setzte der Graf, welchem der Herzog von Lothringen neben anderem Lohn den Wiedergewinn der frühern Herrschaft Commercy in Bar zugesagt hatte, sogleich mit seinen Leuten und etlichen Franzosen über die Meurthe, erreichte, längs dem Fluß ziehend, den Uebergang Bourgières aux Dames, untermwärts Nancy, besetzte den Ort und verrammelte durch Karren und ähnliches Geräthe die Brücke. So wollte er den Flüchtigen die Rückzugslinie auf Pont-à-Mousson und weiter hinab sperren, hier morden, dort Gefangene und reiche Lösegelder gewinnen. „Das war, sagt Schilling, ein Lampersch (Lombardisches) Tückli.“

Mit der Frühe des fünften Jänners rückten beide Theile zur Schlacht aus, die Burgundischen in möglichster Stille, die Verbündeten, siegesge-

weiß und etwas zuchtlos, unter ziemlichem Geräusch und Lärmen. Das Wetter war kalt und schneeig; man stärkte sich daher nach kurzem Meßbesuch durch ein reichliches, von den Bürgern bereitetes Morgenbrot (Imbis); die Becher kreiseten, die Trommeln wirbelten, Hörner und Trommeten schmetterten drein. Und als endlich um acht Uhr der Auszug begann, stellte noch vor dem Ort an der Landstraße ein „gesinnungstüchtiger“ Weinhändler etliche Tonnen guten Getränks aus. „Kinder, sprach er zu den Deutschen und Schweizern, noch einen heiligen Johanneshieb!“ — Herzhaft thaten die Geladenen Bescheid; bald standen die Fäßchen leer. — Wiederum wurde bei der Einsiedelei der heiligen Magdalene, nicht weit von St. Nikolas, Halt gemacht; mehrere Elsassische und Lothringische Herren bekamen von der Hand des jungen Reinhart den Ritterschlag, für welchen sich diesmal keine Schweizer meldeten; darauf ging es von neuem langsam vorwärts bis zum Dorf Jarville, wo man noch einmal anhielt und den Schlachtplan feststellte. Auf ihn wirkten neben den Nachrichten Campo-Bassos besonders die Vorschläge des kriegs- und ortskundigen Hauptmanns Walther von Wisse ein. Denn vorzüglich auf seinen Antrag wurde beschlossen, nicht die Stirnseite des Feindes, wie derselbe es erwarten mochte, sondern die Flügel nach bewerkstelligter Umgehung anzugreifen und niederzuwerfen. Während also leichtbewaffnete Schaaren und Troßleute auf der Hauptstraße in ziemlichem Zwischenräumen blieben und das Burgundische Mitteltreffen täuschten, sollte sich die Vorhut rechts entlang der Meurthe, der Gewalthause links durch Waldungen auf den Meierhof Malgrange ziehen. Dort hätten Wilhelm Herter und Oswald von Thierstein siebentaufend Fußknechte und zweitaufend Reifige zu befehligen, hier werde über eine etwa gleich starke Heersäule der junge Herzog mit Beihülfe der Grafen von Bitsch, Salm, Leiningen und der Schweizerischen Obristen gebieten. Die Nachhut, achthundert Bogenschützen stark, habe je nach Umständen bald diesem, bald jenem Heertheile Hülfe zu bringen. Da alles von Geschwindigkeit und Nachdruck des Angriffs abhänge, wolle man auf den Gebrauch der fünfzehn eigenen Geschütze verzichten, die feindlichen aber eben durch die bezeichneten Bewegungen so gut als unschädlich machen. War dieser Angriffsplan mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit entworfen, so wurde er auch mit gleicher Ordnung und Unererschrockenheit ausgeführt. Ungefähr eine Stunde nach Mittag hatten die beiden Heersäulen, durch Schneegeflöber und trübes Wetter begünstigt, unmerkelt das vorgesteckte Ziel erreicht. Fast gleichzeitig begann die Schlacht auf beiden Flügeln, wo die Burgunder, anfangs siegreich gegen die

Reiterei, zuletzt dem stürmischen Anprall des Schweizerischen Fußvolks weichen mußten. Dieses warf sich nun nach einem theilweise hartnäckigen Widerstand von zwei Seiten her auf das entblößte Mittelstreffen. Noch mochte der Rückzug zum nahen, befestigten Lager offen stehen. Karl aber verschmähte ihn, traf rasche und zweckmäßige Vorkehr zur zweiten Schlacht. Auch jetzt fochten, vom Fürsten angefeuert, die Bogenschützen, Garden und Ordonanzfähnlein eine gute Weile mit der Macht der Verzweiflung. Da wankten endlich die dicht geschlossenen Reihen, lösten den Gliederring und warfen sich in die wildeste Flucht. „Gen Luxemburg!“ befehligte der Herzog, bald darnach, von einem so schweren Kolbenschlag auf den Helm getroffen, daß er im Sattel schwankte und die Rettung nur der Treue eines Begleiters, des Hauptmanns Lité, verdankte. Dieser hatte kaum dem Herrn in die Steigbügel geholfen, als den heldenmüthigen Diener ein tödtlicher Lanzenstich traf. Etliche Augenblicke später ereilte auch den wie durch ein Wunder geretteten Fürsten sein Verhängniß; unweit dem Johanniterhause auf dem überfrorenen, vom Laxonbach durchschnittenen Wiesengrund strauchelte bei einem Grabensprung das rabenschwarze Streitroß, der Mohr oder Moreau zu benannt, und warf den Reiter ab. Von mehreren Hieben und Stichen getroffen, fiel er nach kurzem, verzweifeltem Widerstand entseelt zu Boden. Fünfzehn treue Gefährten, unter ihnen Bédore und Contah, wählten und fanden ganz in der Nähe das gleiche Schicksal. Ueberhaupt wurden so ziemlich alle Befehlshaber entweder getödtet, wie der Italiener Troilo und der Deutsche, Friedrich von Florsheim, Führer der Pfälzischen Hülfsschaar, oder nach heldenmüthiger Gegenwehr gefangen, wie Anton, der große Bastard, und der schwer verwundete Reiterobrist Jost von Palain. Es war eine Vernichtungsschlacht. — Bis zum Einbruch der Nacht schaltete auf der Wahlstatt und weit umher die schonungsloseste Mordgier. Bei siebentaufend sind erschlagen worden, die meisten von den Schweizern, welche keine Gefangenen machten, viele von den Landleuten in Wäldern und Schluchten; nur Lothringer und Franzosen gewährten hier und da einem Flüchtling im Hinblick auf reiche Lösegelder Gnade. Dasselbe that der Verräther Campo-Basso bei Bourrières; er schwächte, wie mit der Treue, so jetzt mit dem Menschenleben; die meisten, hieher zersprengten Schaaren wurden jedoch von den nacheilenden Siegern theils niedergemacht, theils in den Strom gejagt. Es herrschte auch nach beendigtem Streit eine wahrhaft thierische Wuth vor. Man ging weniger auf Gut, denn auf Blut, aus, vielleicht um den oft wiederholten Vorwurf zu widerlegen. Nur die kleine, für den Schirm

des Lagers zurückgebliebene Abtheilung rettete sich noch während der Schlacht durch zeitigen Rückzug auf Toul. Drei Tage lang verweilten die Deutschen und eidgenössischen Hülfsvölker in dem festlich geschmückten, frohen Nancy und der Umgegend; dann wandten sie sich, nachdem der anfangs bezweifelte Tod des Erbfeindes und „Wütherichs“ Gewißheit erhalten hatte, der Heimath zu; aber auch auf dem Rückwege verübten die zügellosen „Freischaaren“ in Freundes Land manchen Muthwillen und Frevel. Billiger dachte und handelte der ritterliche Herzog Reinhart; er hielt seinem großen Widersacher, dessen gefangener Edelknecht, Battista Colonna aus Rom, die Unglücksstätte nach langem Suchen gefunden hatte, eine würdige Leichenseier; er besprengte den im vollen Fürstenschmuck ausgestellten Körper mit Weihwasser, faßte die starre Hand und sprach bewegt: „Armer Vetter! Eure Seele wolle Gott zu sich nehmen. Viel Herzeleid und Schmerz habet Ihr uns angethan!“ — Mit kirchlichem und weltlichem Gepränge geschah darnach am zwölften Jänner die Beisetzung in der St. Georgskirche. Mancher Anwesende mochte sich daneben erinnern, daß der gewaltige Kriegsheld einst bei der Abreise verheißen hatte, am heiligen Dreikönigsfest siegreich heimzukehren gen Nancy. Hier ruhte die Asche Karls des Kühnen so lange, bis sie der gleichnamige, kaiserliche Urenkel 1550 aufheben und nach Brügge in die Familiengruft abführen ließ.

Wie man auch über diesen letzten und größten Stammhalter des Neu-Burgundischen Hauses urtheilen mag, unzweifelhaft bleibt er ein Kraftmensch voll rastlosen Strebens und Schaffens. Sein staatsmännischer Blick mußte die Mittel und Stützen eines Plans recht gut zu erkennen, aber seine jähre Hitze und Ungeduld überstürzten nur zu häufig ein wohl angelegtes Werk und verabsäumten den günstigen Augenblick. Ritterlich-fürstlich erzogen, hat überdieß dieser außerordentliche Vertreter des absterbenden Mittelalters die bürgerlich-demokratischen Ansprüche und Hebel einer beginnenden Neuzeit nicht gehörig zu würdigen verstanden, seine gepanzerten Reifigen zerschellten, wie das auch schon früher bisweilen geschah, an der Mauer des bürgerlich-bäuerischen Fußvolks der Alpenlande; sie zu durchbrechen, entbehrte auch die mit Vorliebe gepflegte Geschütz- und Feuerwerkerkunst sowohl der nöthigen Beweglichkeit, als berechnenden Sorgfalt. Dasselbe gilt von der Diplomatie, welche den starren, unbehülflichen Herzog in die Neze des französischen Königs verstrickte. Statt allmählig durch Bündnisse und Einzelverträge den geschürzten Knoten zu lösen, sollte ihn das Schwert durchhauen. Der Streich mißlang, und damit wich auch das hundert-

jährige, jetzt herrenlose Gebäude des Burgundischen Zwischenreichs aus den Fugen. So unerwartet kam der Sturz, daß man in nahen und fernen Landen bisweilen Jahre lang an den Tod des gefeierten Heerführers nicht glauben wollte, dafür selbst hohe Wetten gegen niedrige Einsätze machte; er lebe, meldete die Volksfage, als Einsiedler versteckt, werde aber in der günstigen Stunde wiederkommen und die Herrschaft von neuem aufrichten.

Inzwischen zerging diese in Trümmer. Innere und äußere Feinde erhoben sich auf die Kunde des Geschehenen und suchten den schwachen Staatenverband abzustreifen. Oft gekränkt und gedemüthigt, forderten die Flandrisch=Brabantischen Städte ihre Rechte und Freiheiten fast bis zur Selbstherrlichkeit gesteigert zurück. Unter dem Vorwand des Französischen Einverständnisses und der Bestechlichkeit wurden in Gent der Kanzler Hugonet und der Ritter Imbercourt peinlich angeklagt, zum Tode verurtheilt und auf öffentlichem Markt enthauptet. Umsonst hatte, des Vaters treue Rätke zu retten, die verlassene Erbtöchter Marie Trauerkleider angelegt, Thränen und Bitten dargebracht (3. April). In andern Reichstheilen dachte man selbst an offene Trennung; so baten die Stände der Freigrasschaft dringend um Aufnahme unter die Zugewandten und Schutzbefohlenen der Eidgenossenschaft; sie wollten dadurch den ehrgeizigen Plänen des Französischen Nachbars entgegen. Ludwig nämlich, hocherfreut über den endlichen Fall des Erbfeindes, griff mitten im beschwornen Frieden rechts und links rasch auf die reiche Verlassenschaft; er ließ, lange dafür gerüstet, unter dem Schein erledigter Lehen, die Freigrasschaft und das Herzogthum Burgund, die Grasschaften Auxerre, Charolois und Artois, endlich die bestrittenen Sommestädte nebst der Pikardie angreifen und besetzen. Alles geschah dabei unter freundlichen, gleisnerischen Worten; man wolle, hieß es, der Herren= und Gesetzlosigkeit vorbeugen, daneben die Anrechte der Erbin durch die Heirath mit dem Kronprinzen sichern. Auch gelang größtentheils der klug angelegte, mit Kraft ausgeführte Plan. Ueberrascht huldigten die meisten Lande und Städte, wie Abbeville, Peronne, Arras, Hesdin, Boulogne; nur St. Omer, durch den Herrn von Chanteraine vertheidigt, trotzte mit Glück den Belagerern; dem Geldmangel zu begegnen, ließ der Befehlshaber zehn= bis zwölftausend Thaler Bleimünzen ausprägen, in Umlauf setzen und später gegen ächte Währung einlösen. Bei dem allen zogen aber die Franzosen immer zahlreicher heran; „sie glichen, sagt der Geschichtschreiber Grünbeck, Fischen, so der Angelspeise nachgehen, oder

Raben, welche sich auf die Beute des Leichnams werfen.“ Daher ver-
 gaßen allmählig, wenigstens für den Augenblick, Adel und Bürgerschaft
 den leidigen Parteizwist, und wandten ihr Auge, „um von den Fremden
 zu genesen“, auf Kaiser Friederich den Dritten. Dieser sandte, der
 Einladung folgsam und des alten Heirathsplans eingedenk, nach reifli-
 chem Rathschlag den neunzehnjährigen Sohn, Erzherzog Maximilian.
 In Gent durch den päpstlichen Legaten Julian, Bischof von Asti, mit
 der längst zugesagten Erbin Burgunds, Marie, ehelich verbunden (20.
 August), stellte sich fortan der Heldenjüngling mit Muth und Einsicht
 den innern und äußern Feinden entgegen, siegte in drei Feldschlachten,
 namentlich bei Therouanne oder Guynagate (1479) und elf Gefechten,
 bald über die Fremden, bald über die wiederum auftauchenden Parteiun-
 gen. Gewöhnlich entschied ritterliche Tapferkeit, bisweilen auch anstellige
 List. So wurde z. B. Termonde (Dendermonde) dadurch gewonnen,
 daß erlesene Krieger als angeblich heimkehrende Mönche und Nonnen
 verkleidet die Thormache überrumpelten und dem lauernden Gewalthau-
 sen die Straße bahnten.

Günstiger für Frankreich gestaltete sich dagegen der verheerende
 Erbfolgekrieg in den obern Landen. Die Hauptschuld davon trugen
 die Schweizer, bei welchen eine ungeheuerliche Geldgier erwachte und
 alle Forderungen der Staatsklugheit zurückdrängte. Umsonst nämlich bat
 die hart bedrängte Freigrafschaft um Aufnahme in den Bund als
 zugewandter, und wenn es nicht anders gehen könne, selbst als un-
 terthäniger Ort; vergeblich schilderte Bern die Wichtigkeit jenes
 schönen, fruchtbaren, besonders an Salz reichen Landes, welches daneben
 die westlichen Gränzen wider fremden Ehrgeiz sichern könne. Alle übrigen
 Kantone, besonders die demokratischen, widerstrebten einer so bedeutenden
 Gebietsausdehnung; diese werde, urtheilten sie von ihrem beschränkten
 Standpunkte aus ganz richtig, der Eidgenossenschaft vielfache Beschwer-
 den und Verwicklungen bereiten; man möge daher das Gewisse und Hand-
 greifliche dem Ungewissen und Glänzenden vorziehen. Jenes beschränkte
 sich aber darauf, daß zuerst den Hochburgundern der Friede gegen eine
 Geldbuße von 150,000 Gulden bewilligt (1477), darauf dem Könige
 Ludwig nach Vermehrung jener Loskaufsumme zu 200,000 Gulden die
 Besitznahme des unglücklichen Landes vergönnt wurde (1478). Nach lan-
 gem, hartnäckigen Kampfe mußte es der Uebermacht weichen, indeß Schwei-
 zerische Freiwillige in beiden Feldlagern stritten. Diesen endlichen Sieg
 des baaren Geldes über politischen Landerwerb, der Diplomatie
 über Schwert- und Eroberungsrecht bezeichnete ausdrucksvoll

durch Wort und Betragen der gefeierte Ritter Zürichs, Hans Waldmann. Mit Adrian von Bubenbergh, dem alten Bernerhelden, und Hans Imhof von Zug als Bote zum Französischen Könige geschickt, schrieb er nach einigem Verweilen unmutig neben andern also zurück: „Und, gnädige Herrn, bei der göttlichen Wahrheit, Ihr habt verruchter, unbarmherziger, verlogner Volk nie gesehen, denn die Franzosen, die weder Brief noch Sigel halten. — Seid weise, liebe Herren! und bedenket Eure Sache wohl und laßt Euch von des Königs Geld und seiner Rätthe Sittigkeit nicht verführen, daß ihre Sachen taugen, die unsere Nachkommen entgelten möchten. Fürwahr die Franzosen haben mit solcher Behendigkeit schon manches Land betrogen und in Kummer gebracht, und thun es noch täglich, daß ich für mein Theil wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen, denn wir es leider haben (hand). Da uns und unsern Vordern noch keine Pension vom König ward, behielten wir mit getreuen Unterthanen und Nachbarn Land und Leute. Lieber laßt uns Teutsche bleiben; die wälsch Zung ist untreu.“ — Jedoch allmählig wirkten mildernd Höflichkeit und Bestechung in einem andern Sinn auf den Schreiber zurück. Mit einem Pensionbrief auf 600 Livres jährlich belohnt, trat er der Französischen Politik bei, redete und handelte für die Preisgebung der Freigrasschaft. Bald folgte sogar ein neues, zehnjähriges Bündniß mit der Eidgenossenschaft, welche ihre Leute stellte und dafür neben dem angemessenen Sold erhöhte Jahrgelder empfing (1479). Dadurch eingeladen, schloß auch der heilige Vater, Sixt der Vierte, mit „seinen liebsten und allchristlichsten Söhnen“ unter ähnlichen Bedingungen ein Schirmbündniß ab. Würdevoller gestalteten sich die staatsrechtlichen Verhältnisse zu Oesterreich, indem ohne Jahrgelalte und Geldspenden die s. g. „ewige Richtung“ in den „ewigen Erbverein“ überging. Derselbe verpflichtete beide Theile nach geschehener Mahnung zur gleichmäßigen Hülfe und anerkannte den dermaligen Bestand der Rechte und Besitzungen (1477). Von Schweizerischer Seite her gedeckt und selbst unterstützt, konnte mittlerweile Frankreich die volle Kraft auf die Unterjochung der Freigrasschaft und des Herzogthums Burgund werfen, während in den Niederlanden der Krieg mit geringerem Glück geführt wurde. Der Friede von Arras (1482) beendigte ihn vorläufig dahin, daß der König Herr der eroberten Städte und Lande blieb, den Mehrtheil des Burgundischen Erbes dagegen dem längst verwittweten Erzherzog Maximilian (s. dem März) für die Kinder rettete. Der Erstgeborne, Philipp, sollte nach erklärter Volljährigkeit die Nachfolge bekommen, seine Schwester Margarethe

dermaleinst den Französischen Kronprinzen Karl heirathen und als Ausstattung die von Burgund zu trennenden Gebietstheile erhalten (23. Christm. 1482). Etliche Monate später starb Ludwig XI. (30. Aug. 1483) in der Schreckensburg Pleffis=les=Tours. Seine letzten Wochen vergingen, heißt es, in Gewissens- und Seelenangst. Nicht Priester und Arzt, nicht Aberglaube und Tonkunst, konnten sie stillen. Es traten Augenblicke des Wahnsinns, der tiefsten Qual und Reue über so manche Härte und Missethat hervor. Wie dem auch sein mag, gewiß und zweifellos bleibt es, daß dieser kluge und herzlose Fürst in Folge der entwickelten Grundsätze und Handlungen der Stifter und Vater des neu-Französischen Königthums mit seinen Tugenden und Fehlern genannt werden darf. Den Burgundischen Erbfolgestreit aber, welcher unter dem schwächern Sohn, Karl VIII., Gemahl der Erbtochter Anna von Bretagne, und dem Römischen Könige Maximilian I. Jahre lang mit wechselndem Glück fort dauerte, schloß zum zweitenmal ein Scheinfrieden. Beide Theile vertrugen sich nämlich zu Senlis dahin, daß die Freigraffschaft, die Graffschaften Artois und Charolois als Mitgift der nicht vollzogenen Ehe zwischen Margarethe und dem ehemaligen Kronprinzen Karl zum Burgundischen Gesamtterbe zurückkehren, Herzogthum Burgund aber und Zubehör für immer der Französischen Krone verbleiben sollten (23. Mai 1493). Dasselbe galt selbstverständlich von der Pikardie, den so oft bestrittenen Sommestädten und der Provence, Landschaften, welche mehr einen gelegentlichen denn bleibenden Strebpfeiler des jetzt zersplitterten, neu-Burgundischen Zwischenreichs gebildet hatten. Als bedeutsamste politische Folge und Nachwirkung trat die jetzt unvermeidliche Eifersucht der Französischen Valois und Deutsch-Burgundischen Habsburger hervor. Vene, durch die Einverleibung des bisher unabhängigen Bretagnerlandes als Mitgift der mit König Karl VIII. vermählten Erbtochter Anna (1488) nahmhaft verstärkt, stützten sich auf die Geschlossenheit des Gebiets, den Gehorsam des gedemüthigten Adels, die Steuerkraft des fleißigen, willigen Volks, und eine gewisse, aus dem Mittelalter zurückgebliebene Abenteuerlichkeit der mächtigen Krone und ihrer jetzt gezähmten Vasallen. So viele Wortbrüche und Meineide, Listen und Gewaltthätigkeiten, wie sie die endlich gerettete und befestigte Monarchie seit den Englischen und später Burgundischen Kriegen gesehen hatte, mußten das Rechtsgefühl der Fürsten und Untertanen abstumpfen, das wilde Hinübergreifen in fremde Nationalkreise als eine erlaubte, ja, preiswürdige Sache erscheinen lassen.

Ähnlich, ob schon anständiger, entwickelten sich die Verhältnisse der Habsburger. Vom Glück begünstigt, bekamen sie allmählig den Glauben und Glauben an eine gewisse weltbürgerliche und dennoch auf starke Hausmacht gerichtete Bestimmung. Was der langsame und friedfertige, dabei aber kluge Kaiser Friedrich III. halb träumerisch hingeworfen hatte, wurde Wahrheit. Sein geheimnißvoller Federspruch (Anagramm): „Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan“ (A E I O U) bekam gemach unerwarteten, raschen Vollzug. Indem nämlich Maximilians einziger Sohn, der schöne Erzherzog Philipp, Johanna, die Erbtochter der Spanischen Könige Ferdinand und Isabella heimführte (1497), eröffnete sich dadurch die Aussicht zur Thronnachfolge in zwei Welttheilen. Wie sollte es jetzt nicht den Deutschen und Franzosen schwindelig werden, jenen ob der Höhe, diesen ob der Erniedrigung? — Ein militärisch-politischer Zusammenstoß für und wider das bedrohte Gleichgewicht der südwestlichen Staaten war da unvermeidlich.

Den vollen Durchbruch dieses Kampfes zwischen den neuen monarchischen Großmächten hinderte jedoch anfangs zügelnd eine republikanische Gegenkraft vermittelnder und ausgleichender Art, die Schweizerische Eidgenossenschaft. Durch den Verfall und Sturz Karls des Kühnen auf den Gipfel ihres kriegerischen Ruhms gehoben, wird sie sich der gewonnenen Stellung allmählig bewußt; sie gibt mehrmals den schwebenden Dingen seit dem Beginn der Italienischen Heerfahrten mittelst des Schwertes entscheidenden Ausschlag und wirkt hier stark theilhaftig bis zur Schlacht von Marignano mit bestimmend ein; sie erhält unter den monarchischen Großstaaten durch wechselnde Theilnahme ein gewisses Gleichgewicht aufrecht; ihrer auswärtigen Politik fehlt jedoch, sei es aus Redlichkeit oder Unbehilflichkeit, der feste, erobernde Zugriff. Das bewegliche Geld, durch Sold und Beute oft eben so rasch gewonnen, als verzehrt, gilt vor dem unbeweglichen Gut, dem Landbesitz. Die Sieger in so vielen Schlachten gehen daher, etliche bescheidene Gränzstücke abgerechnet, am Ende leer aus. Statt auf volksthümliche Weise, ähnlich den Königen, sich mittelst der Waffen die Marken abzurunden oder zu erweitern, gefallen sie sich im Dienst fremder Mächte als Hülfsschaaren. Die glänzenden Augenblicke einer eigenen national-diplomatischen Bewegung gehen rasch und ungenutzt vorüber. Beschränktheit des Blickes, innere Eifersucht und Zwietracht, Mangel an ehrgeizigen leitenden Persönlichkeiten tragen die Schuld davon. „Sie haben sich, urtheilte Comines, an das Geld gewöhnt; früher war ihnen

dasselbe, namentlich im gemünzten Gold, wenig bekannt; jetzt sind sie bereit, darob sich zu entzweien.“ — Der Grund solcher Zwistigkeiten lag jedoch weniger in der Gewinn- als Lebenslust. Wie anderswo nistete sich auch bei den Eidgenossen eine gewisse Frechheit, Folge der leiblichen und soldatischen Ueberkraft, ein. Man trotzte dem obrigkeitlichen Ansehen, dem Rath des Alters und der Erfahrung; man wollte rasch erwerben und das durch Blut eroberte Gut wiederum leichtfertig verprassen. Handwerk und Ackerbau fielen bei dem jüngern und selbst ältern Geschlecht an Werth, die Actien des Solddienstes und bei den Vornehmen auch der fürstlichen Jahrgelder (Pensionen, Miethen) stiegen. Die Gesetze belegten beide Uebel mit schwerer Strafe, mit Geldbußen, Ehrlosigkeit, selbst Tod. Das alles blieb aber meistens fruchtlos; denn es war der Lauf, die abenteuerliche Unruhe in das Volk gekommen. Wie in Frankreich, Italien, Deutschland, war auch in der Schweiz das Söldner- und Vandenwesen ein förmlicher Berufs- und Erwerbszweig geworden; der Reiselauffer oder Freischärler vermiethte sich bisweilen gleichzeitig zweien Herrn, und der Landsknecht forderte, wenn es zum Sturm ging, neben der ausbedungenen Löhnung häufig noch einen außerordentlichen Pfennig. Das müßte Lager- und Feldleben gewöhnte dabei an mannichfaltige Nothheit; man fluchte, lästerte die Jungfrau und Heiligen, selbst den lieben Herrgott; man wetterte auf die Pfaffen und Mönche, vergriff sich hin und wieder an den geweihten Töchtern des Klosters. Umsonst eiferte wiederum in den Tagen des Friedens die Gesetzgebung, gebrauchte Halsseisen, Kerker, Ehrlosigkeit, Bann und Tod. Ein anderesmal suchte man sich durch den Ueber- und Aberglauben zu helfen; es wurden Hexenprocesse eingeleitet, Bannsprüche auf die Maikäfer und anderweitiges „Gewürm“ böser Art geschleudert, Heiligengebeine theuer gekauft und ausgestellt, sogar bisweilen, wie es in Bern mit dem St. Annenschädel geschah, gestohlen oder untergeschoben. Das alles blieb jedoch fruchtlos; in die Haus- und Staats sitten des scheidenden Mittelalters war auf dem Wege der Politik und der Kirche ein wachsender Bruch gekommen; man suchte ihn hin und her steuernd hier auszuflicken für das nächste Bedürfniß, dort des Anstandes halber zu verdecken und zu überkleistern. Die Macht des Ansehens, der Autoritätsglaube, war mit einem Wort im Burgundischen Kriegszeitalter für die theiligten Völker tief erschüttert worden. Das Lehenwesen, auf welchem theilweise auch die freien Städte und Lande ruheten, galt nicht mehr; es hatte seine Vollmacht an die Krone und in Republiken an die bald aristokratische, bald de-

monarchische Obrigkeit abgegeben, nicht festhafter Grund- und Lehenbesitz, sondern flüssiger Geldgewinn wollten den materiellen Strebepfeiler der Gesellschaft bilden. Dawider sträubte sich aber noch vielfach die alte, nicht völlig überwundene Zeit; ihre Tage waren jedoch gezählt wie für die Haus- und Staats sitten, so für das völkerrechtliche (internationale) Verhältniß. Fußt dasselbe früher neben der Einheit und Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche auf abgesonderten Nationalkreisen, so sängen jetzt Gränzabrundung und diplomatisch-kriegerische Dazwischenkunft ihr Spiel an; die Lehren vom staatlichen Gleich- und Uebergewicht stellten sich dabei gemach als Geleit ein. Nirgends hat sich aber die bezeichnete Richtung deutlicher durchschlagende, bisweilen großartige Thatfachen kund gegeben, als in der Eidgenossenschaft. Was Monarchieen auf ihrem Entwicklungsgange theils verschleiern, theils halbbschlächting und gebrochen hervorbringen mußten, trat hier im Freistaat offen und mit voller Naturkraft hervor.

Als Vorbote ernstster Zerwürfnisse, des sittlich-politischen Kampfes für und wider die obrigkeitliche „Gewalt“, die Autorität, erscheint das s. g. „thörichte Leben“, eine Freischärler- und Fastnachtsgesellschaft der „Länder“, oder kleinen, wider die Städte, namentlich Bern, übelgestimmten Kantone. Die anschwellende Schaar des jungen, üppigen Volks, vom Wein und Uebermuth erhitzt, zog bald nach der Ranschschlacht unter Lärmen und Geschrei über Lucern, Bern nach Freiburg, trotzte hier den Genfern und Savoyern die Erlegung rückständiger Kriegsgelder ab und löste sich dann, für den Mann mit zwei Rheinischen Gulden belohnt, unter hellem Schall und Hall wieder auf. Es wurde dabei viel gezechet und geschimpft auf die „Großhansen und Pensionenschlucker“, im Uebrigen keine weitere Gewaltthätigkeit verübt. In der Fahne führte der Haufe ein Schwein und einen Kolben mit dem Wahlspruch:

Wir sind das thöricht Leben
Und setzen dran Leib und Leben.“

Den gemeinschädlichen, gesetzwidrigen Sinn dieses freischärlichen, auf Selbsthülfe und Volksaufwiegelung gerichteten Fastnachtsfreiges verkannte man oben in den regierenden Kreisen. Statt die Urheber, wenn auch nur glimpflich, zu strafen und gleichzeitig dem beginnenden Unwesen der Miete oder Pension ohne Rücksicht auf hochgestellte Persönlichkeiten die Wurzeln abzuschneiden, schlossen Bern, Zürich, Lucern, Freiburg und Solothurn im Mai ein ewiges Bürgerrecht wider Gewalt und Aufruhr ab. Dadurch wurde aber das lauernde Mißtrauen

der „Länder“ nur desto schärfer hervorgerufen, die Parteilung in den heimischen und auswärtigen Angelegenheiten gefördert, der Reiselauferei und Arbeitschen Vorschub geleistet. Die häufigen Verordnungen wider Saufen, Fluchen, Schwören, Spiel und Tanz, Müßiggang, Raub und Todschlag, Prunk und kurze Röcke waren gut gemeint, aber kraft- und wirkungslos. Als nun kurz vor und nach dem Frieden von Arras (1482) auch viel leichtes Volk aus der Fremde einströmte, so fuhr endlich der blutige Schrecken dazwischen, Hunderte wurden geköpft, gehenkt, Heimische, wie Ausländer; namentlich hatte in Zürich Meister Peter vollauf zu thun. Aber diese Sicherheitspflege hemmte zwar augenblicklich Verbrechen wider Leben und Eigenthum, doch der innere Gährungsstoff schwoh an bis zur Gefahr des Bürgerkriegs. Es handelte sich dabei wesentlich nicht sowohl, wie man oft meint, um politische Gegensätze, etwa Demokratie und Aristokratie, als um obrigkeitliche Gewalt oder Autorität. Diese, wie in Frankreich, Burgund, selbst Deutschland, von der neuern Massennunruhe und planlosen Zügellosigkeit bedroht, rafft sich auf und schlägt durch, hier zu Stanz in der Freiburgisch-Solothurn'schen Sache siegreich, dort zu Zürich in dem s. g. Waldmannischen Aufruhr überwunden. Beide Hauptereignisse erscheinen daher in einem engen Zusammenhange, wie ihn trotz sonstiger Verschiedenheit gleichartige Ursachen und Wirkungen bereiten müssen. Dort wickelt der weise Einsiedler den geschürzten Knoten ab, hier haut ihn des Scharfrichters Schwert frevelhaft durch.

Indeß nämlich die Tagesfragen meistens über Beute- und Jahrgelder, Münze und Reiselauferei, kurz, materielle Fragen haderten, drängte sich allmählig ein Gefahr drohendes Zermürfniß politischer Art vor. Denn dem ewigen Bürgerrecht der Städte, welche dadurch die Aufnahme Freiburgs und Solothurns in den eidgenössischen Bund vorbereiten wollten, stellten die Länder eine engere Vereinigung ihrer gleichgestimmten Nachbarn entgegen. Nicht nur traten Zug und Glarus bei, sondern man forderte auch rundweg, daß Lucern dem genannten Bürgerrecht entsagen solle. Dieses widerstrebe dem Vierwaldstädterbunde (1332), laut welchem kein Mitglied sich ohne Einwilligung aller Betheiligten anderweitig verbinden (konföderiren) dürfe. Die Stadt aber legte den Brief des vierzehnten Jahrhunderts anders aus; es sei ihr nicht verboten, hieß es, Bürger anzunehmen; solches Recht habe sie sich stets vorbehalten. Die Spannung wuchs, als Peter Amstelden, ein angesehener Mann aus dem Entlibuch, auf nicht erwiesene Anklage hin verhaftet, gen Lucern abgeführt und nach

kurzer Untersuchung enthauptet wurde. (Christm. 1478?) Er habe, sagten die Richter, den hochverrätherischen Plan entworfen, die Stadt zu überfallen, sein Thal aber in einen unabhängigen Kanton umzuwandeln. Dieses blutige, jedenfalls voreilige Urtheil erbitterte die Gemüther. Die Demokratie der Länder rührte sich gegen die Aristokratie der Städte. Verdächtigungen, Vorwürfe, Untriebe traten hier, wie dort, auf. Es fehlte nicht an Zuträgern, Hezern und offenen, leidenschaftlichen Wortführern, welche in außerordentlichen Gemeinde- und Winkelversammlungen vorwärts drängten. Die Obrigkeiten, häufig selbst Partei, verloren an Ansehen. Hier und da mochte man bei dem Zusammenlauf des Volks für den Landfrieden, für Sicherheit des Hauses und Eigenthums fürchten. Die Städte, vor allem das mächtige, aufstrebende Bern, hatten sich überdies während der Burgundischen Sache an eine mehr oder weniger ausschließliche Leitung der Geschäfte gewöhnt, manches Stück derselben ohne Beirath der ganzen Gemeinde in den Räthen und Bürgerausschüssen erledigt. Man wünschte diesen thatsächlichen Kern einer starken Regierung des Mindertheils wider den Andrang der Gesamtheit auch verfassungsmäßig zu behaupten, ohne daß gerade ein Bruch mit den gemeinheitlichen oder rein demokratischen Befugnissen begegnete. Wenn andererseits rücksichtlich der eidgenössischen Verhältnisse die Bundesaufnahme Solothurns und Freiburgs gelang, so mußten die Länder oder unmittelbare Volksherrschaften nicht ohne Grund ein ihnen gefährliches Uebergewicht der städtischen Stimmen auf den Tagesatzungen fürchten. Daher forderten sie vor allem auf, daß Lucern dem vertragswidrigen Burgrecht entsage; sie hofften dadurch die gesammte Städteeinigung zu lähmen, wie es recht war nach Brief und Siegel. Da aber jenes Begehren als unbegründet abgewiesen wurde, so schleppten sich die Dinge bei steigender Erbitterung von Jahr zu Jahr trostlos hin. Aber gerade dieses Zaudern und Festhalten am einseitigen Parteistandpunkt öffnete die Pforte zur Vernunft und Besonnenheit. Man kam nämlich, scheint es, dahin überein, daß nicht fruchtlose, hin und her zankende Tagel Herrn, sondern Schiedsrichter zu gleichen Sätzen für Lucern und die Waldstädte entscheiden sollten. Als aber die Ausgeschossenen, ungewiß, wie viele, sich nicht vereinigen konnten, so erkoren sie nach herkömmlichem Brauch einen Obmann mit rechtsgültigem Spruch. Die Wahl fiel auf den Einsiedler Nikolaus von der Flüe, welcher seit Jahren am Ransft, unweit dem väterlichen Hofgut Fluh, Obwaldner Landes, in beschaulicher Abgeschiedenheit lebte. Der kiedere, fromme und dabei verständige, wenn auch ungelehrte Mann

galt halb Wegs für einen Heiligen. Seine ernste, vaterländische Mahnung, welche besonders wider Zwietracht, ausländische Dienste und Handel eiferte, fand daher leicht einen fruchtbaren Boden. So kam denn auf dem letzten Tage zu Stanz (22. Christmonat) die gleichnamige Verkommniß glücklich zu Stande. Man hatte auf vielen größeren und kleineren Zusammenkünften die einzelnen Stücke vielfach und sorgfältig besprochen. Der Vermittler faßte das Ganze zusammen und gab ihm nicht nur die scheidsrichterliche, sondern auch die religiöse Weihe. Seiner Ansprache wichen die hier und da noch schroffen Parteiensichten. Jeder Theil opferte etwas auf, um die endliche Verständigung zu ermöglichen. So unvollkommen auch als ergänzende Bundesurkunde der Vergleich sein mochte, er rettete, wohin die Richtung der Zeit einmal ging, das obrigkeitliche Ansehen vor drohenden Gefahren der Massenbewegung und heiligte den dermaligen, gleichfalls schwankenden Besitzstand; er schob die hier und da beanspruchte Gleichheit der Rechte oder die Befriedigung des demokratischen Princip in unbestimmte Zukunft zurück und beschnitt selbst zu Gunsten der obrigkeitlichen Gewalt manchen Gemeindebrauch der Vergangenheit; er machte die Gegenwart zu einer Vermittelung der Aeußersten und glich aus, was sich in ihr rücksichtlich der Grundsätze und Handlungen bekämpfte. An die Spitze des neuen, mit den alten Bünden beschwornen Vertrags wurde der Landfrieden gestellt und dem gemäß jedwede Selbsthülfe strenge untersagt. Die Widerwärtigkeiten und Bewegungen der laufenden Zeit, hieß es in dem Vorwort, legten den acht Orten der Eidgenossenschaft die Pflicht auf, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, wider unziemliche Gewalt und Ungerechtigkeit Land und Leute, Wittwen und Waisen zu schirmen. „Also geloben sie sich gegenseitig, daß Niemand den Andern mit Gewalt überziehe, ihn an Land, Städten und Leuten schädige, wegnehme, was ihm nicht gebühre, die Angehörigen „abdränge“ oder sonst nöthige. Sollte es dennoch geschehen, so versprechen die übrigen Orte schleunige Hülfe dem Angegriffenen und wollen ihn schirmen und schützen mit guten Treuen. Der Aufständische oder Gewaltthätige soll nach Gestalt der Sache von der einheimischen oder auch der fremden Obrigkeit gestraft werden, falls sie ihn auf ihrem Gebiet ergreift.“ — Damit aber eine Gefahr drohende Quelle meuterischer Auftritte verstopft würde, beschränkte man, ohne an die etwaigen Mißbräuche auch der obrigkeitlichen Gewalt zu denken, das Gemeinde- und Petitionsrecht. „Niemand soll, lautete etwa der darauf bezügliche Abschnitt, ohne Erlaubniß der Obrigkeiten in Städten oder Ländern

„sonderbare“ (besondere) Gemeinden, Sammlungen (d. h. von unregelmäßigen Häufen) oder Anträge machen, wovon Schaden, Aufruhr oder Unfug entstehen möchte, weder öffentlich noch heimlich. Den Fehlbaren trifft stracks und unverhindert die Strafe von Seiten der bezüglichen Herrn und Obern, für Zürich: des Bürgermeisters und der Räthe, für Bern: des Schultheißen und der Räthe, für Lucern: des Schultheißen, der Räthe und Hundert (des großen Rathes), für Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus: des Ammanns, der Räthe und Gemeinden.“ — Es liegt auf der Hand, daß die Regierung dadurch wesentlich gewinnen, die Volksmacht verlieren mußte. — In Betreff der Feld- und Lagerordnung wurden der Sempacher und Pfaffenbrief (1370 und 1393), welche namentlich Frauen und Jungfrauen, Priester, Kapellen und Kirchen unter den Schutz des Völkerrechts stellten, bestätigt und ausgedehnt. Bewegliche Habe, Brandsteuer und Beute sollten nach den Mannschaften und der Kopfszahl, auch mit Rücksicht auf Zugewandte und Unterthanen, Liegenschaften, Herrschaftsrechte, Renten, Gefälle und Zölle nach den Orten (Kantonen) gleich und freundlich getheilt werden. Endlich gewährte eine besondere, von der allgemeinen Verkommniß getrennte Urkunde nach Aufhebung des städtischen Sonderburgrechts den Eintritt Solothurns und Freiburgs in den Bund der acht alten Orte. Jedoch geschah das unter Beschränkungen. Die neuen eidgenössischen Stände z. B. sollten bei innern Streitigkeiten und Fehden „mittel“ (neutral) bleiben, ohne Rath, Wissen und Willen der übrigen Stände sich mit Niemanden mehr in Zukunft verbinden, jedoch die Aufnahme von Bürgern in ihr Stadtrecht vorbehalten u. s. w. — So umschiffte die Eidgenossenschaft, um zwei Glieder verstärkt, mittelst der Stanser Uebereinkunft die drohenden Klippen der Zwietracht und glück wenigstens vorläufig die feindseligen Gegensätze aus. Dafür diente besonders die Stärkung der obrigkeitlichen Gewalt, welche im Wesen des aufgährenden Zeitalters zu liegen schien. Wie entschieden aber andererseits die demokratische Massenbewegung dem heilenden Gegenstrome im günstigen Augenblick siegreich widerstrebte, lehrten etliche Jahre später Zürich und Hans Waldmann, der große Bürgermeister. Die vielfach zweckmäßigen, nur zu rasch und ungestüm ausgeführten Reformen auf polizeilich-volkswirtschaftlicher Grundlage scheiterten trotz der überwiegenden Persönlichkeit des Urhebers und seines großartigen, gesetzgeberischen Plans.

Armen Landleuten aus Bickenstorf im Zugergebiet entsprossen, in Zürich als Knabe und Lehrling des Rothgerberhandwerks erzogen, bald

auch für vier Gulden in das Bürgerrecht aufgenommen, hatte Hans Waldmann einen beträchtlichen Theil der Jugendzeit auf heimischen und ausländischen Reiseläufersfahrten zugebracht, überall Muth, Anstelligkeit, aber auch unbändige Lebens- und Kauflust entwickelt, durch Heirath, Eisenhandel und umsichtigen Haushalt den Grund zu einem stets wachsenden Vermögen gelegt, darnach in dem Burgunderkriege die Anerkennung eines tüchtigen Feldobristen und Unterhändlers gewonnen, auf den Tag-satzungen durch Gewandtheit in der Rede und Schärfe des Gedankens gegläntzt, an den Höfen der Könige und Fürsten mittelst seiner stattlichen, würdevollen Haltung und diplomatischen Schmiegsamkeit Gunst und Ansehen erworben, in der neuen Vaterstadt durch dieselben Mittel und den Einfluß eines wirklichen, dabei gemeinnützigen Reichthums die höchsten Ehrenstufen erstiegen, welche nach mehrjähriger Verwaltung des Obrist-zunftmeisteramts mit der Wahl zum regierenden Bürgermeister schlossen. (1483). Im Gebrauch der Mittel, wenn sie nur nicht offen wider die angelobten Pflichten verstießen, war der ehrgeizige, stolze und dabei erwerblüsterne Mann nicht sehr verlegen; er verschmähte weder List noch Gewalt, weder die Pensionen und Gnadenbriefe der Großen, noch die Kniffe und gemeinen Dienste seiner Schützlinge, Speichellecker und Gesellschaftser. Dabei wurde der Lebenslust mit Weibern und geräuschvollen Tafelfreuden kein Zwang angelegt, andererseits aber öffentliches Aerger-niß gemieden, überall die Ehre und der Nutzen Zürichs obenan gestellt, selbst die Eidgenossenschaft ruhmredig mehr als Mittel, denn Zweck, bezeichnet. Derartige Prahlereien, wie sie nicht selten bei sonst ernsthaften und bedachtsamen Emporkömmlingen sich einsinden, erweckten Neid und böse Nachrede. Dadurch unbeirrt, folgte der Betroffene nach, wie vor, seinen schlimmen Gewohnheiten und meistens guten Reformplanen. Diese gingen, wie schon bemerkt wurde, von dem polizeilich-volkswirthschaftlichen Standpunkte aus; sie suchten unbekümmert um Sonder- und Ortsrechte die obrigkeitliche Gewalt des Staatsganzen ohne Rücksicht auf Körperschaften und Glieder zu vermehren, sei es hinsichtlich des Ansehens, der Autorität, oder der haushälterischen (finanziellen) Kräfte. Also wurde für die Schwächung des Adels oder s. g. Stadtjunkerthums beschlossen, daß von der Zunft desselben, der Constafel, jährlich nur sechs Glieder in den großen Rath kommen, keine Angehörige der Constafel in andere Zünfte eintreten und etwa durch den Gewinn der dortigen Vorsteherchaft ein hemmendes (oppositionelles) Gegengewicht bilden sollten, endlich in der Gründung des Trink- und Gesellschaftsvereins zum „Schnecken“ dem neuen Bürger- und Ge-

werbsadel gleichsam ein sinnbildlicher Ausdruck verliehen, welcher auch äußerlich in den gewöhnlichen Lebenskreisen die gleiche, ebenbürtige Berechtigung gegenüber dem geburtsritterlichen „Rüdenverein“ beanspruchte. So konnte Waldmann von Döbelstein — er nannte sich gern nach dem erkauften Schloß und Herrschaftsgebiet — auch in der Gesellschaft als Haupt der jungen, vornehmen Bürgerlichkeit auftreten, in der Gesetzgebung aber manches mit Beihülfe seiner lebenslänglich gewordenen Zunftmeister verfassungsmäßig den etwa widerstrebenden Klein- und Großrathen abtrotzen; denn nach altem Herkommen waren jene zum Eingreifen befugt, wenn sich diese etwa lässig oder träge zeigten. — Mit gleichem Nachdruck oder Erfolg wurde die vielfach entartete Priesterschaft aufgerüttelt, in ihrem Besitzstand und Lebenswandel an bisher unbekannte Schranken gewiesen. Niemand, lautete die dahin bezügliche Verordnung, sollte mehr auf dem Sterbebett für fromme Zwecke (ad pias causas) aus dem Seinigen verfügen, oder aber den Erben nichts zum Vollzug rechtlich nöthigen, kein Pfaff bei groben oder leichten Vergehen dem weltlichen Gericht entzogen bleiben, kein Gotteshaus, Spital, Brüderschaft, liegendes Gut, Zehnten, Höfe, Herrschaften, Zwinge, Bann u. s. w. kaufen oder sonst an sich ziehen, kein Chorherr auf dem Stift „Küstlspiel“ mit Würfeln und Karten, ausgenommen an drei Tagen der Kirchweihe, treiben, kein Geistlicher mehrere Pfründen zugleich besitzen oder nach Kurtisanenart austauschen, eben so wenig seinen Posten verlassen, er gehe denn auf die hohe Schule, kein Stift die Ausbesserung der Gebäude von sich abkehren und der Gemeinde zuschieben u. s. w. — Diese und ähnliche Satzungen, welche meistens schon längst in dem kirchlich=staatsrechtlichen Gewohnheitsrecht der Eidgenossen fest standen, erbitterten die Geistlichkeit. Denselben Eindruck machten auf Vornehme und Geringe, Städter und Landleute, Priester und Weltliche die strengen Sitten-, Kleider- und Hausordnungen. Sie beschränkten den Aufwand bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Festlichkeiten, setzten ein bestimmtes Maß für die üblichen Geschenke fest, beengten den Gebrauch des Silbers, Goldes und Seidenstoffes für Männer und Frauen, untersagten auf der Landschaft den üblichen Besuch der Schenken, das übermäßige Kegelschieben und Schützenspiel nebst den damit verbundenen Zusammenkünften, welche sich nur für die Kirchweihen geziemten, griffen mit einem Wort vielfach in die Freiheit des gesellschaftlichen Lebens und Verkehrs ein. Wollte man den rohen Auswüchsen desselben begegnen, so erschienen bei dem gänzlichen Mangel der Volksschule obrigkeitliche Ueberwachung und Strafe unabweisbar. Wie daher

Bern auf Fluchen, Schwören und Lästern Geldbußen setzte und heimliche Sittenspäher anstellte, so glaubte auch Zürich ähnlichem Unfug durch obrigkeitliche Dazwischenkunft begegnen zu müssen. Man bedachte jedoch nicht, daß hier der lebensfrohe und glänzende Bürgermeister eben so wenig, als in dem verfehmten Pensions- und Miethenunfug, ein Vorbild der Nachahmung gewährte. Diese Einrede traf dagegen nicht den staatswirthschaftlichen, tief durchdachten und kräftig vollzogenen Reformplan. Er ging hauptsächlich von der Ansicht aus, daß Stadt und Landschaft, jene meistens als Herrschaft, diese als beschränkte Dienerin einander ergänzen mußten. Dem Bürger geziemten vor allem Handel und Handwerk, dem Bauer Ackerbau und einfache Lebensart. Dort müsse man durch zweckmäßige Vorschriften fördernd einschreiten, hier durch Bestrafung des Ungehorsams und Unfleißes möglichst nachhelfen. Also wurde der Salzhandel mit dem Feilbieten der ländlichen Erzeugnisse ausschließlich in die Stadt verlegt, die Abführung des Baumwollengarns in die Fremde, das Jagen des Hoch- und Rothwildes untersagt, das Fischen in Flüssen, Seen und Bächen beschränkt, die Reiseläuferei als Hauptquelle der liederlichen, unbändigen Sitte mit schweren Strafen belegt, die Ertheilung des Dorf- und Stadtbürgerrechts an Fremde erschwert, die Schenkwirthschaft beschränkt, alles „Zusammentagen“ (Kottiren) gemäß der Stanser Uebereinkunft unbedingt verboten, der Bauer, welcher Krämerei und Handwerk betreiben wollte, rücksichtslos angewiesen, sich ein Bürgerrecht der Stadt zu erwerben, Beute und Beutegeld nicht vertheilt, sondern in f. g. „Reisbüchsen“ (Kriegskassen) für gemeinnützigen Gebrauch niedergelegt, endlich die städtische Hoheit strenge wahrgenommen, in der Rechtspflege, um das obrigkeitliche Ansehen zu wahren, häufiger Leibes- und Freiheitsstrafe, als die bisher übliche Geldbuße angewandt. Für die Reinlichkeit und polizeiliche Ordnung geschah manches Vöbliche; der überall wachsame und schöpferische Bürgermeister hielt in Zürich eine strenge Brotschau aufrecht, stellte die Arbeitslöhne fest, besoldete die ersten, bleibenden Aerzte, förderte nach Kräften den Bau der Wasserkirche und der beiden Münstertürme, kurz, war überall, wo eine gemeinnützige, aber auch möglichst mit seinem Namen verbundene Werththätigkeit aufging. Denn er pflegte in dem stolzen, oft übermüthigen Selbstgefühl sich zu rühmen, daß er hier alles sei, „Papst, Kaiser, König.“ — Und dennoch schwankte bereits der vielfach unterhöhlte Boden. Adel und Bauernschaft, Priester und Weltliche grollten dem mächtigen „Emporkömmling“ nicht nur in der geliebten, von ihm gehobenen Stadt, sondern auch in der gesammten Eidgenossenschaft;

selbst die Weiber, beleidigt durch die Beschränkung des Kleiderprunks, blieben hinter den Männern an böser Nachrede nicht zurück. Der Bürgermeister, hieß es neben anderm, trachte nach der Herrschaft, unterschlage Gaben und Gelder, welche er mit seinen Spieß- und Stubengesellen theile. Diese, oft aus den untersten Volksschichten gewählt, beleidigten durch Trotz und Hochfahrt, verheimlichten ihrem Gönner aus Schmeichelei den wirklichen Stand der Dinge und beschleunigten dadurch den Ausbruch des wachsenden Unfriedens. Nur die Krämer und Handwerker, unter den Obrigkeiten die Zunftmeister, blieben größtentheils dem Schöpfer ihres Wohlsins treu; die übrigen Bürger wandten sich unbemerkt von ihm ab, Etliche aus Neid, Andere aus Furcht.

In solcher Spannung befanden sich die Dinge, als das s. g. Hundemandat die Lösung zum Durchbruch gab. Der Rath hatte nämlich, um einen geringen Jagdfrevel zu büßen, auf Betrieb falscher Freunde die Abschaffung unnützer Hunde sämmtlichen Landleuten geboten und, als diese zauderten, zwei Ausgeschossenen den Vollzug des tollen Polizeigesetzes übertragen. Acht Tage lang vor und nach Lichtmeß dauerte der obrigkeitliche, vom Schinder bewerkstelligte Hundemord. Da brach endlich in dem Dorfe Matmerstetten der verhaltene Ingrimm thatsächlich aus. Das Landvolk, namentlich am See zu Meilen, widersetzte sich offen, hielt Sammlungen, hörte Redner, insonderheit den Weber Kellstab, über laufende Beschwerden an, schickte Boten in die Stadt und brach, als jene unverrichteter Sache heimkehrten, bewaffnet dahin auf. Eidgenössische Vermittelung, unterstützt von Basel, Konstanz, Rothwohl, Abt und Stadt St. Gallen, stillten jedoch einstweilen die Unruhe und richteten einen billigen Vergleich auf. Ihm gemäß sollte das Landvolk freien Salzhandel haben, seine übrigen Beschwerden der obrigkeitlichen, ungesäumten Prüfung überlassen, der Stadt Steuern und Bräuche als Unterthan zahlen und den Herrn in allen Sachen Gehorsam schwören, für das Geschehene Vergeßlichkeit erhalten (4. März). Darauf kehrten die Rotten des Landvolks heim; nach vierzehntägigem Gelärm schien die Sache abgethan und ausgeglichen zu sein. Da weckte sie Waldmanns Stolz wieder auf. Seinem Befehle gemäß änderte der Stadtschreiber Amman den schriftlichen Bericht dahin, daß die Bauern fußfällig um Gottes und unser Frauen willen Verzeihung begehrt und darauf in Betreff ihrer „vermeinten“ Beschwerden eine genügende Zusage erhalten hätten. Man sei, lautete der Beweggrund, diese Sprache dem obrigkeitlichen Ansehen schuldig. Weder im Rath noch vor

den Zünften und vermittelnden Abgeordneten fand die neue Fassung der Urkunde Tadel oder Anstand; sie wurde sofort an verschiedene Behörden als amtliches Zeugniß geschickt, indeß der Bürgermeister, wohl befriedigt, mit seinen gewöhnlichen Vertrauten eine Erholungs- und Lustreise nach Baden im Margau machte. Dieser Leichtsinm wurde schwer gebüßt; der Aufruhr, von offenen und heimlichen Feinden wiederum angeschürt, griff nicht nur in der Landschaft, sondern auch in der Stadt um sich. Bald lagerten vor derselben, das Hauptquartier in Rüßnach, 6,000 Bewaffnete aus allen Theilen der Landschaft. Sie klagten über Fried- und Treubruch, forderten Bestrafung der Schuldigen, vor allen Waldbmanns. Dieser, inzwischen heimgekehrt und mit Sicherheitsanstalten beschäftigt, mußte schweigen, als sein Liebling, der Stadtdiener Schneevogel, bei hellem Tage auf der Brücke und, so zu sagen, unter den Augen des Herrn, wie der eidgenössischen Boten, von vier Bürgern angefallen und erschlagen wurde (31. März). Denn schon hatte, von der Ritterschaft und Geistlichkeit aufgewiegelt, auch die Gemeinde ihren eifrigen Beschirmer verlassen und das Lager der sonst eben nicht begünstigten Bauern oder Neußern verstärkt. Der jetzt von innern und auswärtigen Feinden schwer bedrohte Bürgermeister mußte sich am ersten April nach kurzem, fruchtlosem Besuch der Zunftstuben auf das Rathhaus als einzigen Sicherheitsplatz zurückziehen. Eben dahin eilten die Boten der Eidgenossen und Zugewandten; denn alles verkündete die Nähe eines Sturms. Dieser brach auch unerwartet rasch aus; der Platz vor dem nothdürftig gesperrten Rathhause und der Fischmarkt füllten sich mit anwachsenden Volkshaufen; die ganze Gemeinde war, so zu sagen, bewaffnet erschienen, um, wie man sagte, die Streitigkeit mit den Bauern oder den Neußern zu vertragen. Selbst Priester feuerten an; vor allem eifrig aber war die Zünferschaft, wie denn Lazarus Göldli, Haupt eines angesehenen Geschlechts, durch die Stadt sprengte und zu offenem Aufruhr einlud. Bald schrieen Hunderte von Kehlen: „Die Vögel sind droben beisammen, wir wollen das Nest ausnehmen!“ und drängten nach den Stiegen zu. Mit Mühe hemmten die eidgenössischen Boten offenen Sturm. Endlich fragte im Namen derselben Schultheiß Seiler von Lucern, an ein Fenster tretend, was und wen man eigentlich wolle? Das Volk schrie über Verrath und nannte zuerst den Bürgermeister, welcher unverzüglich in den Wellenberg oder den s. g. Schelmenthurm abgeführt werden müsse. — „Wen wollet ihr noch mehr haben?“ erwiderte der Schultheiß, nachdem er die erste Forderung eingeräumt hatte. Sofort geschahen die Bezeichnungen nach reiner Laune und Leidenschaft; der Eine nannte seinen

Schuldheern, der Andere den Liebhaber seiner Frau, der Dritte seinen Feind, wer ihm jemals zuwider gehandelt oder geredet hatte. Bei jedem Ruf hörte man neue Stimmen: „Nein, den nicht —,“ oder: „Boß Wetter, bei Gott nicht!“ — Die Boten, welche endlich die Gefahr längern Aufschubs merkten, kehrten in die Rathsstube zurück und theilten das Geschehene mit. Niemand widersprach; überall herrschte lähmender Schrecken. Darauf wurde Waldmann, dessen Hülfseruf wirkungslos blieb, nebst etlichen Gefährten unter dem Geleit der eidgenössischen Vermittler und dem Hohn des Volks durch die Reihen der Bewaffneten in den Wellenberg gebracht, dieser in- und auswendig mit Wachen umstellt, überhaupt alle Anstalt getroffen, den Untergang der Gefangenen zu beschleunigen. Dem gemäß ernannte die neue, von der Gemeinde eingesetzte Zwischenregierung, spottweise später wegen ihrer Härte und Beschränktheit der „hörnene Rath“ geheißen, ein außerordentliches Blutgericht. Dasselbe gebrauchte für die Erpressung der Schuldgeständnisse Folter, Risten und Lügen. Man sprengte aus, der Bürgermeister habe sechszig Bürger zum Tod ausgezeichnet, mit dem Kaiser für den Gewinn der Würde eines Grafen von Kyburg geheimes Bündniß wider Zürich aufgerichtet, Waffenvorräthe angesammelt, falsche Thorschlüssel fertigen lassen, die Geschützmeister verändert, unter die Genossen seiner arglistigen Plane Erkennungszeichen und Lösungsworte vertheilt u. s. w. Dabei droheten, mit den meisten Bürgern im Haß gegen die gestürzten Leiter einverstanden, die Bauern vor der Stadt so lange bleiben zu wollen, bis der Gefangene verurtheilt und hingerichtet sei; sie gedächten, lautete der rohe Ausdruck, ohne die Kopfhaut keiner Heimkehr. Die Richter, größtentheils gleicher Gesinnung, säumten daher nicht, das geforderte Opfer zu bewilligen, stellten gedungene Kundschafter und Kläger an, ja, bewirkten, daß am Montag vor dem Palmtag (6. April) athemlos ein Eilbote erschien, vom Anzuge der Kaiserlichen stammelte und wie bereits Egglisau in hellen Flammen stehe. Sofort sprach das Gericht den Tod aus. „Waldmann, lautete das zusammengewürfelte Urtheil, habe vor Jahren dem Könige von Frankreich entgegen den übernommenen Pflichten einen Eid der Treue geschworen, frommen und kieberben Leuten ihre Weiber geschmähet und geschändet, rechtskräftige Urtheile der Räthe niedergedrückt und willkürlich mit Beihülfe seiner Zunftmeister umgewandelt, von ebendenselben unterstützt die Wahl der Konstabel in den Rath auf sechs entgegen der Verfassung beschränkt, mehrere Artikel in Gegenwart von nur sechs Meistern in das Meisterbuch eingetragen, die Zunftvorsteher zuwider dem Recht in lebenslängliche umgewandelt, end=

lich dem Herzog von Mailand für eigenen Nutzen 4,000 Dukaten abgedrungen und dadurch der Stadt Ehre geschändet.“ — Die Beschwerde der Landschaft wurde dagegen ebenso wenig, als der vielfach ausgesprengte Hochverrath, erwähnt. Mit Würde und Fassung empfing der Verurtheilte auf dem Fischmarkt die Todeskunde; er hatte ja, wie der Spruch selber bewies, nichts von Belang eingestanden und dem Beichtvater verheißen, keine Schirmrede zu halten. Diese Geduld und Mannlichkeit, sichtbar im „stolzen, aufrechten“ Gang, blieben bis zum letzten Augenblick. Man hörte weder unterwegs noch auf dem in einer großen Matte errichteten Blutgerüst ein Wort der Klage oder der Rechtfertigung, wohl aber die ruhige Bitte um christliche Vergessenheit etwaiger Kränkung und Einschluss in die Fürbitte zu Gott, der Jungfrau und den Heiligen*).

Raum war das Haupt vor einer unabsehbaren Menschenmenge gefallen, als der Reichsvogt Gerold Meyer ausrief: „Liebe Herren und guten Freunde, es ist meinen gnädigen Herrn Botschaft kommen, daß das Gerücht von dem Anzug der Kaiserlichen falsch und gewiß kein fremdes Volk im Lande ist. Darum seid ruhig und hört noch die schwere Verschuldung des Hingerichteten an!“ — Solches geschehen, floß der Anäuel auseinander. Der Leichnam wurde nach Waldmanns Willen in eine Gruft der Abteikirche versenkt, das bedeutende Vermögen theils eingezogen, theils unter die Bürger und Landleute vertheilt. Während diese sofort abzogen, richteten jene unter mannichfaltigen Unruhen und Hinrichtungen ihre bleibende Verfassung ein; manche Reformen des Bürgermeisters wurden beibehalten, der Landschaft aber als einem geschlossenen Ganzen durch den s. g. Waldmannischen Brief (Mai 1489) ihre gewerblichen und finanziellen Beschwerden, nicht selten zu eigenem Nachtheil, abgenommen, wohl bewährte Rechte und Freiheiten, namentlich in Bezug auf die Wahl der Unterbeamten, bestätigt. Die Oberherrlichkeit verblieb jedoch ungemindert der Stadt, und für diese dem großen, fortan gültigen Rath, welcher Krieg und Frieden erklärte, die Gesetzgebung, den Haushalt und die oberste Rechtspflege

*) „Und er was vom Anbang byß zu End manlich, und gieng so stoltz und so uffrecht für und für, als er vor gegangen was — — hielt sich als ein guter cristgläubiger Mönch, gedultig und (hat) dheim (kein) unnuß noch böß, neidisch Wort geprucht u. s. w.“

Ein Zeitgenosse und Augenzeuge im Archiv für Schweizerische Geschichte IX. 302. Zürich, 1853.

besorgte, endlich gemeinverbindliche Steuern für Bürger und Landsassen ausschrieb. Die obrigkeitliche Gewalt und Ordnung behaupteten demnach in den blutigen Wirren Zürichs den gebührenden Platz und Rang, zu welchem die gährenden, ungebundenen Sitten- und Zeitverhältnisse hindrängten. Was Ludwig der Elfte und Karl der Kühne im größern, monarchischen Kreise auszuführen trachteten, das unternahm auf kleinerm, republikanischem Gebiet Hans Waldmann, hier trotz der Gaben und Verdienste in Folge seiner jähren Hitze und Selbstüberschätzung unglücklich, wie der Burgundische Herzog. Viele Regierungen nahmen sich an dem schmachvollen Sturz ein Beispiel der Lehre und Warnung, erweiterten ihre Machtbefugnisse gegenüber der oft gemißbrauchten und in Herrnlosigkeit umschlagenden Volks- und Gemeindegewalt, handhabten mit Strenge den hier und da bedrohten oder, wie in dem Rorschacher Klosterhandel, wirklich gebrochenen Landfrieden. erließen, mit den Tagelohnern wetteifernd, scharfe Gesetze wider Unzucht, Fluchen, Reiselaufen, vor allem aber Pensionen und Miethen. Dieses Nationalgebrechen, die „Grundwurzel der Uebel“, war jedoch als fruchtbarer Ausfluß der geregelten Erwerbskunst bereits so tief in alle Schichten der Gesellschaft eingedrungen, daß obrigkeitliche Einschreitung meistens wirkungslos blieb. Auch kamen bald von Frankreich und Italien her neue glänzende Verlockungen, welchen der junge Herrendienst um Gold und Beute weder widerstehen wollte noch konnte. Denn ein Merkmal des scheidenden Mittelalters lag überall eben darin, daß man den Krieg nicht als Lehen- und Bürgerpflicht, sondern als Erwerbsquelle betrachtete, den Lohn aber nicht im unbeweglichen, sondern fahrenden Besitz suchte; Geld galt über Land, Gut über Blut, Gewinn vor Ehre. *)

*) Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel für die zwei ersten Kapitel. — Ueber Ludwig XI: *Chronique du roy Loys onziesme*, à Paris 1558. 8. — *Mémoires de Messire Philippe de Comines, Seigneur d'Argenton*. Augmentez de plusieurs traittez, contracts, testaments, actes et observations par Denys Godefroy. I—IV. à Brüssel. 1706. 8. — Par Lenglet du Fresnoy. IV. Vol. 4. à Paris 1747. — à Rouen. 1634. 8. etc. — *Histoire de Louis XI*. par Du Clos, à Amst. 1746. 3 vol. XII; par Baudot de Juilly, à Paris, 1755. 6 vol. XII; par de Ségur (hist. de France. vol. IXeme); Teutsch 1831. Ueber Neu-Burgund und Karl den Kühnen: *De Comines, Mémoires de Messire Olivier de la Marche*, Louvain 1645 und in der Collection des mémoires par Petitot. Vol. IX et X; *Mémoires de Jacques du Clercq* tom. IX. der Collection de Petitot, *Chroniques Belges inédites*, 1836. XII. vol.;

Barante, hist. des ducs de Bourgogne de la maison de Valois. 1824. 8 vol. 8. — Hist. de la guerre de Lorraine et du siège de Nancy par *Huguenin*. à Metz. 1837. 8. — Die Kriege Karls des Kühnen. Von *Kobt*. 1844. 2 Bde. 8. Schaffhausen. — Ueber Deutschland: *Sebastian Francés Chronik*, *Comines*, *Grünbeck hist. Friderici IV. et Maximiliani I.* bei *Chmel's* *Destr. Geschichtsforscher* I, 64 flg. Ueber die Schweiz: *Dieb. Schilling*, der *Burgunderkrieg*, 1743. Fel.; *Ansヘルms* *Berner Chronik* Bd. I. 1826. 8.; *Joh. von Müllers* *Schweizergeschichte*, 4. Theil, 1805. Ueber die Feldzüge Karls des Kühnen: *De Gingins* in den *mémoires de la société de la Suisse romande*, tome VIII., den *Handel Hagenbachs*: *Zellmeger* über die *Elsassische Pfandschaft*, im *Schweizerischen Museum*, Frauenfeld, 1838. II, 103 flg.; *Schreibers* hist. Taschenbuch, Jahrgänge 1839 und 1840; *Rosmann und Faustin* *Ens*, *Geschichte der Stadt Breisach* 1851; über *Waldbmann* s. neben *Füssli* und *J. von Müller* den Bericht eines *Bernischen* Zeitgenossen, im *Archiv der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft*, Bd. 9.

Drittes Hauptstück.

Einbruch der Fremden in Italien seit Karl's VIII. Heerfahrt 1494.

Das höchste Gut der Völker, die äußere Unabhängigkeit, war bisher den Italienern nicht entgangen; sie hatten es im wechselvollen Lauf des Mittelalters dem Wesentlichen nach gerettet und bewahrt. Zwar stiegen oft Fremde, besonders Deutsche, in die fruchtbaren Ebenen der schönen Halbinsel herab, aber es geschah, um entweder nach kurzer Raubfahrt heimzukehren oder als bleibende Ansiedler und gleichberechtigte Eroberer mit den Eingebornen zu verschmelzen. Die aus dem gewaltthätigen Zusammenstoß und friedlichen Mischungsproceß gebornen Herren und Freistädte gediehen häufig zu einer seltenen Blüthe des kriegerischen und gewerblichen Wesens; in vielen Dingen wurden sie die Lehrer und Vorbildner des Auslandes. Dieses stand, wo es etwa gebietend eingriff, stets in einem bestimmten, staatsrechtlichen Verhältniß zu den Eingeseffenen. Der Deutsche Kaiser hatte z. B. seine fest gegliederten Rechte und Pflichten. Dasselbe galt von den eingebürgerten Häusern der Französischen Anjous und der spanischen Aragonier in Neapel-Sicilien. Bei theilweiser Härte und Schroffheit gingen diese ausländischen Fürsten und Höfe in der überwiegenden Richtung des neuen Volksthum auf. Sie bequemen sich derselben an, wurden der Sprache, Sitte und Art nach meistens Italiener. Da nahete letztern um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts eine bisher entweder gemiedene oder glücklich bestandene Gefahr. Sie wurden Ziel und Gegenstand für fremde Eroberungsgelüste; sie gefährdeten und verloren, häufig nicht ohne Schuld und Beihülfe der heimischen Parteien, das theuerste Unterpfand des bisherigen Glücks und Wohlseins, die nationale Selbstbestimmung und Unabhängigkeit; sie untergruben und verwirkten durch Zwietracht und Zuchtlosigkeit die vielfachen Segnungen

des bisherigen Friedens und gaben der ausländischen Ehr- und Beute- gier Mittel, sich im Süden, wie im Norden, festzusetzen, überall beliebig für die bösen Leidenschaften Schlacht- und Raubfelder auszusuchen. Dieß alles mußte aber für den Verfall und die Lähmung der regen Kräfte wirken, welche trotz bürgerlicher Wirren einen hohen Grad des gewerblichen Wohlseins und der geistigen Bildung gewonnen hatten. „Das fruchtbare Land, urtheilt der Geschichtschreiber Guicciardini, wurde damals nicht nur im weiten Umfang seiner Ebenen und üppigen Gefilde angebaut, sondern auch gebirgige und wüste Stellen sahen den Kunstfleiß. Die Zahl und der Reichthum seiner Bewohner, welche keinem Fremden gehorchten, wetteiferte mit dem Glanz der fürstlichen Höfe, dem Prunk der schönen Städte; dazu kamen Siz und Hoheit der Religion, ausgezeichnete Staatsmänner, Gelehrte und Künstler; auch an Kriegeruhm, wohin die Zeit strebte, fehlte es nicht; so hatte man Ruf, Achtung und Ehre auch bei den Ausländern.“

Wohl mochte es so sein, aber hinter dem Vorhange dieser schimmernden Eigenschaften und Hülfsmittel lauerten zahlreiche Gebrechen, vor allen selbstjüchtige Kleinstaaterei und rücksichtslose Eifersucht der größten, durch keinen Bund geeinigten Gemeinwesen. Diese boten eine fünfsache Reihe (Gruppe) dar, zwei Freistände oder Republiken, eben so viele Fürstenthümer oder Monarchieen und einen gemischten, weltlich-geistlichen oder theokratischen Staat. Schon diese Sonderung mußte zu einem Gleichgewichtsstreben führen, welchem überdieß bald überlegene Persönlichkeiten, bald schwächere Nebenglieder hier Widerstand, dort Vorschub leisteten. So konnte ein mannichfaltiges Spiel staatsmännischer Klugheit und List, kriegerischen Zugriffs und Erwerbs Raum gewinnen, zuletzt im Uebermaß der Leidenschaft die beobachtende, listerne Fremde zur Hülfe und Dazwischenkunft mahnen. Diese aber, durch den Fall Burgunds vorwärts gestachelt, zauderte nicht lange; unter dem Ruf: „Freiheit und Gleichgewicht!“ überschritt sie bald von verschiedenen Seiten her die Alpen und wählte Italien zum Schauplatz und Werkzeug der werththätig gewordenen Abbrundungslehre und Gleichgewichtspolitik. Dafür hatte man sich dort gewissermaßen schon freiwillig vorbereitet und zugerüstet. Unter den meisten Fürsten und Völkern herrschten Scheelsucht und Zwietracht. Ein starkes Nationalgefühl fehlte entweder oder bedurfte der vielfachsten Prüfungen und Leiden, bevor es sich regte. Wer die Gewalt besaß, ein hohes, einflußreiches Amt besorgte, dachte in der Regel nur an den eigenen Vortheil und war der Aufopferung zu Gunsten der Gesamtheit unfähig. Selbst die edelste

Persönlichkeit klammerte sich lediglich an das Gegenwärtige und Nächste, unbekümmert um das Künftige und Ferne. Die verschiedenen Stämme und Staaten betrachteten einander häufig als Fremde und Feinde; sogar die Kirche, der Papst, that nichts, um gemäß dem christlich-religiösen Beruf nach Kräften die durch uralten Parteihader, z. B. der Welfen und Gibellinen, zerrissenen und verbitterten Gemüther zu sänftigen, die unaufhörlichen Fehden in einen allgemeinen Landfrieden umzuwandeln. Dazu trat das steigende Sittenverderbniß der Großen und Reichen; sie liebten Prunk und Schwelgerei, Spiel und Wollust; sogar das Unnatürliche gefiel. Die ernste, würdevolle Haltung, wie sie sonst im eingebornen Wesen lag, verschwand mehr und mehr; man gewöhnte sich an fremde, insonderheit Französische Moden und Kleidertrachten, welche schon anfangen, häufig zu wechseln. Dieß begegnete selbst am Hofe von Neapel, wo doch sonst mit den Aragoniern Spanische Vornehmheit (Etikette) zu schalten pflegte. Auf dem Lande und in den kleinen Städten behaupteten sich dagegen meistens die alten Sitten und Gewohnheiten; man fand Fleiß, Mäßigkeit, Glauben und Aberglauben. Der kleine, freie Grundbesitzer, der eigentliche Bauernstand, fehlte jedoch; die Landleute lebten gewöhnlich als Pächter und Arbeiter auf des Herrn Guse, vielfach noch leibeigen und hörig. — Wissenschaften und Künste standen in wachsender Gunst bei den Fürsten und Großen; nirgends hatte das klassische Alterthum der Römer und Griechen so viele Gönner, Freunde und Verehrer, als an den Höfen und in den Rathsstuben Italiens. Das wirkte, wie es sich bald klarer zeigen wird, namentlich zurück auf den selbstständigen Geist der Forschung in weltlichen und geistlichen Dingen; von der Gegenwart und den Bedürfnissen derselben führten jedoch die neue Liebe und literarische Bewegung um so mehr ab, je ausschließlicher man sich der theoretisch-ästhetischen Seite jener tief eingreifenden Studien hingab, die Werththätigkeit aber im Staats- und Sittengesetz verabsäumte. Alles blieb daher entweder bei dem Alten, oder schlug um in eine unfruchtbare Gleichgültigkeit für politisch-kirchliche Reformen. Letztere drängten sich nichts desto weniger hier und da um so stärker vor, je größeres Aergerniß die Persönlichkeit mancher Päpste gewährte.

Wer von diesen allgemeinen Merkmalen der Italienischen Zeitlage zu den Besonderheiten der einzelnen Großstaaten übergeht, dem stellt sich zuerst Venedig dar. Es nimmt unbedingt den obersten Rang ein, wie dem tausendjährigen Alter, so den materiellen und moralisch-politischen Kräften nach; es stehet trotz vielfacher Gebrechen und Blößen noch auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht; es ist ihm gelungen, durch

Folgerichtigkeit und Umsicht mitten unter den Wechselln und Wirren der Nachbarn einen festen Kern der Grundsätze und mit ihm der Herrschaft zu behaupten. Sein regierender Bürgeradel, ehrgeizig, hab- und genüßgierig, stolz und spröde, ist noch nicht bis zur erschlaffenden Verweichlichung abgeseipant und abgegriffen; denn in Tagen der Noth und entscheidenden Gefahr überwindet der Nobile seinen Gemächlichkeitstrieb; er bringt Gut und Leben dem öffentlichen Gemeinwesen dar; für die Ehre und Größe des Vaterlandes setzt er alles ein, selbst die Hoffarth und üppige Sinnlichkeit. Auch ist ihm ein Herr, sei es aus eigenem Schooß oder der Fremde, unerträglich; für die Unabhängigkeit der Freistadt und die gleiche Berechtigung der regierenden Geschlechter (Patricier, Nobili) fühlt und handelt er mit demselben Eifer, welcher die Regungen der Volksgewalt oder Demokratie bekämpft und niederwirft. Diesen festen, überall gerade nicht liebenswürdigen Grundzügen der regierenden Minderheit entsprachen Lage und Bauart der Stadt; sie hatte etwas Würde- und Prachtvolles mit ihren zahlreichen Palästen, Kirchen, Kapellen, Gärten und Klöstern, welche in langer Reihe gleichsam dem Meere entstiegen. Gegenüber diesem sicherten die Bindungen eines seichten, nur den Bewohnern bekannten Fahrwassers (Lagunen); nach dem Lande hin schirmten Mauern, Thürme und Bollwerke. Dreißigtausend Gondeln unterhielten die Verbindung der in siebenzig Kirchspiele getheilten Quartiere, in welchen eben so viele Mönchs- und Nonnenhäuser lagen. Die Hauptstraße, der lange Kanal, bot an beiden Seiten eine Reihe von wirklichen Palästen dar, oft mit marmornen Säulengängen und prunkvollem Geräthe; in den zwei gewöhnlichen Staats- oder Fremdensälen sah man vergoldete Decken und Thürpfosten, marmorne Kamine, gewirkte Teppiche, schöne Gemälde und Bildsäulen. Bei festlichen Mahlzeiten schmückte Silbergeschirr den Tisch; es galt für anständig, die sonst ziemlich einfache Lebensart hier und da zu unterbrechen, namentlich vor Botschaftern und anderen Gästen der Fremde. Ebenso feierlich wurden Festtage, besonders durch reiche Umzüge (Processionen) und pomphaften Gottesdienst begangen; das sollte den Sinn der Menge fesseln, durch ihn auf die Anhänglichkeit wirken. Ueberdieß fand die ärmere Einwohner-schaft theils Arbeit in den vielartigen Geschäften des untern Gewerbes und Handels, theils hinlängliche Unterstützung in den Mildthätigkeitsanstalten für Arme und Gebrechliche. Nirgends hatte damals der Weltverkehr so ausgedehnten Raum, so lebhaftes Spiel der Kräfte und Hülfsmittel; er umspannte den Osten und Westen, verknüpfte den Süden mit dem Norden; er schickte die aus Englischer Wolle verarbeiteten

Tücher z. B. in den Orient, empfing von diesen die Specereien und Seidenstoffe für Antwerpen, Augsburg, Lyon, London und die Spanischen Stapelplätze Barcellona, Cadix, Sevilla. Dabei scheute man sich vor keiner Art des Waarenbetriebs; man handelte mit Menschen und Sachen, schloß Christen und Moslemin, Gläubige und Heiden in die Verträge des Nutzens ein, gebrauchte dafür List und Gewalt. Letzterer fehlten auch nicht die Mittel; eine zahlreiche, wohl bemannte und befähigte Kriegsflotte lag bereit, die Ehre der Friedensflagge nach allen Seiten hin zu decken; das größte und reichste Zeughaus (Arsenal) der damaligen Welt lieferte für den Land- und Seekrieg das nöthige Geräthe; es bewahrte Waffen aller Art auf, besonders schwere Geschütze, und beschäftigte täglich bei dreitausend Arbeiter. Nicht sowohl Bürger als Söldner fochten die Fehde aus. Jene traten, den Seedienst angenommen, nur als Befehlshaber auf, den Miethling fand man um Sold ziemlich überall, in Italien, Deutschland und der Schweiz, in den Gebirgen Albaniens und Slavoniens. Der regierende Stand sparte nicht sein Gut, wohl aber sein Blut. Dasselbe sollte nur Nothfällen gelten, ein Grundsatz, welcher den ritterlich streitbaren Sinn der heimischen Edelleute natürlich abschwächen mußte. Dennoch blieb bei diesen schon wegen der politisch-socialen Lage eine zähe, der Bestechung unzugängliche Vaterlandsliebe wach. Sie opferte, wenn es sein sollte, Alles, Gut und Leben, Haus und Gemächlichkeit; sie war darin des „Außerordentlichsten, fast Unglaublichen fähig.“ *) — Das Herrschaftsgebiet der Venediger war sehr ausgedehnt; ihnen gehorchten auf dem Festlande Italiens die Städte Vicenza, Padua, Verona, Bassano, Feltre, Belluno, Trevigi, Brescia, Bergamo, Crema und Ravenna, im Auslande Friaul, Küstenstriche Dalmatiens, Illyriens und Morea's (Peloponnesus), die Inseln Korfu und Zubehörde, Candien (Creta,) Cypern und Negroponte (Euböa), kleinere Posten und Stützpunkte des großen, militärisch-commerziellen Reichs zu verschweigen. „Es ist die prachtvollste Stadt, rief Philipp von Comines aus, welche ich jemals gesehen habe.“ **)

Die Verfassung war, vom Standpunkt des Geschlechterregiments (Aristokratie) betrachtet, weise geordnet und nach Kräften dem etwaigen

*) „Erga patriam studium supra quam cuique sit credibile,“ urtheilt der Zeitgenosse Gioviano Pontano. S. desselben historia belli Neapolitani. I. p. 473. Basler Ausgabe von 1538. (Opera. tom. IIus.)

**) VII, ch. 15. „C'est la plus triomphante cité, que j'aye jamais vue, et qui plus fait d'honneur à ambassadeurs et estrangers, et qui plus sagement se gouverne, et où le service de Dieu est le plus solennellement fait.“

Umschlag in eine fürstliche und gemeinheitliche (demokratische) Gewalt entzogen. Die eigentliche Landeshoheit stellte der große, durchlauchtige Rath dar, eine Art Adels- oder Patriciergemeinde; er lieferte die verschiedenen, wechselnden Ausschüsse, deren getrennter Geschäftskreis bei manchem wiederum gültigen Ineinandergreifen das Geheimniß und den Eckpfeiler der künstlichen, nicht gerade naturwüchsigen Constitution bildete. Dahin gehörte hauptsächlich der Senat oder Rath der Erbetenen (*il consiglio de' pregadi*), hundert regelmäßige Glieder stark. Er entschied über Krieg und Frieden, führte die diplomatischen Unterhandlungen, hörte die Berichte der eigenen und fremden Botschafter an, prüfte und machte Steueranträge, wirkte mit einem Wort als die Seele des ganzen Gemeinwesens. Die Zehner und unter ihnen drei Staatsinquisitoren überwachten Sicherheit und Ordnung; sie sollten vor allem Neuerer abhalten und Vergehen gegen die Grundgesetze mit einer fast unumschränkten Machtbefugniß aufspüren und bestrafen. Selbst geheime Anzeigen, auf Zetteln in die Rachen der unheimlichen Marmorköpfe gesteckt, wurden angenommen und nicht selten berücksichtigt. Tod oder harte Haft in den berühmten Bleikammern trafen den Schuldigen. Mancher hat jedoch auch auf bloßen Verdacht hin und ohne Eingeständniß vor diesem Schreckensgericht in Tagen der Leidenschaft und Aufregung bescheidenen Freimuth gebüßt. Sonst war bei nicht politischen Sachen die Rechtspflege, namentlich vor dem peinlichen Obergerichtshofe der Vierziger (*quarantia*), geregelt und unparteiisch. Die vollziehende Gewalt und die Pflicht der Vorsteherschaft in den höhern Ausschüssen stand bei dem lebenslänglichen Doge (Herzog). Von fürstlichem Pomp umgeben und durch den kleinen Rath der Sechse (*Signoria, consiglieretto*) unterstützt, aber auch gehemmt, war er nach dem landläufigen Sprichwort ein König im Purpur (als Beamter), ein Rathsherr im Rathhause, ein Gefangener in der Stadt. Dieselbe durfte er, an seinen Palast gebannt, ohne Urlaub nicht verlassen; eben so wenig vermochten die Würde und Lebenslänglichkeit des hohen, übrigens besoldeten Amtes wider Rechenschaftsabgabe zu schirmen; sinnbildlich erinnerten die zwei Marmorsäulen mit dem noch fehlenden Querbalken im Rathhause das Haupt der Republik an den strengen Richter und Oberherrn. Dasselbe galt natürlich auch für die andern Vertreter und Beamten; sie wurden jedoch weniger durch Furcht vor Strafe, denn reges Pflicht- und Ehrgefühl, zusammengehalten. Jedermann that willig seine Schuldigkeit, welche überdies den Nutzen der Regierenden fördern mußte. Daher beobachteten sie in ihren Sitzungen sonst unerhörte Freimüthigkeit, zeigten in den Beschlüssen Reife

des Urtheils, in dem Vollzug Sorgfalt und Ausbau. *) Belangreiche Zwistigkeiten und Parteiwirren fehlten, weil die Betheiligten in entscheidenden Augenblicken mehr auf das Gemeinsame, denn Persönliche, sahen. In der Verwaltung des Haushalts herrschten Ordnung und Redlichkeit; den Ueberschuß der Einkünfte legte man aber nicht, um Zwiespalt zu hindern, in einem Staatschatz nieder, sondern verwandte ihn für gemeinnützige Zwecke. Was an Gold, Juwelen und Kleinodien in der Kapelle des heiligen Markus aufbewahrt wurde, gehörte mehr der Kirche, als dem Staate. Dieser machte seinen Baarvorrath in der Regel flüßig und deckte den etwaigen Ausfall durch Steuern, wie freiwillige Gaben. — Der Gottesdienst war prunkvoll, die Geistlichkeit reichlich ausgestattet, aber abhängig vom weltlichen Gemeinwesen. Dasselbe vergab seinen Hoheitsrechten gegenüber der Kirchengewalt nichts. Man betrachtete den Papst nur als ersten Kaplan der Christenheit, nicht als unverantwortliches Oberhaupt. Streitigkeiten über weltliche Anrechte führten daher hin und wieder bis zum wirkungslosen Bann. — Eben so gespannt war vielfach das Verhältniß zu den Unterthanen; Steuerdruck und Beamtenstolz nährten hier mannichfaltiges Mißvergnügen. Jedoch entbehrte dasselbe der Leitung und Gelegenheit, mochte sich auch hier und da abkühlen durch den Trost, daß andere Herrschaftsleute es noch weit schlechter hatten. Ueberdies besaß Venedig ein offenes Banner. Man verkündete und handhabte eben ohne Bemäntelung den geschlechterlichen oder adeligen Freistaat und wehrte daneben die Fremde ab; man erhob die Fahne der zwar zersplitterten, aber nicht erloschenen Nationalpartei.

Diese beiden Vortheile und Hebel fehlten dagegen der dem Range nach zunächst stehenden Republik Florenz. Dieselbe buhlte nämlich seit Jahren mit volksthümlichen, demokratischen Gestalten (Formen) und Schlagworten, während ihr Wesen bereits dem Fürstenthum angehörte, ja, verschmähete, um ihre Parteizwecke zu erreichen, bei wichtigen Wendepunkten selbst die Freundschaft des Auslandes nicht. Beide Richtungen gingen hauptsächlich von den Mediceern aus, einem durch Kopf und Kraft, Ehrgeiz und Bildungsfähigkeit ausgezeichneten Geschlecht des Kaufmanns- und Gewerbestandes. Letzterer hatte nach den vielfachsten

*) *Ceterum ipsis senatoribus mira in dicendo libertas, summa in consulendo integritas atque asseveratio.* Pontanus. *Bellum Neapolitan.* I. p. 473.

Kämpfen und Wirren, welche das ganze vierzehnte Jahrhundert ausfüllten, die Ritterschaft, den Wappenschild führenden Adel besiegt und gebrochen, darnach eine bürgerliche Nobilität, versetzt mit Trümmern der Ritterschaft, entwickelt und endlich unter mehrmaligen, jedoch schwachen Gegenschlägen der ärmern und mäßig begüterten Bürgerschaft das reichste Haus an die Spitze der neuen Geldmacht mit allerlei demokratischem und fürstlichem Beiwerk gestellt. Diesen Ausgang bereiteten einander vornehmlich die Leidenschaften und Maßlosigkeiten der Parteien. Die Volksmacht nämlich vernichtete zuerst den gewalthätigen, räuberischen und rachgierigen Geburtsadel, darnach sich selber durch frevelhaften Mißbrauch des Siegs, Herrenlosigkeit, häufig Folge der Aemterbesetzung mittelst des blinden Looses, und durch halb freiwilligen, halb erzwungenen Anschluß an den neuen Gelbadel. Die Spitze desselben bildeten allmählig die Mediceer, mehr durch demagogisch=haushälterische, denn kriegerische und feldherrliche Eigenschaften aus dem Dunkel zum Glanz und zur Macht erhoben. Man hat ihre Wirksamkeit oft überschätzt und an planmäßigen Fortschritt gedacht, während dafür Verhältnisse und Umstände mindestens eben so entscheidend arbeiteten. Sie wurden geschoben, indeß sie zu schieben glaubten. Ihre Haupttätigkeit liegt in dem klugen Ansammeln und Gebrauch des stofflichen Guts, dann bei schon befestigter Macht in dem offenen und freigebigen Protektorat der jungen literarisch=wissenschaftlichen Bewegung, welche nach dem Scheitern der politischen Entwürfe die frische Kraft in Umschwung setzte und zum Theil auch kirchlich=sittlich von dem engern, beschränkten Kreise des Mittelalters ablöste. Den Grund zum wachsenden Reichthum und Einfluß seines der mittlern Bürgerschaft angehörigen Geschlechts legte Johann von Medici (st. 1428). Bank=Wechselgeschäft und andere Kaufmannschaft brachten ihn bereits an die Spitze der vaterländischen Gewerblichkeit. Er war klug, gemäßigt und mildthätig, daher Liebling der untern Volksschichten, welche ihm vertrauensvoll mehrmals die höchsten Aemter übergaben. Sein Sohn Cosmo, eben so ehrgeizig und beherzt, als beredt und gewandt, strebte schon höher. Er leitete dreißig Jahre lang (1434—1464) den scheinbar demokratischen Staat mit wahrhaft fürstlichem Ansehen, ohne den Namen zu führen; er gab bei steigendem Vermögen den schönen Künsten und Wissenschaften, obschon persönlich nicht besonders dafür befähigt, großartige Pflege, gewann Freunde und Anhänger durch Geschenke und Vorschüsse, half dem gemeinen Wesen gegen Verpfändung der Zölle und anderer Einkünfte durch reichliche Anleihen auf, bauete Kirchen und Kapellen, Schlösser und Lusthäuser, trat als reicher Kaufherr und Bankier mittelst

zinstragenden Geldgeschäfts in ein freundliches Verhältniß zu Königen und Fürsten des In- und Auslandes, brachte meistens durch Freunde und Schutzbefohlene in den Räthen, ohne selbst zu erscheinen, seine Wünsche und Plane zur Annahme, warf aber auch bisweilen Widerstrebende schonungslos über Bord. „Mit dem Rosenkranz in den Händen, pflegte er zu sagen, regiert man die Völker nicht.“ — Hochbetagt und ohne hemmende Feinde starb der „Vater des Vaterlandes“, wie die ehrende Grabinschrift lautete. Nach einem kurzen Stillstand unter dem geistig und körperlich kränkelnden Sohn Peter (1464—1469) nahm die Haus- und Staatsmacht der Mediceer mit dem Enkel Cosmo's, Lorenz, neuen und glänzenden Aufschwung. Jener, scharfen, gebildeten Geistes, rastlos vorwärts strebenden Ehrgeizes, dabei muthig und um die Mittel wenig bekümmert, folgte dem Ruf der leitenden Volksführer und Obrigkeiten, welche ihn „Fürst“ (*principe*) und „Durchlaucht“ (*magnifico*) nannten und zur Uebernahme der lebenslänglichen, fast erblichen Vorfatherschaft gewissermaßen einluden, brach nach dem unglücklichen Ausgang der von dem adeligen Pazzi und dem Papst Sixt IV. angestifteten Verschwörung (1478) die letzten Kräfte der Gegner, begünstigte die Künste und Wissenschaften, namentlich des klassischen, wieder erweckten Alterthums auf großartige Weise durch Sammlungen der Denkmale und Pflege ihrer Kenner und Ausleger, verschönerte die Stadt und Umgegend durch Bauten von Kirchen, Palästen, Landhäusern (Villen) und gemeinnützigen Werken und suchte in den diplomatischen Verhältnissen der Halbinsel bald durch gütliches Wort, bald durch kräftige That ein gewisses Gleichgewicht der größern Staaten zu erhalten. Auch fehlte es dem ausgezeichneten Manne nicht an Ehre und Nationalgefühl zu Gunsten der Gesamtheit. Denn seiner Dazwischenkunft und Mahnung war man es hauptsächlich schuldig, daß sich die sonst vielfach eifersüchtigen und getrennten Fürsten und Völker vereinigten, um den frechen Einbruch der Türken in die südliche Hafenstadt Otranto abzuweisen (1481). Auch wurde zunächst die äußere Unabhängigkeit so wenig, als der innere Landfrieden, gestört; denn die kleinern, sonst unruhigen Machthaber folgten theils willig, theils gezwungen der Florentinischen Oberleitung, wie die Baglioni in Perugia, die Vitelli in Castello, die Bentivogli in Bologna, die Manfredi in Faenza und die Este in Ferrara. Einen Zusammenstoß der größern Staaten aber, etwa Mailands, Venedigs und Neapel-Siciliens, hemmte die wachsame Gleichgewichtspolitik der Mediceer. Westwärts deckte wider Frankreich nicht sowohl der vorgeschobene Zwischenposten des Herzogthums (s. 1416) Savoyen-

Piemont, als die befreundete Stellung zu dem aufstrebenden Könige Ludwig XI. Hielt Lorenz geheime und öffentliche Voten an dem Hofe zu Paris, so ließ sich dieser dagegen durch Florentinische — Hunde in seinem Kämmerlein bewachen. — Unter so günstigen Umständen konnten daher auch die Innenverhältnisse ohne Geräusch und Sturm ihren mehr oder weniger monarchischen Abschluß gewinnen. Der Fürst nämlich übte mit einem lebenslänglichen Rath von siebenzig Gliedern nach allen Richtungen hin die eigentliche Gewalt aus; die herkömmlichen Behörden der beiden gesetzgebenden Gemeindeausschüsse, die acht Prioren oder Signoren für den vollziehenden und verwaltenden Geschäftskreis und ihr Obmann, der Gerichtsfahrenträger (Gonfalonier), behielten nur den leeren Namen und Schein. Sogar in Geld- und Finanzsachen verschmolz man gemach das Besondere und Allgemeine, deckte den drohenden Ausfall (Bankerott) des eigenen Vermögens durch Beihülfe der Staatskasse, setzte Münz- und Zinsfuß nach Belieben herab und entblödete sich nicht, milde Stiftungsgelder unter dem Vorbehalt der einstigen Rückzahlung anzugreifen. Seit Jahren persönlich dem Betrieb des Bank- und Wechselgeschäfts fremd, welches bei der ungeheuren Ausgabe der politischen Stellung dem Bruch nahe kam, beseitigte der Medicer nicht nur auf die erwähnte Weise die äußerste Gefahr, sondern kaufte auch beträchtliche Liegenschaften an. Die flüssige und bewegliche Geldmacht sollte in festeres Grundeigenthum übergehen. Bei dem allen stiegen, weil Zucht und Ordnung herrschten, Handel und Gewerbe, Ackerbau, freie Kunst und Wissenschaft. Man zählte in der Stadt und Umgegend achthundert Paläste, dreitausend zweihundert Landhäuser, zwei und zwanzig Wollenwebereien, acht und achtzig Werkstätten für Seidenwebereien und Damast, bei drei und dreißig Banken. Man vergaß in dem regen Verkehr, gröbern und feinern Genuß die Einbuße der unruhigen Freiheit und mochte sich darin gefallen, Pisa, die alte Nebenbuhlerin, seit Jahren (1406) als unterthänige Stadt zu beherrschen und das Fest der Italienischen Dinge hauptsächlich in den Händen eines hochgestellten, unverantwortlichen Mitbürgers zu erblicken. Dennoch aber erschien dem Unbefangenen der Bestand nicht hinlänglich gesichert. Ihn überwachte eine Persönlichkeit von ungewisser Lebensdauer, bedroheten Neid und Scheelsucht anderer Staaten, Haß der verbannten und heimischen Mißvergnügten, Mißtrauen der Armen in die üppigen Reichen, selbst widerspruchsvolle Züge des Volkscharakters. Denn dieser zeigte hier regen und ziemlich entwickelten Bildungs- und Schönheitstrieb, dort noch stärkere Erwerbsgier, welche bei allem Drang zur prunkenden Sinnlichkeit

sparen und entbehren konnte*). Dem scharfen, prüfenden Verstande entgingen die Gebrechen des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens nicht, indeß Gewohnheit und Furcht vor den Folgen etwaiger Neuerung an das Bestehende und Herkömmliche fesselten. Gleiche Verwandniß hatte es mit dem Staatlichen; im Hintergrunde des überwiegenden Eifers für Mediceer und Fürstenthum lag die kleine, aber mächtige Partei der Republik; sie sollte eine Wahrheit werden und den Schein abstreifen. Dafür waren aber wiederum die lockern, genüßgierigen Sitten eben so wenig geeignet, als die friedlichen Neigungen des blühenden Handels- und Gewerbslebens. Ein volles Jahrhundert, das vierzehnte, hatte den Waffenadel und kriegerischen Geist der Florentiner gebrochen, ein eben so langer Zeitraum die Freiheitsliebe wohl geknickt, aber nicht vertilgt. Aus diesem Boden vielfacher Gegensätze und Widersprüche ging die politisch-religiöse Agitation des Ferrarischen Dominikaner- oder Predigermonchs hervor. Seit einem Jahrzehent (1483) erhob sich Bruder Hieronymus Savonarola mit wachsendem Nachdruck in Florenz wider die laufenden Gebrechen. Er forderte Umkehr zur innern, sittenstrengen Christlichkeit und verkündigte, falls es nicht geschehe, die Nähe des göttlichen Strafgerichts; er wies auf die Bibel hin und geißelte eine falsche, etwa leblich an Aristoteles und Plato geknüpste Begeisterung; er tadelte bitter die Fürsten und Häupter, welche sich von der Wahrheit abwendeten und klug erdachten Fabeln folgten. Darum schwebte das christliche Volk jetzt in der größten Finsterniß und harre der Offenbarungen Gottes und seiner Strafgerichte. — Bei so gespannten Verhältnissen des In- und Auslandes, der Kirche und des Staats starb plötzlich Lorenz Medici (9. April 1492); sein Sohn und Nachfolger, Peter, leidenschaftlich und hochmüthig, war der Lage nicht gewachsen. Alles gerieth in Schwanken und Ungewißheit. Dies galt noch mehr von den kleinen Freistaaten Lucca und Siena; sie bestanden und lebten nur durch die Eifersucht ihrer Nachbarn in Rom und Florenz. Genua endlich, äußerlich republikanisch, folgte dem Wesen nach seit Jahren der Hoheit Mailands, welches die alte, durch Parteiwirren abgeschwächte Freistadt als ein Lehen Frankreichs besaß und für seine Zwecke ausbeutete.

In dem fürstlichen Kreise, welcher zwei Großmächte einschloß, gehorchte der Süden, Neapel-Sicilien, seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Königen Aragonischen Geblüts. Diese, zuerst Alphons I.,

*) „Genus ipsum hominum acutum et grave bonarumque artium studiosum, pecuniae tamen studiosius, quocirca in ultimis etiam terris negotiantur etc.“ Pontanus de bello Neapolitano I, 474.

darnach der natürliche Sohn desselben, Ferdinand I. (1458—1494), schalteten fast willkürlich; sie hielten einen prunkvollen, üppigen Hof, demüthigten und zertraten den heimischen Adel, belasteten Städte und Landschaften mit schweren Steuern, baueten Schlösser, Lust- und Zeughäuser. auf Kosten der Unterthanen, förderten daneben Kunst und Wissenschaft mehr aus Modesucht, denn innerm Bedürfniß. Der Prinz Alphons von Kalabrien, unruhigen, hochstrebenden Wesens, galt als Ritter und Kriegermann für die Stütze des Throns; der gealterte Vater folgte mehr den diplomatischen, als feldherrlichen Eingebungen und Mitteln. Dem Volksgeiste fehlten dießseit der Meerenge Stahlkraft und Ausdauer. Die vielen Herrenwechsel und Mischstoffe hatten ihn meistens abgespannt und verflüchtigt. Es gebrach jedoch nicht sowohl an Mannheit, denn an geregelter Zucht und ihrer Rechte bewußten Vaterlandsliebe. Eher fand man diese in den Städten und Landschaften Siciliens. Dasselbe ertrug nur unwillig die Vereinigung mit dem Festgebiet und erinnerte sich gerne an die glanzvolle Zeit der Unabhängigkeit unter den letzten Hohenstaufen und ersten Aragoniern.

Im Lombardischen Norden breitete sich an beiden Poufern als zweite fürstliche Großmacht das Herzogthum Mailand aus. Ihm gehörten in abhängiger Stellung Parma, Piacenza und Genua an. Erbe und Schwiegerjohn des letzten Visconti, Philipp Maria, hatte der tapfere und verschlagene Bandenführer (Condottiere) Franz Sforza durch List und Gewalt den Thron gewonnen (1450) und behauptet. Seine Thaten im Kriege und Frieden waren glänzend genug, um den Ursprung aus einer Bauernhütte in der Romagna zu adeln und den gleichnamigen Vater, welcher Attendolo hieß, als Heerbefehliger zu erreichen, als Staatsmann zu überbieten. Denn er blieb im Ganzen gerecht, wachsam und bescheiden, Tugenden, deren der älteste Sohn und Nachfolger, Galeazzo Maria (1466—1477), gänzlich entbehrte. Literarisch nicht ungebildet, war er eben so wollüstig, als grausam, so geldgierig, als verschwenderisch, ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Recht. So kam es denn, daß drei edle Jünglinge, überdieß persönlich beleidigt, einander durch Eidgelübde Hülfe zusagten und am Stephanstage den Herzog beim Eintritt in die Kirche niederstießen. Da das Volk ruhig blieb, die Verschwornen ihre Missethat durch den Tod büßten, scheiterte auch der Plan eines Mailändischen, im Geheimen durch den Papst Sixt IV. begünstigten Freistaats. Ungeßört ging die fürstliche Gewalt auf den geseligen Erben, Johann Galeazzo, über. Für diesen, einen schwachen, gutmüthigen Jüngling, welchen man bald der Tochter des Neapolitanischen

Kronprinzen, Isabelle, vermählte, besorgte nach dem Sturz der Mutter Buona ein väterlicher Dheim die Regierung. Ludwig, „seiner Schwärze wegen der Mohr (Lodovico Moro) zubenannt“, hatte keine Lust, dem Mündel zu weichen. Im Gefühl der Tüchtigkeit und gestützt auf die Vermählung mit Beatrix von Este, that er Alles, sich als Regent zu behaupten und dem Neffen nur den Schein der Gewalt zu überlassen. Dieses Streben, Frucht eines unbiegsamen Ehrgeizes, wurde durch entsprechende Mittel mehr listiger denn gewalthätiger Art verwirklicht. Es entstanden viele gemeinnützige Werke, deren leutseliger Urheber nichts für sich zu fordern schien; Kanäle wurden gegraben, Armenhäuser, Kirchen und Klöster gestiftet, Künstler und Gelehrte freigebig herangezogen. So erklärte Jason de Maino in Pavia vor dreitausend Zuhörern das Römische Recht, legte Leonardo da Vinci durch Lehre und That den Grund einer neuen Malerschule. Hart waren zwar die Steuern, aber das Volk hatte sich theils daran gewöhnt, theils in dem Glanz des Hoflebens und prunkvoller Festlichkeiten Zerstreuung gefunden. So vergingen fast zwei Jahrzehnte ohne Gefahren für den Reichsverweser. Da kündigte endlich das Aragonische Königshaus Krieg an; es wollte die Mißachtung des jungen, auf die Seite geschobenen Herzogs und Sippen, Johann Galeazzo, durch die Waffen rächen und unter diesem Vorwande sich an der Genuessischen Küste festsetzen. Lange hatte im Uebermaße des Vertrauens auf Geld und Klugheit Ludwig, der Mohr, einen derartigen Wendepunkt für unmöglich gehalten. Jetzt ernsthaft bedroht wandte er sich, die Gefahr abzuwehren, an heimische und fremde Bundesgenossen. Sein verblendeter Ehrgeiz trug kein Bedenken, Italien dem Auslande zu öffnen.

Die fünfte Großmacht, d. sog. Kirchenstaat, trug nach, wie vor, ein widerspruchsvolles Doppelgesicht. Als Haupt der vielfach erschütterten Christenheit katholischen Glaubens nahm der Papst angefochtene oder geminderte Hoheitsrechte mit ungeminderter Beharrlichkeit wahr, wies die Ansprüche der Kirchenversammlungen auf gesetzgebende Theilnahme siegreich zurück, überwachte in geistlichen Dingen, wenigstens für Italien, durch Censur und Verbote*) die schriftstellerische, namentlich von der

*) Der durch seine Sittenlosigkeit berühmte, von dem Anhänger des päpstlichen Stuhls, Raynald, selbst ein *vir non castimonia, sed stupris insignis* genannte Papst Alexander VI. stellte das erste Censuredikt nach Erfindung der Buchdruckerkunst auf. Bei Raynald (*annal. eccles. ed. Mansi tom. XXX, p. 372 ad annum 1501, Nr. 36*) heißt es: *Sanxit gravissimis impositis poenis, ne*

Buchdruckerkunst geförderte Thätigkeit, während man die klassische Sprache und Literatur oft freigebig unterstützte, hielt durch Ablass, Wallfahrten, Gnadenerlasse (Indulgenzen) und ähnliche Mittel die reichen Quellen der Römischen Rentkammer stets offen, setzte endlich der weltlichen Macht, mochte sie von Fürsten oder Freistaaten ausgehen, den nie ganz wirkungslosen Bann entgegen. Gleichzeitig und mit noch stärkerem Nachdruck richtete sich das Oberhaupt der Christenheit auf den möglichst erweiterten und befestigten Besitzstand. Man wußte denselben aber bei dem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten eben so wenig abzurunden, als nach Grundsätzen einer aufgeklärten Staatswirthschaft zu benutzen. Die Verwaltung war schlecht und gewissenlos, die Rechtspflege häufig regellos und parteiisch, die Rücksicht auf Blutsverwandte, Söhne, Töchter und Kebsfrauen stärker, als auf das Gemeinwesen. Dazu kam, auch den besten Willen überwältigend, die Raub- und Fehdelust der Großen, welche wie die Orsini und Colonna, oft in der Hauptstadt einander blutige Kämpfe lieferten. Das Bedürfniß fremder Banden und Rottenführer mehrte den Unjug, welchen die regellosen Milizen nicht unterdrücken konnten. Denn diese behaupteten meistens durch Unordnung und Feig-

sine episcoporum dioecesanorum venia ac potestate ulli libri typis mandarentur atque haeresibus contaminati ad eos ferrentur, flammisque abolerentur. Man wollte nicht nur den Druck verhindern, sondern die Handschriften vernichten. Nach dem nun folgenden Preßzwangerlasse sollen die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Trier und Magdeburg die Buchdrucker und ihre Gehülfen in ihren Provinzen, wo die dem heiligen Vater besonders gefährlich erschienenen Bücher gedruckt wurden, genau überwachen, daß die Buchdrucker und ihre Gehülfen bei Strafe der excommunicatio latae sententiae und einer der apostolischen Schatzkammer zufallenden Geldbuße sich nicht mehr unterstehen sollten, ein Buch ohne ihre Erlaubniß zu drucken. Die Bischöfe sollen sich ferner ein Verzeichniß aller in ihrer Diöcese gedruckten, dem katholischen Glauben zuwiderlaufenden Werke geben lassen, und über dieselben nach Ermessen das Urtheil der Vernichtung fällen. Den Zuwiderhandelnden werden ähnliche Bann- und Geldstrafen angedroht. Aber auch andere schon gedruckte Bücher sollen sie, je nach dem sie es für räthlich finden, vor sich bringen oder verbrennen lassen (*studeantque sic impressos etiam alios (libros), prout expedire putaverint, ad eos deferri et delatos comburi facere*). Ähnliche Strafen werden auch solchen angedroht, welche verdamnte Bücher lesen. Wenn die Bischöfe allein nicht fertig werden, sollen sie den weltlichen Arm zu Hülfe nehmen und dafür der Staatsgewalt die Hälfte der Geldstrafen überlassen (*Invocato etiam, si opus fuerit, auxilio brachii secularis, cui, ut opem diligentius ferant, medietatem dictae poenae pecuniariae, quam exegerint, applicamus*). Am Schlusse des Censurediktes verspricht der heilige Vater den darnach Lebenden das ewige Heil und den apostolischen Dank.

N. M.

heit die alte, üble Nachrede des kirchlichen Kriegsvolks, der s. g. Schlüsselsoldenaten. — Unter so wirren und schwierigen Verhältnissen gewann der Spanier Roderich Borgia hauptsächlich durch Bestechung als Alexander VI. die Nachfolge am heiligen Stuhl (1492). Er war ein Mann von eben so großer Geisteskraft, Geschäftsfenntniß und Thätigkeit, als wüster Lebensart und Sitte. Sein brennender Ehrgeiz ging mit gleichem Eifer auf die Erhöhung der kirchlich=politischen Macht und des eigenen Hauses; denn er brachte vier Söhne und eine Tochter, die berühmte Lucretia, mit auf den Thron; sie sollten standesmäßig und in erster Reihe versorgt werden. Kein Mittel erschien ihm dafür unerlaubt, kein Weg zu lang und beschwerlich. Bündnisse und Verträge wurden daher nach dem Nutzen eben so rasch aufgerichtet, als gebrochen, List, Bestechung, Gewalt angewandt, um die Angehörigen unterzubringen. Es war schwer, der Beredsamkeit und Ueberredungskunst des Papstes zu widerstehen oder seinem Gelde zu trotzen; es wurde eben so schonungslos beigetrieben, als verschwenderisch gebraucht. An prunkvolle, unzüchtige Bech= und Freuden gelage wurden ungeheure Summen gesetzt, andere unter die Günstlinge, gefällige Hoffrauen (Kurtisanen), dienstbare Räthe und Schreiber des Auslandes vertheilt. Der vielfach anstößige und lasterhafte Wandel erlaubte sich eben Alles; er wollte hinter den meisten weltlichen Fürsten nicht zurückbleiben, weder für Tugend und Treue, noch Weisheit und Mäßigung ein abweichendes Vorbild aufstellen. — Trotz seines siebenzigjährigen Alters war, wie ein Augenzeuge versichert, Alexanders Arbeitskraft eben so stark, als sein Leichtsin. „Sorgen oder sorgenvolle Gedanken haften kaum eine Nacht lang.“*)

Wenn man das Alles zusammenfaßt, so befand sich Italien an einem gefährlichen Wendepunkt; es besaß keine nationale Geschlossenheit nach Außen, keinen Frieden nach Innen; seine literarisch=künstlerischen Kräfte und Fortschritte standen im Mißverhältniß zu der aufgelockerten politisch=sittlichen Lage; die berechnende Klugheit des eigen nützigen Sonder= und Parteelebens galt vor dem opferungsfähigen Stolz der Freiheits= und Vaterlands liebe; die reformbedürftige Kirchengewalt aber, der noch gesetzliche Ausdruck für volksthümliche Einheit, richtete sich nur auf das sinnliche, materielle, territoriale Gut und that Alles, um die innern Schäden und Gebrechen zu verdecken.

Als nun bei so ungünstigen Verhältnissen der Bruch zwischen Nea=

*) Capelli, Venedigs Gesandter im Jahr 1500, in seinem Bericht. S. 11. bei Albéri. VII. „I suoi pensieri non passano mai una notte.“

pel und Mailand nahete, wandte sich, den drohenden Schlag abzuleiten, Ludwig, der Mohr, an das Ausland und zwar zunächst an Frankreich. Dasselbe, sprachen Boten und Briefe, möge den günstigen Augenblick ergreifen, die übertragenen Rechte und Erbansprüche der Anjou verwirklichen und durch einen festen Handstreich die gehässige Macht der Aragonier stürzen. An Hülfschaaren und Geldmitteln werde es dabei nicht fehlen; im Süden Italiens, wo man ihn als Befreier begrüßen werde, angesiedelt, könne dann der allerchristlichste König für eine ruhmvolle Kreuzfahrt rüsten, das Griechische Kaiserthum erneuern und den Großtürken, Haupt der Ungläubigen, aus Europa vertreiben. Welche Ehre, welcher Ruhm! — Dieses dreiste, abenteuerliche Gerede, durch den Fürsten Antonello von Salerno und andere Flüchtlinge unterstützt, fand Beifall. Denn der zweiundzwanzigjährige Karl VIII., des eilften Ludwig Sohn und Nachfolger, besaß mehr ritterliche Triebe, denn staatsmännische Gedanken. Er verschloß in einem unansehnlichen, schwächlichen Leibe waghalsigen, jedoch nicht ausdauernden Muth. Seiner entzündlichen, romantischen Einbildungskraft stand kein klares Urtheilsvermögen zur Seite; er glaubte an die vorgespiegelte Mission. Seine Günstlinge, der Seneschall von Beaucaire und der Oberschatzmeister Brissonet, Emporkömmlinge und eben deshalb abhängig, drängten vorwärts. Unsonst warnten die ältern Räthe, bemerkend, Italien sei von jeher der Deutschen und Franzosen Kirchhof gewesen. Was man oben wünschte, genehmigten sofort die gen Tours entbotenen Reichsstände. Also wurde die Fahrt unwiderruflich beschlossen, in den Kirchen für den Sieg über die Türken gebetet, mit Mailand Schutz- und Trugbündniß, mit Spanien und dem Reich der Deutschen Frieden aufgerichtet, darnach eben so nachdrücklich, als umfichtig, gerüstet. Denn während geheime und öffentliche Rundschafter jenseit der Alpen wirkten, Schiffsgeschwader nach Genua abgingen, versammelte sich bei Lyon ein zwar kleines, aber erlesenes Heer. Es zählte, etwa 30,000 Bewaffnete stark, die Blüthe der Ritterschaft, des heimischen und fremden, namentlich Schweizerischen und Deutschen Fußvolks, endlich sechs und dreißig metallene, von Pferden gezogene und gut bediente Geschütze (Kanonen). Sie, bei ihrer neuen Bespannung — früher gebraachte man Ochsen — für den Marsch und Gebrauch beweglich, sollten hauptsächlich dadurch und durch die Schnelligkeit ihres Feuers entscheiden. Auch täuschte man sich nicht. Das Volk sah in der unbekannten Waffenart eine „mehr teuflische als menschliche Erfindung“, hier und da auch ein Werkzeug, um wirklichen oder vermeintlichen Druck abzuschütteln. Hatte doch schon seit Jahren der edle, auf Sitten- und

Kirchenreformen gerichtete Savonarola das nahende Unheil als Heil angekündigt! „Ueber die Alpen, lautete das Schlagwort, wird Einer daher ziehen gegen Italien, ähnlich dem Chrus, die Sünden des Landes heimsuchen und für die Besserung des christlichen Glaubens wirken.“ — Daneben hieß es, auch den Türken stehe die gebührende Züchtigung bevor. — So unstat waren die Gedanken und Entschlüsse, daß nur Neapel, der Kirchenstaat und Florenz wider den Fremdling einigermaßen rüsteten, Savoyen und Mailand ihn offen begünstigten, Venedig in beobachtender Stellung erwartete. Die Franzosen konnten daher in den letzten Tagen des Augustmonats (1494) ohne Hindernisse über den Mont Genève und durch die Thäler der Waldenser auf Turin und Asti ziehen (9. Herbstm.), von hier, wo Ludwig, der Mohr, freundlich bewillkommete, Geld und Leute stellte, Piacenza und die Gränzen Toscana's erreichen. Dieses leistete nirgends den gefürchteten Widerstand; Peter von Medici räumte, Frieden zu erkaufen, vier feste Plätze ein und flüchtete dann, als das Volk in Florenz in gerechtem Zorn Aufruhr erhob, über Bologna gen Venedig. Die Franzosen aber besetzten Pisa unter dem Jubelgeschrei der Menge: „Freiheit, Frankreich!“, darnach Florenz, wo man der Mediceer Paläste und Kunstsammlungen plünderte, und traten, durch Freundschaftsvertrag mit der neuen, halbwegs republikanischen Regierung im Rücken gedeckt, den Zug wider Rom an. Hier begegnete Aehnliches; Papst Alexander flüchtete in die Engelsburg, während Karl am 31. Christmonat unter Fackelschein in die ewige Stadt einrückte und zwei Wochen später mit dem heiligen Vater gütliche Uebereinkunft aufrichtete. Als Bürgschaften blieben in den Händen der Befreier mehre feste Plätze und gegenüber dem angelobten Türkenkriege des Sultans Bajazet (II.) Bruder, welcher seit Jahren in Rom als Flüchtling lebte. Der Unglückliche mußte bald darauf an Gift sterben, welches ihm das geistliche Oberhaupt der Christenheit aus Liebe zum Frieden mit den Ungläubigen (Moslemin) verabreichen ließ. — Der Französische König aber eilte unaufhaltsam südwärts gen Neapel. Hier leistete nur die Gränzfeste St. Johann unweit dem Garigliano mannhafte Gegenwehr; sie wurde aber rasch angegriffen und, da das Geschütz Bresche geöffnet hatte, erstürmt, die Besatzung ohne Gnade getödtet. Bestürzt huldigte St. Germano, löste sich das hier versammelte Heer in wilder Flucht auf, öffneten Capua, Mignano, Aversa und andere Plätze die Thore. Ueberall erhob der Adel das fremde Banner, wetteiferte mit ihm das neuerungsfüchtige, von Steuern bedrückte Volk der Städte und Landschaften. Da verzagte Alphons II., ehemals Prinz von Kalabrien,

seit dem Hornung des abgewichenen Jahres Nachfolger im Reich; er dankte ab und flüchtete nach Sicilien. Ebendahin folgte, als auch die Hauptstadt unruhig wurde, der gutmüthige, an Land und Leuten irrgewordene Sohn und Erbe, Ferdinand der Zweite. So zog der abenteuernde Fremde am 21. Hornung 1495 unter dem Jubel der Bürger in Neapel ein. Bald gehorchte ihm, etliche Schlösser ausgenommen, das ganze Reich dießseit der Meerenge und legte willig den Hulbigungsseid ab. Die Aragonier erschienen, wie abgestorben, die Französischen Anjou, wie verjüngt, im Süden Italiens. Unsonst aber erwartete man den Türkenkrieg und die hier und da angekündigte Besserung der Kirche. Denn Karl gedachte weder des einen noch andern Zwecks; er lebte in Festlichkeit, Spiel und Wollust, während die Getreuen und Großen dem Beispiel folgten, nur auf Sinnengenuß, Aemter, Geld und Gut gerichtet. Dabei wurden oft die Eingebornen als Besiegte mit schönem Stolz behandelt, die Steuern des untern Volks zwar hier und da herabgesetzt, aber in den vielfachen Placereien und Gewaltthatigkeiten der neuen Herren wieder hergestellt. So schlug allmählig die Stimmung der Bürger und Landleute gegen die Fremdlinge um; es half ihnen wenig oder gar nichts, daß sich ihr junger Fürst mit Prunk zum Griechischen Kaiser und König von Neapel krönen ließ. Denn bald folgte diesem letzten Schaugepränge eine schwere Demüthigung, wie sie Eitelkeit und hoffärtiges Spiel mit dem Kampf für das Christenthum wohl verdienen mochten.

Es bildete sich nämlich gemach eine Liga wider den festen Handstreich aus; sein plötzlicher Auftritt und glänzender Erfolg hatten die Augen der Regierungen und Völker geblendet, die Spannung unterhalten, mehr neugieriges Staunen, denn lähmende Furcht, hervorgerufen. Denn bald löste sich der Zauber des Ungewöhnlichen; die Gemüther wurden nüchterner, man begann zu rechnen und erkannte die vielfachen Blendwerke und Täuschungen. Der Papst hatte geurtheilt: „Die Franzosen sind hierher gekommen mit hölzernen Sporen und ohne andere Mühe, als daß die Fouriere mit Kreide die Quartiere bezeichneten.“ — In diesem Witz- und Spottwort lag die volle Wahrheit der geduldeten und geförderten Schmach, gleichzeitig aber auch das Mittel der Genugthuung. Dafür wirkten nicht Rechtsgefühl und Ehre des christlichen, betrogenen Namens, wohl aber Neid und Sorge um die eigene Sicherheit. Der katholische König Ferdinand von Spanien fürchtete für den Besitz Siciliens und Sardinien's, Herzog Ludwig, der Mohr, mißtraute wegen Asti's, wo König Karls Schwager, Herzog Ludwig von Dr-

leons, mit starker Mannschaft stand, Venedig schöpfte Argwohn aus der Festsetzung des Fremden in Forlì und den Florentinischen Städten, der Papst besorgte, man werde ihm Rechte und Plätze auf dem Kirchengebiet vorenthalten, Kaiser Maximilian endlich zürnte über Eingriffe in des Deutschen Reichs Hoheit und Gebiet jenseit, wie diesseit der Alpen. Also schlossen diese fünf Mächte am 29. März zu Venedig einen Schutz- und Trugvertrag ab. Die Liga lautete dahin, daß man die Ruhe Italiens und den dortigen Besitzstand sichern, auch die Christenheit wider den Großtürken schirmen, den Hauptfeind dieser Zwecke, die Franzosen, in Neapel und anderswo befehlen wolle. Ein Heer werde für die Vollziehung dieser Maßnahmen sorgen. Das geschah jedoch langsam und planlos. Die Riegel der Gebirgspforten wurden nicht zugehoben, vielleicht absichtlich, damit der Bedrohete entschlüpfen könne.

Dieser, inmitten seiner Lustbarkeiten und träumerischen Plane gestört, brach endlich auf (2. Mai). Ihn begleiteten zwölfhundert geharnischte Reiter, neuntausend Fußknechte und die meisten Geschützstücke. Das übrige Kriegsvolk blieb bei dem Statthalter Bourbon Montpensier. Er sollte das neue Reich behüten wider die Aragonier und bereits mißvergnügten Völker des Südens. Diese Theilung der Kräfte hätte leicht zum Untergang geführt, wäre der Feind rascher und kräftiger gewesen. Der König, seinerseits tapfer und wohlgemuth, beschleunigte den Zug nicht. Derselbe ging über Rom, von wo der Papst nach Orvieto entfloß, Siena, dessen bürgerliche Wirren und schöne Frauen einen Aufschub von sieben Tagen kosteten, Pisa, wo man entgegen den Mahnungen des eifrigen Florentiners, Reformen- und Franzosenfreundes Savonarola, Freiheitspolitik trieb, Lucca, Pontremoli durch die Pässe der Bardenischen Apenninen nach dem Thal des Taroflusses. Mit starkem Arm schleppten Schweizerische und Deutsche Soldknechte das Geschütz hinüber. Beim Heruntersteigen entdeckte man den Feind; er stand, 40,000 Mann stark, meistens Venediger und Mailänder, unweit dem Dorfe Fornovo. Hier kam es am 6. Heumonat zur Schlacht, welche nach stündiger Dauer durch die überlegene Tapferkeit und Zucht der Königlichen gewonnen wurde. Diese, nichts desto weniger schwer bedroht, brachen am 9. heimlich in der Nacht auf und eilten über die Trebia, Piacenza, Alessandria vorbei gen Asti. Groß waren die Gefahren und Beschwerden gewesen; man hatte mit Hunger und Durst, Nachtwachen und schlechten Wegen, endlich der leichten, meistens von Albanesen gebildeten Reiterei (Stradioten) zu kämpfen; man langte erschöpft mit zerrissenen Schuhen und Kleidern bei dem festen Gränzplatz an, hatte aber kaum Zeit, sich

etliche Ruhe zu gönnen. Denn die Verbündeten standen, 40,000 Mann stark unter des Mailändischen Herzogs Befehl vor Novara, welches Ludwig von Orleans mit Verrätherei eingenommen und besetzt hatte. In solcher Noth wandte sich Frankreich an die wohl bekannte Kauf- und Goldlust der Schweizer. Bei 20,000 derselben liefen, als die Werbetrummel erscholl, über das Gebirge nach dem Lager von Vercelli. Man sah unter den Hauptleuten Greise von siebenzig und mehr Jahren, welche schon im Burgunderkriege gestritten hatten. Selbst Kinder- und Weiberschaaren zogen auf Beute und Abenteuer aus. Ein förmlicher Lauf hatte die armen, streitbaren Bergleute ergriffen. Bei solcher Lage schlossen Herzog und König, der Fehden und Kosten müde, einen Sondervertrag ab (9. Weinmonat); jener behauptete Novara und Genua als Französisches Lehen, dieser hielt seine Ansprüche auf Neapel fest. Beide Theile sagten einander sogar wider Venedig Hülfe zu, wenn es nicht innerhalb zweier Monate den Frieden annehmen und den Bund mit Aragonien aufkündigen wolle. Darnach zog Karl, wider den Ungeßüm der Eidgenossen durch eine halbe Million Franken gesichert, mit den Heerestrümmern in die Heimath; um den Anfang Christmonats langte er bei Lyon an, löste zu St. Denys ein für die persönliche Rettung in der Fornovoschlacht übernommenes Gelübde und ruhte dann zu Amboise, dem Sitz der glänzenden Hofhaltung, von dem Italienischen Abenteuer aus. Dasselbe hatte über ein Jahr gedauert und nichts, wie der Chronist aus Bern, Anshelm, bemerkt, hinterlassen, als den „losen, lustigen Namen vollbrachter und schnell verblichener That.“ — Denn auch im Süden mußten Franzosen, Deutsche und Schweizer dem Hunger und Elend, der Krankheit und feindlichen Rache trotz heldenmüthigen Widerstandes erliegen. Nur dreihundert und fünfzig entrannen, meistens fieth, dem Verderben. Noch vor dem Ende des Jahres wehete in allen Städten, Schlössern und Landen Neapels das Aragonische Banner. Kaum in der Herrschaft befestigt, starb jedoch Ferdinand II.; ihm folgte als Throninhaber der an Thatkraft und Edelmuth nachstehende Oheim, König Friedrich III.

Ging zwar also dem Scheine nach spurlos die Heerfahrt vorüber, ihre Schwingungen und Folgen blieben. Neue Rechtsansichten, Sitten und Gewohnheiten, Anschauungen und Begriffe verbreiteten sich dies- und jenseit des Gebirgs. Selbst leibliches Uebel trat unter dem Namen der Neapelschen oder Französischen Blattern als räthselhafte Plage des Menschengeschlechts hervor, spottete der Aerzte und Heilmittel. — Auch Karl VIII., durch die leidige Erfahrung gewizigt, vergaß Türken- und

Romfahrt. Er lebte, ein geistvoller und lenksamer Fürst, daheim theils für Turnier- und Lustspiel, theils für gemeinnützige Reformpläne, wie z. B. das Oberparlament für bleibend erklärt und nach Paris verlegt, eine Sammlung der Landschaftsrechte (coutumes, 1497) bewerkstelligt, der Kunst und Wissenschaft mancherlei Vorschub geleistet wurde. Sieben und zwanzig Jahre alt starb am Schlagfluß in Folge wachsender Fleischeslust und Unkeuschheit der kinderlose König. Ihm folgte als Reichserbe der Schwager und bisherige Herzog von Orleans unter dem Namen Ludwigs des Zwölften (7. April 1498 — 1515).

Beinahe gleichzeitig geschah der Sturz eines Mannes, welcher auf anderem Gebiet des Landes und Gedankens den Zeiger der Zeit andeutet, sogar persönlich mit der Italienischen Heerfahrt im Zusammenhange stehet. Mag auch immerhin ihr Hauptvertreter bei trefflichen Gaben und Trieben den Erwartungen nicht entsprochen und zuletzt ihnen durch Uebergewicht der Sinnlichkeit untreu geworden sein, dennoch bleibt Karl VIII. ein Mann des Schicksals. Ihn hatte eine beredte, prophetenähnliche Stimme als den Zerstörer der Zwingherrschaften und den Baumeister einer neuen Ordnung im Staat und in der Kirche angekündigt, ermuntert und vorwärts gedrängt. Dieser durch den Ausgang der verpfuschten Bewegung widerlegte Seher und Fremdenfreund, Savonarola, hat, wie sein königlicher Gönner und Freund, zwar nur eine kurze, fast abenteuerliche Wirksamkeit entfaltet, aber durch die Tiefe und den Ernst seiner sittlich-religiösen Grundsätze und Lehren eine bleibende Bedeutung gewonnen. Dieß gilt jedoch hier, wo es sich hauptsächlich um politisch-militärische Dinge handelt, zunächst von dem Einfluß des gefeierten Predigermönchs auf die Anordnung der Staatsgewalt und ihres Verhältnisses zur Kirchenmacht als Papstthum. Der rein christliche und volksthümliche Standpunkt trat dabei entschieden in den Vordergrund; es sollte die Erneuerung der bürgerlichen Gesellschaft weder nach den Begriffen und Ansichten der Römischen Hierarchie geschehen, noch nach den hier und da sichtbar gewordenen Meinungen der s. g. antiken Welt; denn die erstere führe zum Sinnenprunk und Aberglauben, die letztere, ein verdecktes Heidenthum, zur Vielgötterei oder Ungläubigkeit; man bedürfe daher für den Wiederaufbau der verfallenen Gesellschaft des sittlich-religiösen Hebels, der evangelischen Tugend und Wahrheit, wie sie sich in den heiligen Schriften, der Lehre der Apostel und ersten Kirchenväter abspiegele. Diesen Geboten der Offenbarung müsse man gehorchen, zumal ihnen ein angebornes Rechtsgefühl zu Gunsten

der Gesamtheit den Weg bahne. Von den drei Staatsformen, welche mit Ausschluß jedweder Gewaltherrschaft zur Tugend und Gottesfurcht anleiten könnten, stehe über der Aristokratie und Demokratie die ächte Monarchie. Sie sichere am besten die Einheit und den Frieden als nächsten Zweck der Regierung, verhüte Parteiungen, welche sich gewöhnlich um mehre oder viele Machthaber schaarten, und versammle Alle in Liebe und Furcht des Einen. Selbst die sichtbare Schöpfung spreche dafür; die Bienen hätten eine Königin, die Kraniche folgten einem Führer, die Schaafe einem Widder; kurz, die Monas oder Einheit gehe durch Alles als Grund und Wurzel. — Für Florenz träten jedoch mit besonderem Gewicht der Nationalcharakter und die Erfahrung als beachtenswerthe Merkmale hervor. Ruhige, kräftige Völker nämlich, wie die nordischen, und weichlich erschlaffte, wie die morgenländischen, bedürften lebiglich der Monarchie; geistig bewegliche und leidenschaftlich erregte, unternehmende Völker könnten sie dagegen nicht ertragen. Dieß gelte nun, wie die Geschichte beweise, von den Florentinern; ihnen gezieme eine vernünftige Volksregierung. Dieselbe müsse, um Mißbräuchen der Einzelnen zu begegnen, Steuern, Gesetze, Wahlen vor die Gemeinde ziehen, die vertretende Regierung einem wechselnden großen Rath übergeben, dessen Sitzungen Oeffentlichkeit, dessen Wahlen und Wirken Freiheit haben müßten von allem Stimmenwerben und Parteiwesen. Sollte Jemand nach Alleinherrschaft, dem größten Unglück, trachten, so dürfe ihn, den Feind Aller, jeder Bürger tödten. — Uebrigens stehe auch im Staat, wie anderswo, die sittlich-geistige Kraft oben an; man müsse daher den Wandel bessern, dem Gesetz des Evangeliums als Maß und Regel des Betragens folgen, Veröhnlichkeit und Vaterlandsliebe ohne Eigennutz und Selbstsucht üben. Wider Kleiderprunk, Völlerei, Spiel und Wollust müsse der christliche Volksstaat durch strenge Gesetze und Bußen einschreiten, dem Rückfall in ähnliche Laster und Gebrechen mittelst sorgfältiger Jugenderziehung zu begegnen trachten. Hinsichtlich der Ehen möge man Sorge haben, daß sie weder vor noch nach der Altersreife abgeschlossen würden. Ihr Kind solle die Mutter, wo es irgend gehe, selbst säugen, der Knabe den Wein meiden, den Leib auf dem Turnplatz stark und gewandt machen, der Jüngling ihn daneben an Gefahren und Beschwerden gewöhnen. Auch den Schulen müsse alles Verweichlichende fern bleiben, namentlich die Lesung schlechter Dichter. Was fromme da ein Ovid mit seiner Liebestkunst, ein Tibull und Catull mit ihrem üppigen Getändel? Virgil und Cicero, Augustin vom

Staate Gottes, Hieronymus und etwas aus der heiligen Schrift könne man im Lateinischen, Homer im Griechischen lesen.

Willig folgten die Florentiner, indem sie sich und den Sprecher überschätzten, der demokratischen Richtung und erneuerten, allen Bedenklichen zum Trotz, den Volksstaat. Ein großer Rath, achtzig Glieder stark, die Signoria der Achte, auch wohl Zehner und der vollziehende Obmann oder Gonfalonier wurden aus der Gesamtbürgerschaft nach den Stadtvierteln nicht sowohl durch die Wahl, denn das Loos, erkoren und alle zwei Monate gegen eben so viele Nachfolger abgerufen. Dabei behielt sich die hoheitliche Gemeinde die Endentscheidung über Gesetze, Steuern, Krieg, Frieden und Staatsverbrechen vor. (Brachm. 1495.) So unförmlich diese Constitution war, fand sie dennoch Beifall und Wirksamkeit hauptsächlich wegen des sittlich-religiösen Umschwunges, welchen Savonarola für eine durchgreifende Wiedergeburt der Lebensart zu erwecken mußte. Man mied, weil es der Prediger und Prophet forderte, Spiel und Tanz, hielt Fasten und Umzüge, besuchte fleißig die Kirche und den Beichtstuhl, verbrannte einen ungeheuren Wust von Karten, Würfeln, unzüchtigen Bildern, Büchern und Ueppigkeitswaaren, zog einen finstern, fast mönchischen Ernst an, horchte mit steigendem Eifer den Angriffen, welche verdienterweise vor allem Papst, Kardinäle und Priesterschaft trafen. Hier, wie in den Grundlehren, hieß es, habe sich tiefe Verderbniß dem fressenden Geschwür gleich seit Menschenaltern eingenistet; nur zu lange und zu häufig verkünde und übe man das Böse, kaufe die geistlichen Stellen, treibe Buhlschaft und Wucher, fröhne leeren Gebräuchen, kümmere sich nicht um den innern, allein evangelischen Gottesdienst, nicht um die Reinheit des Herzens. Ein Hauptgrund dieser Entartung liege darin, daß die heilige Schrift, des Gläubigen wahre Seelen Speise, in Vergessenheit gerathen sei. Man biete auf den Kanzeln nicht den Heiland, sondern ein Gemisch von Philosophie und Christenthum feil; man rede von Aristoteles und Plato, Cicero und Demosthenes, selbst Dante und andern üppigen Dichtern, treibe Gözendienst und Heidenthum. — Wie das enden werde? — Mit dem Verderben. Wie zu helfen? — Durch die Besserung der Kirche, wenn ein sittlich-christliches Leben alle Gläubigen erwärme, ein allgemeines Concil die Gebrechen aufdecke und heile. Nichts dürfe man erwarten von Rom, dem eigentlichen Sündempfehl, und dem jetzigen Papst, welcher Christi Statthalterschaft durch Geld erkauft, durch Laster und Bosheit geschändet habe.

Alexander wartete inzwischen die günstige Stunde zum wirksamen Einschreiten ab. Sie erschien, als die anfangs gespannte Hoffnung auf

König Karl in Betreff des Concils nachließ, in Florenz die Gegenpartei erstarbte, Adel und Mediceisch Gesinnte, Priester und Mönche in der Mehrheit wider den kühnen Neuerer einschritten, die Obrigkeiten meistens derselben Richtung folgten. Da schleuderte der Papst den Bann über den Reformator und drohete der Stadt, wenn sie gleichgültig oder aufständisch bleibe, mit dem Interdict. Dieß wirkte, die Parteinung für und dawider stieg, ergriff selbst Kinder und Weiber. Am achten April, als das angekündigte Gottesgericht der Feuerprobe zwischen einem Dominikaner- und Franciscanermönch nach langem Warten abbestellt wurde, verlor das gaffende Volk die Geduld; es warf sich unter wildem Geschrei auf St. Marko, wo Savonarola seit Jahren wohnte und predigte, erstürmte nach schwachem Widerstande das Gebäude, wüthete mit Feuer und Schwert. Jetzt war es um den frommen, muthigen Bruder geschehen; man führte ihn, der feige Flucht verschmähte, als Rezer und Aufrührer in den Kerker ab, gebrauchte bald Fragen, bald Folter für das ersehnte Bekenntniß der Schuld, welches päpstliche Bevollmächtigte, mit den Beamten der Republik wetteifernd, dem für den Tod bestimmten Opfer abzupressen suchten. Aber kein Zeichen der Schwäche oder Furcht wurde gegeben, kein bisher verkündeter Grundsatz der Lehre und Handlung zurückgenommen. Wo etwa augenblicklicher Schmerz gewirkt hatte, da erfolgte bei dem Aufhören der Qual sogleich der unbedingte Widerruf. Dasselbe Benehmen trat glänzend am Todestage (23. Mai 1498) hervor; umsonst drängten sich Hohn und Spott der Feinde, Schadenfreude und Jubelgeschrei des bethörten, wankelmüthigen Volks vor. Als jedoch der Bischof von Pesone, ein früherer Schüler, „den Sohn der Gottlosigkeit“ der geistlichen Würde entkleidete und von der „siegenden Kirche“ abschied, wurde plötzlich eine bessernde Einrede gehört. „Es muß heißen, lautete sie, von der streitenden, nicht von der siegenden Kirche; denn das vermagst du nicht.“ — Diese Gemüthsruhe bewahrte Savonarola bis zum letzten Augenblick, als ringsum die Flammen des Scheiterhaufens aufloderten und den Leib in Asche umwandelten, welche man alsbald in den Arno warf. Gleiches Schicksal hatten zwei Ordens- und Glaubensgenossen. Der frische Geist aber blieb lebendig; er wirkte unbemerkt, oft in andern Gestalten, fort. Dafür mußte auch die steigende Unsittlichkeit, namentlich des Klerus, wirken. „Man hielt es fast, sagt Nardi, für gesetzwidrig, in Zucht und Ehrbarkeit zu leben.“*) Aber auch politisch hatte sich

*) II, 42. „Man lebte schlecht, quasi che el ben fare fuise in quel tempo vietato per legge“ etc.

Florenz gewissermaßen selbst verstümmelt, die Ohnmacht und Unfähigkeit der leidenschaftlichen, wandelbaren Volksherrschaft durch den schmachvollen Ausgang ihres Hauptstifters dargelegt. Mochte sich auch der letztere in dem Urtheil über die Zeitbestrebungen vielfach getäuscht und in den Mitteln geirrt haben, sein sittlich-religiöser Ernst bleibt eben so unbestritten, als der seltene Aufwand eines witzigen, gebildeten, von gründlicher Gelehrsamkeit unterstützten Geistes, welchem eine kirchlich-staatliche Reform als Lebensziel erschien. Die Fehler und Schwächen desselben lagen mehr in dem Mangel an Menschen- und Weltkenntniß, denn in der hier und da durchschimmernden Eitelkeit und Selbstüberschätzung. Jedenfalls zeigt der Glaube an die nothwendige und aufrichtige Dazwischenkunft des Fremden den wunden Fleck, an welchem die sonst reine Mission des Dominikanermönchs scheiterte. Sein Leiden und Sterben, von Schuld und Unschuld, Schicksal und Willensfreiheit begleitet, hat daher in Wahrheit etwas Tragisches. Seine Prophetensprüche aber gegenüber Italien und der neuen, geliebten Vaterstadt gingen nur zu bald in Erfüllung. Den Hauptanstoß dazu gaben Mailand und Frankreich, Herzog Ludwig, der Mohr, und König Ludwig der Zwölfte.

Dieser Fürst, in seiner Jugend wild und üppig, hatte sich, jetzt inmitten der Dreißigerjahre gewissermaßen ausgetobt, an Selbstbeherrschung, Arbeit und Einfachheit gewöhnt, in mancherlei, bisweilen nicht unverdienter Trübsal Geduld und Großmuth erlernt, Verachtung gegen Schmeichler, Hoffschranzen und Wetterfahnen des Glücks eingesogen, Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten, vor allem aber die Ueberzeugung gewonnen, daß die Macht der Krone von dem Wohlwollen der Unterthanen abhängt. Sie im Genuß und Wachsthum des sehr bescheidenen Eigenthums wider Eingriffe und Gewaltthätigkeiten zu schützen, forderten daher Staatsklugheit und natürliche Herzensgüte. Also wurden die häufigen Unordnungen des in Städten und Dörfern eingelagerten Kriegsvolks schonungslos bestraft und durch strenge Mannszucht allmählig ausgerottet, die drückenden Steuern theils aufgehoben, theils herabgesetzt, für die Deckung der Ausgaben Hoflager und Festlichkeiten beschränkt, Krongüter in Pacht oder Kauf gegeben, sogar Finanz- und Verwaltungsstellen in Folge einer falschen Wirthschaftslehre Jahre lang dem Meistbietenden überlassen, kurz alle, selbst verkehrte Wege betreten, den Bürger und Bauern, welcher immerhin genug belastet blieb, nach Kräften zu erleichtern. Eben so eifrig und erfolgreich wurde die Rechtspflege gehandhabt; es sollten

keine Rücksichten auf Stand und Geburt stattfinden, die Parlamente, hin und wieder, z. B. in der Normandie und Provence, vermehrt, nur nach Gesetz und Brauch urtheilen, auch den Streit (Proceß) innerhalb bestimmter Frist erledigen. Rasch blühten, da Eigenthum und Recht fest standen, Ackerbau, Gewerblichkeit und Handel auf. Man konnte nicht ohne Grund gegenüber der redlichen und umsichtigen Leitung der innern Verhältnisse von einem „Vater des Volks“ reden. Auch das berühmte Wort der versöhnenden Großmuth: „Ein Französischer König rächt nicht die Unbilden eines Herzogs von Orleans“ war Wahrheit geworden. Denn nirgends trat kleinliche Empfindlichkeit und Rachgier gegenüber heimischen Widersachern und Feinden hervor. Anders gestalteten und entwickelten sich aber die äußern Verhältnisse; sie offenbarten die ächte, von volksfreundlicher Milde und Güte übertünchte Natur des Königs, erobernden Ehrgeiz und rücksichtslose, bisweilen von wirklicher Herzenshärte begleitete Herrschlust. Darum wurde, den noch schwankenden Besitz der Bretagne zu befestigen, die Erbin derselben, Anna, verwittwete Königin Frankreichs, in die Ehe genommen, Ludwigs XI. Tochter aber, die gutmüthige Johanna, mit Beihilfe der Kirche verstoßen, darum für diese Gefälligkeit und als Gegendienst des Papstes hoch strebender, lasterhafter Sohn, Cäsar Borgia, zum Fürsten von Valentinois (Valence) ernannt und die reiche, tugendhafte Erbgräfin Charlotte von Foix genöthigt, jenen berücktigten Ausbund verbrecherischer Niederlichkeit zu heirathen, überhaupt für den Vollzug einer neuen Südfahrt kein Mittel verschmäht. Jene richtete sich wiederum auf Italien; zuerst sollte Mailand, dann Neapel fallen, dort die Abstammung von Valentine, der Tochter des ersten Herzogs, hier die Verwandtschaft mit den längst vertriebenen Anjou den Rechtsanspruch geben. Den ersten Sieges- und Beutepreis zu theilen, wurde Venedig eingeladen und gewonnen; es sollte Cremona und alles Land östlich der Adda (Ghiara d'Adda) erhalten (16. Hornung 1499); Jahr- und Soldgelder verbürgten die Beihilfe der kriegerischen, hier und da schon käuflichen Eidgenossenschaft, welche Werbung für 6,000 Mann zusagte; Gränzstreitigkeiten mit Spanien endlich beseitigte ein vorläufiger Vertrag. Aehnliches geschah gegenüber den Habsburgisch-Burgundischen Niederlanden. Diese Zettelungen und Voranstalten feindseliger Nachbarn betrachtete Ludwig, der Moth, mit ziemlichlicher Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe. Er vertraute unbedingt auf die Macht seines schlauen, gewandten Wesens, die Stärke des angesammelten Geldes und der Bestechung; er brachte in Anschlag den Stolz und Widerwillen der Italiener gegen Fremde, den Schrecken vor dem Türki-

schen Sultan Bajazet (II.), welchen man nöthigenfalls wider Venedig und den Papst hegen könne, endlich und vor allem den Schutz des Deutschen Reichs. Hatte ihn doch noch unlängst das Oberhaupt, in zweiter Ehe mit der Nichte Bianca Capella vermählt, feierlich als Herzog von Mailand belehnt und seines mächtigen Schirms versichert! Solcher Hoffnungen voll ließ daher der spöttische Sforza, auf den Westen deutend, einen Saal im Schloß mit dem Bilde von Italien, vielen Hühnern, Hähnen und Kücheln ausmalen und wie sie ein Mohr mit dem Besen hinausstreift. „Sehr gut, antwortete, um seine Meinung befragt, der Florentinische Gesandte; aber ich fürchte, gnädiger Herr, wenn die Hähne vom Mohren hinausgekehrt sind, der Kehricht ihm auf dem Rücken bleibt.“*) Der Betroffene fühlte den Stachel und schwieg. Dagegen förderten nichtswürdige Schmeichler diesen gefährlichen Gang zur selbstgefälligen Eitelkeit und Ueberschätzung; sie sprachen von einem Gott im Himmel und einem Mohren auf Erden als allein gültigen Mächten; sie verschwiegen die düstere, hier und da sichtbar gewordene Stimmung des hart besteuerten Volks, die wachsenden Untriebe der innern und auswärtigen Feinde, welche unter dem alten Parteinamen der Welfen durch List und Bestechung wirkten, den Boden für die Entwürfe des Fremden auflockerten. Plötzlich brach dieser vor; im August überstieg das vom König Ludwig bei Lyon versammelte Franzosenheer die Alpen in der Richtung auf Asti, nahm Alessandria durch Gewalt und Einverständnis, bedrohte Mailand. Da erschraf der Herzog, übergab die Hut des für unüberwindlich gehaltenen Schlosses seinem getreuen Bernhardino di Corte und flüchtete mit Kindern, Schätzen und Hofgesinde durch das Beltlin nach Innsbruck in Tirol (2. Herbstmonat.). Bald darauf besetzte der Feind unter Jakob Trivulzio, ehemals Feldherrn der Sforza, die Hauptstadt, überlieferte für Geld der Befehlshaber die Burg, fielen Genua und andere Städte ab, änderte innerhalb eines Monats das ganze Land Herrschaft und Treue. Denn in Kremona und östlich der Adia schalteten die Venediger, welchen dagegen der Großthür Lepanto und Modon in Griechenland wegnahm, Friaul und Umgegend verheerte, setzten sich zu Mailand und im westlichen Gebiet desselben die Franzosen fest. Nach glänzender Einfahrt (6. Weinmonat) empfing ihr glücklicher König die Huldigung der neuen, mit Milde und Freundlichkeit behandelten Unterthanen. Froh des wohlfeilen Gewinnstes kehrte er im Christmonat in die Heimath zurück. Als Statthalter sollte Trivulzio schal-

*) Nardi, le historie di Fiorenza. III, 65. Lione, 1582.

ten nach Recht und Gesetz, nicht Leidenschaft und Willkür. Er aber, ein spröder, stolzer Mann handelte als Welfenhäuptling, strafte persönliche und parteifeindliche Widersacher durch Kerker, Bann, Geldbußen und Tod. Hauptleute und Gemeine folgten dem Beispiel; ihre Habgier, Ueppigkeit und Wollust griffen in das Eigenthum und die Ehre des Volks ein. Schnell wandelte sich die Stimmung desselben um. Man sehnte sich nach dem Sforza zurück. Dieser, noch nicht erschlaft, nahm den günstigen Augenblick wahr, fiel, von Teutschen, Burgundischen, Schweizerischen und Italienischen Söldnern begleitet, auf Romo und nahm es weg (Jänner 1500). Etliche Wochen später gehorchte das gesammte Herzogthum im Westen der Adäa wiederum seinem alten Fürsten. Ihm bereitete Mailand, wo nur die Burg widerstand, einen glänzenden Empfang. Man vermünschte das Fremdenregiment und eilte von allen Seiten her zu den vaterländischen Fahnen. Mit mehr denn zwanzigtausend Bewaffneten konnte Ludwig, der Mohr, in dem eroberten Novara Stellung nehmen und zu einer entscheidenden Schlacht rüsten. (Ende Märzmonats). Diese aber wurde plötzlich von den zahlreichen Soldknechten der Schweiz verweigert. Angelockt und bestochen von dem feindlichen Heerführer Trivulzio forderten sie sogar Entlassung. Es sei wider Recht und Gewissen, sagten sie, den eigenen Landsmann im Franzosenlager zu bekämpfen; man müsse heimwärts, wie es auch die Obern durch Beschluß der Räthe und Gemeinden verordnet hätten; kein Eidgenosse streite wider sein Blut. In dieser schwierigen, gefährvollen Lage blieb dennoch ein zwiefacher Rettungsweg offen. Entweder mußte sich der verrathene Fürst mit seinen noch getreuen Schaaren aus Italien, Teutschland und Burgund auf die Schweizerische Kotte werfen, oder, unbekümmert um diese, für jeden Preis das feindliche Lager zu durchbrechen suchen. Er aber, nur klug, nicht todesmuthig, wählte einen schmählichen Mittelweg, legte, als der unterhandelte Auszug begann, Waffen und Gewand des gewöhnlichen Soldknechtes an, wurde aber, von einem geldgierigen Urner, Hans Durmann, verrathen, aus den Reihen hinweggerissen und in die Gefangenschaft abgeführt. (10. April). Im engen dunkeln Kerker auf dem Voireschloß Loches mußte der einst mächtige, unruhige und hochstrebende Herzog seine Fehlgriffe, vor allem den Glauben an die Stärke der List und des Geldes büßen. Sein unversöhnlicher Gegner aber trug, wiederum ohne Hemmiß Herr Mailands und Genuas, das Haupt höher; er gedachte, auch Neapel zu unterwerfen und hier den zweiten Pfeiler für die staatliche Oberherrlichkeit Frankreichs auf Kosten des Italischen Volksthum einzurammen.

Inzwischen hatte sich, obschon langsam und vielfach gehemmt, ein Gegengewicht politisch=militärischer Kräfte und Verhältnisse zu entwickeln begonnen. Dasselbe bewegt sich theils um das Wesen und die Entwürfe Kaiser Maximilians, theils um die Zwischenstellung der Eidgenossenschaft, welche hier auf Deutschland, dort Frankreich, bald vermittelnd, bald erobernd, eingreift und gleichmäßig auf Italien drückt. Keine Persönlichkeit aber spiegelt klarer die Triebe und Gedanken der Zeit ab, als der letzte ritterliche Vertreter des Deutschen Reichs. Er fühlt für die Ehre, Macht und Wohlfahrt desselben mit demselben Feuer, welches gegenüber den geistigen Bedürfnissen und Fortschritten früh aufgeht und niemals erlischt. Er vereinigt die grübelnde, ernste Natur des Vaters Friedrich mit dem scharfen, sinnlich aufgeweckten, vorwärts drängenden Gemüth der Portugiesischen Mutter Leonore. In ihm fließt nordisches und südliches Blut, also daß er oft rasten möchte, aber es nicht vermag. Sein Leben ist stete Bewegung, unaufhörliches Beginnen und Arbeiten ohne endlichen Abschluß. Vieles wird versucht, Weniges vollbracht. Die Ursache davon lag mindestens eben so sehr in den ungünstigen Umständen und Verhältnissen, als den mangelhaften Eigenschaften, Beschlüssen und Thaten des Handelnden. Denn dieser berechnete, wenn irgend ein gekrönter Zeitgenosse, körperlich, wie geistig, zu den herrlichsten Aussichten und Hoffnungen. Von fast vollendeter Manneschönheit, regelmäßigen Gesichtszügen, starken und wohl gefügten Gliedmaßen, feurigen, milden Augen, braunen, wallenden Haaren, vereinigte er im Aeußern Würde mit Anmuth, Kraft mit Gewandtheit. In allen Turn- und Waffenkünsten von Jugend auf geübt konnte er als Reiter und Haudogen, als Büchschütze und Geschützmeister mit den Besten wetteifern, auf der leidenschaftlich geliebten Jagd und im willig angenommenen Fehdezug durch an Tollkühnheit streifenden Muth, listige Besonnenheit hervorstechen, in der Ausdauer und Geduld gegen Hunger und Durst, Hitze, Kälte und andere Beschwerden dem Gefolge oder Heere ein wirkliches Muster geben, inmitten der Entbehrungen, Gefahren und Verlegenheiten sein gefestetes, fröhliches Wesen behaupten. Dasselbe war wohl des Zähorns, nicht aber zähen Grolls und lauernder Rachgier fähig, daher leicht versöhnlich und häufig betrogen. Denn seine offene, im bessern Wortverstande ritterliche Natur verschmähte Hinter- und Vorbehalte, Zettelungen und Ränke, obschon es nicht an Versuchen einer Berechnung oder klugen Anschlägen hier und da fehlte. Andererseits war der seines Werths bewußte, für Ehre und Ritterlichkeit äußerst reizbare und empfindliche Herr wiederum wahrhaft bürgerfreundlich und

gütig. Die eigentliche Humanität, das ächte Menschengefühl, hatte an ihm den treuesten Vertreter gefunden. Er linderte überall nach Kräften die „Lebensnöthen“, weil ihm die „Lebensfreuden“ nicht unbekannt blieben. So bekamen auf seine Mahnung Tiroler Landleute 1493 Korn und Getreide. „Wir empfehlen dir ernstlich, lautet eine Briefstelle an den Beamten, daß du den armen Leuten in der Keyssruß mit Korn und Getreide beholfen siehest, damit sie das Jahr anbauen und sich ernähren mögen, so erbieten sie sich, dich in dem künftigen Jahr wieder zu bezahlen. Und thue ihnen das, daran thust du uns Gefallen und unsere Meinung.“*) Diese angeborene Mitleidenschaft reichte auch gleichsam den Schlüssel zum Verständniß aller Volksschichten und gesellschaftlichen Abstufungen. Die prachtvollen Turniere der Fürsten und Hochadeligen, die glänzenden Bälle der reichen, städtischen Geschlechter oder Patricier, die schlichten Tänze und Lustbarkeiten der Bauern und Bergleute, — alle diese und andere Feste fanden stets einen eben so freundlichen Gast, als Wirth. Eine besondere Lust und Liebhaberei desselben bildeten die Jagden. In den Forsten und Gebirgen wurden mehr, als einmal, um des Ebers oder der Gemse willen Leben und Gesundheit preisgegeben, selbst die muthigsten und geduldigsten Begleiter eingeschüchtert, abgemattet; sie blieben hinter ihrem königlichen Herrn zurück an Verwegenheit und Ausdauer. Jener gab aber auch in geistiger Rücksicht den Freunden und Dienern ein Vorbild des Nacheifers. Er hatte bei trefflichem Urtheilsvermögen, ungewöhnlichem Gedächtniß, lebhafter, fast dichterischer Einbildungskraft, klarer, bereiteter Darstellungsgabe die mannichfaltigsten, theilweise gründlichsten Kenntnisse und Fertigkeiten erworben, von Jugend auf wahrhafte Wißbegier eben so tief empfunden als ernsthaft befriedigt, mehr durch Leben und Umgang denn Regel und Unterricht Deutsch und Lateinisch gut, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch und Slawonisch mittelmäßig zu sprechen gelernt, die Natur- und Himmelskunde, freilich nicht ohne mystisch-abergläubigen Anflug, mit Eifer und Erfolg betrieben, die Endergebnisse der mathematischen Wissenschaft auf Feuergeschütze werththätig angewandt, daneben in der Geschichte der Völker, namentlich der Teutschen, fleißig geforscht und Gelehrte dafür angeregt und unterstützt, Handschriften, Bücher und Kunstdenkmale gesammelt, für Länder- und Völkerkunde Sorge getragen, seine Beobachtungen und Urtheile über menschliche und natürliche Dinge, z. B. über Thiere, Falknerei, theils

*) Urkunden Maximilians, herausgegeben von Chmel. Stuttgart, Lit. Verein, 1845.

eigenhändig, theils durch Gehülfen in Schrift gebracht, vor allem „Selbsterlebtes“ auf diesem Wege der Vergessenheit zu entziehen getrachtet. So entstand später mit Beihülfe des befreundeten Schreibers Treitz Sauerwein der Weiskönig (d. h. weise König), als Wahrheit und Dichtung aus dem eigenen Leben geschöpft. So zeichnete der Geheimschreiber Grünbeck Denkwürdigkeiten auf zur Geschichte des Kaisers und seines Vaters Friedrich, wurden endlich in dem Büchlein von „Sprichwörtern“ wohl manche sinnreiche Bemerkungen über Volksitte und Volkssprache niedergelegt, gewissermaßen Beiträge zur „Weisheit auf der Gasse“ gegeben. Gegenüber der Kirche und ihren Vorschriften waltete der strengste Ernst, jedoch ohne Frömmelei und Verzichtleistung auf die Anrechte des weltlichen Staats; Flüche und ungeziemende Redensarten ähnlichen Gehalts kamen nie über die Lippen des in Zucht und Anstand aufgewachsenen Fürsten. Dagegen hatte derselbe mit zwei schweren, innern Feinden sein Vebelang zu kämpfen, mit der Kaiseridee und der Finanznoth. Die erstere, nunmehr grundsätzlich an das Haus Habsburg-Burgund geknüpft, traf hier auf ausländischen, namentlich Französischen, dort heimischen Widerstand, welcher bald von den Fürsten, bald von den Städten und der Ritterschaft ausging. Für die Reichseinheit und Kronmacht, wie sie sich etwa in Frankreich, Spanien und selbst Großbritannien ausgebildet hatten, bot Deutschland keinen fruchtbaren Boden; das Unabhängigkeitsgefühl seiner Land- und Völkerschaften, Stände und Corporationen strebte dawider. Wollte man diese und ähnliche Schranken durchbrechen, so war ein Oberhaupt nöthig mit rücksichtslosem, hartem Willen und zweischneidigem, nach außen und innen gekehrtem Schwert, ein bürgerlicher und fremder Krieg von unberechenbarer Dauer und Züchtigkeit. Recke Macht- und Staatsstreiche aber, wie sie anderswo vorkamen, widerstrebten eben so sehr dem Wesen des Volks, als des Kaisers. Dieser konnte daher nur einen Anlauf nehmen, einen theilweisen Stoß versuchen. Folgerechter, nie aufgegebenener Plan mußte ihm bei seiner leichten, reizbaren Natur fremd bleiben. Er gehorchte oft lieber den Trieben des augenblicklichen Gefühls und der entzündlichen Einbildungskraft, als den Berechnungen des kaltblütig abwägenden Verstandes. Daraus entsprang seine wirkliche, oft jedoch nur scheinbare Unbeständigkeit. Er verfolgte gleichzeitig zu viele Zielpunkte und ihnen entsprechende Wege. Sonst schweigsam und geheimnißvoll, ließ er doch in Folge der innern Unruhe bisweilen Gedanken und Absichten leicht durchblicken; eigentliche Verstellung war ihm unmöglich. — Das zweite, nicht minder hemmende Gebrechen lag in dem mangelhaften Haushalt. Der ritterliche, groß-

müthige und freigebige Fürst verkannte den schon bedeutend gestiegenen Werth des Geldes, und daß es eine Macht geworden sei. Wirthschafts- und Finanzlehren, in anderen Staaten, namentlich den bürgerlichen Gemeinden, mit Sorgfalt beachtet und gehandhabt, fehlten am Hofe, auf den Erb- und Krongütern. Des Reiches Oberhaupt war daher bei seinen hoch gehenden Plänen fast immer ohne die unabweisbaren Geldmittel; Bank- und Wechselhäuser, selbst Wucherer und Pfandausleiher fanden da ein Zins tragendes, weites Feld. „Wenn alle Pappeln in Italien, urtheilte Machiavelli, statt der Blätter Dukaten für ihn wachsen ließen, es würde seiner Freigebigkeit nicht genügen. Denn bei allen Einkünften — jährlich von 700,000 Gulden — hat er nie einen Kreuzer, und, was noch schlimmer ist, man sieht nicht, wohin das Geld kommt.“ *)

So haben, könnte man sagen, Kaiserliebe und Geldhaß unlösbare Widersprüche hervorgerufen und dem thatkräftigsten Geiste Fesseln angelegt, welche er umsonst abzuschütteln sich bemühte. „Er will, sagte der eben genannte Florentiner, was er nicht haben kann, und, was er haben kann, mag er nicht; so groß ist seine Veränderlichkeit.“ Dennoch blieb ihm das Bild eines heiligen Römischen Reichs in steter, jugendlicher Frische. Er suchte, für starke, durchschlagende Kron Gewalt nicht geeignet und empfänglich, dem Oberhaupt im Verband ständisch-parlamentarischer Rechte und Freiheiten daheim seine Würde und Gültigkeit zu sichern, in den auswärtigen Angelegenheiten aber eine möglichst kräftige Wahrung der hoheitlichen Befugnisse festzuhalten. Diese mußten im Osten hauptsächlich den Türken, im Südwesten den Franzosen gelten. Dort fand die Christenheit seit dem Tode des großen Ungarnkönigs, Matthias Corvinus (1490) keinen verlässlichen Schirmherrn, hier zeugten Stücke der Burgundischen Erbschaft und die jüngsten Zugriffe in Italien für den raschen und festen Fortschritt einer starken, geregelten Königsmacht. Diesen Feinden konnte die zersplitterte, zwieträchtige und planlose Reichskraft Deutschlands nur dann mit Erfolg widerstehen, wenn sie den innern Wirrwarr beseitigte, das Ansehen der Gesetze steigerte, vor Allem aber den vollziehenden Arm des gemeinsamen Kaiserthums stärkte. Dieses hatte dagegen die schwierige Verpflichtung, die bedeutenden Haus- und Erblande nicht als Ziel und Zweck, sondern nur als Mittel und Hülfsgenossen zu betrachten. Wie war das aber

*) Bericht über Deutschland vom 17. Juni 1508. Werke II, 48. Nach der Uebersetzung von Ziegler.

möglich bei dem räumlichen (territorialen) Umfang, dem mannichfaltigen, von verschiedenen Seiten her aufgestachelten und unterhaltenen Ehrgeiz! Denn im Osten reiheten sich einander an Oesterreich, Steyermark, Kärnthén, Krain und die nach Friaul herabgehenden Küstenstriche, öffneten sich Aussichten auf die Thronnachfolge in Böhmen und Ungarn; im Westen bildeten seit dem Hintritt des Erzherzogs Siegmund (1496) Tirol, Breisgau, Vorarlberg, Schwarzwald und Zugehör den Kern eines gegliederten, ziemlich gleichartigen Länder- und Völkerganzen, welches für weitere Abrundung in die Marken der Schweizerischen und Rhätischen Eidgenossenschaft über kurz oder lang hineinzugreifen drohete. Dazu traten hier auf beiden Seiten die uralte Eifersucht und politische Zweigung. In Nordwesten endlich forderte wiederum das Habsburgisch-Burgundische Land, schwach dem Deutschen Reiche verknüpft, seine eigene Berücksichtigung und Staatsklugheit. Diese beschränkte sich nicht mehr auf die Pflichten und Sorgen des zweiten, starken Gränzhüters gegen Frankreich. Denn seitdem der Erzherzog und Verweser des Niederlands, Philipp, die Erbtöchter der katholischen Könige, Johanna, zur Gemahlin erwählt hatte (1497), mußten auch hier die Gedanken der Habsburger höher aufsteigen, Spanien und den beginnenden Weltlauf desselben umspannen.

Dergestalt lagen gerade in dem Reichthum der Aussichten auf Machtvergrößerung und den dabei hervorspringenden Widersprüchen und Hemmnissen unabweisbare Schwierigkeiten. Ueber dem Vielen konnte leicht die Einheit, über der Kraftzersplitterung die zusammenhaltende Wucht (Concentration) gefährdet werden. Wohl mochte das Alles dem Kaiser nicht entgehen, aber die Lebhaftigkeit seines Wesens und die Gewalt der Umstände hinderten häufig eine weise Beschränkung der Zwecke und Mittel. Wie diese aber nicht minder den Habsburgischen, als gemein Deutschen Dingen und Verhältnissen galten, zeigte schon der erste, bedeutsame Auftritt zu Worms.

Hier nämlich versammelte sich der Reichstag (März 1495), in ziemlicher Zahl von den Churfürsten, Fürsten, Herrn und Städten besandt. Heimliche und äußere Angelegenheiten, vor Allem der unerwartete Zug König Karls nach Neapel, unterhielten eine seltene Spannung. Festlichkeiten und Turniere, wobei der ritterliche Kaiser den stolzen, herausfordernden Franzosen de Barre einmal aus dem Sattel hob, bereiteten zu dem ernstern Geschäftsgang vor und gaben ihm auch später erheiternde Abwechslung. Zwei Hauptgegenstände, lautete die endliche Botschaft (26. März), müßten die Aufmerksamkeit der Stände fesseln. Im Osten

hätten die Türken Kroatien erobert, ihre wilden Raubfahrten bis an des Reichs Gränzen ausgedehnt, ja, dieselben hier und da überschritten; sie bedroheten also unmittelbar Teutschland. Im Süden richtete sich der Franzose, durch den Besitz der Bretagne unlängst verstärkt, auf Italien; er bedränge den Papst, Florenz, Pisa, Mailand und andere dem Reich unmittelbar unterworfenen Lande und Städte; er werde, wenn man ruhig zusehe, der Deutschen Nation noch das Kaiserthum entziehen und die Stände unterdrücken. Solche Gefahren von der Christenheit und Reich abzuwenden, bedürfe man der Schnelligkeit und Ausdauer; jene fordere auf zur „ziemlichen, eilenden Hülfe“, diese zur „beständigen, währenden“, wenigstens für zehn oder zwölf Jahre. — Als nun bei dem Rückzuge Karls in Folge der Italienischen Liga auch Mailand bedroht erschien, wurde der Antrag mit Bezug auf letzteres wesentlich verstärkt. Der Herzog Ludwig, ein Lehenträger und Bundesgenosse, habe Hülfe begehrt; sie liege in dem Recht und Nutzen des Reichs und dürfe nicht ausbleiben. „Sollte, was Gott verhüten wolle, Mailand verloren und durch Frankreich erobert werden, so folge daraus nichts andres, als die Verdrängung deutscher Nation vom Kaiserthum.“*) Dieser drohenden Gefahr zu begegnen, bedürfe man eines stehenden, hinlänglichen Reichsheeres, oder der für die Aufstellung und den Unterhalt nöthigen Gelder. Die Stände vernahmen den Antrag mit großer Spannung. Der Inhalt, erwiderten sie, finde zwar ihren Beifall, fordere aber als Gegenseite und Vorbedingung, daß für ein beständiges Gericht, für Frieden und Recht Sorge getragen werde. Mit einer neuen Auflage und stehenden Miliz könne man sich nicht begnügen; es müßte ein Reichsrath die Aufsicht über die Verwendung des gemeinen Pfennigs oder Geldes führen und auch inmitten der öffentlichen Geschäfte stehen, ein Reichsgericht alle Klagen auf Friedbruch und Gewaltthätigkeiten erledigen, endlich die leidige Selbsthülfe auf immer und ohne Unterschied der Personen vom Boden des Reichs weichen. So waren die wichtigsten Lebensfragen aufgeworfen, an deren Lösung König und Stände, Krone und Vertreter der einzelnen Gewalten Monate lang mit gleichem Eifer arbeiteten. Durch gegenseitige Nachgiebigkeit kam man schließlich zu einem leidlichen Vertrag, welcher trotz seiner Mängel den erheblichsten Fortschritt einer wirklichen Verfassungsreform bezeichnet (Anfang Augustmonats). Beschränkung des Sonder- und Eigenwillens fand hier um so größere

*) Maximilian an die Bundesversammlung zu Ulm 18. August 1500. Bei Klüpfel, Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 381. Stuttgart 1846. Lit. B.

Schwierigkeiten, je bestimmter sich das Ansehen des langen, zeitlichen Besizes und der persönliche Nutzen dawider stemmten. Dennoch mußte sich jetzt der Einzelne unter das Allgemeine beugen, von Seiten der Glieder und des Hauptes Opfer darbringen; jene thaten es in Bezug auf Fehde und Steuermwesen, dieses, der Kaiser, rücksichtlich der Gerichte und Reichsräthe. Wer nach solchen, dreifachen Reichen die verfassunggebende (konstituierende) Thätigkeit verfolgt und auffast, dem wird das oft übersehene Verdienst des Reichstages von selbst in die Augen springen. Das erste Grundgesetz schaffte für immer die Selbsthülfe ab und verwies den Kläger oder Beleidigten an die Richter. Wer den Landfrieden breche, oder dem Thäter Vorschub leiste, solle mit Leib und Gut in des Reichs Acht fallen; Jeder möge ihn straflos tödten, fangen oder sonst schädigen. Der des Friedbruchs Verdächtige solle seine Unschuld darthun durch einen Eid, oder, wenn er sich dessen weigere, für schuldig gelten, dem auf frischer That Betroffenen Jedermann „mit Macht und fleißigem Ernst nachzueilen, als wäre es seine eigene Sache.“ — Herrenlose Reisige und Fußknechte müsse man anhalten, ernstlich befragen, an Hab und Gut strafen, mit Eid und Bürgschaft verbinden, Geistliche, wenn sie wider Verhoffen den Frieden brächen, ihrem ordentlichen Richter zur Entschädigung und Strafe übergeben.

Um bei Heerfahrten wider Friedbrüchige und andere Reichsfeinde, namentlich Türken und Franzosen, die Kosten zu decken, wurde nach langen Unterhandlungen die erste allgemeine Steuer, einstweilen für vier Jahre, angenommen. Diesen gemeinen Pfennig sollten alle Angehörige ohne Unterschied nach ihrem Vermögen bezahlen und zwar so, daß von fünfhundert Gulden Rheinisch ein halber, von tausend ein ganzer Gulden bezogen würde; von den minder Besizenden hätten immer vier und zwanzig Leute, Niemand ausgenommen, Männer und Frauen, Priester und Laien, vom fünfzehnten Altersjahr an gerechnet, einen Gulden aufzubringen, Juden aber ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht jährlich einen Gulden zu entrichten. Wer reich sei, oder über tausend Gulden besitze, sollte einen Gulden zahlen und dazu so viel, als „seine Andacht (sein Belieben) wäre“, der Fürst, Prälat, Graf, Herr und Gemeinde möchten etwas mehr thun, wie andere, „als sich wohl gebühre“. Die Ablieferung der Gelder sollte an sieben mäßig besoldete Reichsschatzmeister gehen, deren Ernennung auf den Kaiser und die Stände falle. Der jährlich versammelte Reichstag habe die oberste Aufsicht über den Vollzug der Steuer und des Landfriedens, entscheide über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge; wer dawider handle, falle in die Wufse

von zweitausend Mark feinen Goldes. — In Betreff der Rechtspflege für das gesammte Reich wurden dem ständigen Kammergericht nach langen und vielfachen Verhandlungen Grund und Wirksamkeit eingeräumt. Es sollte, von dem Kaiser und den Ständen ernannt, aus einem Präsidenten oder Richter und sechzehn Urtheilern oder Beisitzern bestehen, von welchen die eine Hälfte wenigstens ritterlicher Geburt, die andere gewürdigten Ranges (Doctoren) sein müsse. Der Spruch möge geschehen „nach des Reichs gemeinen Rechten, auch nach redlichen, ehrbaren und leidlichen Ordnungen, Statuten und Gewohnheiten der Fürstenthümer, Herrschaften und Gerichte“, ohne Beziehung des Königs selbst die Acht über die Schuldigen verhängen, allen Reichsgenossen ohne Unterschied der Geburt und Stellung solle es als einzige Behörde oder als Berufungshof (Appellation) offen stehen; den bleibenden Sitz solle Frankfurt bieten, die Besoldung theils aus den Brüchen (Sporteln), theils dem gemeinen Pfenning fließen.

Neben diesen Anordnungen lief ein fruchtbarer, jedoch einstweilen auf die Seite geschobener Gedanke. Er betraf die Gründung des Reichsraths oder Reichsregiments. In ihm als der eigentlichen Central- oder Einheitsbehörde sollten sitzen sechs Abgeordnete der Churfürsten, acht der neu einzutheilenden Landschaften oder Kreise, zwei der Städte, einer und zwar der Obmann oder Präsident für den Kaiser, im Ganzen also siebenzehnen. Die Amtsbefugniß erstreckte sich überhaupt auf des Reichs Nutzen und Nothdurft. Der Rath, mit der Sorge für die gesammten Reichsgeschäfte betraut, sollte im Namen des Kaisers die Beschlüsse in Urkunde bringen, besiegeln und vollziehen, Steuern und andere Gefälle empfangen und ausgeben, jedoch unter jährlicher Rechenschaftsablage vor Bevollmächtigten der Stände, Polizeigesetze machen, neue Zölle und die Erhöhung der alten verhüten, Streitigkeiten zwischen Gliedern des Reichs in Güte zu schlichten trachten, Kriegsmannschaft und Hauptleute annehmen, für den Wiedergewinn abhanden gekommener Reichslande und Rechte zweckmäßige Mittel anwenden, kurz, für die Gesammtheit als höchster Ausschuß regieren und vollziehen. Etliche Jahre später (1500) kam dieser, in Worms nur angeregte Plan auf dem Augsburger Reichstage mit etlichen Aenderungen in die Wirklichkeit. Das allgemeine Regiment wurde angenommen, jedoch des vielfachen Widerspruchs wegen von neuem aufgegeben (1502). Weder Fürsten noch Städte, weder Königthum noch Ritterschaft wollten sich den Forderungen der Centralmacht auf die Länge hin unterwerfen. Dagegen wurde zum Behuf des Landfriedens und der kammergerichtlichen Urtheile das landschaftliche Kreiswesen nicht nur

beibehalten, sondern auch durch die Aufnahme Oesterreichs, Burgunds, der geistlichen und weltlichen Churlande bis zur geschlossenen Reihezahl erweitert. Daneben sonderten sich die unmittelbaren Reichsritter in drei Kreise oder Genossenschaften ab. Nach einem heftigen und ziemlich langen Kampf befand man sich in Deutschland gegenüber der Einheit ungefähr auf der Stelle des Ausgangs. Nur Landfrieden und Kammergericht behaupteten sich. Eifersucht zwischen Krone und Ständen, Geist- und Weltlichen, Völkern des einen oder andern Stammes, führte unter andauernden Streitigkeiten und auswärtigen Kriegen zu einer gewissen Schwere aller staatlichen Gewalten. Denn schnelle Machtsstöße zu Gunsten des einigenden Kaiser- und Königthums waren wegen des Freiheitstriebes der theilgenommenen Glieder eben so unmöglich, als die Abschüttelung der wiederum mit Ehrfurcht betrachteten Krone.

In dieser Halbheit und Gährung standen und blieben die öffentlichen Angelegenheiten, als zwei Zielpunkte im Auslande hervortraten, Italien und die Schweiz. Dort nöthigte die Lage Mailands und Neapels zur unabsehbaren Einmischung, hier veranlaßten beiderseitige Leidenschaften und Fehlgriiffe einen eben so unklugen und zwecklosen, als blutigen und verheerenden Zusammenstoß. Er heißt bald der große, bald der Schweizer- oder Schwabenkrieg. Ohne ihn hätte sich in Deutschland wahrscheinlich die begonnene Staatsreform befestigt und weiter ausgebildet, in der Eidgenossenschaft der Romanische, namentlich Französische Einfluß mit seinen schädlichen Folgen Abwehr gefunden, auch manches Gebrechen in den Grundsätzen der Obrigkeiten, Sitten der Bürger ein heilendes Gegengewicht erhalten. Vor Allem aber wäre die gänzliche Trennung vom Deutschen Reich unterblieben, welchem der obere Bund bisher angehörte. War gleich thatsächlich seine hoheitliche Selbstherrlichkeit unbestritten, so hatte sie dennoch staatsrechtlich keinen unbedingt freien Boden, sie besaß Pflichten und Verhältnisse zu dem großen, nachbarlichen Staaten- und Völkerverein, unter dessen Banner man noch unlängst Burgund bekämpft hatte. Selbst den alten, mißtrauischen Groll gegen Habsburg hatte der gemeinsame Feind abgeschwächt und in den Hintergrund zurückgedrängt. Dennoch wachte er wieder auf und wuchs bis zum Bruch an. Diesen bereiteten die Forderungen des Kammergerichts vor, welches nicht ohne Grund hier und da Angehörige der Eidgenossenschaft vorlud und verurtheilte, auch den gemeinen Pfennig als Beitrag zu dem vorbereiteten Türkenkriege, jedoch fruchtlos, begehrte. Denn die ablehnende Seite berief sich auf Vertrag und Herkommen, laut welchem fremde Gerichte und Steuern keine Gül-

tigkeit haben dürften. Ebenso wurde das höfliche Gesuch, man möge Soldknechte und Reiselaifer vom Französischen Dienst ab- und dem kaiserlichen zuwenden, rundweg verweigert. Gleiches begegnete dem mehrmals gewünschten Beitritt zum sog. Schwäbischen Bunde. Dieser, um 1487 zunächst auf zehn, dann drei Jahre hauptsächlich auf Betrieb Friedrichs III. für den Landfrieden errichtet, umfaßte Fürsten, Prälaten, Adel und vor Allem gewerbliche Städte. Nach dem Vorbild der ritterlichen St. Georgengesellschaft in Kreise mit Hauptleuten und Räten eingetheilt, konnte die Einigung bald über bedeutende Streitkräfte gebieten, mit Erfolg den Handel und Verkehr schirmen, manchen Friedbrüchigen strafen, ja, in der Hand des Reichsoberhauptes ein Mittel wahrhaft politischer Macht werden, die trotzig Herzoge Albrecht und Georg von Baiern unter den Gehorsam des Gesetzes beugen, über einen großen Theil Baierns und Frankens, die erzbischöflichen Rhein- und Oesterreichischen Vorlande — Tirol, Vorarlberg, Breisgau — ausgedehnt, einer Art reichsständischer Wiedergeburt durch Sammlung der zersplitterten Glieder Anstoß und Unterlage gewähren. Aber dafür fehlte eine Hauptbedingung, die Klarheit des Zwecks und der Mittel. Der Bund, aus den mannichfaltigsten, einander häufig widersprechenden Kräften gebildet, hatte keinen Kopf, keine Seele. Dort mangelte es an einem festen Ehrgeiz der Macht, hier an einem opferbereiten Muth der Freiheit. Die Fürstenthümer, wie Württemberg, Baden, Oesterreich, Baiern, trachteten nur nach stärkerm Abschluß der begonnenen Landeshoheit, die Städte nach möglichster Förderung ihrer Handelschaft und Gewerblichkeit, die Reichs- und Burgritter nach Vorrecht und Gut auf Kosten des wohlhabenden Bürgers, des armen, oft schmäzlich behandelten und geplagten Landmanns. Maximilian endlich, durch Geburt, Erziehung und Lebensgang der Eidgenossenschaft in den obern Landen zientlich entfremdet und abgewandt, verzichtete immer noch nicht auf den Gedanken der Wiedervereinigung, sei es durch Güte oder Gewalt. Er ließ daher, statt die aufgehenden Zerwürfnisse um jeden Preis auf dem Wege der Minne und des Rechts zu lösen, in seiner Ungeduld und Mißstimmung die Dinge reif werden zum Bruch; dann hoffte er durch Uebermacht, Hülfe des Reichs und des Schwäbischen Bundes leicht Meister über den Habsburgischen Erbfeind zu werden. Dieser fuhr seinerseits barsch und grob dazwischen, trug Holz zum Feuer. Jeder Theil war gleich stolz und spröde. Daher traf ein billiges Verständniß auf große Schwierigkeiten, zumal örtliche, ständische und gewissermaßen volksthümliche (nationale) Abneigungen hinzutraten, allmählig den Riß unheilbar machten.

Der Tirolische und Schwäbische Gränzverkehr erzeugte über Marken, Gerechtsame, Zölle und Waarenbezug mannichfaltige Beschwerden und Streitigkeiten, wobei kein Theil dem andern nachgeben wollte, Sperren und ähnliche Plackereien den gegenseitigen Verkehr erschwerten. Und doch konnte man des fremden Getreides und Salzes jenseit im Schweizerlande eben so wenig ohne Ungemach entbehren, als diesseit des dafür gelösten guten Geldes, die damals noch gesuchten Tücher in den Werkstätten des Aechtländischen Freiburgs nicht zu erwähnen. — Der Ritter und Edelmann haßte aus Grundsatz und einem gewissen Gefühl der Blutrache den freien Bauern- und Bürgerbund, welcher ihm so oft seine Ahnen besiegt und erschlagen hatte. Die rohen Spitznamen „Rübmäuler, Rühgeißer (d. i. Viehbuhler, Sodomiter), Kuhstall“ kamen auf und liefen bald im Munde des Volks um. Hing man doch bei Anlaß eines Gerichtstages zu Freiburg im Breisgau den eidgenössischen Boten heimlich „Kuhschwänze“ an den Hockschooß*) und freute sich des witzigen Schwanzes (1492). Manches Wort übersflog dabei die Gränzen der Sitte und selbst des Willens. So schwor Ritter Burkard von Randeck, „er wolle im Schweizerlande räuchern und brennen, daß Gott im Regenbogen vor Rauch und Hitze müßte blinzen und die Füße an sich ziehen.“ Auch allerlei Spottlieder und Schmachbilder kamen auf. Klagen der Obrigkeit von Bern, welche gern in Frieden leben wollte, blieben unbeachtet. Ih- rerseits vergalt daher die Eidgenossen Gleiches mit Gleichem. Sie stichelten auf den „Züppen- oder Weiberbund“, den „stählernen oder Herrnbund“, auf die Schmucker oder Schmiegler, Herrn- und Fürstenknechte. Selbst die Geistlichkeit gerieth hier und da in Eifer; die Ranzeln erschollen von Scheltworten wider die abtrünnigen, feigerischen Schweizer, deren Seelsorger bisweilen mit derselben Münze entgegneten, Könige und Fürsten vom christlichen Gebet ausschlossen. So nahm der allmählig aufgeschürte Volkshaß zuletzt eine politisch-religiöse Färbung an. Unter dem Banner des rothen Kreuzes scharten sich die Kaiserlichen und Bündischen, unter dem des weißen Zeichens die Eidgenossen. Kein Theil dachte dennoch an billigen und vernünftigen Austrag der Beschwerden. Sogar bei feierlichen Anlässen erfolgten rohe Drohungen. Als auf dem Lindauer Reichstage der Kanzler und Erzbischof Berthold von Mainz, die Feder erhebend, auf mögliche Acht hinwies, antwortete ein Schweizer, man fürchte, an Eisen gewöhnt, den Gänseriel nicht. Wollte man, äußerte ein andermal zu Insbruck der Kaiser, sich

*) Anshelm, Bernische Chronik II, 117.

nicht fügen, so werde er selber zu Felde ziehen. Das möge doch, entgegenete Schwendi, Bürgermeister Zürichs, unterbleiben; die groben Leute würden im Handgemenge selbst der Kaiserlichen Hoheit nicht schonen, sondern, große Ehre einzulegen, desto hitziger drauf schlagen.

Die Aufnahme der lange schwankenden Reichsstadt Konstanz in den Schwäbischen Bund (Aug. 1498) steigerte den Argwohn der Schweizer. Sie fürchteten unter ihren Augen jetzt einen feindlichen Gränz- und Waffenplatz, für Sicherheit und Unabhängigkeit; sie verstärkten sich durch ein Schutz- und Trugbündniß mit den von Tirol her bedroheten Graubündtnern (Dec. 1498), und schickten, als diese mit der Tirolischen Regierung nach langen Streitigkeiten über Marken und Rechtsame in offenen Kampf geriethen, den pflichtmäßigen Zuzug (Mitte Jänners 1499). Fortan schlug plötzlich der Brandstoff, mit welchem man auf beiden Seiten gleichsam gespielt hatte, zu einer lichten, verzehrenden Kriegsflamme um. Des Schimpfens und Unterhandelns müde, eilte man dieß- und jenseit des Rheins zu den Waffen. Hier standen die Rhätier und Eidgenossen, dort die Tiroler, Vorarlberger, Breisgauer, alle Städte, Herrn, Fürsten und Prälaten des Schwäbischen Bundes, im Hintergrunde endlich die sämmtlichen Angehörigen des Reichs Teutscher Nation. In demselben blieben jedoch die meisten Stände, des Glaubens, der Streit berühre nur Habsburg, entweder ruhig oder theilnahmen nur in kleinen Schaaren an dem Kampf. Basel, Rothweil, die Freigravität Burgund und Savoyen behaupteten Parteilosigkeit, Abt und Stadt St. Gallen, die Appenzeller und Walliser standen zu den Eidgenossen, die Bischöfe von Chur und Konstanz, die Städte des niedern Vereines, wie Schlettstatt, Straßburg, Kolmar, zu den Kaiserlichen. Das Hauptgewicht gaben diesen die vorderösterreichischen Lande und, von letztern gemahnt, die Glieder des unbehüllichen, nicht selten dabei zwieträchtigen Schwabenbundes. In Frankreich, wo der Hauptgedanke bekanntlich auf Mailand zielte, rief man sich bei dem Aufgang des nach Kräften angeschürten Kriegs vergnügt die Hände und schloß bereits am 21. März zu Lucern für zehn Jahre den nur Bern eine Weile widerwärtigen Schutz- und Trugvertrag ab. Die zugesagten Jahrgelder und Handelsvortheile, auch auf Biel, Appenzell und St. Gallen ausgedehnt, wirkten nicht allein; man sorgte auch für die geistigen Bedürfnisse und verhiess jedem Ort (Canton) die unentgeltliche Aufnahme von zwei nach Paris etwa abgehenden Hochschülern.

Die Unvernunft und Leidenschaft, welche hinsichtlich der Beweggründe und Veranlassungen für beide Theile hervortritt, wird auch durch

den Gang der Thatfachen abgespiegelt. Je weniger eigentlich Kaiser und Reich wissen, was sie wollen, desto freiegebiger sind sie mit hochtönenden Aufrufen und staatsrechtlichen Erklärungen, aus welchen schon die neue Römische Rechtsgelehrsamkeit mit ihrem eiteln, schwerfälligen Wortgepränge und Ballast deutlich genug hervorblickt. Dieß gilt namentlich von dem langen und schwülstigen Mahnbrieife (Manifest), in welchem Maximilian die Stände zu den Waffen ruft (22. April). Dieselben gälten, heißt es da neben andern, den alten, aufrührerischen und mehrmals geächteten Reichsfeinden, „den bösen, groben und schändlichen Geburssluten, in denen doch keine Tugend, adelig Geblüt, noch Mäßigkeit, sondern allein Ueppigkeit, Untreue, Haß der Deutschen Nation, ihrer rechten, natürlichen Herrschaft, wohnten u. s. w.“ — Unter welchen Bedingungen und Schranken nun die Abtrünnigen wieder dem Ganzen als der rechtsbeständigen Obrigkeit könnten verbunden und einverleibt werden, darüber hatte man nicht nachgedacht. Selbst, als vielfache Unfälle den anfänglichen Eifer dämpften, fehlte ein angemessener Ausgleichungsplan. „Die Schweizer, lautete des Kaisers und seiner Rätthe Vorschlag an die Französische Mittlerbotschaft, sollten sich an das Reich ergeben, ihre Neuigkeiten abstellen und um den zugefügten Schaden billigen Abtrag thun.“ *) — Aber auch die Eidgenossen wußten nicht recht, was sie wollten. In dem vorgeschlagenen Kammergericht und Soldvolk erblickten sie thörichter Weise eine brennende Lebensfrage, für welche man Gut und Blut opfern müsse. Dagegen entging ihnen der Widerspruch, welchen die Französischen Söldnerrotten und Jahrgelder darstellten. Auch löste man keineswegs bei dem spätern Friedensschluß den Reichsverband auf, Beweis genug, daß die klare Einsicht in den Zweck des Krieges als einer letzten, unvermeidlichen Rechtsverbürgung fehlte. In diesem Mangel des politischen Bewußtseins liegt für beide Theile das erste bezeichnende Merkmal. Das zweite, die unmittelbare Frucht des vormaltenden Gewinn- und Geldtriebs, spiegelt sich ab an der fast thierischen Rohheit und planlosen Freibuterei des beiderseitigen Heerlagers. Es erscheint eine Art Auferstehung des vierten und fünften Jahrhunderts, etwa nach dem Vorbild und Styl der Hunnen, Alemannier und Franken, wenn sie am Oberrhein die Römischen Gränzwälle und Wachen derselben durchbrachen. Selten tritt ein Zug ächter Ritterlichkeit, Freiheitsliebe und Großmuth hervor. An soldatischem Muth fehlt es keinem

*) Hans Ungelter an Eßlingen, 2. August. Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 368.

Theil, wohl aber an feldherrlichem Geschick und geregelter Tapferkeit. Selbst die gerühmte Zucht der Schweizer besteht nur auf dem eigenen Boden und auch hier meistens mehr aus Furcht vor den Strafen, denn aus sittlicher Scheu und Ehrenhaftigkeit. Daher werden geordnete Feldschlachten gemieden, befestigte Stellungen — Lagen — hier, wie da, bisweilen mit todesfühner Unerfrochtenheit erstürmt, am liebsten jedoch Ueberfälle, Hinterhalte, Brand-, Raub- und Mordzüge auf beiden Seiten unternommen, Burgen gebrochen, Häuser angezündet, Kirchen und Kapellen geplündert. In dieser Ablegung aller Schen vor dem Heiligen tritt das dritte Merkmal jener gräßlichen, wüsten Fehde hervor, welche im Laufe eines halben Jahres zwanzigtausend Menschen in den Tod, zweitausend Ortschaften in den Untergang gebracht, das Land auf dreißig Meilen Weges verheert hat. Es ist, wie wenn Christen und Heiden einander trafen und schädigten, oder zwei von Glaubenswuth und Volkshaß entzündete Parteien um den Wettpreis des Zerstörens buhlten. Sah man doch Wölfe in die verödeten Stätten einbrechen und erblickte Birkheimer, der Nürnberger Rathsherr und Obrist, auf einer Wiese des Engadin weidende, von zwei alten Frauen geführte — Kinder! — Als Uebungsfeld dienten für diese Raubfahrten der Teutschen besonders das Thurgau und Engadin, den Schweizern der Val- und Hegau. Im Fluchen, Schwören und frechen Greifen auf Altar und Kirche, wenn es Raub und Mord galt, standen beide Theile einander gleich. So erstach Burkhard von Randeck einen siebenzigjährigen Greis im Heiligthum des Herrn, taufte gotteslästerliche Landsknechte bei Schomberg ein Kalb auf den Namen des Annumans Keding, stießen andere ein altes Crucifix in den Ofen, sprechend: „Wir müssen den alten Gott anders taufen, daß er uns auch helfe! Hey! er ist ein Schwytzer worden.“*) Letzterer blieb seinerseits nicht zurück. Ihm genügten z. B. im Hegau Mord, Brand und Raub nicht; er vergriff sich auch an den Sachen und Bräuchen des Glaubens. „Die Eidgenossen, schrieb ein Stadtrath nach Nördlingen, haben aus Blumenfeld das Sacrament und alle Sacrament, Delung, Firmung u. s. w., auch unsern Herrgott auf dem Esel mit sich genommen und diesen in Schafhausen eingeführt, als ob es Palmtag sei“**). Besondern Ruf gewannen durch ihre Wildheit als „Ristenseger“ die Bernischen Oberländer. Vom Gebet vor und nach der Schlacht war, etwa die Graubündtner ausgenommen, bei ihnen und andern Mittstreitern keine

*) Anshelm II, 303. 320. 385.

**) Klippel, Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 332.

Rede mehr. Man kniete zwar häufig nieder, jedoch meistens um desto rascher nach dem Losbrennen des feindlichen Geschützes aufzuwitschen und unter den Pulverdampf zu stürmen. — Die Geistlichen beider Parteien waren gewöhnlich nicht die Letzten im Anfeuern und Dreinschlagen. Bei den Bündnern fiel z. B. ein gepanzierter Priester im muthwillig veranlaßten Zweikampf. Auf den Schwäbischen Kanzeln donnerte man gegen „die unnatürlichen, unehrlichen, neu erdachten Eide“ und Genossen derselben, in der Schweiz wider Fürsten und Könige, welche nicht einmal dem christlichen Gebet angehören dürften. — Mit dieser Rohheit war häufig ein neu-soldatisches Schimpfen und Prahlen verbunden. Man verschwieg die Zahl der Todten und Wunden, sagte selten in den Berichten und Aufzeichnungen die Wahrheit. So setzten die siegreichen Eidgenossen ihren Verlust bei Fraßtenz an der Ill auf zehn Todte, während sie etwa achthundert einbüßten*), redeten die bei Dornach geschlagenen Kaiserlichen nur von viertelhalbhundert Gebliebenen, indeß der Feind sechshundert, „unter ihnen viele namhafte Leute von Bern und Solothurn, auf der Wahlstatt gelassen habe“**). Als im März der Pfalzgraf bei Rhein, Philipp, eine fruchtlose Mittelung übernahm, genehmigten die Schwäbischen Städte den Versuch, jedoch unter schneidendem Vorbehalt. „Wenn aber schon, lautete dieser, der Friede von beiden Theilen angenommen werde, so sollte doch kein Theil unter dem andern wandeln“, d. h. verkehren***). Dahin hatten es gegenseitige Beschimpfungen und Placereien bei den Bürgerlichen gebracht. Weniger befremdlich ist es, wenn der Adel aus Standesgroll eben so dachte, fühlte und handelte und mit Georg von Freiberg in den Eidgenossen die gebornen „Feinde und Vertilger alles Adels und aller Ehrbarkeit“ erblickte†). Dennoch fehlte es in beiden, von fast thierischem Haß erfüllten Feldlagern nicht an einzelnen Zügen wahrhaften Heldenmuths, ächter, bieder sinniger Mitterlichkeit im besten Wortverstande. In dem Treffen am Luciensteig hielt der Ulmer Fähnrich das Banner mit den Zähnen fest. So fand man ihn, von vielen Speießen durchstochen, todt auf dem Schlachtfelde††). Sterbend rief Benedict von Fontana bei dem Schan-

*) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 323. Bericht Ungelters an Eßlingen. Vgl. 324. Georg von Emershausen an Nördlingen. „Auf der Eidgenossen Seite kamen 7—800 um, die noch auf der Wahlstatt liegen.“

**) Urkunden I, 368. Ungelter an Eßlingen, 2. August 1499.

***) Ebd. I, 302. Ungelter an Eßlingen, 10. März.

†) Urkunden I, 303.

††) Fugger, Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich II, 1110.

zensturm auf der Malsferheide den Seinigen zu: „Grisch, Kameraden! Ich bin nur ein einzelner Mann, auf den seht nicht; heute noch Rhätien und Bünde oder nachher nimmermehr“ *). Der Glarner Hans Schuler, nach heldenmüthiger Gegenwehr gefangen, wurde zu Feldkirch auf Antrag des Ritters Nikolaus von Brandis mit einem besiegelten Briefe der Tapferkeit entlassen. Der Freisrau von Rosened, welche den bei der Uebergabe des Hegauischen Schlosses Blumenfeld für den Abzug nicht ausbedungenen Gemahl „als beste tragbare Habe“ herastrug, hielten die enttäuschten Eidgenossen treu die gegebene Zusage. — Bisweilen stichelten beide Parteien inmitten des Grimms durch Witzworte auf einander. Wenn die Langknechte höhrend fragten: „Wo ist euer Heini Wolleb (der bei Fraßenz gefallene Held)?“ antworteten die Schweizer: „Er spielt mit Herrn Burfard von Randeck (dem am Schwaderloch getödteten Ritter) im Brett.“

Hinsichtlich der volksthümlichen Stimmung und Streitart waren die Eidgenossen dem sonst muthigen Feinde überlegen. Sie hielten, obschon vielfach dem Bruch abgeneigt, nach erklärtem Krieg einträchtig zusammen, beobachteten im Kampf strenge Zucht und Ordnung, strafte Feigheit, Ungehorsam am Leben, besaßen in der fast ununterbrochen in Zürich versammelten Tagesagung eine Art feldherrlich=diplomatischen Generalquartiers, machten ihre Anschläge zu größern oder kleinern Streiffahrten in der Regel unsichtig und führten sie mit Kraft aus, kamen aber dennoch in Folge des verheerenden Gränz- und Postenkriegs, der Beute- und Hagier allmählig in drückende Verlegenheit. Theuerung, hier oder da Hungersnoth, Folge der gesperrten Zufuhr, nahmen so zu, daß sich ganze Schaaren von Knaben und Weibern in Mannskleider steckten und dem vor Stodach ausgezogenen Heerhaufen folgten (Mai **). Zuletzt kam selbst die eigentliche Alpenwirthschaft ins Stoden; das Vieh wollte kein Französisches Seesalz freffen und verlangte nach Deutschem; viele Thiere fränksten, hagerten ab, starben; die Hirten und Melpler wurden unruhig, verwünschten den Krieg trotz seines erträglichen Fortganges.

Das kaiserliche Lager bot zwar eine entschiedene Ueberlegenheit dar an tüchtiger, gut befehligter Reiterei und Feuerwerkerei, aber das Fußvolk war meistens schlecht und zuchtlos; es hatte kein rechtes Ehr- und Freiheitsgefühl und lief nach oft selbst verschuldeten Unfällen leicht aus einander. Nur die Tiroler und Etschländischen Berg- oder Erzknappen,

*) Campbell, rhätische Geschichte, übersezt von Mohr II, 188.

**) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 341.

treffliche Schützen, zeigten bei Fraßtenz, auf der Calver= oder Malserheide wahrhafte Einsicht und Mannheit. Besonders zeichneten sich an dem ersten Ort die Walgauer aus. „Baumstämmen gleich, berichteten die Schweizer, seien sie da gestanden, festen Fußes, unbeweglich, bis zum Tode sich vertheidigend, viele von ihnen mit weißen Haaren und Bärten“ *). — Das größte Gebrechen des angreifenden Deutschen Theils lag jedoch in der Zwietracht und dem Mangel an einem durchdachten, strengen ausgeführten Kriegsplan. Der Adel, tapfer, rachgierig und hochmüthig, schämte sich mit dem bäurischen und bürgerlichen Fußvolk zu dienen, verachtete zum eigenen Schaden den Feind und ließ nicht selten die bedrängten Landsknechte der Heimath im Stich. Die meisten Städte hatten kein Herz für die, wie man hier und da urtheilte, unnatürliche, widersinnige Fehde; ihre Beiträge an Geld, Mannschaft und Geschützen kamen unregelmäßig und spärlich, gestützt auf das beliebte „Hinterfichbringen“; oft mußte gemahnt werden. „Da man jetzt, meinte der Eßlinger Bundesrath, dem König diene, so wäre Rede zu halten, ob von gemeiner Städte wegen nicht etwas Freiheit zu erlangen sei“ **). Die Bauern, namentlich im Württembergischen, waren ob der vielfachen Verschwerung durch Steuern und Frohnden mißmüthig. „Es ist zu fürchten, sie schlagen sich Alle zu den Eidgenossen, wenn diese weiter vorziehen.“ So berichtete bereits am 25. April der Bundesrath Ungelter an Eßlingen. Daß er richtig gesehen hatte, ging bald aus den Thatfachen hervor***). — Selbst im Adel erhob sich hin und wieder eine Stimme wider den Krieg. Laut und derb tadelte ihn zu Tübingen der Ritter Wildhans Spät, zubenannt Teufel, dessen Bild der Hut zeigte. Die Eidgenossen, meinte er, seien handfeste, redliche Leute, denen er lieber zuziehen, als den faulen Großhasen, Herrn und Junkherrs helfen möchte. Aber es schide sich nur nicht für seinen Stand †).

Bei diesem gegenseitigen Mißtrauen und Unwillen der Ritter, Städter und Bauern mußte daher Alles halb, unordentlich und kraftlos geschehen. Es fehlten Ziel und Mittel. Viele wußten nicht, wofür und wie sie Gut und Blut opfern sollten. Enttäuscht urtheilte zuletzt der Kaiser, er könne nicht Schweizer mit Schweizern schlagen. Jener wurde überhaupt mehr durch die Grundsätze der Haus= denn Reichs=

*) Campell, II, 176.

**) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 358. Ungelter an Eßlingen 26. Jun.

***) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 325.

†) Anshelm II, 448.

politik in den leichtfertigen Handel verwickelt; erkannte die Natur des feindlichen Volks und Landes zu wenig, entwarf daher keinen zweckmäßigen Feldzugsplan. Statt etwa von Osten oder Nordwesten her über Konstanz oder Basel bei der Ueberlegenheit an Reitern und Geschützen auf einen Stoß in das Innere vorzubrechen, begnügte man sich mit nichtswürdigen Brand- und Raubfahrten an den Gränzen; bedachte nicht, wie Francke urtheilt*), „daß ein Hund auf seinem Mist zwei fremden Hunden gilt,“ und daß man den Feind nicht in einen Nothwinkel treiben, sondern, wo möglich, auf dem Blachfelde anfallen müsse. Den größten Fehlgriff machte man aber dadurch, daß ein eben so gefahr- und beschwerdevoller Gebirgszug nach dem Engadin beschloffen und ohne bleibende Ergebnisse ausgeführt, dadurch der Waffenruf wesentlich gefährdet wurde (Brachmonat). Man mochte dabei wohl gleichzeitig an die Defekung des von Frankreich bedroheten Mailändischen denken. Was aber vor Allem nachtheilig wirkte, war eine gewisse jugendliche Sorglosigkeit und Lebensfrische, welche statt rauhen, unnachsichtlichen Ernstes Güte und Frohsinn herauskehrten. Maximilian nämlich, ein trefflicher Soldat aller Waffengattungen, aber mittelmäßiger Feldherr, konnte am Bodensee und im Gebirge nie den leidenschaftlichen Gensjäger verleugnen. So war er in der Tracht und festen Handlungsweise. Es lag etwas Unstetes, Hin- und Herfahrendes in ihm. „Gillis, der Falkner, meldet unter dem 9. Mai Georg von Emershofen an Nördlingen, ist bei Ueberlingen mit Falken angekommen. Eglosen von Riethheim hat der König schriftlich befohlen, auf die Enten und Reiher Acht zu haben, und dem Bruder Konrad von Riethheim als seinem Jägermeister sagen lassen, mit Hunden gerüstet zu sein; denn er wolle zum Jagen kommen.“**) Diese Liebhaberei, „an dem alten grünen Rücklein, Stutzkäpplein und großen Hut darüber“ ***) auch äußerlich dargestellt, lähmte vielfach den Umschwung des Krieges. Er glich mehr einem Jagd- und Ritterabenteuer, denn geordnetem Heerzuge. Allerlei Anschläge und Pläne durchkreuzten einander, fanden auch häufig keinen Gehorsam. „Es gab zu viele Rätthe und Köpfe“, bemerkt der junge Ritter Vög von Verlichingen †).

*) Chronik, 259.

**) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 332.

***) Götzens von Verlichingen Leben, S. 35. Ausgabe von Franck und Pistoris. Der berühmte Ritter erzählt als Augenzeuge und Mithandelnder.

†) Ders. S. 40. „Dann es ist mir selbst in meinen eigenen Händen also ergangen.“

Im Hauptquartier herrschte daher nicht selten eine wirre Unordnung. Man richtete sich immer nur auf kleine Streiche und mied einen entscheidenden Hauptschlag, weil es dafür weniger an Kräften, denn an Plan und Gehorsam, fehlte. „Der König,“ schrieb unter dem 24. Heumonath Ungelter an Eßlingen, sei etliche Tage zu Konstanz gewesen; er habe von vielen Anschlägen geredet und sei immer von dem einen zum andern verfallen, sein Fürnehmen sei ganz ungegründet und kindisch.“

Nur drei Zusammenstöße verdienen hier von zwanzig und etlichen Gefechten wegen des beiderseitigen, todeskühnen Muths eine kurze Darstellung. — Oberhalb Feldkirch im Drususthal bei Frastenz hatten sich um die Mitte Aprils bei 15,000 Bündische und Kaiserliche versammelt. Sie standen hinter einer wohl bewehrten Leze (Gränzwall), den Rücken durch die Ill gedeckt, auf der rechten Seite schirmten den steilen Langengast, Umgehung zu hindern, dreihundert Büchsenhützen und, am Abhang aufgestellt fünfzehnhundert Tiroler Berg- oder Erzknappen, der sog. „stählerne Haufe.“ Die übrige Mannschaft, meistens aus Schwaben und Walgauern gebildet, hütete das Lager. Die treffliche, vierhundert Pferde starke Reiterei lag größtentheils weiter rückwärts am rechten Ufer mit beträchtlichen Schaaren des Fußvolks in Standquartieren. Erfahrene Führer, wie Burkhart von Rnöring, Jakob von Bodmann und Leonhard Neen von Nenzingen leiteten das Ganze. Am 20. April griffen die Eidgenossen und Graubündtner, an Zahl, wo nicht überlegen, doch gleich, den Feind, welcher durch häufige Streifzüge schädigte, mit geeinigter Kraft an. Ein erlesener Haufe von zweitausend starken und gewandten Urkantönlern unter dem Befehl des Urners Heinrich Wölleb erstieg in der Nacht auf Seiten- und Fußwegen, welche ein ortskundiger Verräther aus Schams zeigte, den Langengast, drängte zuerst den Schützenposten, darauf die „stählerne Schaar“ der Bergknappen zurück. Es fiel „Stich um Stich, Streich um Streich“, bis die Ueberzahl durchbrach, die Flüchtigen den Berg hinabbrängte und dem mittlerweile vorgerückten Gewalthaufen entgegentrieb; nur zweihundert entkamen. Bei dem Sturm auf die Schanze gegenüber dem Langengast fiel Wölleb. Er drückte, melden Einige, mit starker Faust durch vorgestreckten Speer etliche Glieder des Feindes darnieder und öffnete dadurch den Seinigen eine Gasse, nach Andern verwundete ihn, was glaublicher bleibt, tödtlich eine Geschützkuugel. So viel ist gewiß, vor und hinter der Leze entbrannte ein heißes Handgemenge, welches sich hauptsächlich deshalb gegen die Deutschen entschied, weil die Reiterei theils aus Scheu, theils aus geheimer Schadenfreude keine Hülfe leistete, sondern ruhig zuschaute. So blieben bei

2,000 auf der Wahlstatt, bei tausend in der Ill; auch die Eidgenossen büßten an achthundert Todte ein. Unfähig, den Vortheil zu verfolgen, kehrten sie nach gehöriger Brandschatzung des Walgaus über den Rhein zurück. *)

Die Tiroler aber, insonderheit die Etschländer, vergaßen den Unfall nicht. Durch fünfzehnhundert erprobte Lanzknechte verstärkt, bezogen sie, die schöne, fruchtbare, von Städtlein, Dörfern und Weilern prangende Malserebene zu decken, unweit Mals im Vintschgau bei Lantsch (Ladaina) ein verschauztes Lager, welches sich an den Schlingenberg lehnte, und unternahmen von hier aus Streifzüge in das benachbarte Engadin. Zehen Dörfer sanken in Asche, drei und dreißig angefehene Landleute wurden als Geiseln für die auferlegte Brandsteuer nach Meran abgeführt. Aehnliche Gewaltthatigkeiten geschahen auch von der andern Seite. Da beschloßen die Graubündtner, dem Unfug zu steuern, eine allgemeine Kriegsfahrt in das Vintschgau, zogen, 8,000 erlesene Landmehren stark, in das Engadin und über den Buffalora oder Fuldernberg in das Münsterthal, von hier gen Teufers auf Tiroler Gebiet unweit der feindlichen Leze (21. Mai). Viele Engadiner, selbst halbreife Jünglinge, hatten sich unterwegs dem Hauptheere angereiht, sogar Weiber, heißt es, griffen zu den Waffen. Im kaiserlichen Lager, wird berichtet, spottete man der „grauen Hunde“, wie die verhaßten Thätier hier und da bei den Etschländern und Bergknappen des Innthales hießen; auch traute mancher zu stark dem kriegerischen Ruf der gedienten Sold- oder Lanzknechte. Etliche schalten daher auf Nikolaus von Brandis, der sich am Pfingstsonntag seinen ledernen Beinharnisch schmierte. „Wenn, antwortete der gehöhnte Ritter, am Montage die mir vom Luciensteig her wohlbekannten Bündtner kommen, so geb' ich dem, der morgen seinen Beinharnisch salbt, Fett und Stiefel genug für sein Lebtag!“ — Die Bündtner kamen am Montag nicht, aber am Dienstag entwarfen sie den klug erdachten, kraftvoll ausgeführten Angriffsplan. Ihm gemäß sollte eine Abtheilung von 4,000 Mann auf weitem Umwege den Schlingenberg, welcher schwach besetzt war, ersteigen, Seiten und Rücken anfallen, auf ein gegebenes Feuer- und Fahnenzeichen hin gleichzeitig der Gewalthause von der Stirne her vorbrechen. Am 22. Mai in der Frühe, als die Nebenschaar den Schlingenberg erreicht, die Wache nie-

*) Vgl. Anshelm II, 393 fg., wo lächerlich der Verlust auf eif Mann gesetzt wird, Campell II, 174., Pirkheimer 55. und die amtlichen Berichte in den Urkunden des Schwäbischen Bundes II, 323 und 324.

bergestochen, ein weißes Banner aufgesteckt und eine Scheune angezündet hatte, blieb der Gewaltthauſe noch müſſig. So gebot es trotz des Drängens Dietrich Freuler aus Schams, der Oberbefehlshaber; er wollte die Kraft, ſagt man, möglichſt aufſparen für den letzten, entſcheidenden Augenblick. Mittlerweile war aber der kleinere Haufen in die größte Gefahr gekommen; er hatte, theils vor, theils innerhalb des Lagers die erſte und zweite Schaar des Feindes nach mannhafter Gegenwehr zurückgedrängt, dem Anprall der dritten war er nahe zu erliegen. Nur der Selbennuth Benedicts Fontana, welcher tödtlich getroffen, mit der einen Hand die hervorquellenden Gedärme zurückdrängte, mit der andern den Degen ſchwang, hielt die Wankenden aufrecht. Nachdem alſo die Schlacht vier Stunden lang geſchwankt hatte, entſchied die klug aufgeſparte Kraft des Gewaltthauſens; ſie erſtürmte von der Stirnſeite her die ſchwach vertheidigten Schanzen und rettete den weitem, faſt verlorren Haufen. Ruhig ſchauete die kaiſerliche Reiterei, am rechten Ufer aufgeſtellt, der Niederlage des tapfern Fußvolks zu; ſie deckte nicht einmal den Rückzug, welcher bald in wilde Flucht überging; im Gedränge des Menſchenküuels brach die Brücke bei Lantsch und Glurns zuſammen; mehre Hunderte ertranften. In dieſer heißen Lagerschlacht verlor jeder Theil in runder Zahl etwa dreitauſend Tödt; wie viele wund wurden, bleibt unbekannt. *) Dadurch wohl erbittert und neben der reichen Lagerbeute an Fahnen, Geſchützen, Büchſen und ſonſtigen Waffen auf weitem Raubgewinnſt gerichtet, durchzogen die Sieger ſiegend und plündernd einen großen Theil des Etschthales, verbrannten die Städte Mals und Glurns, die Dörfer Lantsch, Teufers, Burgeis, Schlандers, Prad, Schangels, Urs, die Bäder von Spanduna und kehrten dann nach dreitägiger Raſt auf dem Schlachtfelde in die Heimath zurück. Wie weit auf der andern Seite Haß und Rachgier gingen, erhellet theils aus dem zu Meran durch flüchtige Soldknechte vollzogenen Geiſelnmord, theils aus dem Eifer, mit welchem die Tiroler den von Maximilian gebotenen Einfall in das Engadin aufnahmen und unterſtützten (8—20. Brachmonat). Bei fünfzehntauſend Fußknechte, etliche leichte Geſchütze und Reiſige führten den eben ſo beſchwerlichen als gefahrvollen Gebirgszug aus. Der Gewaltthauſe drang aus dem Glurnſer- und Münſterthal

*) Vgl. über die Malſerſchlacht Anſhelm II, 393 fg. Pirheimer II, 65. Campell II, 181 fg. Fölſli im Schweizeriſchen Muſeum 1787. I, 637 fg. und Urkunden des Schwäbiſchen Bundes II, 338 und 340. Den Oberbefehl hatte bei den Kaiſerlichen Ulrich von Habsberg.

längs dem nördlichen Abhang des Wormser Fochs vor. Eine Nebenschaar, zum Theil aus Mailändischen Kriegern Sforza's gebildet, überstieg von Bellin aus durch das Thal Livigno den Paß Casanna. Brand, Raub und Mord bezeichneten überall die Richtung der wilden Banden, welchen die Eingebornen bald durch offenen Widerstand, bald durch freiwilliges Anzünden der Dörfer und Weiler eine harte Geduldsprobe bereiteten. „Hunger und Elend wurden, wie sich der Oesterreichische Ehrenspiegel ausdrückt, die Schlafgesellen der Knechte.“ Viele Hunderte sanken vor Erschöpfung um; denn man mußte oft auf rauhen, steilen Wegen, selbst durch Schneefelder einherziehen, überall von dem grimmen, wachsamem Feind beobachtet und in günstiger Stunde angefallen. Nur die kaltblütige Umsicht der Befehlshaber, unter denen sich auch Pirckheimer aus Nürnberg befand, hinderte den völligen Untergang. Erschöpft und zuchtlos gingen die stark gelichteten Schaaren, sobald sie den Tiroler Boden erreicht hatten, meistens auseinander. Jeder suchte auf seine Hand nach Lebensmitteln; der Lagerzucht gedachten bei dem entsetzlichen Drangsal nur wenige. Ihrerseits trachteten die Bündtner und Engadiner durch neue Raub- und Brandfahrten in den Vintschgau Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Schon wollte der Kaiser, überall vom Mißgeschick und Ungehorsam bedrängt, billigem Frieden Gehör geben, als ihn der Adel und der Aberglaube noch einmal wider die Eidgenossenschaft aufstachelten. Der Glückstern, sagten die Astrologen aus, sei bereits am Himmelszelt aufgegangen und werde nächstens dem Auge sichtbar werden. Sofort erwachte neue Hoffnung; man beschloß, von drei Seiten her anzugreifen; ein Haufe sollte von Konstanz aus den Thurgau und das Rheinthal bedrohen, ein anderer von Nordwesten, dem Elsaß, Surt- und Breisgau, Basel vorbei in die Schweiz einbrechen, die dritte Schaar endlich Graubünden anfallen. Dieser Plan, bei größerer Ordnung und Zucht ausführbar, scheiterte an der Zwietracht und Zügellosigkeit. Denn als am 15. Heumonath das Reichsaufgebot, bei 20,000 Mann stark, aus Konstanz dem nahen Feind entgegenzog, riethen plötzlich Fürsten und Herrn, vom Feldstreit gegen die „harten Bauern“ abzustehen; die einen thaten es aus Feigheit, die andern, namentlich städtische Befehlshaber, aus Neid und Haß gegen den Adel. Zornig ritt Maximilian davon, thatenlos kehrte das Heer nach kurzem Geplänkel in die Stadt zurück. Man wartete hier mit Spannung auf den Ausgang des nordwestlichen, wider Solothurn und Bern gerichteten Einbruchs. Gewarnt kamen ihm die Eidgenossen, zumeist neben den Genannten Zuger, Lucerner und Züricher, durch eine behende, mu-

thige That zuvor. Sie überfielen am Abend des 22. Heumonats das kaiserliche, vor Dornach an der Birs sorglos gelagerte Heer und sprengten es nach einem hartnäckigen Kampf auseinander. Durch Muth und Waffenfertigkeit zeichneten sich die Burgundische oder Wallonische Reitergarde und das Geldrische, lange schon berühmte Fußvolk aus. Mit genauer Noth, durch Nacht und Unordnung begünstigt, errangen die Schweizer den Sieg. Graf Heinrich von Fürstenberg, der Oberfeldherr, zahlte die hochfärtige Nachlässigkeit, des Unglücks Wurzel, mit dem Tode. Neben ihm fielen der Graf von Bitsch, der letzte Freiherr von Kastelwart und viele andere des Adels. Der Gesamtverlust wird von den höchsten Berichten auf dreitausend, von den niedrigsten auf viertheilbhundert gesetzt*). Nicht viel weniger blühten die Eidgenossen ein, welche nach dem ersten glücklichen Anlauf eine hartnäckige Gegenwehr bei Urlesheim gefunden hatten. Hier kämpften die Wälsche Leibwache und der Geldrische Haufen mit ausgezeichnete Tapferkeit. Erst beim Anbruch der Nacht erfolgte der Rückzug, welchen der abgemattete Sieger nicht weiter führte.

Der Kaiser empfing die erste, übertreibende Trauerkunde zu Lindau mit so tiefem Schmerz, daß er sich bis auf den Abend einschloß und Niemanden vorließ. Bald jedoch, als wohl mildernde Nachrichten kamen, stellten sich auch die gewöhnliche Seelenruhe und Heiterkeit wieder ein. Maximilian erschien an der Abendtafel, beschaute darnach den gestirnten Himmel und sprach viel von der Sterne Art und Wesen, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Am folgenden Tage gab er sogar bei der Ueberfahrt nach Konstanz dem Geheimschreiber Treitsauerwein allerlei Lebensdenkwürdigkeiten in die Feder und fragte dann selbstgefällig den Nürnberger Rathsherrn, Obrist Pirckheimer, wie ihm das Reiterlatein gefalle. — Alle Gedanken standen fortan auf Frieden, welchen überdies die Gefahr, Noth und Flucht des Schwagers, Herzogs Ludwig von Mailand, fast unabweisbar machten. Denn die Besitzergreifung des Lombardischen Reichslehens durch Franzosen widerstrebte eben so sehr der Würde, als Sicherheit Deutschlands und Habsburgs. Daneben sackelte der Schwäbische Adel, durch das Unglück gewizigt, nicht mehr

*) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 367., wo Ungelter an Eßlingen schreibt: „Der König sei mit der Städte Ruchten von Lindau wieder gen Konstanz gekommen, und habe angezeigt, daß er wegen des Vorfalles im Sontgau, da Graf Heinrich von Fürstenberg und andere erschlagen worden seien, einen Anschlag im Oberland aufgegeben habe u. s. w.“

wider das grobe Bauernvolk der „Ruhmäuler“ an, indeß diese, der Kriegsdrangsale gleichfalls müde, einer billigen Sühne nicht abgeneigt waren. Ebendahin neigten sämmtliche Städte des großen Schwäbischen Bundes; sie wiesen die vom Kaiser beantragte Aufnahme des flüchtigen Mailänderfürsten als unnatürlich eben so entschieden ab, als sie die Bemühungen desselben um einen Schweizerfrieden dankbar und willig gestatteten. Dieser kam endlich trotz Französischer Gegenumtriebe in Basel am 22. Herbstmonat unter folgenden Hauptbedingungen zu Stande: „Beide Theile bleiben bei ihrem vorigen Besitz- und Rechtsstand ohne einigen Abtrag. — Schädigung des einen oder andern Theils durch Bürgerrechtsaufnahme oder Käufe ohne Vorwissen des Landesherrn ist verboten. — Mit Vergessenheit alles Geschehenen sollen Schmachworte bei Strafe an Leib und Gut unterbleiben. Bei allfälligen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft gehet innerhalb dreier Monate der gültige Spruch aus entweder von den Bischöfen in Basel und Konstanz oder vom dasigen Rath und Bürgermeister. Bürgerliche Klagen Einzelner kommen vor den ordentlichen Richter des Angeschuldigten, „und sollen beide Theile sich wechselseitig mit keinen andern, fremden Gerichten bekümmern.“ — Ueber die Ansprüche der Eidgenossen hinsichtlich des Thurgauer Land- und Blutgerichts, welches pfandweise dermalen Konstanz (s. 1417) besitzt, soll innerhalb Monatsfrist der Herzog Ludwig von Mailand schiedsrichterlich erkennen. Auf dieselbe Weise schlichtet der Bischof von Augsburg die Mißheiligkeiten zwischen Graubünden und dem Churer Bisthum einer-, der Grafschaft Tirol andererseits. — Die Gerichte im Prätigau huldigen aufs neue dem Erzhaufe als Grafen in Tirol, bleiben aber in ihrer alten Verbindung mit den Graubündnern. — Ungnade, Prozesse und Beschwerden gegen die Eidgenossen, Bundesverwandten und Angehörigen derselben werden von dem Kaiser ohne Ausnahme hiemit für niedergeschlagen erklärt.“

Ein feierliches Hochamt beschloß den Frieden, welchen hauptsächlich Galeazzo Visconti im Namen seines bedrängten Herrn, des Herzogs von Mailand, mit schweren Geldopfern zu vermitteln gewußt hatte. Die Eidgenossenschaft, welcher bald darauf der schiedsrichterliche Spruch den lange erstrebten Besitz des Thurgauer Landgerichts zuerkannte, gewann thatsächlich und rechtlich völlige Ablösung vom Reich, dessen Kammergericht und Steuern, Hauptgegenstand des Haders, unerwähnt blieben. Der Kaiser, von dieser Seite her gedeckt, konnte dagegen freier theils die innern, bereits geschilderten Reformen verfolgen, theils seinem Italienischen, vielfach verschlungenen Plan nachgehen. Für ihn gab nach dem Sturz

der Sforza die fortschreitende Eroberungspolitik des Auslandes, namentlich Frankreichs, einen weiten, verhängnißvollen Spielraum. Die Schweiz, von neuem als Waffenmacht bewährt, konnte dabei schwerlich unbetheiligt bleiben. Mehr Habgier und soldatistische Abenteuererei, denn Rechtsgefühl und kaltblütig abwägende Staatsklugheit, drängten den durch Beitritt Basels und Schaffhausens (1501) namhaft verstärkten Bund unaufhaltsam südwärts. Er trat auf Kosten der Deutschen Richtung für mehrere Jahre in den Französisch-Italienischen Romanismus ein. Die leicht mögliche, ehrenhafte Rolle, als Schild- und Schiedsrichter in dem frechen Königs- und Fürstenspiel Italien zu schirmen, wurde eben so wenig gesucht, als gefunden. Aber auch die Eroberungspolitik als Kunst des ungescheuten Zugreifens und Festhaltens fehlte den dafür zu unbehülflichen und redlichen Alpenhöfen. „Sie waren damals eher geneigt, fremden Herrn um guten Sold, denn ihrem Vaterlande unentgeltlich“, zu dienen. *)

In Deutschland fühlte man am Oberrhein und an der Elbe noch lange die Nachwehen. Der Schwäbische Bund, wiederum mit Noth auf zwölf Jahre erneuert, hatte eben so häufig Landfriedensbrüche zu strafen, als Ansprüche einzelner Städte und Landschaften auf Kriegssentenschädigung zu behandeln. Das an sich zweckmäßige, aber schwache Reichsregiment, welches bald nach seiner Einsetzung einen vorläufigen Frieden mit Frankreich eingeleitet hatte (13. Christm. 1500), wurde von dem Kaiser mißtrauisch überwacht, ja, nicht selten des Einverständnisses mit dem schlauen, mächtigen und ehrgeizigen Nachbarn beargwöhnt. Dieser sparte seinerseits nicht Geld und Anzettelnungen, um die Zerwürfnisse zwischen dem Haupt und den Gliedern zu nähren. Sogar der umsichtige, wegen seines starken Selbstgefühls und ständischen Reformplans in der auswärtigen Politik befangene Erzbischof Bertold von Mainz mußte des Kaisers Ungnade empfinden. „Wir tragen zu dir, schrieb ihm jener offen, etwas Unlust, weil seit Jahren auf den kostspieligen Reichstagen nichts fruchtbarliches gehandelt worden ist. Darum stehen der Türkenzug, das heilige Reich und die kaiserliche Krone jetzt im Verfall. Das verdanken wir dir, als dem obersten Glied am meisten;

*) Vgl. Pirckheimer II. 100, welcher wohl etwas zu scharf geurtheilt hat. „Antea alienis soliti erant militare stipendiis, in hoc vero certamine unusquisque propriis expensis in militiam exire cogebatur; quod illis videbatur durissimum, et hanc ob causam milites quotidie a signis dilabebantur et ad Gallorum fugiebant regem.“

du wolltest unsern Anträgen nicht folgen und hast nicht genugsam bedacht das Ende und die Gelegenheit der Welt, sondern dich selbst in solchem zu viel angesehen und bedacht und uns zurückgeschlagen. Doch leben wir der Hoffnung, die Sachen werden sich mit der Zeit durch Gottes Schickung noch zum Besten kehren.“*) Die Rüge war scharf, aber nicht unbegründet; denn der reformlüsterne Erzbischof lähmte allerdings die vollziehende, einheitliche Kaisermacht, ja, wies manche verführerische Anerbietungen des schlauen Franzosenkönigs nicht geradezu ab. Der geistliche Primas, hatte derselbe zugerannt, möge das Reichsregiment als immerwährender Vorsteher in Abhängigkeit behalten und dafür als Ehrenlohn und Hülfsmittel zweimal hundert tausend Kronen annehmen; man gebe sie gern aus Liebe zur Deutschen Stände- und Fürstenfreiheit. Da überdies das schwer bedrängte Landvolk zuerst in den Niederlanden unter dem Banner des „Käse und Brot“, darauf im Bruchsalischen als „Bundschuh“ bedenkliche, jedoch einstweilen leicht gestillte Unruhen versuchte (1502), so konnte das vielfach zerrissene und gelähmte Reich nach außen hin kaum einen kräftigen, nachhaltigen Schlag ausführen. Dennoch bilden die verfassungsgebenden (konstituierenden) Anläufe, welche vom Wormser Tage an geschahen, eine merkwürdige, achtbare Erscheinung. Ihr Unglück liegt nur darin, daß man aus gegenseitigem Mißtrauen weder dem Kaiser noch den Ständen ein Uebergewicht gewährte, sondern beide Träger der öffentlichen Gewalt zur Schwebe und dadurch zur Ohnmacht verurtheilte. So durfte denn, unbekümmert um des Reichs Rechte und Ansprüche, die fremde Eroberungspolitik in Italien wiederum einen Schritt vorwärts thun. Der „allerchristlichste“ König schloß unter dem Beistand und Segen der Kirche mit dem „katholischen“ Kroninhaber wider Neapel zu Granada einen förmlichen Theilungsvertrag ab (11. Wintermonat 1500). — An diesem Wendepunkt ist ein Rückblick auf die jüngsten Anstalten und Fortschritte der Spanischen Monarchie um so mehr nothwendig, je kräftiger sie sich nach einstweiliger Ordnung der Innenverhältnisse dem Auslande als diplomatisch-militärische Großmacht zuwendet. Jene boten um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kurz vor und nach dem Fall Konstantinopels den traurigsten Wirwarr dar. Menschenalter lang hatten Bürgerkriege, Thronwechsel, Empörungen der Großen wider die macht-

*) 9. Jänner 1503. S. Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 494. — Ueber die folgenden Zettelungen zwischen Ludwig XII. und dem Erzbischof s. Urkunden I, 470. S. 1502.

lose Krone das Ansehen der Gesetze gelähmt, dem wildesten Faust- und Fehderecht Vorschub geleistet, den Handel, Gewerbleiß und Freiheitsinn der Städte mitten im Aufblühen gehemmt, den Ackerbau der Landschaften durch Beutezüge und schwere Steuern gestört, den streitbaren Geist des Adels, Bürger- und Bauernthums vom Kampf mit dem Islam, welchem nur Granada und Umgegend blieben, abgelenkt und für die heillofeste Selbstvernichtung gemeiner Parteifehden entfesselt. So geschah es namentlich in dem Binnenländischen Hauptgebiet, Kastilien und Zubehör. Was hier unter der langen Regierung Johannis des Zweiten (1406—1454) und seines Günstlings Alvaro de Luna noch etwa aufrecht und geordnet blieb, fiel unter dem schwachen, verliebterlichen Sohn, Heinrich IV. (1454—1474), völlig auseinander. Der Hof wurde ein Freudenhaus, das Land eine wüste Herberge des Raubs, Mordes und Betrugs; die Ritterschaft hielt Wegelagerung auf Reisende, plünderte den Bauern, spottete hinter den Burgmauern der allfällig drohenden Gerechtigkeit. Nirgends waren Leben und Eigenthum sicher; fruchtbare Bezirke verödeten, Handel und Wandel stockten, selbst das Geld, oft verfälscht in den hundert und fünfzig Münzstätten, welche statt der fünf alten die Regierung erlaubt hatte, besaß keinen Werth mehr. Der Bürger und Landmann, unzähligemal betrogen, traute zuletzt auch dem ächten Gold und Silber nicht; er nahm, in den Beginn der Gesellschaft zurückstehend, von dem Wanderer oder Kaufmann nur Naturerzeugnisse an; wie unter den Wilden, herrschte bei den Kastilianern der Tauschhandel, der sprechendste Beweis für die aufgelöste Zucht und Sitte. Wer sich daher nicht selbst helfen konnte, war verloren; denn die Rechtspflege folgte oben, wie unten, nur den Meistbietenden. Auch die Religion besaß keinen wohlthätigen Einfluß mehr; entweder war sie der roheste Aberglaube oder diente den meistens entfittlichten Vollstreckern lediglich als Mittel der gemeinsten Leidenschaften; die Kirchenfürsten blieben darin nicht hinter den weltlichen Großen zurück. Aehnliche Gebrechen zeigte Aragonien und was ihm angehörte, namentlich Navarra, seit Jahren seiner selbstherrlichen Stellung verlustig und dabei wegen der Gränzlage bereits Ziel des Französischen Ehrgeizes. Bei dem allen war aber der volksthümliche Grundstoff gesund, mithin die Rettung aus der drohenden Herrenlosigkeit und Ohnmacht möglich. Man bedurfte der Union oder Einigung des südöstlichen und nordwestlichen Gebiets, auf welchem so lange theils gleichgültige, theils feindselige Gegensätze des Stammes und Standes abschwächend gewirkt hatten. Dieß konnte geschehen entweder durch blei-

bende Schutz- und Trutzbündnisse (Föderation) der Städte, Stände und Landschaften oder durch dauerhafte Verbindung der Krongewalt. Den ersten, freiständischen Weg machten die Eifersüchteleien, Körperschaften und Sonderbestrebungen der Völker unmöglich, die zweite, fürstliche Bahn zeichneten Gewohnheit und Bedürfniß vor. Wie hätte doch der stolze Adel, der seines Rechts und Werths bewußte Bürger, der hoffärtige Prälat und geduldige Bauer den Freistaat, die Republik, ertragen! Andererseits war es nöthig, das einigende Königthum, welches allein übrig blieb, zu stärken. Denn nur so und mit genügender Macht ausgerüstet konnte es den Eigenwillen der großen Körperschaften brechen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, den Haushalt ordnen, die zersplitterten Kräfte der Völker und Landschaften auf gemeinsame Ziele des Ehrgeizes im In- und Auslande lenken, kurz, eine Spanische Monarchie auf breiter und fester Grundlage errichten, den Großstaat als Strebepfeiler der neuen Zeit gründen. Vieles mußte dabei das Glück thun oder die von demselben abhängige, in keiner Berechnung stehende Persönlichkeit übernehmen und ausführen. Und dieß geschah hier mehr, wie anderswo, in der That. Kastilien und Aragonien erhielten ihre, der Aufgabe im Ganzen entsprechende, ebenbürtigen Vertreter, Isabella und Ferdinand, die katholischen Könige (*los reyes catolicos*). Zwischen beiden bestand eine gewisse Wahlverwandtschaft des Bluts und Alters, der Gesinnung und Denkart, des äußern Schicksals und Lebensganges. Was sich aber hemmend und abstoßend hineindrängte, gleich die mehrfachen Gegensätze und Grundzüge des Geschlechts, wie der Erziehung, am Ende dahin aus, daß die Bande der Eintracht nur desto unauflöslicher wurden. „In diesen zwei Leibern, urtheilte der Zeitgenosse Peter Martyr von Anghiera, schaltete ein Geist, eine Seele.“ *) — Der Mann war eine reine Verstandesnatur, berechnete kaltblütig, führte schonungslos und unbefürmert um die Mittel das Beschlossene aus; Begeisterung, selbst Glaubenseifer, standen ihm fern; Kunstgriffe und Listen, sogar Wortbruch und Rechtsceingriff, wurden nicht verschmäht, um der ritterlichen Kühnheit die Wege zu bahnen, ihrem Mangel an Verbedacht abzuhefeln. In dem Weibe wirkten bei gleichem Ehrgeiz mehr die angeborne Gemüthsmilde und prüfende Besonnenheit, getragen von unerschütterlicher Bekenntnißtreue und eben

*) „Haec duo sunt corpora, quae unica mente, unico spiritu gubernantur.“

deßhalb um ihrer selbst willen des unduldsamsten Religionshasses, der Glaubensschwärmerei fähig. Dafür hatte überdieß die straffe, fast klösterliche Erziehung unter Aufsicht ihrer streng katholischen Mutter, Isabella von Portugal, einen Grund gelegt, welchen keine spätere Erfahrung zu schwächen vermochte. Umsonst arbeiteten etwa dawider die vom Drang zur Wissenschaft empfohlenen, durch Fleiß und Umgang erworbenen Kenntnisse der vielseitigsten, gründlichsten Art. Die Jugendeindrücke, durch das Priestergebot und Beichtstuhlgelübde verschärft, blieben in ungeminderter Kraft und Frische. Beiden Fürsten fehlte lange die Aussicht auf Thronnachfolge. Der Aragonier, Sohn Johannis des Zweiten von Navarra und Aragonien, gewann sie erst nach dem gewaltthätigen Ende seines Halbbruders Karl (Karlos). Der Kastilianerin mußten eben so der Bürgerkrieg und Hintritt des jüngern Bruders Alphons den Weg zur Mitregentschaft und Nachfolge des ältern bahnen (1468). Dieser, König Heinrich IV. oder der Schwächling, suchte umsonst die vom Staatswohl und Herzensdrang gebotene Ehe mit dem Aragonischen, achtzehnjährigen Thronerben durch Ränke zu hemmen (1469), dann durch Waffengewalt zu lösen. Die Küstigkeit der jugendlichen Gatten siegte mit leichter Mühe über das gebrechliche, daneben lasterhafte, schuldbeladene Alter. Dasselbe begegnete, als nach dem Tode Heinrichs (1474) ein Theil des heimischen Adels und der abenteuerliche König Alphons V. von Portugal einen mehrjährigen Erbfolgekrieg hervorriefen. Der Friede von Alcantara, Folge des entscheidenden Sieges bei Toro (1479), beseitigte auch diese Gefahr. Eben so glücklich wurde eine drohende Verwicklung des innern Staatsrechts gelöst, der Anspruch des Kastilianischen und Aragonischen Nationalstolzes in Betreff der königlichen Stellung durch schiedsrichterliches Urtheil ausgeglichen. Ihm gemäß sollte zwar die Hoheit in Kastilien nach herkömmlichem Brauch der alleinigen Tochter und Erbin Johannis II. zustehen, jedoch thatsächlich dahin beschränkt bleiben, daß im Siegel die vereinigten Wappen beider Reiche, auf den Münzen die Bildnisse beider Könige erschienen, alle obrigkeitlichen Anstellungen und Kirchenämter in ihrem Namen verliehen, alle Bekanntmachungen und Freiheitsbriefe mit ihren Unterschriften ausgefertigt, Recht und Gerichtsbarkeit von ihnen und in ihrer Vollmacht ausgeübt werden sollten. Dagegen durften die Befehlshaber an den festen Plätzen nur der Königin huldigen, die den Staatsschatz betreffenden Ernennungen von ihr allein ausgehen und eben so die auf den Staatsschatz bezüglichen Erlasse (1475). — Da nun etliche Jahre später (1479) Ferdinand durch den Tod des alten, ritterlich tapfern Vaters, Johann, die Nachfolge im noth-

dürftig beruhigten Erbreiche Aragonien gewann: so besaßen jetzt beide Könige hinlänglichen Spielraum für die Verfolgung ihrer gemeinsamen und besonderen Pläne. Jene hatten ihren Mittelpunkt in dem geordneten Gang der Rechtspflege und des Landfriedens als den unerläßlichen Bedingungen der Union, diese oder die Bedürfnisse des getrennten Regimentsfreies gingen von den Geboten des landschaftlich-nationalen Wesens und Charakters aus. Der freiheitsstolze, dem entwickelten Bürger- und Städtethum neben der Ritterschaft folgsame Aragonier setzte dem angestrebten Wachsthum der Krongewalt einen zähen, oft erfolgreichen Widerstand entgegen und drängte dabei, durch Handelsvortheile und Abenteuer gereizt, ungestüm nach der Fremde hin, welche schon lange durch die Verschlebung in Siciliens und Neapels Geschichte zu erobernden Heerfahrten angelockt hatte. Die unruhige, ehrgeizige und schlaue berechnende Natur Ferdinands leistete dem thatenlüsternen, gleichsam überseeischen Drang der Nation im geeigneten Augenblick willig Vorschub, ja, beutete ihn förmlich aus. Der -ernste, ahnen- und heimatstolze Kastilianer besaß diesen Trieb und Zug nach der Fremde von vorne herein nicht. Gewissermaßen binnenländisch und bisher ohne ausgedehnte Küsten, verschmähte er die Gewinnste des Seehandels und entlegenen Abenteuers; ihm genügte Ackerbau, heimische und muselmanische Fehde. Im Kampfe mit den Feinden des Vaterlandes und christlichen Glaubens hatte er von den rauhen Gebirgen Asturiens an bis zu den lachenden Gärten Andalusiens herab meistens die Jahrhunderte seines Bestandes vollbracht und einen religiös-kriegerischen Geist eingefogen, welcher ihn zu den außerordentlichsten Anstrengungen des Glaubenseifers nach seinen Licht- und Schattenseiten befähigte. Weniger kümmerte er sich dabei um die Erhaltung und das Wachsthum bürgerlich-ständischer Rechtsame und Freiheiten, wie sie auch hier in den Cortes nach den Gliederungen des Adels, der Städte und Prälaten niedergelegt waren. Die beiden, vielfach verschiedenen und wiederum übereinstimmenden Volksthümlichkeiten Kastiliens und Aragoniens innerhalb der gegebenen Gränzen als Gesamtstaat bleibend zu einigen, war eine Hauptaufgabe der neuen, gemeinschaftlichen Regierung. Die Königin, eben so klug, als großmüthig, so milde im Siege, als unerschütterlich und kühn gegenüber Gefahren und Hemmnissen, leuchtete meistens mit ihrem Beispiele voran. Der Ehrgeiz ging in der Regel nicht über die Innenverhältnisse hinaus. Diese durch diplomatisch-militärische Mittel als erobernde Macht in das Ausland hineinzuziehen, war mehr die Zielscheibe des kaltblütig berechnenden, unaufhörlich vorwärts gestachelten Gemahls. Die möglichste Hebung der Krongewalt und

von ihr geschaffenen Centralmonarchie blieb dabei weder dem einen noch andern Theil fremd; jedoch achtete das Weib mehr, als der Mann, die verbrieften Freiheiten und Befugnisse der Stände. Für den Vollzug des Reformplans nach den bezeichneten Ausgangs- und Zielpunkten dienten hauptsächlich folgende, zunächst auf Kastilien bezügliche Mittel.

Erstens wurde in Betreff der Staatsverwaltung die geschändete Rechtspflege ihrer Würde und Unabhängigkeit zurückgegeben, kein Ansehen der Personen, des Standes, Berufs und Vermögens beachtet, der Reiche und Arme, der Adelige, Geistliche, Bürger und Bauer dem gleichen, unbiegamen Gesetz gegenübergestellt, der Verbrecher mit schonungsloser Strenge aufgesucht, ergriffen und bestraft. Die Königin ging dabei den bisher gelähmten, eingeschüchterten Behörden mit ihrem Beispiel voran. Sie saß nicht nur nach altem Brauch, von den Räthen umgeben, öffentlich zu Recht, sondern griff auch, so zu sagen, eigenhändig auf flüchtig gewonnene Missethäter. Sie dämpfte einen Gefahr drohenden Aufruhr in Segovia durch ihr plötzliches Erscheinen (1476). Sie ritt inmitten des Regens dem Sohn des Großadmirals von Kastilien gen Simancas nach und ruhte nicht eher, bis der junge Verbrecher, Don Fedrique, (Friedrich) ausgeliefert und bestraft war. Sie verschmähte die angetragene Geldbuße von vierzigtausend Gold=Doblas und überlieferte den steinreichen Besitzer, einen Galizischen Ritter, dem gebührlchen Tode, wie ihn das Gesetz für Tödschlag forderte. Um aber die neue Landfriedensordnung gegenüber dem Faust- u. Fehderecht des Adels zu behaupten, bedurfte man eines stets schlagfertigen, waffenbereiten Armes. Diesen lieferte die s. g. heilige Bruderschaft oder Santa Hermandad. Ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich auf Diebstahl, Raub zu Stadt und Land, Einbruch, Nothzucht, Widerseßlichkeit gegen obrigkeitliche Verfügungen; eine stehende Soldmannschaft von Reitern und Fußknechten, zu deren Unterhalt je hundert Hausväter jährlich 18,000 Maravedis steuerten, vollzog die Urtheile. Eine oberste Junta, von Abgeordneten der beigetretenen Städte gebildet, mit vielen landschaftlichen und örtlichen Ausschüssen führte die Aufsicht und leitete die Gesetzgebung. Diese war strenge und unnachsichtlich. Die geringste Entwendung strafte man mit Hieben, dem Verlust eines Gliedes, selbst des Lebens. Zum Tode Verurtheilte wurden mit Pfeilen erschossen. — Die Hermandad, anfangs nur in Kastilien (s. 1476.), später auch in Aragonien wirksam, erreichte vollkommen ihren Zweck, stellte durch eiserne Zucht und militärisch-polizeiliche Ordnung Sicherheit des Lebens und Eigenthums wieder her, verschonte die Wegelagerer, brach die Burgen der Raubritter, bahnte den Weg zur

Rückkehr des Ackerbaues, Verkehrs und Gewerbsleißes, steigerte das erschlafte Ansehen der Geseze und ihres obersten Wächters, des Königthums. Dasselbe wurde zweitens gefördert durch die allmälige Uebernahme des Großmeisterthums von St. Jago, Calatrava und Alfanzara, jener mächtigen, geistlichen Ritterorden, welche bisher nicht selten einen Staat im Staate gebildet und der Krone Trotz geboten hatten. Seitdem aber diese die Vorsteherschaft gewann (1477—1489), verloren die Orden an Selbstgefühl und Eintracht, legten halb gezwungen, halb freiwillig ihre Güter und Mannschaften, selbst das Schicksal ihrer Familien und Standesstimmen (Cortesvoten) zu den Füßen des Throns nieder.

Die dritte, mächtige Handhabe desselben lag in dem verhängnißvollen Glaubensgericht, der s. g. neuern Inquisition. Sie hatte mit der älttern die wirkliche oder scheinbare Reinigung und Einheit der römisch-katholischen Kirche gemeinsam, nahm aber von vorne herein eine politisch-nationale Kraft und Richtung in sich auf. Hatte man früher bei den Regerverfolgungen durch Gericht und Schwert, z. B. in den Albigenserkriegen, keinem Volksthum und Stammesverhältniß nachgefragt, so wurde jetzt die Geschlossenheit der Spanisch-christlichen Nation in den Vordergrund und auf gleiche Linie mit der Bekenntnißlehre, dem Dogma, gestellt. Löste sich natürlich der Staat dabei nicht ab von der Kirche, so behauptete er doch größtentheils die unabhängige Untersuchung des gemischten oder halb weltlichen, halb geistlichen Gegenstandes und den vollen Gewinnst der Strafgeelder; letztere aber, auf bewegliches und unbewegliches Gut des Verurtheilten bezüglich, bildeten allmälig für den Kronsedel eine namhafte Quelle des Einkommens, welchem es weder an verführerischem Reiz noch gewandter Behandlung fehlte. Mochte man anfangs immerhin nur blicken auf den Hebel der kirchlich-religiösen und nationalen Einheit, so traten doch bald neben dem Glaubens- und Stammeseifer die haushälterischen und polizeilich-politischen Kräfte als mächtige Triebfedern der neuen Anstalt hervor. Dafür zeugt schon die nächste Veranlassung und Wirksamkeit, welche sich gegen die Juden richtete. Dieses merkwürdige Völkerbruchstück, eben so zähe, als biegsam, so rührig, als gewinnflüchtig, blieb auch auf der Pyrenäischen Halbinsel trotz der Jahrhunderte dauernden Ansiedlung ein unstäter, weltbürgerlicher Fremdling; es klebte der zehrenden Flechte gleich am Leibe der christlichen Bevölkerung. Müde der langen und mannichfaltigen Placereien, verrieth es die Westgothen, wenn Ort und Zeit günstig erschienen, an den eindringenden Araber, diesen unter ähnlichen Umständen an die wiedergeborenen Söhne des Kreuzes. Die Lösung war, keiner Fahne zu folgen und bald durch helden-

müthige Ausdauer, bald knechtische Fügsamkeit Glauben, Sprache, Sitte der Väter nach bestem Vermögen zu retten. Daher legte man sich bei den häufigen Zermürnungen und Kriegen der Fürsten und Völker meistens auf die Lauer, wartete den Ausgang ab und schloß sich dem jeweiligen Stärksten an. Man erstrebte nicht Ehre durch Blut, sondern Macht durch Gut, man fand sogar kein Bedenken, nöthigenfalls bei steigender Verfolgung massenhaft die Scheintaufe anzunehmen, wie das in Kastilien seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts häufig geschah. Dadurch wurden Christen- und Judenthum auf gleiche Weise bedroht und verdorben. Es entstanden Mischehen und Mischgeschlechter voll von Spannungen, Widersprüchen, Heuchelei und Lüge. Eine Art „Industrieritterschaft,“ feindselig dem Geiste des bisherigen Mittelalters und Glaubens, drohete aufzugehen, den beginnenden Strom der nationalen Einigung zu hemmen. Denn der vorherrschende Ruf nach Geld und Gut kümmerte sich eben so wenig um den Kampf mit dem Islam, als um die Lösung der ständischen und landschaftlichen Zermürnungen und Fehden. Dazu kam, daß bekehrte wie unbekehrte Juden seit Menschenaltern in allen Fragen des Handels und Verkehrs, in vielen der Wissenschaft und Kunst obenan standen und entschieden; denn sie pachteten und verwalteten in der Regel die königlichen Einkünfte, liehen Geld aus zu zwölf, hundert und mehr Procenten, kauften sich Stadtraths- und andere Stellen, welche nicht selten mit dem Stolz des Emporkömmlings bekleidet wurden, plagten den gemeinen, armen Mann durch Wucher und Hochmuth, gewannen daneben als Aerzte, Apotheker, Sprach-, Geschichts- und Weisheitskundige ein vielfach verdientes, zum Wetteifer spornendes Ansehen bei den Königen und Großen. Was dem Allen aber wiederum Abbruch thun mußte, war der Mangel an vaterländischer Gesinnung und Tugend, an ritterlicher Ehrenhaftigkeit. Wie konnte auch diese bei einem rein weltbürgerlichen, nur den „materiellen Interessen“ dienstbaren Geschlecht wurzeln, keimen und blühen! Dasselbe stieß dagegen das untere christliche Volk hauptsächlich ab durch Geldstolz, Wuchergeist und — Kleiderprunk. Denn nichts beleidigt die Eitelkeit der Frauen und Nationen mehr, als der in Sinne und Augen fallende Hochmuth. Durch Farben bezeichnet man die Abstufungen des Volksthum und der Gesellschaft. Endlich wirkte für den Bruch zwischen alten und neuen d. i. Jüdischen Christen die theils geheime, theils offene Parteinahme, welche letztere im Erbfolgekrieg zu Gunsten Portugals wider Isabella und Kastilien gezeigt hatten. Der Haß, hier und da auch durch Kanzel und Weichstuhl angeregt, überschritt deshalb bald alle Schranken, warf in blinder Leidenschaft Wahres und Falsches durch einander. Die

verwünschten Israeliten, hieß es, seien von Gott gezeichnet; sie hätten am Rücken einen Schwanz und röchen übel; ihnen sei auch nach geschehener Taufe nichts Heiliges ehrwürdig; sie lästerten den Heiland, peitschten den Gefreuzigten, beschimpften das Marienbildniß, raubten und marterten Christenkinder, an welchen das ganze Geheimniß der Leiden Jesu erneuert werde, hielten keine Ostern und Fasten nach den Vorschriften der Kirche, seien mit einem Wort nur Scheinchristen und um nichts besser, als die ungetauften Glaubensgenossen. Das unverbesserliche Geschlecht, schlau und ehrgeizig, besitze in den Städten die einträglichsten Aemter, lebe, Hände- arbeit und Handwerk verschmähend, nur vom Handel und Wucher und rechne es sich als Verdienst an, die Christen oder die neuen Aegypten zu betrügen und zu bestehlen. — Dem Uebel müsse endlich gesteuert und die Wurzel abgeschnitten werden; nur das heilige Amt, die Inquisition, könne helfen. — Diesen Namen und Weg bezeichneten zuerst Alphons von Njeda, Dominikaner und Prior des St. Paulsklosters zu Sevilla, Diego de Merlo, Gerichtsbesitzer daselbst und Nikolaus Franco, päpstlicher Nuntius. Die Könige blieben nicht unempfindlich für den Ausdruck der öffentlichen Meinung. Ferdinand mochte dabei an den politisch-finanziellen Gewinnst, Isabella an die Verherrlichung des Glaubens denken, wie sie es schon in den Tagen der Machtlosigkeit ihrem Beichtvater, Thomas de Torquemada, angelobt hatte. Auch Sixt IV, demnach um Bevollmächtigung ersucht, zauderte nicht lange; er gewährte in einer Bulle vom 1. Wintermonat 1478 Befugniß, für die Entdeckung und Unterdrückung der Ketzerei und des Abfalls zwei oder drei geistliche Inquisitoren anzustellen. Man zögerte jedoch mit dem Vollzug, versuchte durch den Erzbischof von Sevilla und Kardinal Spaniens, Peter von Mendoza, Belehrung und andere friedliche Heilmittel. Als das aber fruchtlos blieb, ein schwärmerischer Jude sogar durch Wort und Flugschriften wider Christenthum und Regierung eiferte, da erfolgte der erste entscheidende Schritt. Ein königlicher Befehl nämlich ernannte die Predigermönche Michael Morillo und Johann von St. Martin zu Inquisitoren in Sevilla für ganz Andalusien, gesellte ihnen zwei andere Geistliche bei, den einen als Gehülfen (Assessor), den andern als Schatzmeister (Fiskal) und gebot den Obrigkeiten, jedwede Hilfe und Handbietung zu leisten (17. Herbstmonat 1480). Der neue Gerichtshof, anfangs im Paulskloster, darauf in der festen Burg Triano außerhalb der eigentlichen Stadt sesshaft, begann seine Thätigkeit mit einem s. g. Gnadenerlaß, in welchem die Abtrünnigen und Irrgläubigen des gesammten Reichs aufgefordert wurden, sich innerhalb bestimmter Frist als Reumüthige zu melden, wo nicht, die strengste Ahndung des Gesetzes

zu gewärtigen. Bei siebenzehntausend Männer und Weiber gehorchten der Ladung und empfingen nach geschehenem Bekenntniß ihrer Schuld als f. g. „Versöhnte“ in mehreren Abstufungen Gnade, theils durch Geldbußen, theils durch längere oder kürzere Haft, bisweilen auch bürgerlichen Tod bestraft.

Bald ging man weiter. Ein zweiter Befehl verordnete nach Ablauf der gestellten Frist die Angabe und Aufgreifung der des Judenthums und Ketzenthums Schuldigen oder Verdächtigen, alles gegenüber den Ungehorsamen bei Strafe des großen Kirchenbanns. Fortan wuchs die Zahl der Auflagen, für welche überdies kein Name veröffentlicht wurde, der gerichtlichen Untersuchungen und meistens auf den Feuertod lautenden Urtheile. Innerhalb des laufenden Jahres 1481 bestiegen an zweitausend Personen das hohe Steingerüste, dessen Ecken die gipsenen Bildsäulen von vier Propheten schmückten, und hauchten hier ihr Leben in den Flammen des Scheiterhaufens (*quemadero*) aus. Der Schrecken dieser ersten Glaubenshandlungen (*autos da fé*), mit weltlichem Gepränge verbunden, wirkte so stark, daß Tausende der bedroheten Juden gen Granada, Portugal, Deutschland, Italien flohen, vier bis fünftausend Häuser allein in Andalusien leer standen, ungeheure Güter, oft Frucht des Wuchers, dem Kronschatz anheimfielen und wesentlich für die glückliche Führung des inzwischen entbrannten Maurenkrieges wirkten. Mit diesem gehet überhaupt zunächst die Inquisition Hand in Hand; sie sucht und findet in der Regel anfangs nur Schein-Christen und Schein-Spanier ausländischen, Jüdisch-Arabischen Geblüts und Wesens. Auf national-kirchliche Einigung als Zweck gerichtet und in dem Gebrauch der Mittel durch keine Rücksicht auf Milde und Menschenfreundlichkeit beschränkt, will sie an dem furchtbaren Wendepunkt der Entscheidung das Volk weniger bilden und geistig-sittlich erziehen, denn abhärten wider den jeweiligen gefährlichsten Feind, nämlich die Halbheiten, Mischungen (Fusionen), Verräthereien am Glauben und Vaterland. Bald wurde daher auch der dämonischen, gegenüber den Verhältnissen nothwendigen und naturwüchsigen Gewalt eine gegliederte Concentration und Ordnung zu Theil. Der Papst ernannte nämlich den bisherigen Prior des Dominikanerklosters zum heiligen Kreuz in Segovia, Bruder Thomas de Torquemada, zur Würde und Stelle des Großinquisitors von Kastilien und Aragonien mit der unbeschränkten Vollmacht, eine neue Verfassung für das heilige Amt zu stiften. (2. August 1483). Der Erwählte, überaus thätig und gewandt, eine sittenstrenge, für seinen Beruf schwärmerisch eifrige Persönlichkeit, wählte sofort zwei rechtskundige Beisitzer, Johann Gutierrez de Chaves und Tristan de Me-

dina, setzte vier Untergerichtshöfe in Sevilla, Cordova, Jaen und Ciudad Real, später Toledo, nieder und trat mit Beihülfe seiner Amtsgenossen auf dem Rathstage (Junta) zu Sevilla als der eigentliche Ordner und Gesetzgeber des heiligen Gerichtes auf. (1484) Dasselbe bekam hier in acht und zwanzig Hauptstücken seine bindenden Vorschriften (instrucciones), welche trotz späterer Zusätze der Grundstock der furchtbaren, weltgeschichtlichen Anstalt bildeten. Der einzelne, nach Umständen in jedem Bezirk zu errichtende Gerichtshof sollte zwei Inquisitoren enthalten, „Gelehrte von gutem Rufe und Gewissen,“ einen Alguacil (Aufseher), Fiscal, Arzt, Einnehmer, mehre Notare, Boten und Thürhüter (Kerkermeister), kein Beamter und Diener bei Strafe des Kirchenbanns, der Absetzung und entsprechender Geldbusse Geschenke oder Sporteln annehmen, „dieweil der König allen die billige Befoldung zahlen lasse und den Pflichtgetreuen noch andere Belohnungen im Verlauf der Zeit vorbehalte.“ Verschwiegenheit und Eintracht fordere die Würde des Amtes, welchem Königs- und Herrenlande ohne Widerrede geöffnet seien. Die Zeugen, auf deren Aussage der Hauptbeweis ruhe, solle man gewissenhaft prüfen, „ob sie auch wohl aus Haß, Uebelwollen oder Bestechung handelten,“ sie deßhalb mit größter Sorgfalt ausforschen, und durch andere Zeugen über ihren Umgang, ihren Ruf und ihr Gewissen Erkundigungen einziehen. „Dieß sei um so nothwendiger, je fester der Grundsatz stehe, die Aussage zwar sorgfältig aufzuzeichnen, den Namen des Urhebers aber dem Angeklagten in keinem Falle zu enthüllen. — Die Ueberweisung erfolge durch Aussagen, Fragen und Schlüsse des Richters, endlich Geständniß, sei es mit oder ohne Folter. — Es gebe zwei Arten der Schuldigen, welche man daher auch verschieden zu bestrafen habe. Während der Gnadenfrist nämlich, welche dreißig bis vierzig Tage lang der feierlich in einem Bezirk angekündigten Inquisition vorangehe, könne der Kenige sich melden, seinen Irrthum oder Abfall förmlich abschwören und als Verfühnter (reconciliado) in den Schooß der heiligen Kirche und katholischen Religion zurückkehren. Zwar verwirke er sodann aus Gnade nicht Leben, Freiheit und Eigenthum, büße aber von den beiden letzten Gütern immerhin je nach dem Grade der schuldigen Sühne und Genugthuung etwas ein. Er müsse nicht nur Theile des Vermögens als Almosen oder Beitrag zu den Kosten des Kriegs mit den Ungläubigen hergeben, sondern auch auf gewisse Berufsweige und Ehrenrechte verzichten. Leute dieses Schlags dürften, „weil sie von Rechts wegen ehrlos seien, weder Staatsämter noch Pfründen genießen, weder Procuratoren, noch Pächter, Apotheker, Specereihändler, Aerzte, Wundärzte, Aderlasser und Mäkler (cor-

redores) werden. Sie sollten nicht tragen, noch tragen dürfen weder Gold noch Silber, Korallen, Perlen, Edelsteine und andere Sachen; sie sollen keine Kleider von Seide oder Camelot anlegen, auch nichts davon an ihrem Gewand und Putze tragen. Auch ist ihnen verboten, zu reiten und Waffen zu führen ihr Lebelang. Den Ueberschreiter trifft die Strafe des Rückfälligen (relapso), so wie denjenigen, welcher nach seiner Ausföhnung die auferlegte Buße nicht erfüllen will, oder nicht erfüllt.“ — Wer nach Ablauf der Gnadenfrist und vor dem Beginn des Processes käme und ein unumwundenes Geständniß der Schuld machte, sollte zwar unter die Verföhlnten aufgenommen, aber durch Gütereinziehung, ewige Haft im Kerker oder eigenen Hause bestraft werden. Jedoch fand man hier bald bei anwachsender Zahl und Verlegenheit ein milderndes Auskunftsmitel. Man gründete Strasskolonien, ein schlagender Beweis für die nationale und ökonomische Triebfeder, welche neben der religiös-kirchlichen in den Ursprüngen der Inquisition und mit besonderem Bezug auf die weltbürgerlichen, „industriellen“ Juden wirkte. Diese sollten möglichst nach Raum und Geschäft beschränkt und an feste Lebensart gewöhnt werden. „Man soll, lautet die betreffende Verordnung, in den Bezirken des Gerichts an entlegenen Orten eine viereckige Einhäugung mit kleinen Häusern anlegen lassen, in welchen die Gefangenen wohnen können. Auch baue man eine kleine Kapelle, in welcher sie an gewissen Tagen die Messe hören. Dort kann Jeder sein Geschäft verrichten, um sich so viel zu verdienen, als er für seinen Unterhalt und seine Bedürfnisse nöthig hat.“ — Gefangene, welche durch Zeugen, Geständniß, auch nach Anwendung der Folter als Ketzer und Abtrünnige überführt waren, sollte der Tod, gewöhnlich auf dem Scheiterhaufen, treffen, ihr bewegliches und unbewegliches Gut nach Abzug der Gerichtskosten dem Kronseckel anheimfallen, den minderjährigen Söhnen und Töchtern aus Gnaden eine angemessene Erziehung „bei christ-katholischen Leuten oder Geistlichen zustehen.“

Mit erschreckender Folgerichtigkeit dehnte man den Begriff der Irrgläubigkeit über das Grab hinaus und gebot, daß längst Verstorbene, falls sie durch Zeugen oder anderweitige Beweise des Ketzerthums überwiesen seien, „ausgegraben, ihre Güter eingezogen und zur königlichen Kammer geschlagen, selbst von den etwa vorhandenen Söhnen und Enkeln zurückgefordert werden sollten.“ Denn der Abtrünnige und Mißgläubige habe nach altem, gültigem Kirchenrecht Leben, Freiheit, Ehre und Eigenthum verwirkt. — Uebrigens fordere es die Billigkeit, daß hier, wie bei andern Gütereinziehungen, rechtlich nachgewiesene oder anerkannte Schulden abgezogen und den Gläubigern bezahlt würden.

So gegliedert und durch den Generalinquisitor zusammengehalten, von dem weltlichen Arm aber überall unterstützt, erstarkte das neue Gericht allmählig zu einer selbstständigen und wiederum der Krone als Quelle des Gewinnstes dienstbaren Macht, welche Adel- und Bürgerthum, Weiber und Männer, Geistliche und Weltleute, Landschaften und Stände ohne Berufung an eine höhere Behörde gemach anerkannten. — Der nächste Zweck, Einigung im Glauben und Volksthum wurde in der Art erreicht, daß die widerstrebenden Kräfte Jüdisch-Arabischer Wurzel sich entweder mittelst aufrichtiger Verschmelzung beugen oder durch Tod, Kerker und Flucht dem drohenden Untergange entrinnen mußten. Was zurückblieb, sah sich ein Jahrzehent später (1492) bei der Wahl zwischen Tausch oder Heimathlosigkeit größtentheils zur massenhaften Auswanderung genöthigt, bei 150,000 Köpfe, welche fortan in England, Italien, dem Orient zerstreut, noch Jahrhunderte lang in den Nachkömmlingen mit Wehmuth auf Spanien als ein zweites Palästina und Erbe der Väter blickten. „So zieht endlich, urtheilte dagegen Peter Martyr, ein verschlagenes Volk ab, welches schlau, im Erpressen des Geldes, Gold im Geiste, Gott aber nur auf den Lippen und nach den alten Sagen verehrte.“*) Ähnlich dachte der Venetianische Gesandte Quirini. „Das Ketzergericht, schrieb er an die Obern, war mehr, als nothwendig; denn in Kastilien und andern Landschaften Spaniens rechnete man den je dritten Mann zu den Marranen**) d. h. unter den Bürgers- und Kaufleuten; denn das untere Volk und die Mehrheit der Großen (Abeligen) sind gute Christen.“***)

Spanien aber gewann, durch den national-kirchlichen Wohlfahrtsausschuß oder die Inquisition dafür besonders vorbereitet und angeleitet, mehr und mehr die Einheit des Glaubens und Volksthums, mit ihr den frischen, kühnen Aufschwung zu wissenschaftlich-künstlerischen Fortschritten und theils entdeckenden, theils erobernden Heerfahrten. Während erstere, wie sich im Einzelnen später zeigen wird, durch Christoph Colon die neue, westindische Welt fanden und öffneten (1492): demüthigten und zerstörten letztere nach einem zehnjährigen, furchtbaren Kampf das jüngste

*) Opus epistolarum. ep. 91. Vgl. Ansheim, Berner Chronik II, 111. „Und uf daß der christliche Gloub in sinem Ryck bester purer wäre, vertrib er darus ob 120,000 Marranen, gemischt Juden und Christen, mit ihr Ryb und Gut darus; doch so blib unzähl Guts dahinten; denn sie vast ryck Wucherer und Kouflüt sind.“

**) Marrano gleich cochino d. i. Schwein.

R. M.

***) Alberi, relazioni, I, 29.

muselmännische Reich auf der Pyrenäischen Halbinsel Granada, und vollendeten dadurch die Geschlossenheit der christlich=Spanischen Monarchie. Am Morgen des zweiten Janners 1492 wurde die Maurische Hauptstadt gemäß dem Uebergabevertrag von etlichen Schaaren der Sieger besetzt, auf den Thürmen des festen, prachtvollen Schlosses Alhambra die Fahnen des Kreuzes und der katholischen Könige ausgestellt, die Mäuse der Wapenherolde vernommen: „Kastilien! Kastilien! Granada für die unüberwindlichen Könige Ferdinand und Isabella!“ Da warfen sich diese, des Kreuzes ansichtig, mit dem ganzen, vor der Stadt geordneten Heere auf die Kniee und dankten unter Freudenthränen dem Himmel für den endlichen Sieg über das fremde, ungläubige Volk der Mauren. Eine gerechte Rührung mochte den letzten König derselben ergreifen, als bei dem ausbedungenen freien Abzug in die Alpujarren von einer Felsenhöhe aus sein letzter Blick auf die Stadt der Väter traf, welche sieben hundert ein und vierzig Jahre lang in dem Christenlande als Herrn geschaltet hatten. Da überkam Zoraya, die stolze, männliche Mutter des Fürsten, der Zorn. „Es stehet dir wohl an, sprach sie zu dem Sohn Abdallah, wie ein Weib, zu weinen; denn du konntest nicht nach Mannes Art Stadt und Reich vertheidigen.“ — Der Unglückliche fühlte den Stachel; er verkaufte bald darauf die vorbehaltenen Güter an den Sieger, setzte mit etlichen Getreuen nach Afrika über und fand hier in der kleinlichen Bürgerfehde eines Verwandten den ruhmlosen Tod, „statt ihn, bemerkt ein Arabischer Bericht, in der eigenen und des Volks Sache zu suchen.“ — Ihrerseits erschienen die Spanier und die katholischen Könige derselben, wie der vom Papst verliehene Ehrenname lautete, als die ältesten und jüngsten Kreuzfahrer. Sie verfolgten den Islam bis zu seinen Schlupfwinkeln jenseit der See, gaben der Inquisition eine rückwirkende, oft grausame Kraft auf die morgenländischen Trümmer in der Heimath und standen im Begriff, durch Glaubenshaß und Nationalstolz auf den Abweg der rein körperlichen, militärischen Nothheit zu gerathen, als ein sittlich=geistiger Charakter auftrat und das ähnlich geartete, höhere Gut rettete.

Diese Bestimmung fiel dem Franciskanermönch Ximenez de Cisneros zu. Er ist unter den Prälaten seines Zeitalters der Cato des Kirchen=, Ordens= und Sittengesetzes, welcher, unerbittlich strenge gegen sich, auch von Andern rücksichtslose Unterwerfung des Willens unter Zucht und Regel fordert, niemals mit den Pflichten des Gelübdes und Amtes unterhandelt, sondern gerade auf das Ziel lossteuert. Er bewältigt durch frühe und ausdauernde Uebungen den Leib und die Sinneswelt, bleibt

inmitten des Ueberflusses und Glanzes der rauhen, ärmlichen Lebensweise eines Franciskanermönches tren, ohne die finstere, beengende Menschen- und Weltansicht desselben zu theilen; denn sein Geist ist vollkommen entwickelt, eben so reich an Gedanken und schöpferischen Entwürfen, als an geduldigem Fleiß und kluger Gewandtheit des Staats- und Geschäftsmannes. Mannichfache, gründliche Kenntnisse, in der Einsamkeit und auf dem Markt des Lebens erworben, kommen ihm dabei zu Hülfe. Er ist bewandert im bürgerlichen und kirchlichen Recht, in den Sprachen und Literaturen des Griechisch-Römischen und morgenländischen Alterthums. Sein Streben geht daher nicht nur auf streng christliche Frömmigkeit und Sittenzucht, sondern auch auf Bildung und Wissenschaft; dort stehet als Zeugniß und Mittelpunkt das Kloster des erwählten Heiligen, hier die neue, eben so freigebig als umsichtig gestiftete Hochschule von Alcala de Henarez. In dem großartigen Werk der Polyglottenbibel mit Hebräischem, Griechischem und Lateinischem Text durchdringen einander frommer Sinn und Gelehrsamkeit. Als katholischer Christ hatte er einen unverkennbaren Anflug des Ritter- und Heldenmäßigen. Wo nämlich Wort und Feder nicht ausreichen, da greift der Mönch und Priester zum Schwert, entwirft Angriffs- und Schlachtpläne, wie ein dafür erzogener Feldherr, und führt sie mit der Schnelkraft und Todesverachtung des erprobten Soldaten aus. So werden Oran und andere Küstenplätze Afrika's dem Islam abgewonnen (1508), die Moslem in den Alpujarren Granada's nach unglücklichem Aufruhr zur massenhaften Taufe oder Auswanderung gezwungen (1499—1502). Das Alles und Anderes, wie die mühsame Mönchs- und Priesterreform, gelingt hauptsächlich, weil der Urheber, nur auf einen edlen Nachruhm und Ehrgeiz gerichtet, keine persönliche Selbstsucht und Eitelkeit kennt, den Eigennuz abschwört und inmitten der Macht demüthig bleibt. An Schein und Heuchelei darf man dabei schon deshalb nicht denken, weil die eigentliche Erhebung sehr spät und im bedeutend vorgerückten Alter begegnet *).

*) Man darf nicht verschweigen, daß der Fanatismus ein Haupthebel in der Handlungsweise des Franziskaner-Cardinals war. Gewaltthat und Bestechung wurden von ihm bei Befehrung der Mauren in Granada angewendet, die Arabischen Gelehrten gezwungen, um, wie er sagte, die Denkmäler maurischer Irrthümer in Spanien zu vernichten, alle Abschriften des Korans und andere Arabische Inschriften abzuliefern. Fünftausend Bände Arabischer Wissenschaft und Religion wurden mit ihren herrlichen Malereien und ihrem Gold- und Silber Schmuck auf Befehl des Förderers der Wissenschaft öffentlich verbrannt, nur medicinische Bücher geschont und in der Bibliothek der von ihm 1509 gestifteten Hochschule Alcala de Henares

Ximenez nämlich, als Sohn eines armen Ritters aus Torrelaguno in der heutigen Landschaft (Provinz) Madrid, früh für die Kirche bestimmt (geb. 1436), in Alcalá, Salamanca und Rom wissenschaftlich vorbereitet, traf anfangs nur auf Hemmnisse und Drangsale. Diese stählten aber das angeborne Kraft- und Unabhängigkeitsgefühl, welches in der freiwillig gewählten Franziskanerzelle durch Bußen, Studien und Andachtsübungen eher gesteigert, denn gemindert wurde. Es trotzte auch da den mannichfaltigen Versuchungen und Klippen, als nach dem Fall Granada's den fünf und fünfzigjährigen Mönch der wohlbegründete Ruf eines sittenreinen Wandels und gebildeten Geistes im Vertrauen der frommen, klugen Königin befestigte. Sie wählte ihn zum Beichtvater und somit auch einflußreichen Rathgeber in weltlichen Angelegenheiten. Der Lohn des treuen, heilsamen Dienstes war die nach dem heiligen Stuhl in Rom höchste Beamtung der Christenheit, das Erzbisthum Toledo und Primat Spaniens (1495). Widerstrebend und nur auf den ausdrücklichen Befehl des Papstes Alexander nahm Ximenez den priesterfürstlichen Sitz ein, welcher damals jährlich 200,000 Goldgulden (Dukaten) abwarf, vielfache Verechtigungen und Vortheile geistlicher, wie weltlicher Art besaß. Der Franciscanermönch aber blieb inmitten des Reichthums, der Macht und Pracht einfach und demüthig, trug bei festlichen Gelegenheiten unter den üblichen Prunkgewändern von Seide- und Goldstoff, wie gewöhnlich, seine raue Kutte ohne Hemd auf bloßem Leibe, duldete bei reichlich besetzter Tafel für sich nur die vorschriftsmäßigen Speisen und Getränke, schlief neben dem Pruntbett auf dem mit Stroh belegten Boden, wanderte zu Fuß, lebte mit einem Wort nach der Regel seines geistlichen Schutzherrn. Dagegen wurde alle Zeit und Kraft den umfassenden, schwierigen Berufspflichten gewidmet, bei der Stellenbesetzung nur das sittliche und wissenschaftliche Verdienst beachtet, die Unabhängigkeit des hohen bischöflichen Amtes nach oben und unten hin durch ein gleichmäßiges, unparteiliches Benehmen gewahrt, vor Allem aber im Einverständniß mit der wohlgesinnten Königin eine durchgreifende Reform der entarteten Kloster- und Weltgeistlichkeit angebahnt und vollendet. Isabella leistete dabei nicht nur Schutz, sondern auch hülfreiche Hand. So erschien sie mehrmals mit Spindel und Nähnaedel, um den

(Complutum) aufgestellt. Unter ihm als dem dritten Generalinquisitor (1507 — 1517) verbrannte man 2,536 sogenannte Ketzer lebendig, 1,368 im Bildnisse und reconciliierte 47,263. M. s. die actenmäßige Darstellung in Schröckh's Kirchengeschichte, Theil XXX, S. 515 ff. und Gieseler's Kirchengeschichte, Band II, Abtheilung 4, S. 581. R. M.

üppigen, müßiggängerischen Nonnen ein Beispiel der Arbeitsamkeit zu geben. An ihrem milden Gleichmuth prallten die Giftpfeile der Verläumdung ab, welche der Franciskanergeneral, durch die Brüder von Rom nach Spanien berufen, in einem Gespräche mit Isabelle wider den „bäurischen, unwissenden, stolzen und heuchlerischen Neuerer von Toledo“ abschleuderte. An Ort und Stand von der Königin gemahnt, antwortete der hoffärtige Priester: „Ja, Ihr seid die Königin von Kastilien, aber „wie ich“ nur eine Hand voll Staub“, stürzte aus dem Gemach und warf mit Heftigkeit die Thüre zu. Das Alles aber befestigte nur den Reformplan. Nach etlichen Jahren des heftigsten Kampfes durchgeführt, schuf er einen sittenreinen, fleißigen und wissenschaftlich befähigten Klerus, welcher in den Blüthetagen Isabellens und ihres Reichtvaters der Standesgenossenschaft in andern Ländern vielfach Vorbild sein durfte. Dafür wirkte besonders auch die von dem Erzbischof und Cardinal gestiftete Hochschule von Alcalá de Henarez (1500). Acht Jahre später eröffnet, wurde sie eine wahrhafte Leuchte der Wissenschaften und ein werththätiges Mittel für die Zügelung der erobernden Militärkraft, welche nach dem Niedergang des Islams die neue Monarchie oft ohne Beachtung des Rechts in die Fremde übertrug.

Das Hauptziel gewährte wiederum Italien, dessen früher geschilderte Wirren den rastlosen Ehrgeiz des schlauen, weniger mit Menschen, als Geld spar samen Aragoniers Ferdinand weckten. Ihm genügten nicht die kaum geeinigten und beruhigten Reichslande mit den unbegrenzten Ausichten der fortschreitenden Entdeckungs- und Heerfahrten im Indischen oder Amerikanischen Westen, nicht die Verschwägerung mit Portugal und England, wo dort König Emanuel I. oder der Große die Tochter Marie, hier Heinrich VII. Tudor Katharinen von Aragonien für den Thronerben, Arthur, Prinzen von Wales, heimgeführt hatte (1496), nicht die Befreundung mit dem Burgundisch-Habsburgischen Hause, dessen Erzherzog, Philipp, der Schöne, als Gemahl der bald einzigen Erbtochter Johanna (s. 1496) bei dem plötzlichen Tod seines Schwagers Johann, Prinzen von Asturien (1497), ziemlich gesicherte Ansprüche auf die kastilianische Thronnachsfolge gewann und dadurch den eifersüchtigen Schwiegervater mehr beunruhigte, als befriedigte. Diesen drängte überdies der neue, kriegerisch-abenteuerliche Umschwung vorwärts. Der Adel, in seiner Fehde- und Herrschlust gebrochen, fügte sich mit dem nebenbuhlerischen Bürgerthum unter den Willen der im Ganzen gerecht und billig schaltenden Krongewalt; er besaß noch wahrhaftige Rittertugenden, reges Ehr- und Selbstgefühl, kühnen Schlachten-

nuth und meisterhafte Waffenkunst, namentlich im Reitergefecht, mochte es sich nun Mann wider Mann oder in gedrängten Schaaren gestalten. Seine Führer waren aber nicht nur tüchtige Ritter, sondern auch treffliche Befehlshaber geworden. Unter ihnen ragte schon hervor Gonshalvo de Cordova, später wegen der Italienischen Thaten der große Feldherr (el gran capitán) geheißen und insonderheit dadurch berühmt geworden, daß ihm die Ausbildung eines trefflich bewaffneten und geübten Fußvolks gelang. Er gebrauchte dafür die erprobte Tiefe und Wucht der Schweizerischen und Deutschen Lanze, die Behendigkeit und stille Kraft des Spanischen kurzen Schwerts und Faustkampfes. Auch das Geschützwesen hatte sich in den letzten Maurenkriegen bedeutend vervollkommenet, hauptsächlich unter dem Meister Ramirez von Madrid und dem kunstreichen, erfunderischen Pedro Navarro. Schon kannte und übte man die Minenfüllung, sprengte durch sie für unüberwindlich gehaltene Mauern und Thürme. Das Volk war überall schlagfertig geworden. Es gehörte in den meisten Kreisen einer ziemlich geregelten Landwehr an, welche den etwa einbrechenden Feind abweisen, Zucht und Ordnung handhaben, für die regelmäßigen oder stehenden Heerhaufen durch rasche Aushebung den nöthigen Stoff liefern sollte. Wohl fehlte es nicht an stellenweisem Unfrieden; aber er verschwand gegenüber dem Ganzen, zumal die Rechte und Freiheiten der Stände (Cortes) dem Kerne nach bewahrt und geachtet, die Befugnisse der Krone nicht über Gebühr und Maß hinaus erweitert oder befestigt wurden. Dem überall regen Erwerb- und Gewinnstrieb, welcher Härte und Gewaltthat nicht schent, konnte endlich eine auswärtige Unternehmung am Sichersten Spielraum und Nahrung verschaffen, gleichzeitig den gefährlichsten Nachbarn und Nebenbuhler, Frankreich, ableiten, auf fremdem Schauplatz beschäftigen. Hier mochte sich dann später die beiderseitige Eifersucht entladen, dem Listigsten und Stärksten die Herrschaft bereiten.

Also richteten sich Spanischer und Französischer Ehrgeiz mit unerwarteter Einhelligkeit und gleichmäßigem Nachdruck auf Italien, zunächst Neapel. Der Erste schützte vor die Rechtsame des ächten Aragonischen Fürstengeschlechts, der Zweite die nicht verjährten, nur aufgeschobenen Ansprüche und Befugnisse der Anjou. Dem „Allerkatholischsten“ galt der damalige König und Sippe Friedrich als Bastard, dem „Allerchristlichsten“ als Eindringling. Geheime, aber ruchtbar gewordene Verbindungen des Bedrohten mit Bajazet, dem gefürchteten Türkenkultan, gewährten den Vorwand zu einem bisher unerhörten Benehmen politisch-militärischer Art. Am 11. Wintermonat 1500 wurde in Gra-

nada der Theilungsvertrag Neapels unterzeichnet, eine Mischung der abgeseimtesten Schlaueit und Heuchelei, welche den Rechtsbruch unter dem Mantel des christlichen Eifers und Friedenssinnes verbirgt. Spanien sollte mit voller Obergewalt (Souveränität, dominium) und Gerichtsbarkeit als erbliches Herzogthum den Süden bekommen, d. h. Kalabrien und Apulien, Frankreich unter gleichen Verhältnissen und mit dem Ehrennamen eines Königs von Neapel und Jerusalem den Norden erhalten, d. h. nebst der Hauptstadt und dem festen Gaëta die Landschaften Abruzzo und Terra di Lavoro, dazu die Hälfte des jährlich von den Schafsheerden Apuliens (der Capitanata) zu entrichtenden Hutpfennigs (Douana), welchen die Spanischen Behörden einsammeln würden. Da der Grundsatz des gleichen Antheils gelte, so müsse nach geschehener Besitzergreifung, welche Jeder in seinen Kosten bewerkstellige, der etwaige Ueberschuß des Einen oder Andern ausgeliefert werden, damit für die beiden Gebietshälften eine vollkommene Gleichheit der Einkünfte herausträte. In Betreff des heimatlichen Landesgebiets entsage Frankreich für immer allen Ansprüchen auf Roussillon und Cerdagne, dagegen Spanien auf die Grafschaft Montpellier und Zubehör. Der Vertrag bleibe übrigens zur Zeit geheim, auch die Lehenoberherrlichkeit des heiligen Stuhls vorbehalten.

Dieses, jedenfalls gewaltthätige und bis jetzt in der Art beispiellose Verfahren trachtete man durch das Vorwort vom christlich-staatsrechtlichen Standpunkt aus auf eigenthümliche Weise zu begründen und der staunenden Welt klar zu machen. „Der Krieg, hieß es, zwischen Königen und Fürsten der Christenheit sei ein wahrhaftes Unglück, Jammer und Teufelswerk; er verführe zu Frevelthaten wider Gott und die Menschheit, hinterlasse nichts, als Untergang des Guts und seiner Besitzer, Entweihung des Heiligen, Leiden, Städte- und Burgentrümmer, Wittwen und Waisen, Nothzucht von Frauen und Jungfrauen, Haß und Feindschaft, endlich, was besonders schmerze, unglückliche Seelen in der Hölle. — Zu solchen Uebeln und blutigen Zerwürfnissen christlicher Fürsten komme noch, daß der Erbfeind, der Großtürk, sich täglich verstärke, von Konstantinopel aus weiter vorbreche. Den Frieden habe der Heiland verkündigt, bei seiner Himmelfahrt als unschätzbare Erbschaft hinterlassen. Diese zu bewahren wider den Feind des katholischen Glaubens, hätten die vorerwähnten Könige auf Antrieb des heiligen Geistes ein ewiges Freundschaftsbündniß abgeschlossen, zu welchem man auch andere Herrscher andurch feierlich einlade. Da nun König Friedrich von dem Großtürken durch Briefe und Boten Hülfe begehrt habe, so sei bei der wach-

senden Gefahr kein anderes Rettungsmittel gefunden worden, als die unverweilte, redliche Theilung des Reiches Neapel *).

Papst Alexander, bald der Dritte im Bunde, säumte nicht, dem Unternehmen seinen Segen und Beistand zu verleihen. Persönlich wider den Aragonier mißgestimmt, welcher jüngst die Brautwerbung des Lieblingssohnes Cäsar Borgia zurückgewiesen hatte, betrachtete er daneben mit Grund die doppelte und deshalb über kurz oder lang zwieträchtige Besitznahme des nachbarlichen Reichs für gefahrloser, als die einfache und ungeschwächte mit unvermeidlichem Uebergewicht. Willig wurde daher der Anschlag wider den türkenfreundlichen Nachbarn aufgenommen, die gewünschte Belehnung verliehen, vor Allem aber der Zug wider den Großsultan und Erbfeind der Christenheit durch Predigten, Wunder und Wallfahrten des feierlich verkündigten Jubeljahrs (1501) gefördert. Dieß- und jenseit der Alpen sammelte man für den heiligen Krieg; Reiche und Arme, Geistliche und Weltliche zahlten nicht selten den dritten Pfennig vom Vermögen oder Einkommen. Den Ablass und andere Gnaden zu gewinnen, strömten ganze Schaaren von Pilgrimen, insonderheit Teutschen, gen Rom. Prophezeiungen erschollen, Kreuze und andere „Marterwaffen“ erschienen an den Kleidern und Leibern der Menschen. Ungeheure Summen flossen in den Sackel des Papstes, welchem sie meistens für die Erhöhung seines Hauses dienten. Vor Allem gewann dabei der gefürchtete Lieblingssohn Cäsar, nach Valence der Valentiner zubenannt. Durch Kühnheit, List, Verrath und Bestechung schwang er sich mit Beihilfe Französisch-Schweizerisch-Italienischer Banden zum unumschränkten Herrn und Herzog der Romagna empor. Ihm gehorchten Imola, Forlì, Rimini, Pesaro, Faenza, zinseten gewissermaßen durch Hülsengel-der die zwieträchtigen Florentiner und Sienesen; Frauen und Jungfrauen, selbst schöne Knaben mußten seinen wilsten Begierden entweder fröhnen oder sterben. Gift und Doldh als Waffen dienten sogar gegenüber den eigenen Geschwistern. Er schonte nichts Göttliches und Menschliches. Selbst der herrschsüchtige, listenvreiche Vater beugte sich unter sein Joch.

Nach solchen Vorbereitungen, welchen kleine Plänkelleien wider die Türken wirklich folgten, begann die zweite Heerfahrt nach Neapel. Zu Wasser und zu Lande rückten die Verbündeten vor, von Sicilien oder dem Südwesten her Spanier unter Gonsalvo de Cordova, von Rom oder dem Norden Franzosen und Schweizeröldner unter Bernhard Stuart, Herrn von Aubigny (Ende Brachmonats 1501). Der betro-

*) S. *Recueil des traitez*. I, 821 sq.

gene, gutmüthige, „mehr zur Lehr-, denn Fechtschule geschickte“ König Friedrich *) leistete nur schwachen Widerstand. Erschreckt durch den Fall Capua's, wo das zügellose Kriegsvolk mordete, raubte und schändete, Cäsar Borgia vierzig schöne Frauen für seinen Harem aufbewahrte, übergab der unglückliche Fürst durch Vertrag die Hauptstadt an d'Aubigny und flüchtete mit den Seinigen gen Ischia. Bald folgte Verzichtleistung auf das zwieträchtige, unbeständige Reich. Der Letzte von fünf Aragoniern, welche es an siebenzig Jahre verwaltet hatten, zog als Pfründner (Pensionär) unter dem Namen eines Herzogs von Anjou gen Frankreich. Des Häuptlings Schicksal theilten sämmtliche Glieder des Hauses, Aragonier und Sforzas traten, einen schwachen Aufflug der letztern nicht gerechnet, für immer ab.

Die siegreichen Räuber aber genossen nicht lange die Frucht ihrer List und Gewaltthat; sie wurden ob der Gränzen und Rechtsame uneinig. Kein Theil wollte dem andern weichen. Bald handelte es sich um das Ganze, entbrannte zwischen den Fremden der zweite Erbfolgekrieg um Neapel (Brachm. 1502 — Jänner 1504). Spanier und Franzosen, gleich stolz und waffengeübt, aber ungleich an Führung und Mitteln, stießen auf einander. Italien gewährte den Schau- und Kampfplatz, hier und da auch mit Deutschland und der Schweiz Sold- und Hülfschaaren für die eine oder andere Seite. In beiden Feldlagern macht sich das scheidende Ritterthum neben einer neuen, in der Ausbildung begriffenen Kriegskunst geltend. Während dort Ludwig von Ars, Imbercourt, Lapalice (de Chalannes), Bayard unter Französischem, Sotomahor, Paredes, Peter Paz, Navarro unter Spanischem Banner glänzen, bricht sich hier Goncalvo de Cordova als eigentlicher Feldherr und Haupt nachseifernder Schüler die Bahn des Ruhms, nicht aber des Besitzes. Denn freigebig pflegte er die kostbarsten Beutestücke und Geschenke, wenn der Sold mangelte, unter die Waffengeführten zu vertheilen, persönlich zufrieden mit der Ehre. Seine Geduld und Ausdauer bei Beschwerden und Entbehrungen war unerschöpflich, seine Ruhe und Besonnenheit inmitten des Kampfgetümmels eben so unbiegsam, als der opferbereite HelDENmuth in Augenblicken der Entscheidung. „Lieber, sprach er einst zu den schwankenden Gefährten, will ich vorwärts eine Hand breite Erde für mein Grab, als durch etliche Ellen rückwärts ein hundertjähriges Leben gewinnen.“ — Stets mußte er für den Hauptstreich den günstigen Augenblick abzuwarten. Nie-

*) Anshelm III, 156.

mand übertraf ihn in der Wahl und Befestigung des Lagerplatzes, in dem Gebrauch aller vereinigten Waffenarten, in der Raschheit des Marsches und der Wucht des Angriffs. Als Mensch war er nicht weniger lebenswürdig, trotz des Selbstgefühls bescheiden und dienstfertig, bieder und, zwei Fälle abgerechnet, treu dem gegebenen Wort, dabei empfänglich für die Reize der Wissenschaften und Künste, der Freundschaft und keuschen Liebe. Sein Ehrgeiz überschritt nie die Bahn der Pflicht, so nahe auch bei dem Mißtrauen und Undank des königlichen Herrn die Versuchung bisweilen lag. Anfangs wurde der Krieg mehr auf ritterliche, denn feldherrliche Weise geführt. Die besten Kämpfer suchten einander, die Waffengeschicklichkeit zu erproben, im Sondergefecht auf. So bestand und überwand der junge Bayard den ältern Sotomayor, retteten dreizehn Italiener gegen eben so viele Franzosen bei Barletta die beschimpfte Nationalehre und gewannen den ausgesetzten Preis. Im Ganzen blieben die Spanier bei den häufigen Zusammenstößen wegen der feindlichen Uebersahl und Waffentüchtigkeit im Nachtheil. Sie mußten sich auf etliche Küstenplätze, namentlich Gerace am untern, Bari und Barletta am obern (Adriatischen) Meer, zurückziehen und hier eine bessere Wendung der Dinge abwarten. Diese erschien, als Katalonier und Deutsche ziemlich zahlreich angelangt waren, mit dem zweiten Feldzugsjahr (1503). Denn während Koravajal in Kalabrien bei Seminara und Gioja über Aubigny siegte (20. April), vernichtete Gonzalvo von Cordova bei Cerignola in Apulien unweit der berühmten Wahlstatt von Cannä das Hauptheer unter dem Herzog von Nemours, welcher mit dem Kern der Ritterschaft und des Französisch-Schweizerischen Fußvolks fiel (28. April). Die Wahl der Stellung und der richtige Gebrauch des Geschützes gaben den Ausschlag; was entkam, floh, auf den Fersen verfolgt, gen Gaëta und wartete hier die bedeutenden Verstärkungen ab, welche alsbald König Ludwig, anfangs unter Patremouille, darauf nach dem Tode dieses berühmten Feldherrn, unter dem Markis von Mantua entsandte. Allerdings konnte nur rasche und kräftige Hülfe retten; denn das gesammte Reich, von dem kleinsten Ort bis zu der Hauptstadt, trat auf die Seite des Siegers. Dieser zog, glänzend empfangen, in Neapel ein (16. Mai), bezwang durch Minengänge und Sturmanläufe die tapfer vertheidigten Schlösser Castelnovo und d'Ovo, nahm überall von den Unterthanen und Behörden die willig geleistete Huldigung für Ferdinand den Katholischen ein und schritt, so den Rücken gesichert, an die Belagerung Gaëta's. Die Feste zu entsetzen, nahete sich über Rom das neue Französische Heer, in welchem

auch bei 6,000 Eidgenössische Knechte dienten. Unweit der Mündung lagerte es am rechten Ufer des Garigliano (Liris), gegenüber am linken nahmen die Spanier in einer niedern, vielfach sumpfigen Gegend Stellung (Weinmonat). Es war eine unfreundliche, regnerische und dann wieder kalte Witterung. Krankheiten, Mangel an Geld und Zufuhr brachten für beide Parteien eine wirkliche Geduldsprobe. Der Spanier, an Beschwerden und Zucht gewöhnt, bestand sie. Der Franzose, im Ungestüm aufgehalten, durch Wachen und Postengefechte abgemattet, erschlaffte im Gehorsam, bezog auf Dörfern, Höfen zerstreute Quartiere, ging dem Raub- und Muthwillen nach. Nur fahrlässig wurden der Fluß und die Brücke bei Sessa gehütet. Diese griff plötzlich, den günstigen Augenblick benutzend, mit Uebermacht Gonsalvo an und brach durch. Umsonst hatte Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, den Seinigen vorgeleuchtet, und eine Weile allein, heißt es, zweihundert Feinde aufgehalten. Andere Schaaren desselben setzten weiter landeinwärts über und vereinigten sich mit dem untern Heerhaufen. Bald war der Sieg vollständig. Was nicht Tod oder Gefangenschaft fand, floh durch das Blachfeld Rom zu. Andere retteten sich in die nahe Feste Gaëta (29. Christmonat). Diese, ringsum eingeschlossen und keiner Hülfe gewärtig, huldigte etliche Tage später (Januar 1504). So war der Krieg beendet, das Königreich Neapel für Spanien erobert und der alte Spruch bestätigt: „Die Franzosen ziehen in Italien herrlich zu Roß, und bettlerisch an Steden wieder heim.“*) — Dafür wirkten aber auch die tief eingreifenden Wechsel und Aenderungen mit, welche inzwischen das Papstthum erlitten hatte.

Alexander nämlich konnte das Glück nicht ertragen. Im Besitz Roms und der Romagna, wo der Valentinier zuletzt Camerino, Sinigaglia, Citta di Castello, Perugia gewonnen und selbst Siena gedemüthigt hatte, trachtete er nach Höherem. Florenz, obgleich gut Französisch, sollte unterworfen, dem Lieblingssohn Cäsar als König Toskana's überliefert und mit dem Kirchenstaat zu Schutz und Trutz vereinigt werden. So überschwängliche, weit aussehende Pläne politisch-nationaler Art bedurften aber vor Allem des Geldes. Diesem neue Quellen zu eröffnen, hatte, heißt es, der heilige Vater unter dem Schein des fröhlichen Mahls die Vergiftung etlicher Kardinäle beschlossen, deren reiches Erbe dann unter Beschlagnahme fallen mußte. An einem heißen Tage, dem 17. August (1503) wurde das für die Frevelthat auserlesene Gastgebot in dem Landhause des Kardinals Hadrian von Corneto abgehalten. Die

*) Anshelm III, 236.

Diener aber vergriffen sich in den Flaschen. Nach kurzem Todeskampf verschied der heilige Vater, den Sohn retteten die stärkere Natur und ein augenblicklich angewandtes Gegenmittel. Man nähete den Schwerverkrankten in das Fell eines frisch geschlachteten Maulthiers ein. Vom Papst aber hieß es, der Teufel habe ihn geholt nach abgelaufener Vertragsfrist. Bleibt es nun auch wahrscheinlich, daß nicht sowohl Gift, als ein heißes Fieber, den jähen Todesfall herbeiführte; die Wucht der Folgen blieb und machte sich bald nur zu bemerklich. Denn in Rom und der Romagna brach wider die Kirchenherrschaft ein wüster, hier und da blutiger Parteikampf aus. Ueberall kehrten die ausgetriebenen Häuptlinge zurück und nahmen wilde Rache an den Borgias und ihren Freunden; Spanier und Franzosen schürten den Brand und mischten sich gleichzeitig in die leidenschaftlich bestrittene Papstwahl ein. Diese fiel, nachdem der Vorgänger Pius III. kaum einen Monat lang regiert hatte, auf den Cardinal Julian della Rovera, fortan als Kirchenoberhaupt Julius II. geheißen (31. Weinmonat 1503—1513). — Armer Eltern Kind, aus dem Genuessischen Städtchen Savona und nur nothdürftig als Knabe unterrichtet, hatte er sich im reifern Alter von der untersten Stufe des geistlichen Standes bis zur höchsten emporgearbeitet, nicht durch gemeine Künste, sondern durch entschiedene Ueberlegenheit des Geistes und Willens. Jener war scharfsichtig und erfinderisch, dieser spröde und unbiegsam. Einmal gefaßte Pläne wurden nicht leicht aufgegeben, nur die Mittel und Wege oft nach den Verhältnissen mit schlauer Gewandtheit gewählt und benutzt, Unglück und Niederlage mit Sturmmuth, Glück und Sieg mit Mäßigung aufgenommen. Seine Natur war ungestüm und gebieterisch, „zornig und zur Rache schnell, doch großmüthig“ und in der Handhabung der Gerechtigkeit gegenüber Friedbrüchigen und andern Verbrechern unparteiisch und rücksichtslos. „Wahrhaftig in den Zusagen, Fremden und Dienern gutthätig“*), verfolgte er den offenen Feind und falschen Freund mit schonungslosem Grimm, unbekümmert um Weg und Steg. Die groben Lüste und Mißthaten des gleich herrschsüchtigen und geistvollen Vorgängers blieben ihm fremd. Den Tafel- und Weibergenüssen nicht abgeneigt, richtete er sich doch als Oberhaupt des heiligen Stuhls auf Edleres, baute die Peterskirche, ehrte und beschäftigte den Michel Angelo und andere Künstler, liebte, sonst einfach, beim öffentlichen Auftritt das Pracht- und Glanzvolle. Kinder, Nepoten und Huhweiber blieben ihm fern; seine zwei, mit einem Römi-

*) Anshelm III, 214.

schen Fräulein erzeugten Töchter wurden früh verheirathet, die eine, Felice, mit Jordano Orsini, die andere, Lucretia, mit Antonio Colonna. Es scheint, sie sollten diese mächtigen und feindseligen Adels Häuser, wenn nicht versöhnen, doch dem Vater näher bringen. Derselbe kümmerte sich als Papst überdies wenig um das Geistliche und die Heilung der innern Gebrechen, viel um das Weltliche und die Beiseitigung der hier im Großen wuchernden Schäden. Wider die Zwietracht und Zerrissenheit zunächst des Kirchenstaats, sodann Italiens überhaupt sollte nach dem Dafürhalten des kühnen, streitbaren und romantisch=feurigen Urhebers eine verjüngende Kraft auftreten, die national=priester=königliche, der Papst zuerst die Besitzungen und Hoheitsrechte des heiligen Petrus wahren und befestigen, darauf die Völker und Fürsten einigen wider das Ausland, die gesegnete Halbinsel befreien von den Fremden oder Barbaren,*) dergestalt „Herr und Meister bleiben im Weltspiel.“**) — Dafür bedurfte der feurige, scharfsichtige Geist, wie er in dem achtundfünfzigjährigen, „von der Gicht und dem Franzosenübel“ bisweilen hart geplagten Apostelfürsten lebte und webte, vorzüglich zweier Hebel, des Geldes und der Soldaten. Jenes wurde durch geistliche Spenden, Aemterverkauf, Münzänderung und geregelten Haushalt mit 200,000 Dukaten Jahreseinkommen gewonnen, dieser, der Krieger, theils durch heimische, theils fremde Werbungen, man kann sagen, oft eben so schnell zusammengetrommelt, als entlassen und aufgelöst. Denn selten walteten hier bei der eigentlichen Unnatur des Dienstverhältnisses die nothwendige Zucht und Ordnung. Noch stärker, denn Geld und Soldner, wirkten zu Gunsten des vorgesteckten Ziels Bündnisse und Verträge. Der schlaue Diplomat, „welcher Alle anhörte, aber nach eigenem Willen handelte,“ schloß ab und kündigte auf, wie es der Nutzen, das Interesse, forderten; er zahlte den ehrgeizigen Königen des Auslandes mit gleicher Münze, regierte überhaupt und zwar gegenüber dem national-politischen Zweck im bessern Sinn als weltlicher Herr. „Denn Gemüth, Begierde und Leben glichen bei ihm mehr dem Kaiser, denn dem Papst, sagte er doch auch selber: „Maximilian sollte Papst und er Kaiser sein.“***)

*) *Guicciardini*, XI. p. 325. Venedig, 1583. „Degno certamente di somma gloria, se fusse stato principe secolare.“

**) *Trevisano*, Venetianischer Gesandter in Rom (1510) bei *Albéri*. VII, 34. „Il papa è sagace, gran praticone, d'anni sessanta cinque; ha mal vecchio gallico e gotte; tuttavia è prosperoso e fa gran fatica.“

***) *Ansheim III*, 213.

Den Regierungsantritt bezeichneten schonungslose Strenge und Gerechtigkeit zu Gunsten des Landfriedens in der Hauptstadt und Umgegend; Bann, Kerker und Galgen wirkten, Sicherheit des Lebens und Eigenthums lehrten zurück, „die Guten erwarteten eine schöne Zukunft“ *). Auch den mordbefleckten Cäsar Borgia, welchem seit des Vaters Tod die frühere Zuversicht und Keckheit fehlten, traf die verdiente Strafe; er wurde gefangen, an die Spanier abgeliefert und von diesen in der Burg von Medina del Campo aufbewahrt, etliche Jahre darnach flüchtig als Bandenführer im Navarresischen getödtet (1507). Darnach kam die Reihe an die heimgekehrten Stadt- und Burgherrn der Romagna; sie wurden verjagt, die Ortschaften dem Erbe des h. Peter von Neuem einverleibt. Das gleiche Loos hatten die Baglioni in Perugia, die Bentivogli in Bologna (1506). Weiteren Fortschritten in dem löblichen Werk national-kirchlicher Einigung widerstanden die Venediger, Herrn Ravenna's, Rimini's, Faenza's und anderer Städte, welche inmitten des jüngsten Wirwarrs die kluge, mächtige und überdieß mit dem Gefahr drohenden Sultan Bajazet ausgesöhnte (s. 1503) Republik der Römischen Oberhoheit entwunden hatte. Dieß war hauptsächlich gelungen durch das pflichtvergeßene Bündniß mit Frankreich, dessen stolzer, ruhm- und ländergieriger König sich nicht geschämt hatte, Genua, die theure Vaterstadt des Papstes, bei dem Kampf zwischen Volks- und Adelpartei als rächender Herr zu zertreten, ihr das Lilienwappen und ähnliche Zeichen der Unterthänigkeit aufzudrücken. (1507). Dafür hatten neben den Franzosen insonderheit Schweizer gewirkt, deren „Fleisch, wie Einer schrieb, wohlfeiler wurde, denn kälbernes**). So siedelten jetzt Fremde oben, unten und in der Mitte; Italiens Unabhängigkeit war für immer ohne einen kühnen Wurf gebrochen. Julius that ihn, indem er hauptsächlich die Liga von Cambray wider Venedig stiftete und nach bewerkstelligter Demüthigung auf Frankreich und die Fremdherrschaft ableitete. Es ist nöthig, bei diesem verhängnißvollen Wendepunkt einen kurzen Rück- und Vorblick auf die Lage des theiligten Auslandes zu werfen.

Die Kunde von den Italienischen Niederlagen, bald verstärkt durch den Anblick der heimgekehrten Krüppel und Kranken wirkte in Frank-

*) Peter Martyr (opus epistolarum Nr. 370. an Pomponius Lätus): „Quieta iam omnia in urbe, tuta omnia scribis. Faxit omnia potius, in melius procedat in dies.“

**) Anshelm III, 363.

reich wie ein betäubender Wetterschlag. Man sah sich an der National-ehre gekränkt, hielt bei weiterem Vorschreiten des Feindes Mailand und selbst die Gränzlande für gefährdet, besorgte einen allgemeinen Aufstand der so oft und schwer gemißhandelten Nachbarn jenseit der Alpen. Die fruchtlosen, kostspieligen Angriffe auf die Bergstadt Salsas im Spanischen Roussillon steigerten die gedrückte Stimmung; Hof und Volk legten Trauerkleider an, Schmerz und Jorn, welcher sich in mannichfachen Strafbefehlen wider Hauptleute und Verpflegungsbeamte kund gab, warfen den König sogar in ein lebensgefährliches Fieber. Kaum gesundet, dachte er zunächst an Ausöhnung mit seinem westlichen Nebenbuhler. Dafür diente der dreijährige, zu Lyon abgeschlossene Waffenstillstand, während dessen Neapel seinem dermaligen Herrn verbleiben, Handel und Verkehr auf beiden Seiten ungestört walten, kein Theil die Feinde des andern heimlich oder offen unterstützen sollte (31. März 1504). Ein unerwartetes, folgenreiches Ereigniß befestigte den noch schwankenden Sühnvertrag, der Tod Isabellens (26. Wintermonat). Diese wahrhaft sittenreine, kluge und gebildete Frau, welche den Stempel der Größe trägt trotz einzelner Mängel, erlag im 54. Alters- und 30. Regierungsjahre zu Medina del Campo den langen, unausgesetzten Anstrengungen des Körpers, Geistes und Gemüths. Letzteres wurde besonders durch häusliche Unglücksfälle erschüttert. Es starben rasch hinter einander die gleichnamige Mutter (1497), der Kronprinz Johann, die Königin Isabelle von Portugal, während die einzige, dermalige Erbin, Johanna, aus überstarker Eifersucht gegen den Gemahl, Erzherzog Philipp von Oesterreich, in steigende Spannung gerieth, ja, beunruhigende Zeichen wirklicher Gemüthskrankheit gab. Der etwas leichtfertige, lebensfrohe, im übrigen für Bildung und Herzensgüte keineswegs verschlossene Schwiegersohn hing mehr an dem geselligen, ungezwungenen Wesen seiner engern, niederländischen Heimath, als an dem gemessenen, feierlichen Ernst der Spanischen Hof- und Adelsitte. In ähnlicher Art und Anschauung wurde selbst der künftige Thronerbe, Karl, welchem so ungeheure Loose zufallen sollten, anfangs erzogen. Von solchen Sorgen und Befürchtungen darniedergedrückt, bewahrte die Königin dennoch bei schwindender Leibeskraft die so oft erprobte Geistesstärke und Herzensgüte. In ihrem letzten Willen übertrug sie die Thronnachfolge in Kastilien ihrer Tochter Johanna, als Eigenthümerin, bei etwaiger Abwesenheit oder eintretendem Unvermögen derselben die Regentschaft für sie und den Sohn, Karl, dem Vater und Großvater, König Ferdinand dem Katholischen, empfahl die schuldige und gewissenhafte Rücksichtnahme auf ständische Rechte, die möglichst

rasche und gründliche Ausarbeitung eines allgemeinen Gesetzbuches, endlich den Schutz des armen, vielfach bedrängten Volks der Indianer in dem neuen, westlichen Erdtheil. — Allgemein und tief war die Trauer über den Hintritt der jedenfalls guten, wahrhaft fürstlichen Frau. „Spiegel jeder Tugend, klagte Peter Marthyr, war sie das Schild des Unschuldigen und ein rächendes Schwert für den Bösewicht.“*) Und in der That schien es, wie wenn mit der in Granada beigesetzten Königin des Friedens Hort entwichen war. Die alten Landschafts- und Adelsparteien erwachten; zwischen dem Reichsverweser, Ferdinand dem Katholischen und seinem Schwiegersohn, Erzherzog Philipp, wurde die Spannung stärker, die schlummernde Eifersucht zwischen Kastilien und Aragonien lebendiger. Da beging der sonst nüchterne König einen schlagenden Staatsfehler; er richtete nicht nur mit dem Französischen Nebenbuhler zu Blois ein Schutz- und Trugbündniß auf, sondern verlobte sich auch mit der schönen, jugendlichen Schwestertochter Ludwigs, Germaine de Foix. Sie brachte als Mitgift dem künftigen Gemahl Frankreichs Ansprüche auf Neapel, welches bei kinderlosem Tode jenem wieder zufallen sollte (12. Weinm. 1505). Dieser Vertrag, im nächsten Frühling durch das prunkvolle Beilager des an Alter und Denkart höchst ungleichen Brautpaares vollzogen, mehrte den Unfrieden, steigerte den Anhang Philipps, welcher plötzlich mit einem zahlreichen, bewaffneten Gefolge in Korunna landete und gebieterisch den augenblicklichen Rücktritt des Schwiegervaters von der Verweserschaft Kastiliens vorschrieb. Denn jener habe nur Anrecht auf Aragonien, wohin er sich mit seinen Getreuen zurückziehen möge; das andere Reich gebühre lediglich der gesetzlichen Königin Johanna und dem Gemahl derselben, ausgleichende Mittelwege seien da unmöglich. Umsonst versuchte man diese auf einer persönlichen Zusammenkunft, unweit dem Städtchen Puebla de Senabria an den Grenzen Leons und Galliciens (23. Brachm.); vergeblich trachtete der hoch angesehene Kardinal Ximenez dem traurigen und ärgerlichen Zerwürfniß auf gütliche Weise zu begegnen. Der Erzherzog blieb fest; vom schlauen und ehrfurchtigen Günstling Manuel geleitet, war er selbst für das Aeußerste, den Bürgerkrieg, gestimmt. Da gab Ferdinand, im Bewußtsein der nicht grundlos verwirkten Volksgunst, nach, unterzeichnete und beschwor eine Entsagungsurkunde, laut welcher die Oberherrschaft Kastiliens auf Philipp und Johanna übergehen, der bisherige Verweser außerhalb Aragoniens kein Hoheitsrecht üben sollte (27. Brachm.). Diesen unge-

*) Opus epistolarum, ep. 279.

heuren Schimpf nahm der sonst stolze und unbiegsame Fürst mit scheinbarem Gleichmuth und gewohnter Heiterkeit hin. Seines ehemaligen Gesandten in Rom, Garcilasso de la Vega, ansichtig, klopfte er dem wandelbaren Diener, welcher unter dem Rock aus Furcht ein Panzerhemd trug, zutraulich auf die Schulter, scherzend, er sei in der Zwischenzeit doch recht stark geworden. Dem etwas großsprecherischen, vom Haupt bis zu den Füßen gewappneten Herzog von Najara wurde bemerkt, daß man in ihm doch stets den ächten Ritter und Kriegerhelden erkenne.

Von wenigen Getreuen begleitet, trat etliche Wochen später der tief gekränkte Aragonier die längst gewünschte Reise nach dem halbversenkten und getheilten Reiche Neapel an, dort des baldigen Umschwungs der Spanischen Dinge gewärtig. Dieser kam früher, als man gefürchtet oder gehofft hatte. König Philipp I, verständig, aber schwach und arbeits-scheu, überließ die Geschäfte seinen Flamländischen Räthen und dem Kastilischen Günstling Manuel, welcher eine strenge Zucht und Unterordnung weder erhalten konnte, noch wollte. Bald fühlte man in der Rechtspflege, wie in dem Haushalt, die schlaffen Zügel; eine gemüthliche Herrenlosigkeit war im Anzuge, jeder Stand handelte nach seinem Willen, der Adel turnirte oder fehdete, der Priester, besonders in Andalusien, spürte nach Regern und Verdächtigen, der Bürger bewachte mißtrauisch sein Eigenthum und städtisches Weichbild. Alles drohete zu zerbröckeln. Da starb plötzlich der junge, kaum acht und zwanzigjährige König zu Burgos an den Folgen eines jähen Kaltwassertrunks nach erhitzendem Ballspiel (25. Herbstmonat). Sogleich trat eine vorläufige Regierung, der Erzbischof von Toledo an der Spitze, zusammen und besorgte drei Monate lang die laufenden Geschäfte, welche auch nach ihrer Auflösung einen erträglichen Gang nahmen. Denn Volk und Adel bebten trotz der Zerwürfnisse und Parteiumtriebe vor offenem Bürgerkriege zurück. Sie hatten in der langen Zwischenzeit die Wohlthat des Gesetzes hinlänglich zu würdigen gelernt und sehnten sich, eine kleine Zahl ausgenommen, nicht mehr nach der alten Schwäche und Ungebundenheit zurück. Auch mochte selbst bei den Ehrliebenden das Unglück der trostlosen und schwermüthigen Königin Johanna beruhigend wirken. Diese sonst verständige, von jeher schweigsame und bis zur argwöhnischen Eifersucht reizbare Frau*) lebte nur der aus-

*) È donna gelosa (ancora che assai bella) — di buon ingegno, e apprende comodamente quello, che le vien detto, e le poche parole, ch'ella risponde, le parla con buona maniera e con buona forma.“ — Quirini be Albéri I, 6.

schweifenden Trauer um den heiß geliebten Gatten, dessen Körper, durch die Kunst möglichst der Verwesung entzogen, anfangs zu Granada, darauf zu Tordefillas, dem Wohnsitz der Wittwe, beigelegt wurde. Solche Eindrücke mußten wohl hin und wieder im Gemüth ihres Sohns und Thronerben, Karl, haften und eine gewisse Wahlverwandtschaft hier mit dem heitern, frohsinnigen Vater, dort mit der ernstern, schwermüthigen Mutter erzeugen.

Unter Gepränge und Jubel empfangen, hatte inzwischen König Ferdinand der Katholische die Angelegenheiten Neapels geordnet und, von großen Feldherrn begleitet, die Rückreise angetreten (Sommer 1507). Leicht vollendete er fortan als Regent für Tochter und Enkel mit gewohnter Kraft und Umsicht die Beruhigung Kastiliens. Ueberall beugte sich der etwa widerspänstige Adel vor dem gestrengen, unbiegsamen Herrn, redeten selbst die Cortes, kaum eines Blicks gewürdigt, nur schüchtern von ihren Rechten und Freiheiten, indeß die Inquisition, jetzt über den national-einheitlichen Beruf hinausgreifend, unter der Leitung des königlichen Beichtvaters Deza mehr und mehr einem finstern Glaubenshaß ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit huldigte. Selbst Ximenez, dessen Feuer-eifer hauptsächlich die glücklichen Kreuzfahrten nach Afrika wider Oran und Bugia hervorrief, (1508) konnte den neuen Geist religiöser Unduldsamkeit und wissenschaftlicher Verfinsterung als Generalinquisitor nicht zügeln. Unter solchen Umständen war der ländergierige und ehrgeizige König jedem politisch-militärischen Plan günstig, welcher Ausdehnung der Grenzen verhieß. Hatte er doch unlängst den großen Feldherrn in Ungnaden entlassen, eben weil er ihm zu hoch und unabhängig da stand! „Seine schwerste Schuld, urtheilte daher freimüthig der gekränkte Held, ist die Verwandtschaft mit mir!“, als sein junger Nefse, der Martis von Priego, widerspänstiges Benehmen durch ehrlose Landesacht und Einziehung der Güter büßen mußte. — Wie der Eroberer Neapels und die Zierde ächter Ritterschaft, empfand auch beinahe gleichzeitig der Entdecker eines neuen Welttheils den Umdank des stolzen, habgierigen Herrn. Nach solchen Vorgängen kann man sich nicht wundern, wenn derselbe bald kein Bedenken trug, den schon wirksam (praktisch) gewordenen Theilungsgrundsatz wiederum auf einen Hemmschuh in Italien anzuwenden. War doch überdies Venedig ein Freistaat, wenn auch aristokratischer Natur! So schritt die Spanische Monarchie als geschlossene und erobernde Einheit bei schwachen Gegenträften ständischer Art unaufhaltsam vorwärts; sie wandelte auf gleicher Bahn mit Frankreich, dessen Streben nach staatlichem Uebergewicht jenseit der Alpen über kurz oder lang einen neuen Zusammenstoß herbeiführen mußte.

In dem heiligen Reiche Teutscher Nation wollte es dagegen weder rück- noch vorwärts gehen. Stände und König lebten in einem ununterbrochenen Mißtrauen und gönnten einander, so zu sagen, das tägliche Brot nicht. An dieser Klippe scheiterte auch der zeitgemäße Plan des Reichsregiments, welches sich nur kümmerlich mit dem Kammergericht fortschleppte. Dasselbe galt von dem Landsfrieden. Er wurde eben so oft geboten, als gebrochen, etwa wie die Kleider- und Sittenordnung, deren Stärke auch mehr auf dem Papier, als dem Leben, ruhte. Wie wenig das Alles fruchtete, zeigten die bedenklichen Unruhen des Landvolks in den Niederlanden und am Oberrhein (1502). Der Bundschuh, welcher dort „Käse und Brot,“ hier die Fußbekleidung im Banner und Wappen führte, deutete klar auf die gemeine Noth hin. Das Feuer, durch kriegerische Dazwischenkunft im Keime erstickt, glühete dennoch unter der Asche fort. „Man wolle, klagte der Kaiser, eine Art Gütergleichheit zwischen Reichen und Armen durch Gewalt einsetzen; der Franzose stecke dahinter und blase die Flammen, um des Reichs Krone zu erlangen*). Nichts desto weniger wurde dem „listigen“ und gefürchteten Nachbarn etliche Jahre später für Geld und schöne Worte die ersehnte Belehmung mit dem Herzogthum Mailand gewährt (1505). Diesem unüberlegten Schritt folgte bald bittere Reue. Nach mannichfaltigen, den Sachverhalt hin und her zerrenden Unterhandlungen wurde endlich auf dem Konstanzer Reichstage eine Heer- und Römerfahrt nach Italien beschlossen. Sie sollte des Franzosen Uebermacht brechen, nach Mailand die Sforza zurückführen, was sonst widerstehe, niederwerfen und zuletzt in Rom aus den Händen des bedrängten Kirchenoberhauptes die Kaiserkrone empfangen. Denn, daß letztere, wie gewisse Kunde melde, vom Franzosenkönig erstrebt und am Ende, wenn man still sitze, gewonnen werde, sei ein Schimpf für den Teutschen Namen. Willig würden daher die Stände für die bewaffnete Kaiserkrönung auf sechs Monate mindestens 12,000 Reitern und Fußknechten den Sold gewährleisten, auch einwilligen, „daß das Gesckrei auf 30,000 Mann gemacht werde“ (August 1507). Als aber der schlaue Ludwig, zufrieden mit der Demüthigung Genuas, sein Heer größtentheils entließ, auch durch Reden und Geschenke wirkte, sank plötzlich der kriegerische Eifer. Langsam und dünn zogen die bewaffneten Schaaren, meistens Oesterreichisch-erbländische, gen Trident. Hier erklärte am 4. Hornung 1508 bei einer feierlichen Procession Maximilian den Fürsten und Herrn, „daß man ihn von jetzt an für den Römischen Kaiser halten und also

*) Urkunden des Schwäbischen Bundes I, 471.

nennen solle.“ Jene wünschten sofort Glück, die Trompeten fielen ein, das „Herr Gott dich loben wir!“ erscholl, überall herrschte Jubel.*). An demselben Tage wurde ein Fürstengericht bestellt, Doge und Senat Venedigs, welches keinen bewaffneten Durchzug vergönnt habe, durch den Reichsherald feierlich zur Verantwortung entboten, darnach beim Nichterscheinen mit des Reiches Acht und Aberacht belegt. Das Alles widersprach eben so sehr dem Recht, als der Klugheit, jenem, weil die Lagenstadt seit Menschengedenken ein selbstherrliches, vom Reich unabhängiges Gemeinwesen darstellte, dieser, weil die Mittel in keinem Verhältniß zu dem Zweck, dem offenbaren Angriff, standen. Man rechnete nämlich auf eine schwache Gegenwehr des mehr friedlichen, als kriegerischen Feindes, auf massenhaften Beizug der Reichsangehörigen, namentlich der längst in der That abgelösten, dormalen freundlich gesinnten Schweizer, man vertraute sogar den erklärten Widersachern, den Franzosen, und hoffte, daß diese, froh des Friedens, in Mailand ruhig der Demüthigung ihres scheinbaren Bundesgenossen zuschauen, vielleicht wider ihn gemeinschaftliche Sache machen würden. Ähnliches mochte man vom Papst, dessen Bote dem Kaisergepränge in Trident billigend beigewohnt hatte, von Florenz und andern Gibellinenstädten Italiens erwarten. Doch bald trat in dem Allen die bitterste Enttäuschung hervor. Dem festen, abenteuerlichen Ritter- und Reiterstückchen, welches hier Maximilian aufführte, folgte ein Mißgeschick nach dem andern. Die Venediger, ohne Geräusch stark gerüstet, durch Alviaco, Cornaro und Caracciola trefflich geleitet, widerstanden überall mit Glück den vereinzelt Stößen des Feindes, welcher von Roveredo abgetrieben, in den Thälern der höhern Piave bei Cedore eingeschlossen und nach tapferer Gegenwehr fast vernichtet wurde. Diesen Ausgang nahm mit tausend Waffengefährten, meistens Tirolern, der heldenmüthige Hauptmann Sixt Treutson (10. März); Marx Sittich von Fals und Georg von Goldeck zogen nebst etlichen Fähnlein Gefangenschaft dem Tode vor, dafür von dem Pöbel der Hauptstadt frech verhöhnt. Man sang Spottlieder auf Maximilian, den Geld- und Sieglosen, auf die großsprecherischen, nun überwundenen Teutschen. Der Kaiser, in manchem Postengefecht ritterlich tapfer, eilte, beunruhigt durch den Umschwung der für Frankreich gewonnenen Schweizerstimmung, plötzlich von der Tirolisch-Italienischen Gränze gen Ulm zu den Boten des Schwäbischen Bundes. Derselbe, bat er, möge rasch und kräftig helfen; Alles

*) Urkunden des Schwäbischen Bundes II, 18. Cyriak von Rinkenbergh an den Rath zu Eßlingen.

siche auf dem Spiel, Deutschlands Ehre, Sicherheit und Macht; Frankreich, die Eidgenossenschaft, Italien seien dawider verbündet; leicht könnten die Erblande, Oesterreich und Burgund, früher, wie jetzt, Schilde und Borwehren gegen die Franzosen und andere Reichsfeinde, aus Verzweiflung abfallen, wenn sie gewahrten, wie lang hergebrachte Ehre und Wohlfahrt so leichtsinnig und ohne alle Noth von den Deutschen verabsäumt würden. Seien aber einmal die Gränzlande verloren, so werde das gleiche Geschick auch andere Orte treffen und dergestalt dem Herrschthume des Auslandes die Bahn bereiten. — Die Botschafter und Räthe des Bundes lehnten aber mit allerlei schönen Worten die „eilende Hülfe“ durch Geld und Mannschaft ab. Die Sache gehe, so sagten sie, das ganze Reich an*). Da auch von dieser Seite aus nichts von Belang geschah, so machte der anfangs zögernde Feind in Friaul und Istrien bedeutende Fortschritte, nahm Görz, Gradiska, Portenau (Pordenone), Triest und Fiume, ja, streifte bis an den Adelsberg im Kärntner Lande und bedrohte Laibach. Es war klar, Deutschland als ein Ganzes widerstrebte dem Kriege; der Konstanzer Reichstag hatte ihn in einer aufgeregten kaiserlich-vaterländischen Stimmung beschlossen, die nüchterne Wirklichkeit aber bereut und gleichsam widerrufen. Denn die Fürsten handelten meistens schlaff, weil sie dem Reichsoberhaupt Macht und Vortheil mißgönnten, die wohlhabenden, gewerblichen Frei- und Reichsstädte, weil sie im Abbruch des Friedens ihren gewinnreichen Verkehr mit Venedig gestört sahen. Dieses, im unerwarteten Glück weise und gemäßigt, bot willig die Hand zur Sühne. Schon die Besorgniß vor dem bisherigen Freund und Bundesgenossen, dem allerchristlichsten König, welcher still saß, mußte den gehassten und beneideten Freistaat einer Ausgleichung mit dem mächtigen, aber bisher zwiespältigen Deutschland geneigt machen. „Außerdem denkt man, schrieb der Florentinische Gesandte aus Tirol zurück, die Fürsten (d. h. Ludwig und Maximilian) werden geneigt sein, sich unter sich auf Kosten eines Dritten (Venedigs) in Güte zu vertragen, statt sich untereinander in Hoffnung eines Vortheils zu bekriegen.“**) Dieser Wink ist deutlich genug; er bedarf keiner Auslegung, überdies durch die That hinlänglich erläutert. Venedig nämlich und Frankreich einer-, der Kaiser andererseits schlossen auf drei Jahre einen Waffenstillstand ab, welcher jedoch nur auf Italien beschränkt wurde. Den unruhigen Her-

*) Urkunden des Schwäbischen Bundes, II, 20.

**) Vettori an Florenz, den 22. März. S. Sendungen und Gesandtschaften des Niccolò Machiavelli. Uebersetzt von Ziegler. Zweiter Band, S. 146.

zog, Karl von Geldern, begriff man nicht mit ein, wie es sein Freund und Gönner, König Ludwig, gefordert hatte. Innerhalb der erwähnten Friedensfrist solle jeder Theil im Besitz dessen bleiben, was er gegenwärtig habe, und darin bauen dürfen, ein Umstand, welcher natürlich den allein siegreichen Venedigern Nutzen bringen mußte.*). Der Handel, wurde ferner vereinbart, solle gesichert sein, der Stillstand namentlich auch die kaiserlichen Städte beschlagen (6. Brachmonat).

Groß waren die Folgen des kurzen Venedigischen Krieges; über dem Haupte der mächtigen Lagunenstadt zog sich ein furchtbares Ungewitter zusammen, die Liga von Cambray, Frucht der Abrundungslehre und Scheelsucht gegen freiere, nichtfürstliche Gemeinwesen.

*) S. ebendenselben vom 7. und 8. Junius, S. 153—155.

Viertes Hauptstück.

Weitere Kämpfe von Italien seit der Liga von Cambray.

Venedig hatte manche politische Sünde auf seinem Gewissen, vor Allem das Bündniß mit dem Fremden wider Mailand. „Ihr habt, sprach Ludwig, der Mohr, nicht ohne Wahrheit, heute den König von Frankreich zum Frühstück bei mir eingeladen; morgen wird er zu Mittag euer Gast sein.“ — Dieses prophetische Wort ging bald buchstäblich in Erfüllung; von allen Seiten her zog sich die Gefahr zusammen; innere und äußere Feinde vereinigten sich wider den stolzen, mächtigen Adelsfreistaat. Ihn haßten die Scheindemokraten in Florenz und andere ähnlich gestaltete Gemeinwesen Italiens als den Widersacher der Volkshoheit, die Könige und Fürsten des In- und Auslandes als den unerschütterlichen Eckstein der republikanischen Regierung; ihm grollte die Kirchengewalt als dem zähesten und selbstständigsten Vertheidiger der Staatsrechte in heiligen und religiösen Angelegenheiten. Die weltlichen und geistlichen Großen neideten dem Reichthum und Wohlleben der Lagunenstadt; speiseten doch bei festlichen Gelegenheiten ihre Kaufherren aus Silbergeschirr die köstlichsten Gerichte und tranken aus goldenen Bechern die edelsten Weine! Waren doch Purpur- und Seidenewänder dort, so zu sagen, eine alltägliche Tracht! Dazu kamen die kränkenden, beschwerlichen Hafen- und Waarengelder, welche fremdes Schiff und Gut seit Menschenaltern zahlen mußten, die Ansprüche und Gefälle des obern, für geschlossen erklärten Adriatischen Meeres, die Fortschritte der See- und Landherrschaft trotz der Türken- und Christennoth. Ueberall wehete noch das St. Markusbanner, erweckte hier Schrecken, dort Neid und Abscheu. So lange die tausend und achtzigjährige Freistadt blühte, konnte die neue, militärisch-fürstliche Kraft nur von unvollständigem Siegesruhm sprechen, entbehrte die auf Italien gekehrte

Abrundungslehre des festen Ausgangs- und Drehpunktes. Zu diesen allgemeinen Gründen und Hebeln des Hasses und Gegenstrebens traten die besondern Wünsche und Begierden der einzelnen Großmächte. Der Papst wollte seinen Kirchenstaat abgränzen, Neapel-Aragonien verpfändete Seeplätze wieder gewinnen, Frankreich die Hand schlagen auf das Mailändische Beutestück seines ehemaligen Theilungsgenossen, der Kaiser endlich, gereizt durch die jüngsten Unfälle, mittelst eines Handstreichs Habsburgisches und reichsländisches Gebiet dem hoffärtigen Nebenbuhler entwinden. Sang doch das freche Volk vom geldarmen Maximilian, brachte Deutsche als Trunkenbolde und rohe Tölpel auf die Bühne und verhöhnte sie in Bildern und Knittelversen! Derartige Possen und Joten vergaß man aber nicht leicht im Gefühl überlegener Mannheit und Kriegeskunst; sie wirkten aufstachelnd selbst in sonst befreundeten Gemüthern und Kreisen fort; mehrten den Brandstoff.

Wer bei so vielfachen Gelüsten, Widersprüchen und Abneigungen den ersten Anstoß zum diplomatisch-militärischen Plan gab, ist schwer zu sagen. Die Sache machte sich allmählig bei der wachsenden Gleichgültigkeit gegen Recht und Vertrag gewissermaßen von selbst; im Hintergrunde stand jedenfalls der schlaue, auf Eigenherrschaft und Fremdenvertreibung gerichtete Kirchenfürst. Er wollte Venedig stürzen, dann aber wieder als dienstbeflisssenes Werkzeug heben und für den national-hierarchischen Entwurf, die Einigung Gesammtitaliens unter päpstlicher Vorsteherschaft, wider Franzosen und andere Ausländer gebrauchen; er warf daher den Gedanken einer gegenvenedischen Liga wahrscheinlich zuerst als Köder hin und begnügte sich damit, daß ihn die weltlichen, vielfach gespaltenen Mächte mit Begierde aufgriffen und weiter verarbeiteten. Sicher wenigstens bleibt es, daß bereits Deutsches und Französisches Reich im Jahr 1504 durch einen wirkungslos gebliebenen Kriegs- und Theilungsentwurf zu Blois den hochwichtigen Gegenstand erörterten, dann aber auf sich beruhen ließen. Zeit und Erfahrung machten ihn reifer; drei Jahre später kam er in der niederländischen Reichsstadt Cambray nach vielartigen Unterhandlungen dem Abschluß näher (10. Christmonat 1508). Für den Kaiser erschien hauptsächlich seine kluge, geschäftskundige Tochter Margarethe, verwittwete Herzogin von Savoyen und erprobte Regentin der Niederlande; für den König Ludwig trat auf der vermögenden Cardinal und Erzbischof von Rouen, Georg von Amboise; den Papst und den König von Spanien vertraten mehr untergeordnete Persönlichkeiten. Wie gewöhnlich, kleidete man auch hier die Zugriffsurkunde in das Gewand der christlichen Frömmigkeit und Glaubensstreue ein.

Schon lange, hieß es in der Einleitung, habe der Papst an eine Kreuzfahrt wider den „unreinen“ Türken gedacht, aber in den Untrieben und Gewaltthätigkeiten Venedigs ein beklagenswerthes Hemmniß gefunden. Dieses zu beseitigen durch Schwächung des Störenfrieds, hätten die vertragschließenden Mächte ein aufrichtiges Schutz- und Trutzbündniß entworfen und feierlich beschworen, laut welchem jeder Theilnehmer, von dem andern unterstützt, seine eigenthümlichen Rechte, Freiheiten und Güter dem gemeinsamen Feind durch Waffengewalt abzugewinnen trachten werde. Dieß geschehe im Besondern also, daß dem katholischen Könige die fünf, Neapel zugehörigen Städte, Trani, Brindisi, Gallipoli, Pulignero und Otranto anheimfielen, Brescia, Cremona, Chiara d'Adda, Bergamo und Crema unter die Obhut des Französischen Königs als Herzogs von Mailand zurückkehrten, der Kaiser Maximilian auf Padua, Vicenza und Verona für das Reich, auf Friaul, Roveredo und Treviso für das Haus Habsburg die Hand lege, der heilige Vater endlich Faenza, Rimini, Ravenna, Cervia, Imola und Cesena in der Romagna als Theile des Kirchengebiets zurücknehme. Auch andere Fürsten, wie die von Mantua und Ferrara, seien eingeladen, dem Bündnisse beizutreten und an den Gewaltinhaber, Venedig, ihre Rechtsansprüche durch die That geltend zu machen. Uebrigens solle, was hier verhandelt sei, einstweilen Geheimniß bleiben, nach vollendeter Rüstung Frankreich am ersten April des nächsten Jahrs die Feindseligkeiten beginnen, dann der Papst mit Spanien nachfolgen, zuletzt der Kaiser, welchen wegen des dreijährigen Waffenstillstandes mit dem gemeinsamen Feind der Kirche Haupt als Schirmherrn zu Hülfe nehmen und dadurch von aller Verantwortlichkeit befreien werde. Draußen möge es daneben heißen, man habe hier lediglich über den Frieden zwischen Geldern und dem Deutschen Reich gehandelt, auch etwas wider den Großtürken abgeschlossen. Ohne Gemeinsamkeit dürfe endlich Niemand aus dem Bunde treten, mit dem Feind Stillstand oder Frieden aufrichten.

So streng wurde das Geheimniß bewahrt, so scheinbar aufrichtig durch Frankreich und Deutschland den Bedroheten die längst gebrochene Freundschaft bei mehreren Anlässen zugesichert, daß der sonst kluge und wachsame Freistaat keinen Argwohn schöpfte, in stolzer Sicherheit trotz einzelner Warnungen und Fingerzeige lebte. Man sah die Gefahr nicht eher, als bis sie an die Pforten klopfte, blickte ihr aber dann mit Muth und Umsicht in das Auge. Kräftige Rüstungen wurden angeordnet, Bürger- und Söldnerschaaren unter tüchtigen Hauptleuten versammelt und zweckmäßig aufgestellt, neben dem Landheere die Flotte ausgerüstet,

auch kein Versuch unterlassen, die furchtbare, jetzt offenkundige Liga hier und da zu untergraben. Jedoch scheiterte das; den Kaiser trieb leidenschaftlicher Haß vorwärts, der langsam und ungern einschreitende Papst traf auf einen gleich stolzen, spröden Feind. Als er nämlich die Beilehnung mit den Romagnastädten beantragte, antwortete der Gesandte Pisani ablehnend: „Wir pflegen nicht aus unsern Bürgern Könige zu machen,“ und die Dinge behielten ihren Lauf*). Dieser nahm anfangs eine entschieden ungünstige Wendung; denn die Verbündeten besaßen trotz mannichfaltigen Mißtrauens und Argwohns das Uebergewicht der Zahl, Kriegstüchtigkeit und Führung. Das öffentliche Urtheil theils zu verwirren, theils zu gewinnen, wandten sie selbst das Kirchen- und Staatsrecht an und gaben dadurch ihren Schritten den feierlichen Prunk einer Kreuzfahrt wider Ungläubige, Ketzer und Aufrehrer. Also sprach der Papst den Bann und das Interdikt aus, verhängte der Kaiser des Reichs Acht und Aberacht, kündigte der König von Frankreich nach ritterlichem Brauch durch den ersten Waffenherold oder Montjoye pomphaft die Fehde an. Jener, mit Gold und Lilien geschmückt, trat vor den Doge und Rath. „Mein Herr, König Ludwig, sprach er, erklärt euch als treulosen Leuten, welche dem Papst und andern Fürsten ihr Gut durch List und Gewalt entrisen haben, den Krieg; er kommt, um es wieder zu nehmen.“ Der Doge Loredano antwortete ruhig vom Thron herab: „Dieser Freistaat, Franzose, hat nichts mit Unrecht erworben, Niemanden Treue und Glauben gebrochen. Wäre es anders, so würde nimmer Dein König einen Fußbreit Landes in Italien haben; seinen Stolz übertrifft nur die Untreue. Gott, welcher den Wortbruch straft, sei es hier oder jenseits, wird in dem Kampf auf unserer Seite stehen.“ — Kaum war der Waffenkönig unter sicherem Geleit an der Mailändischen Gränze angelangt, als auch die Feindseligkeiten begannen. Dreißigtausend Franzosen, unter ihnen Deutsche und Schweizerische Soldroten, überschritten, von Ludwig geführt, nach leichten Plänkelleien bei Cassano die Adda und näherten sich dem Feind. Dieser, am 14. Mai bei dem Dorfe Agnabellio oder Ghiara d'Adda angegriffen, stritt zwar tapfer, aber unglücklich. Denn der bedächtige Oberbefehlshaber, Graf Piti-gliano, kam seinem ungestümen Unterführer, Alviano, mit dem Kern

*) Pietro Bembo, *istoria Veniziana*; VII, 59. Mailand, 1809. Die Vertragsurkunden von Cambray s. in der *Recueil des traités*. II. p. 25. nr. 13. — Für den Papst als Haupturheber spricht das gewichtige Zeugniß Nardi's. IV, 114. „Per autorità massimamente ed opera di papa Giulio e suo principale movimento.“

der Reiterei nicht zu Hülfe. Also wurde das Fußvolk, anfangs sieghaft, von der Ueberzahl durchbrochen, niedergehauen, zersprengt, der Feldhauptmann, leicht verwundet, gefangen, viel Geschütz-, Kriegs- und Mundvorrath erbeutet, in Venedig aber und auf dem Landgebiet desselben lähmender Schrecken ausgebreitet. Brescia, Cremona, Peschiera, Verona, Vicenza und andere Städte fielen nach einander, in der Romagna breiteten sich als Herrn Faenza's und Ravenna's die Päpstlichen aus, in Friaul und an der Etsch die Kaiserlichen, in der Hauptstadt wuchsen Furcht und Vöhrung. Jedoch bald kehrten Selbstgefühl und Entschlossenheit zurück; Doge, Rath und Volk setzten, wie der greise Paul Varbo gemahnt hatte, ihre Hoffnung auf Gott, den Rächer des Unrechts, und männliche Kraft. Neue Sold- und Bürgerschaaren füllten die Lücke aus, im Gedanken an Ehre und Pflicht eilte der Adel, alt und jung, zu den Waffen; Jedermann that seine Schuldigkeit. Bei der Langsamkeit und dem Mißtrauen des Kaisers, dem Stolz und Ungeßüm des nach Frankreich heimgekehrten Königs, nahmen daher allmählig die Angelegenheiten Venedigs wieder eine bessere Wendung. Durch Einverständniß mit den Bürgern, List und Kühnheit gewann Andreas Gritti Padua (17. Brachm.) und mit ihm einen festen Stützpunkt für den Vertheidigungs- und Angriffskrieg, welcher bald eine sehr ernste, glorreiche Prüfung bestehen sollte. Maximilian nämlich hatte endlich die Vorkehrungen zu einer großen, wie er hoffte, entscheidenden Heerfahrt vollendet, für die Kosten selbst Kirchen- und Almosengelder, wie wenn es auf den Ungläubigen abgesehen sei, gebraucht, und willig die Spenden Frankreichs, Spaniens, des Papstes angenommen; denn die eigenen und des Reichs nothdürftig gewährte Mittel genügten für den Zweck nicht. Dieser galt der Demüthigung Venedigs durch den Fall Padua's, welches gegen Ende des Augustmonats nach heißen Vorgefechten so enge, als möglich, eingeschlossen wurde. Man zählte bei zweihundert Stücke leichten und schweren Geschützes, an 60,000 Reisige, Fußknechte und Feuerwerker, ungerechnet den zahlreichen Troß; das Ganze mochte sich auf 100,000 Köpfe belaufen. Die überwiegende Mehrheit bildete natürlich das Deutsche, besonders dem Süden und den Erbstaaten angehörige Aufgebot, in welchem der hohe Adel und die Reichsritterschaft stark vertreten war. Daneben fand man Schaaren der Kirche, des Herzogs Alphons von Ferrara, der Könige von Spanien und Frankreich, dessen ausgezeichnete Ritter La Palice, Imbercourt und Bayard nicht fehlen wollten. Bei dem Allen ermangelte das Heer der nothwendigen Zucht, Eintracht und Geschlossenheit; Eifersucht und Nationalhaß machten sich nicht selten bemerklich,

Raubgier und Zügellosigkeit, namentlich bei Deutschen und Franzosen, unterbrachen den Zusammenhang, erbitterten das Landvolk. Die Treue desselben gegen die stolze, aber milde Regierung der Lagunenstadt hatte sich schon bei dem ersten Anzuge des Feindes vielfach bewährt, auf den Gebirgen Vicenza's, Triauls und Istriens einen eben so blutigen, als meistens erfolgreichen Widerstand geleistet, Armuth und Elend einem unwürdigen Frieden vorgezogen, die Einäscherung der Hütten, den Raub des Viehes, nicht selten der einzigen Habe, mit verbissenem Ingrimm ertragen, Gnade und Schonung weder gewährt, noch erhalten. Dieser Volkskrieg, z. B. in dem lieblichen Thal von Cadore, durch gegenseitige Vernichtung bekrundet, wirkte nun auch auf Padua und die Umgegend zurück, rief die schlummernden Leidenschaften wach. Man wollte nicht zurückbleiben hinter den Bauern des Gebirgs. Den Oberbefehl in der Stadt führte mit Kraft und Einsicht der kriegskundige, zähe und besonnene Graf von Pitigfiano (Ursini). Geschützbetten (Batterieen), Gräben, Erdwälle, Wolfgruben, Minen, Berrammungen (Barrikaden) und andere Mittel der Abwehr wurden von ihm mit vollendeter Kunstgeschicklichkeit und rastlosem Eifer angewandt, die Bürger und beigegebenen Hülfsschaaren durch Wort und That, kaltblütige Vertheidigung und feurigen Ausfall in wachsamem Spannung und edlem Wettstreit erhalten. Dieß war um so leichter, je glänzender diesmal die sonst üppige und lebensfreudige Adelsjugend mit dem Beispiel der Entbehrung und des Todesmuths den Bürgerlichen voranging. Ueber zweihundert Söhne der regierenden Nobili nämlich hatten die Hauptstadt verlassen und, begleitet von ihren bewaffneten Dienern, den jetzt schwer bedrängten Vor- und Ehrenposten aufgesucht. Aehnlich fühlten und dachten die Tausende von Freiwilligen, welche aus den verschiedensten Landschaften und Städten Italiens herbeiströmten. Eine Ahnung des Gesammtvaterlandes war in diesen Jünglingen aufgestiegen, welche sich zu dem Bollwerk an der Brenta herandrängten. Geschickte und berühmte Hauptleute, wie Maldi, Zittolo von Perugia, Pattivio von Bergamo und Saccoccio von Spoleto, gaben dem löblichen Eifer Halt und Richtung. An so unerwartetem Widerstand scheiterten die heißen Anläufe des zwar tapfern, aber plumpen und zwieträchtigen Belagerers. Die Mauerlücken, welche sein Geschütz hier und da geöffnet hatte, wurden ausgebessert, die Sturmversuche, welche etliche Fühlein todeskühner Spanier auf einen vorgeschobenen Thurm unternahmen, durch Minen und Ausfall bis zur Vernichtung des Feindes zurückgewiesen. Endlich gelang diesem, was man bisher umsonst erstrebt hatte; eine Bresche von vierzig Schritten war auf

Betrieb des rastlosen Kaisers am 12. Herbstmonat bewerkstelligt, darnach der Sturmangriff geboten worden. Schon rüstete man dafür, beichtete und nahm das Abendmahl, setzte den letzten Willen auf, händigte dem Priester auch wohl Geld und Kostbarkeiten zum Bewahren ein. Aber plötzlich traten unerwartete Hemmnisse dazwischen. Die Französischen Ritter weigerten die angeordnete Feldgenossenschaft mit den tapfern Teutschen Landsknechten. „Wie können wir, höhnte zähnestohernd Bahard, neben groben, ungeschlachten Handwerkern, neben kümmerlichen Schustern, Bäckern und Schneidern, welche wenig auf Ehre halten, in die Gefahr stürzen! Sende uns der Kaiser seinen Adel, seine Grafen und Ritter, welchen wir gern den Weg zeigen wollen! Nach uns mögen die Knechte kommen!“ — Die Teutschen Herrn aber erklärten, sie stritten nur mit Lanze und Schwert, im Helm und zu Roß; anderes sei unziemlich. — So unterblieb der Sturm. Nationale und ständische Eifersucht machte ihn unmöglich. Darob mit Grund entrüstet, hob der Kaiser etliche Wochen später (9. Weim.) die an Menschen und Geld kostspielige Belagerung auf, verließ fast heimlich sein Standquartier und kehrte, voll Zornes und Schaamgefühl, über Innsbruck nach Teutschland zurück. Eben dahin folgten die durch Schwert und Krankheit ziemlich gelichteten Schaa-ren der Reifigen, Fuß- und Geschütz-knechte. Manche vereinzelt Nach-zügler und Haufen traf unterwegs die Rache des erbitterten Landvolks. Ein Fluch schien auf der ganzen Unternehmung zu ruhen. Die Mehr-zahl der Reichsstände empfand das aber nicht; bei den geistlichen und weltlichen Fürsten wirkten Eifersucht und Neid, bei den freien Städten Argwohn und Furcht. Man raunte einander zu, der Cambraybund sei im Geheimen wider alle Gemeinden gerichtet; mit Venedig fange man an, mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft und den Teutschen Frei- und Reichsstädten werde man endigen; Könige und Fürsten könnten keine Gegenstellung ertragen, wollten Alles nach ihrem Belieben und Eigen-nutz einrichten*). Dazu kam der lebhafteste, einträglische Handelsverkehr. Die Erzeugnisse des Teutschen Gewerbfleißes, meistens durch Handarbeit gewonnen und ohne bedeutende Geldauslagen, gingen zahlreich über die Alpen und brachten von dort klingende Münze zurück, welche der spar-same Kaufherr und Bürger jetzt durch den Krieg mit den befreundeten

*) Anshelm IV, 54. „Da giengen Red und Warnungen us, wie diß oberste der Christenheit Häupter sich vereinbaret hättint, alle Commun-Regiment fürstlicher Herrschung unterthänig zu machen, also daß jedem Fürsten des Rychs die ge-legnen Fry- und Rychs-Städt in Gehorsame solltint geben werden.“

Venedigern verkürzt sah. Für ihn den erschlaffenden Eifer zu beleben, wandte dagegen der eroberungslüsterne, selbstherrliche Franzosenkönig alle List und Ueberredungskunst an; er ließ nicht nur willig in Italien den kaiserlichen Waffengenossen trotz des gegenseitigen Mißtrauens Gelder und Soldknechte, sondern schickte auch einen beredten, gewandten Mailänder, Heliano, um durch Lateinische, vielen Herrn unverständliche Worte, den Augsburger, wiederum schwierigen Reichstag anzufeuern (März 1510). Der Schönsprecher entledigte sich seines Auftrags mit Kraft und Geschicklichkeit; er hielt eine heftige, aufregende Kreuzzugspredigt, welche ungeachtet ihrer Uebertreibungen und Lügen augenblicklichen, schnell versiegenden Eindruck machte. Der Allerchristlichste und der Kaiser, hieß es neben Anderm, hätten mit dem Papst eine Heerfahrt wider den ungläubigen Großtürken ausgerüstet, aber plötzlich bei Agnadello den heimlichen und offenen Bundesgenossen desselben angetroffen und glücklicherweise zurückgedrängt. Dem dermaligen Gewitter entronnen, würden die Venediger Italien und das abendländische Kaiserthum an sich reißen; darauf seien ihre Gedanken gerichtet, dafür besäßen sie List und Macht genug. Die giftige Schlange, einstweilen überwunden, würde sich erholen und Alle ringsum ersticken, wenn man ihr nicht zeitlich des Genick zertrete. Die armseligen Fischer, vor hundert Jahren aus ihren Sümpfen hervorgegangen, seien Krämer, darauf Räuber und Giftmischer geworden; sie eigneten sich die Herrschaft des Meeres zu, trieben die Unterthanen durch Peitschenhiebe zum Ruderdienst, höhnten und betrügen den Fremden, namentlich den Deutschen, als Barbaren, weil er sich nicht ähnlich dem stolzen Emporkömmling und Asteradeligen in Purpur kleide, von Silber speise und Millionen in den Kisten verwahre. Diesen Feind des Adels, Fürstenverächter, Plünderer und Mordbrenner, welcher auf seinen Märkten sogar Menschenfleisch feil biete und den Türken begünstige, müsse man als die eigentliche Pest der Christenheit demüthigen, nicht vernichten, aber darniederwerfen, bevor es an die Ungläubigen gehe.

Der Reichstag, gleichsam betäubt von dem theilweise nicht verstandenen Redner, gerieth in Feuer, sprach die Acht aus über den Feind und Verächter des Deutschen Namens, ja, bewilligte für die Bücktigung der Rebellen sechstausend Fußknechte und achtzehnhundert Reiter. Aber halb verrauchte der Eifer, die Beiträge kamen zu spät oder zu spärlich; nichts Belangreiches geschah. Zwar wurde Vicenza genommen, aber durch wilde Härte zum unvermeidlichen Abfall getrieben. Unerhörte Gräueltathen geschahen in der Nachbarschaft; durch Feuer und Rauch erstickte

man in den Berggrotten von Longara bei sechstausend mit ihrer kostbarsten Habe hier geborgene Flüchtlinge aus der Stadt und Umgegend, Edelleute, Bürger und Bauern, Jünglinge, Greise und Kinder, Frauen und Jungfrauen. An dem Gräuel nahmen von den Franzosen Gascoigner, Deutsche und Schweizer, besonders aus Wallis und Bern, Theil. Ergrimmt strafte der wackere Ritter Bayard etliche Missethäter am Leben. Ähnliches begegnete im Friaulischen; überall schlug der Krieg in Raub, Mord und Grausamkeit um; keine Partei blieb der andern etwas schuldig.

Bei solchem Stand der Dinge vollendete Papst Julius die schon früher vorbereitete Wendung. Er trat, wenig bekümmert um Kirche und geistliche Sitte, als weltlicher Fürst entschieden für die nationale Unabhängigkeit auf, löste die fortan enge befreundeten Venediger für die Abtretung der Romagnastädte in der mildesten Art vom Bann und Interdict (24. Hornung*), wandte sich feindselig zunächst unter den Fremden wider die Franzosen, als welche den abtrünnigen Lehensmann des heiligen Stuhls, Herzog Alphonso von Ferrara, unterstützten, fügte dem Kirchenfluch die mit Kraft und Geschicklichkeit geleiteten Kriegsschaaren bei, nahm, ein gebrechlicher, kranker Greis, nicht St. Peters Schlüssel, sondern Paulus' Schwert in die Hand, schirmte durch Muth und Umsicht das schwer bedrohte Bologna vor dem Angriff der Franzosen, gesundete bei ihrem Abzug mit dem Ruf: „Fort aus Italien!“ von dem Fieber, das ihn schüttelte (Christmonat), belagerte bei eisiger Kälte und tiefem Schneefall die Feste Mirandola, und hielt, als sie dem Geschütz und Sturmanlauf endlich erlag, durch die gebrochene Mauerlücke an der Spitze des Heeres und in vollem Harnisch den Siegeseinzug (20. Jänner 1511). Jedoch bald wechselte das Glück, welches gleichsam auf geschraubter, künstlicher Grundlage ruhte. Bologna fiel vor den geeinigten Streitkräften Frankreichs und Deutschlands (21. Mai). Die wieder hergestellten Ventivogli ließen als Stadtherrn neben andern das von Michel Angelo gegossene Riesenstandbild, den Papst zu höhnen, in Feldschlan-

*) An Buß- und Absegelbern fehlte es dabei auch wohl nicht. Uebertreibend meldet Anselm IV, 115. 116. „Die Venediger sandten ihre treffentliche, weise Botschaft mit ihrem gulden Patron Marco (Goldschläger, Dukatenschmied) gen Rom; sie mußten mit ihren Franken, Dukaten und Marcellen den heiligen, aber fast zornigen Vater thür versühnen, Absolutz und ihre Sünder bezahlen.“ -- „Fortan, heist es weiter, wurden die geschwornen Bundesgenossen (von Cambray) uneins, ja so uneins, daß us ihrem starken Knopf ein unknüpflich Trum (Fadenendchen) wurde.“

gen umschmelzen. In der Lombardei und Friaul schlug Alles unter heftigen, wilden Kämpfen zu Gunsten der Fremden um. Dadurch aber mehr ermunthigt, denn eingeschüchtert, schritt Julius nur fester und entschlossener seinem dermaligen Ziel, der Franzosenvertreibung, entgegen; er gebrauchte dafür alle Mittel und Wege der Diplomatie, Agitation und Kriegskunst, mahnte den Italiener an die wachsenden Gräueltathen der Ausländer oder Barbaren, den katholischen, mißtrauischen König an die Pflichten gegen Glauben und Kirche, den wandelbaren, stolzen Kaiser an die Herrschlust und Treulosigkeit seines dermaligen, unnatürlichen Bundesgenossen, rief bei den Deutschen das Gefühl der Eigenmacht und selbstherrlichen Stellung wach, bei den Engländern den schlummernden Haß gegen ihren alten Erbfeind auf dem Festlande, bei den Schweizern die Eifersucht gegen Deutschland, welches überdies nur widerstrebend der verkehrten Staatsklugheit des Reichsoberhauptes folge, kurz, gewann aus nationalen und politischen Ab- und Zuneigungen den Stoff und Boden zu einem päpstlich-völksthumlichen, auf die Freiheit Italiens gerichteten Schutz- und Trutzbunde, der sog. heiligen Liga, welche den Schild und das Gegenstück zu dem Cambrayverein bilden sollte. Wie von Zauberhand gewandt, kehrte sich die Kugel wider den Hauptschützen, den allerchristlichsten König. Ihn zu befehlen und um jeden Preis herabzudrücken, forderten weltliche und geistliche Rechte, wie Pflichten. Sollte und wollte nämlich Italien dem drohenden Verlust seiner Unabhängigkeit, häuslichen und öffentlichen Wohlfahrt begegnen, so war bei der Zwietracht und Erschlaffung der Fürsten, Freistaaten und Völkerschaften das kirchliche Oberhaupt allein befähigt, die Fahne des gemeinsamen Vaterlandes aufzustecken und zu schwingen. Denn er stand ja als Landesherr eines beträchtlichen Gebiets inmitten des irdischen Ehrgeizes, der materiellen Interessen, welche nun einmal die Könige und Heere des Auslandes über den Alpenkamm und durch die Meere auf den gemeinsamen Tummel- und Schauplatz blutigen Haders geführt hatten. Sollte der Statthalter Christi und Nachfolger der Apostel müßig sitzen oder ähnlich den meisten, heimischen Obrigkeiten als Scherzge und Dienstkote dem einen oder andern Häuptling des erobernden Auslandes blindlings folgen? Das wäre wider Anstand, Ehre und Pflicht gewesen. — Noch stärkere Rechtsbefugnisse zum Handeln verlieh die geistliche und kirchliche Stellung, welche, in den Strom der weltlichen Dinge hineingerissen, weder Zeit, noch Willen zur innern Einklehr und Selbstschau besaß. Alles drängte, weil es so dem Verhängniß gefiel, nach außen hin und suchte das unheimliche Gefühl der innern Schuld und Gebrechlichkeit gleichsam

durch den politisch-militärischen Waffenhall zu betäuben. Nun hatte König Ludwig bei wachsender Spannung im Einverständniß mit dem zaudernden Kaiser rasch ein Concil mißvergünstigter Cardinäle und gehorsamer Bischöfe und Aebte Frankreichs gen Pisa berufen; es sollte in dieser, den Florentinern mit Beihülfe der Fremden wiederum unterthänig gewordenen Stadt die Kirche in ihrem Haupt und in ihren Gliedern bessern. Am ersten Herbstmonat eröffnet und von Rom aus gegenüber den fünf abtrünnigen Cardinälen mit dem Bann belegt, siedelte es bald nach Mailand über und erklärte unter dem Schutz der Französischen Besatzung, daß Niemand dem Papst, als einem verhärteten, unverbesserlichen Sünder, gehorchen solle. Dieser, jetzt nach allen Seiten hin gewissermaßen frei und Selbstherr, berief nicht nur ein Gegenconcil in die Römische Laterankirche, sondern that auch entscheidende Schritte für den Gewinn einer mächtigen, politisch-militärischen Stellung, in deren Hintergrund die Freiheit Italiens stand. Demnach wurde zunächst und nicht ohne überwiegende Rücksicht auf die Franzosen für den Schutz der Kirche mit Venedig und Spanien die schon erwähnte heilige Liga abgeschlossen und feierlich beschworen, der Betrag an Mannschaft und Schiffen für die Betheiligten vorläufig festgesetzt, der Vicekönig Neapels, Don Raymond de Cardona, zum Oberbefehlshaber bestellt, die Behauptung des kirchlichen Besitzstandes, namentlich Bologna's und Ferrara's, als Zweck bezeichnet, und wer sich widersetze, zum Lande hinausgewiesen, ein Wink, welcher keiner weitem Deutung bedurfte (4. (8. v.) Weinmonat 1511). Dasselbe galt von dem Zusatz, nach welchem auch England und der Deutsche Reichsverband der Einigung beitreten dürften. Dort wirkte bei dem Könige und Volk die alte Eifersucht gegen den Nebenbuhler, hier, abgesehen vom Mißtrauen und Schwanken des Kaisers, der städtische Freiheits- und Handelsstimm. Um Hülfe wider Venedig gemahnt, erinnerten die Schwäbischen Bundesgemeinden „an die mercklichen, unleidlichen Beschwerden und den Nachtheil, der ihnen daraus erwachsen würde, und rathschlagten auf Hintersichbringen.“*)

Vor Allem vertrauten aber der Papst und die Italienische Nationalpartei den Schweizerischen Eidgenossen; sie zu gewinnen, setzte er die stärksten Hebel in Bewegung, Glaubenseifer, Geld und Abenteuererei. Dafür hatte schon bei dem Ausbruch des Cambraykriegs Venedig, obschon fruchtlos, vorgearbeitet. Der vertraute Rathsbote nämlich, Hieronymus Savorgnano, langte heimlich in der Palmwoche zu Zürich, dem gewöhn-

*) Abschied vom 29. Mai 1511 bei Klüpfel, B. II. II, 47.

lichen Vorort, an, bekam aber erst am 6. Mai unter dem Eindruck der unglücklichen Agnadelloschlacht Gehör vor der Tagesatzung. Ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß, lautete dem Wesentlichen nach der Antrag, würde beiden Theilen Ehre und Nutzen bringen; für diese dauernde Vereinigung wolle man gern ein Jahrgeld von 12,000 Rheinischen Gulden frei geben und ausrichten; die Herrn des oberteutschen Bundes möchten dagegen auf Mailand ziehen und bedenken, welche Gefahr in den gegenwärtigen Zeitläufen jeder freieren Gemeinde drohe; wer letztere vertheidige, müsse zusammenstehen mit den Gleichgesinnten, wie es auf der andern Seite die tyrannischen Könige, Fürsten und Herrschaften thäten; schon rührten sich die gemüßhandelten Unterthanen derselben. — Nach langem Zaudern und Hinhalten erfolgte zu Lucern am Frohnleichnamstage eine höflich ablehnende Antwort. Theils schreckte Venedigs Unglück ab, theils die Furcht vor den etwaigen Nachwirkungen der vereinigten Fürstenmächte. Zwar war der zehnjährige Freundschafts- und Waffenvertrag mit Frankreich abgelaufen, nicht aber der zahlreiche, durch Jahrgelder genährte Anhang desselben. Trotz der Verbote gingen Schaaren von Soldknechten in das Feldlager des reichen „Vaters (Atti) König“ über und stritten wider die Feinde desselben mit einer Hingebung, wie wenn es der eigenen Heimath gelte. Umsonst warnte, drohete Bern, Siz der widerfranzösischen, mehr und mehr nationalen Partei. Die fremden Machthaber wollten unter gutem Schein der Eidgenossenschaft Knechte „aufwiegeln und wider einander hinausführen, also daß, wenn sie mit ihrer Hilfe Venedig bezwungen hätten, der Wagen umkehre und wider den dienstbereiten Mithelfer gehe.“ *) Am besten sei es, aller ausländischer Handel und Herrn ledig zu bleiben.“ Das fruchtete aber wenig, Tausende von Reiseläufern schlüpfen, weil nach Itel Nedings Ausdruck die Schweiz ein Loch haben müsse, trotz der obrigkeitlichen Drohungen, nach Italien hinüber. Da kühlte der Französische Uebermuth den Eifer der Alpenföhne plötzlich ab. Weil man wohlfeiler Teutsche Landsknechte in Folge des Cambraybundes besaß, auch überall Anfangs Glück hatte, wurden die gesteigerten Soldforderungen der Schweizer abgewiesen, die Zudringlichen unter allerlei Schmachworten, als „Lümmel, Bauern, Ruchhirten“ (coquins, villains, vachiers), heimgeschickt; selbst der König hatte von groben Vergbanern gesprochen. So schlug, zumal Venedigs Schicksal, sein Fall und Empersteigen, gerechte

*) Anshelm IV, 25. Ueber die Mission Savorgnano's s. ebend. S. 79 sq. und Bembo, Storie. B. VII. vol. II, 67. des Ital. Textes.

Theilnahme fand, die Stimmung gemach um; sie wandte sich von Frankreich ab der Lagunenstadt und dem Schilde derselben entgegen. Im März 1510 nämlich schloß der heilige Stuhl durch Matthäus Schiner, den kühnen, eifrigen Bischof von Sitten in Wallis und bald Kardinal, ein fünfjähriges Schutz- und Trugbündniß ab. Zunächst und zumeist auf die getreuen, entzündlichen Waldkantone oder Länder berechnet, verhiess es jedem Ort ein Jahrgeld von tausend Gulden und einen Monatssold von sechs Franken auf den Kopf der sechstausend Fußknechte, welche nach geschehener Mahnung sonder Verzug der Kirche wider ihre Feinde zu Hülfe ziehen sollten. Dieß geschah zweimal und zwar bei dem vielfachen Widerspruch und der freischaarenmäßigen Unordnung ohne namhaften Erfolg. Zuerst überstieg im Herbstmonat ein Heerhaufe von 8000 Mann den St. Gotthard und stürmte bis Chiasso vor, doch bald durch Mangel und geschickte Vorkehr der Franzosen, Abwesenheit der Verbündeten, zur baldigen Heimkehr genöthigt. Ein Jahr später (1511) drang bei rauhem Novemberwetter auf derselben Straße eine noch stärkere Schaar wider Mailand vor und kehrte nach leichtem Geplänkel mit den für Feinde erklärten Franzosen unter gräulicher Verwüstung plötzlich um. Brand, Raub, Mord, wobei man nicht Alter, Stand und Geschlecht schonte, bezeichneten den Rückweg von der Haselstaude (Busti) bei Mailand bis gen Bellinzona. Eine Beute von mehr, denn 300,000 Goldgulden, schleppte man hinweg, es war, wie wenn die wilden Vanden der Völkerwanderung, dem Grabe entstiegen, Wälschland heimgesucht hätten. Der Papst begnügte sich mit leeren Mahn- und Dankworten „an die Schirmer des Glaubens und der Gerechtigkeit, die frommen, treuen Söhne des heiligen, apostolischen Stuhls.“ *) Wer Ehre und Liebe in der Brust trug, fluchte dem Unwesen, konnte aber nichts dawider ausrichten, weder im Felde, noch daheim. So mußte sich das Keine vom Schmutzigen, das Gemeineidgenössische vom Sonder- und Parteinutzen allmählig lösen und klären, erst mühsam und schrittlings aus Mißgriffen und Schändlichkeiten gegenüber den Italienischen Dingen für eine selbstherrliche, unabhängige Haltung Kräfte und Boden gewinnen.

Dieser Wendepunkt kam mit dem nächsten Jahre (1512) auch für die Eidgenossenschaft, sobald Cambray- und Romliga, erobernder Königs- und nationaler Papstbund ihre Feldzeichen aufgesteckt und die Rüstungen

*) S. Schreiben vom 27. October, wo die Schweizer „servatores fidei, justitiae cultores et devotissimi filii sanctae et apostolicae sedis“ heißen. (Bernisches Lehenarchiv, Anshelm IV, 157. in freier Uebersetzung.)

für möglichst entscheidenden Kampf vollendet hatten. Alles drängte mehr oder weniger auf die Hauptträger der beiden Richtungen vor. König Ludwig, mit seinem von Pisa nach Mailand übergesiedelten Concil durch die geistliche Acht getroffen, sah den nahen Abfall Heinrichs VIII. von England und des Kaisers vorher. Jenen hatte man von Rom aus durch einschmeichelnde Briefe, kostbare Weine, Käse und und andere damalige Leckereien gewonnen, diesen trieben eigener Unbestand, reichsständischer Unfriede und geheime, von Frankreich ausgegangene Aufregung in Geldern zur raschen Sühne mit dem kirchlichen Oberhaupt und den Bundesgenossen desselben. Schon wurde gegenüber dem verhassten Venedig ein jähriger Waffenstillstand ernsthaft erörtert und bald darauf für den Gewinn von 40,000 Goldgulden auch wirklich abgeschlossen (9. April); schon der geliebten, einflußreichen Tochter Margarethe, Regentin der Niederlande, der Wunsch nach Ausgleich mit dem heiligen Vater dringend ans Herz gelegt. „Man bestelle mich jenem, hieß es daselbst scherzhaft, zum Gehülfsen oder Coadjutor! Ich will Papst werden und mich nach dem Tode heilig sprechen lassen, damit du einst deine Gebete an mich richten mögest!“ — Bei solcher Sachlage fiel die ganze Wucht der Italienischen Dinge nur auf den Französischen König. Ihn bedroheten im Mailändischen Mittelpunkt von drei Seiten her die Verbündeten; Spanier und Päpstliche konnten leicht aus dem Süden, die Venediger aus dem Osten, die nur des Soldes gewärtigen Schweizer aus dem Westen gleichzeitig vorbrechen, selbst die tapfern, Deutschen Landsknechte über kurz oder lang abziehen, sobald der Befehl kam, endlich England den Kanal überschreiten und das unmittelbare Krongebiet anfallen. Nichts durfte daher retten als ein schleuniger, kräftiger Angriffskrieg, welcher die offenen Feinde und die lauen Freunde durch starke Schläge zu theilen, zu verwirren und festzuhalten im Stande war. Dem gemäß handelte Ludwig mit Umsicht und Nachdruck; er gab dafür dem Herzog von Nemours, seinem Schweftersohn, die entsprechenden Befehle. Jener kaum zwei und zwanzigjährige Heldenjüngling, Gaston de Foix, seit etlichen Monaten Chaumonts Nachfolger in der Heerleitung und Statthalterschaft in Italien, paarte körperliche Schönheit und Stärke mit geistigem Scharfblick und edler Gemüthlichkeit; er besaß die bessern Seiten des Ritterthums ohne die Fehler desselben, war bei strenger Mannszucht lenksam und milde, freigebig und bescheiden, voll brennender Ehr- und Ruhmbegier, im Rathe kaltblütig, in der Gefahr bis zur Verwegenheit tapfer, der Abgott des Soldaten, ohne Unterschied des Stammes bei Franzosen und Deutschen gleich beliebt. Selbst der mißtrauische Italiener öffnete sich

seinem geraden, bieder sinnigen Wesen und vergaß den Groll gegen die Fremden.

Bedachtamer, mehr Diplomat und Hofmann, denn Krieger und Feldherr war der oberste Hauptmann des Kirchenbundes, Don Ramon (Raimund) de Cardona, Vizekönig von Neapel; der erzgrobe Papst pflegte ihn in seiner beißenden Witze „Frau“ (Donna) zu nennen. Dieß war höchst ungerecht; denn ausdrücklich hatte König Ferdinand zur möglichsten Vorsicht gemahnt. Man möge, lautete der Befehl, sich auf strenger Abwehrlinie halten, entscheidende Schlachten nach bester Kraft meiden und warten, bis die Engländer und Schweizer erschienen, jene in Frankreich, diese in der Lombardei. Den Kern des Heeres bildeten die alten, in den Maurenkriegen ergrauten Ritter und Fußknechte. Letzteren stand als Obrist der Graf Pedro Navarro vor, der Meister im Bau von Schanzen und Minen, eben so geschickt, Stellungen zu wählen, als zu vertheidigen. Er war, könnte man sagen, der Führer des Generalstabs. Mit ihm wetteiferte Fabrizio Colonna, Obrist des Italienischen Aufgebots. Im Namen der Kirche befehligte der Legat von Bologna, Cardinal Johann Medici, ein feiner, leutseliger Herr, welcher nach dem Tode seines murrischen, verhassten Bruders Peter mit Erfolg auf die der Republik müde, schwankende Vaterstadt einzuwirken wußte.

Während die Venezianer theils wider Ferrara standen, theils Brescia bedroheten, rückte plötzlich das Spanisch-kirchliche Heer über Forlì und Faenza am 26. Jänner vor Bologna und begann von der Westseite nach Florenz zu die Beschießung der Stadt. Franzosen und Italiener wetteiferten hier zwar mit den Deutschen Landsknechten unter Jakob von Embs um den Preis der Tapferkeit, aber auf die Länge hin konnten sie dem an Zahl überlegenen Feind nicht widerstehen. Schon öffnete sein Geschütz Mauerlücken, sprengten seine von Pedro Navarro angelegten Minen Thürme, Kapellen und Häuser in die Luft, droheten, mehrmals abgewiesen, die Sturmsäulen durchzubrechen. Nur schleuniger Entschluß konnte retten. Diesen brachte der feurige, thatkräftige Gaston de Foix. Durch Eilboten von der Noth unterrichtet, verließ er sogleich bei ungestümem Schnee- und Schlackenwetter mit dem Gewalthaufen Mailand, erreichte, keiner Beschwerde des Wegs und der Winterzeit achtend, Finale am Adriatischen Meerstrand, von hier unbemerkt bei gewaltigem Sturm und Schneegestöber durch das Ostthor Bologna (4. Hornung). Zwei Tage später brachen die Belagerer, überlistet und überrascht, ohne weitere Gegenwehr auf und wichen gen Imola zurück; denn noch wollten sie nicht um die Entscheidung kämpfen. — Inzwischen hatte der Venezianer Andreas Gritti

im Einverständniß mit der freundlich gesinnten Bürgerschaft Brescia genommen (4. Hornung). Nur das Schloß hielt sich; es zu bezwingen, wurde grobes Geschütz bestellt, für die Herbeiführung desselben der Hauptmann Paul Baglione mit einem beträchtlichen Haufen von Reisigen und Fußknechten durch die Signoria entsandt. Auf jenen stieß Gaston, welcher in Bologna keine Ruhe fand und der Lombardei zueilte, (seit d. 9. Hornung) jenseit des Po bei dem Dorfe Isola della Scala (Mugnano). Was dem Schwert der Franzosen entrann, fiel in die Speere der Deutschen Landsknechte, welche unter Philipp von Freiberg aus Verona hervordrachen und fortan dem jungen Helden nach Brescia folgten. Diese ziemlich feste, von den Bürgern und Venedigern tapfer vertheidigte, reiche Stadt wurde am 18. Hornung erstürmt, mit Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht sieben Tage lang auf wahrhaft schauerliche Weise erfüllt. Es fielen über zehntausend Menschen ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts; selbst Klosterfrauen und Mütter mit säugenden Kindern entgingen den viehischen Lüsten der gleichsam wetteifernden Gasconer und Deutschen nicht; der eigentliche Franzose, namentlich die Ritterschaft, wußte doch Anstand und selbst Großmuth zu bewahren. So rettete der schwer verwundete Bayard dem angesehenen Hause, welches ihn aufnahm und pflegte, Eigenthum, Leben und Ehre. Er achte und liebe die Menschen, sprach er beim Scheiden zu dem dankbaren Wirth, halte aber nichts von den Dukaten, welche man für den eigenen Nutzen und die Unterstützung der Armen verwenden möge*). Der sonst edle Foix blieb dagegen eiskalt. Er wollte wohl an „Rebellen“ ein warnendes Beispiel aufstellen, duldete daher nicht nur die Missethaten, sondern ließ auch den gefangenen Bürgerhauptling Avogaro mit großem Gepränge auf dem Marktplatz hinrichten. Wie bedeutend der Raub war, erhellt schon daraus, daß man ihn auf dreitausend siebenhundert Wagen hinwegführte, und viele Plünderer ihr Lebenlang Reichthum gewannen. — So, wie er hoffte, den Rücken hinlänglich gedeckt, brach der junge Held, von den Seinigen „Italiens Blitz“ geheißen, das zweitemal nach der Romagna wider die Verbündeten auf. Kämpften diese für die Einheit der Kirche und die Unabhängigkeit Italiens, so stritten er und die Waffengefährten für die Herrschaft, die Ehre und den Ruhm des Königs und Volks der Franzosen; denn immer

*) „Toute ma vie ay tousjours plus aymé beaucoup les gens, que les escus.“ Mémoires de Bayard. Ch. 51. Ueber die Einnahme Brescia's s. besonders Bembo II, p. 376sq. Buch XII, Reissner, Leben Grundrucks, 1568 Frankfurt a.M. S. 15. und Nardi, V, 138sq.

mehr trat der Kaiser in den Hintergrund; nur die tapfern Landsknechte bezeichneten seinen Platz in der fast aufgelösten Cambrayliga. Nichts war daher für diese, oder vielmehr ihren letzten, Französischen Stammhalter nothwendiger, als eine rasche, glänzende That; denn auch jenseit des Gebirgs im Schweizerlande gährte es und drohete, jeden Tag auszubrechen.

Also verließ der junge, bisher glückhafte Oberfeldherr auf den wiederholten Mahnruf seines königlichen Herrn und Rheims im März zum andernmal mit dem Gewalthaufen das Lombardische Standlager, erreichte bei wüstem Regen- und Schlackenwetter auf oft grundlos gewordenen Straßen über den Po Finale, zog hier die zerstreuten Besatzungen einzelner Burgen und Städte heran, und warf sich, als der Feind zu Imola und anderswo in festen Stellungen verharrete, plötzlich auf die Vorrathskammer desselben, die alte, zwischen dem Ronco im Süden, dem Montone im Norden gelegene Seestadt Ravenna. Die Beschießung und der am Charfreitag unternommene Sturm scheiterten jedoch an der Festigkeit des Places und dem Muth der von Anton Colonna geleiteten Vertheidiger. Da rückte, sie gemäß dem gegebenen Wort zu entsetzen, der Vicekönig Don Raimund de Cardona heran und lagerte hart vor den Franzosen und ihren Waffengefährten am rechten oder südlichen Roncoufer. Gräben, Erdbaufwürfe, Reihen von Geschützen, Hafenbüchsen und Sichelwagen deckten die flug auf Betrieb Navarro's gewählte und kunstfertig besetzte Stellung. Die Blüthe des Spanischen Roß- und Fußvolks war mit den erlesensten Reisigen und Fußknechten Italiens unter Fabritius Colonna vermischt, indeß bei dem Feind Franzosen, Gasconer, Deutsche Landsknechte und etliche Fähnlein Italiener zusammenstanden und um den Ehrenpreis der Tapferkeit warben. Auch die berühmtesten Feldherrn, Ritter, Obristen und Hauptleute brannten hier, wie dort, von gleicher Kampflust und Ehrliche; man konnte etwas Außerordentliches erwarten. Bei solcher Sachlage versammelte am Samstag der Herzog von Nemours den Kriegsrath. Man habe, sprach er, nur zu wählen zwischen schimpflichem Rückzug auf Bologna oder offener Schlacht, ein neuer Sturm auf Ravenna sei mißlich wegen der Festigkeit des Places und des Muths der Besatzung; längeres Verweilen drohe Gefahr theils ob des steigenden Mangels, theils des nahenden Anzugs der Venediger. Alle Anwesenden stimmten freudig dem Vorschlage bei. Darauf wurde in einer kurzen Zusammenkunft am Canal des Montone und Ronco der folgende Tag für das Gottesgericht der Waffen von beiden Oberfeldherrn fest gesetzt, daß zum Zeichen von jeglichem ein weißes Stäbchen zerbrochen, darnach

mit Nachdruck und Einsicht gerüstet. Hinter Gräben und Schanzen standen in drei Treffen zu Roß und zu Fuß die Päpstlich-Spanischen oder Kirchenbündner; halbmondförmig breitete sich die gleichfalls in drei Haufen gesonderte Ordnung der Franzosen oder Königsbündner aus. Am Ostermorgen, den eilften April, als die Sonne blutroth aufging, begann das beiderseitige Geschützfeuer und dauerte mit verheerender Wirkung fast zwei Stunden lang. Die trefflichen Hauptleute des Fußvolks, den Gasconner Molard und den Schwaben Philipp von Freiburg, welche kaltblütig vor ihren Kotten zechten, riß eine Kugel hinweg; unter den Feinden litten besonders die Reissigen durch die wohlbedienten Geschütze des Herzogs Alphons von Ferrara; sie nahmen „bisweilen Roß und Mann hinweg, daß Köpf und Helm in die Luft flogen und aller Harnisch zerscherbete“ *). Peter Navarro aber, welcher die Vertheidigung leitete, hielt unbeweglich hinter den Linien, des günstigen Augenblicks gewärtig; sein Fußvolk kauerte auf dem Boden, jeden Vortheil erspähend, seine Reiterei schloß ruhig, obschon unwillig, die gelichteten Reihen von Neuem zusammen. „Soll uns, rief da erzürnt Fabritius Colonna, der Eigensinn eines Marranen zu Grunde richten?“ und sprengte mit seinen Italienern vor, ihm nach die Spanischen Reiter mit dem Ruf: „St. Jago! Spanien! Auf die Pferde!“ wie sie denn diese hauptsächlich und nicht die Reiter zu treffen pfl egten. Nun entbrannte, da die Franzosen unter Bayard, La Palice, Ivo d'Allegre vorwärts stürmten und den Ruf ihrer gefeierten Waffenart behaupten wollten, ein heißes, lange schwankendes Reitergefecht. Endlich wichen die Spanier und Italiener, deren Obrist gefangen wurde, langsam dem gegnerischen Ungestüm. Darauf kam die Reihe an das Fußvolk. Die Spanier, an einer Seite fast überflügelt und gleichzeitig hier dem Geschütz bloß gestellt, brachen auf Navarro's Zeichen über die Schanzen und Gräben wüthend in die Ebene vor, warfen zuerst das Französische, darnach das Deutsche Fußvolk. Letzteres widerstand lange und mannhaft dem gewandten Feind, welcher oft durch die Speermauer schleichend und sprungweise vorbrach, dann den ungepanzerten, mit langem Schwert bewaffneten Landsknecht durch Dolchstöße zu Boden streckte. Nicht selten versuchten einander auch die Besten im Zweikampf. So fiel der Deutsche Obrist Jakob von Embs durch Zamudio, dieser durch den starken, gleichfalls tödtlich getroffenen Fabian von Schlaberndorf. Letzterer, der schönste und kräftigste Mann im ganzen

*) Frundsberg von Reissner, S. 16.

Lager, hatte bei dem ersten, unglücklichen Sturm auf die Schanzen mit quer gelegter Lanze sechs bis acht Speerreihen niedergedrückt und so den Seinigen eine Gasse geöffnet. — Die Spanier, unerschüttert, wie eine Mauer, wichen nicht eher, als bis auch die Seiten und der Rücken, von der feindlichen Reiterei und dem Geschütz angegriffen, keinen Haltpunkt vergönnten. Die Glieder brachen zusammen und wandten sich zur Flucht. Zweitausend Mann jedoch hielten noch geraume Zeit Stand und traten dann in guter Ordnung längs dem Flußufer ihren Rückzug an. Ihn zu stören, sprengte Gaston, von dreißig Reitern begleitet, nach. Dieß brachte ihm den Tod, denn das verwundete Roß strauchelte, der Reiter zu Fuß aber fiel unter den Streichen und Stößen der erbitterten Fußknechte. Umsonst schrie man ihnen zu, sie möchten innehalten; der Bruder ihrer Königin stehe in Gefahr. Nach andern und zwar Spanischen Berichten*), sank der junge Feldherr im dichtesten Gewühl des entscheidenden Kampfes mit dem Fußvolk, nicht aber beim Verfolgen desselben. Wie dem aber auch sein möge, die Franzosen hatten einen theuren Sieg gewonnen; ihnen und den Waffengefährten gehörten zwei Dritttheile der zehntausend Todten an, welche auf der Wahlstatt lagen. Neben dem ritterlichen Herzog betrauerte man besonders den alten Ivo d'Allegre; er war dem gefallenem Sohn als lebensmüder Rächer nachgestürzt. Unter den Spaniern wurden der Legat Johann Medici, die Feldherrn Fabritius Colonna und Peter Navarro, letzterer schwer, verwundet, gefangen, die Obristen Peter de la Paz, Alvarado, Quiñones und andere seit dem Maurenkriege gefeierte Ritter erschlagen. Die immer noch bedeutenden Heerestrümmer flohen, indeß Lager, Geschütz und Geräthe verloren gingen, mit dem Vicekönig, Anton von Leyva und Alonso von Caravajal über Pesaro und Rimini gen Ancona. Dahin mochte und konnte ihnen der geschwächte Feind nicht folgen; er begnügte sich mit der Einnahme Ravenna's, welches entgegen dem Uebergabvertrage von Wälschen und Deutschen mehre Tage lang schrecklich geplündert und gemißhandelt wurde. Keine Kirche, kein Kloster fand Schonung; man hatte bereits vergessen, was die Landsknechte nach kaum gewonnener Schlacht geantwortet hatten. Aufgefordert nämlich, an der Plünderung des Lagers Theil zu nehmen, entgegneten

*) Zurita IX. p. 283sq., wo überhaupt manches von den Französischen, Italienischen und Deutschen Berichten Abweichende vorkommt. Zu der erstern Gattung gehören besonders die Memoiren Bayards, des Marschalls Fleuranges, Nardi IX, 139 fg. (nach den Aussagen der im Hauptquartier befindlichen Florentiner), Reißner im Leben Grundsbbergs, S. 15 fg. und Anshelm IV, 207 fg.

die Hauptleute den Franzosen: „Wir stehen hier nicht um der Beute willen, sondern um Ehre und Lob!“ fielen auf ihre Kniee und dankten Gott.

Raum hatte unter so schwierigen Umständen der einstweilige Oberbefehlshaber, Ritter La Palice, Zucht und Ordnung wiederhergestellt, als eine zweite, noch größere Gefahr erschien und jede Frucht des Ravennasiegs vereitelte. Der Schweizersturm brach aus und reinigte binnen etlichen Wochen Italien von dem Hochmuth der westlichen Nachbarn. Oft hatten diese über die groben, feilen Bergbauern gespöttelt. Man müsse sie, hieß es, nicht mit Lanzen und Schwertern, sondern mit Sonnenthalern bekriegen; selbst der Ritter ohne Furcht und Tadel lebte in dieser gefährlichen, hoffärtigen Täuschung. „Ich glaube, schrieb er seinem Oheim Alleman, Bischof von Grenoble, wir werden jetzt Ruhe und Frieden haben. Die Schweizer machen zwar, wie gewöhnlich, einigen Lärm; sie werden aber vielleicht auf die Nachricht von dieser Niederlage etwas Wasser in ihren Wein gießen.*)" Diesesmal gingen aber die Sachen ganz anders; sie lösten sich von den Lilienkronen und andern auswärtigen Einflüssen ziemlich ab, um für etliche Jahre eine selbstständige, wenn auch erobernde Richtung gegenüber der verhängnißvollen Halbinsel einzuschlagen.

Es zürnten nämlich vor Allem die Waldstädte (Bergcantone) den Franzosen, welche ihnen einen Räuber erschlagen, sein Standeswappen verhöhnt und trotz des zweijährigen Zwischenraums keine billige Genugthuung gegeben hatten. Nicht minder stark, als das kriegerische Volks- und Ehrgefühl, wirkte auf diese Stifter und Väter der Eidgenossenschaft die Glaubensstreue ein. Sie erkannten in der Kränkung des Kirchenoberhauptes ihren eigenen Schimpf. Der Angriff Frankreichs und des Pisanisch-Mailändischen Concils oder Conciliabels auf die Einheit des Christkatholischen Bekenntnisses erschien ihnen als offenes Ketzerthum. Sie droheten, wenn man länger zaudere, allein aufzubrechen. Oft genug und bis zum Ekel seien sie und die lieben Eidgenossen von der Französischen List „gethört und umgezogen worden.**)“ Klug und eifrig benutzte der Kardinallegat Matthäus Schiner, Bischof von Sitten, die Stimmung seiner Landsleute. Halb willig, halb widerstrebend folgten ihr gemach auch die städtischen Cantone und Zugewandten. Man dürfe nicht, verlautete es bald, jedem Zwingherrn gestatten, straflos nach seiner Raubgier

*) Brief vom 14. April in den Memoiren Bayards, S. 455.

**) Anshelm IV, 248.

die gemeinschaftliche Mutter der Christgläubigen anzufallen.*) — Wie der junge Zwingli, Leutpriester zu Glarus, dachte und urtheilte gemach die Mehrheit des Volks und seiner Rätthe; überdies ermunthigten den etwa schwankenden Theil der offene Beitritt des Kaisers zum heiligen Bunde und die Rüstungen Englands für denselben. Also wurde in Folge der früher mit dem Römischen Stuhl aufgerichteten Einigung von den Taghern beschlossen, „mit den Fähnlein ihrer Städte und Länder, mit Harnisch, Geschütz und Wehr dem Papst zu Hülfe auszuziehen“ (19. April), wenige Wochen später trotz der Franzosenpartei und der Ravennaschlacht der Beschluß mit Kraft und Umsicht ausgeführt. Denn schon am 6. Mai verließen an 20,000 Krieger mit achtzehn Geschützen unter dem Feldhauptmann Ulrich von Hohenhausen den Sammelplatz Chur, zogen durch Engadin und das auf kaiserlichen Befehl geöffnete Tirol gen Trident, von hier nach kurzer Rast längs der Etsch und theilweise durch das Camonicathal auf Verona (Dieterichs Vern), wo der Kardinallegat Schiner im Namen des Papstes die Vertheidiger der kirchlichen Freiheit und Italiens feierlich empfing, mit kostbarem Degen, Herzogshut und Banner beehrte, die Bevölkerung als Retter, Venedig als treuen Bundesgenossen begrüßte, „zu dem man freudig Gut und Blut setzen wolle“ (26. Mai). Die Eidgenossen aber, mit den Reifigen, Fußknechten und Geschützen der Schwesterrepublik vereinigt, brachen nach dem Empfang des ersten Soldes sogleich wider den Feind auf. Dieser, überrascht, durch die Heimkehr vieler Harnischreiter und Gardeschützen (Archers), jetzt auch der meisten Landsknechte geschwächt und entmuthigt, leistete nirgends mannhaften Widerstand. Ohne Schwertstreich räumten die kampfundigen Heerführer La Palice und Jacob Tribulzio zuerst die Linie des Mincio, darauf des Oglio, der Adde, des Po und Ticino; seit dem Fall Pavia's, wo von tausend Deutschen Fußknechten kaum hundert ihren alten Feinden und Nebenbuhlern entkamen, verwandelte sich der Rückzug in Flucht. Diese, mehrmals durch den Aufstand des erbitterten Land- und Stadtvolls bedroht und gehemmt, ging über Asti dem Montcenis zu. Innerhalb vier Wochen waren Romagna, Lombardie, Piemont geräumt, Landschaften, Städte und Burgen bis auf etliche Schlösser von den tapfern, aber hochmüthigen, wollüstigen und habgierigen Franzosen befreit; selbst Genua schüttelte ihr Joch ab; bestürzt floh das Asterconcil von Mailand gen Lyon.

*) Zwingli an Watt bei Fäßbend, Geschichte des Kantons Schwyz, II, 258.

Freudig vernahm der leiblich gebrochene, geistig frische Papst das Geschehene. „Wir haben gesiegt, gesiegt!“ rief er nach Lesung des ersten Berichts aus, „und die Barbaren sind fort.“ — Ja, es wird gemeldet, der jubelvolle Greis habe in der Vitanei nicht zum heiligen Peter, sondern zum heiligen Schwyzer gebetet. *) Sicher aber bleibt's, daß die Gelegenheit trefflich für den national-kirchlichen Bund benutzt wurde. Die Städte der Romagna, dann Bologna, zuletzt Parma, Piacenza schworen den Unterthaneneid; Mailand, am 28. Brachmonat besetzt, Cremona, Pavia, Brescia, Bergamo und andere Lombardenplätze huldigten trotz der hier und da von den Venedigern und Schweizern erhobenen Einrede dem heiligen Bund und der vorläufigen (provisorischen) Verwaltung desselben. Selbst Kaiser Maximilian und König Ferdinand wurden bedenklich; die gehoffte Beute schien ihnen zu entgehen und theils den Eidgenossen, welche ihre Hand auf Mailand schlugen, theils der Kirche anheimzufallen. Also mußte der Vicekönig Cardona, damit doch etwas geschehe, für die beschlossene Wiederherstellung der Mediceer ohne Recht und Befugniß in Toskana einrücken, durch die Erstürmung des Städtchens Prato (30. Aug.), wo man beispiellosen Gräuel an Männern, Frauen und Jungfrauen, Greisen und Kindern verübte, **) die Republik Florenz einschüchtern, darauf durch den Sturz des tugendhaften, aber schwachen Gonfaloniere Peter Soderini staatsbürgerlich entwaffnen, zuletzt mittelst persönlicher Anwesenheit für die Rückkehr der alten Herrschaft und den Beitritt zum heiligen Bunde reif machen. Der Cardinal Johann Medici, unlängst durch die Flucht von der Gefangenschaft befreit, sein Bruder Julian und Nefse Lorenz, Peters Sohn, wurden ohne weitere Hindernisse in Güter, Ehren und Macht wieder eingesetzt, die Demokratenführer als Franzosensfreunde bald verhaftet und am Leben gestraft, bald von Hof und Heimath ausgetrieben, endlich die Grundordnungen zu Gunsten der Mediceer und ihrer Anhänger (der Optimaten) durchgreifend umgewandelt. (Anfang Herbstmonats). Dieß Alles

*) Bullinger Ms. chron. p. 407. „Der Papst betete damals die Vitanie und was an dem Ort, da er beten sollt': „S. Petre ora pro nobis! Darsfür sprach er uß Fröwden: S. Suizere ora pro nobis!“ u. s. w.

**) Nardi V, 149: „Difficile sarebbe à poterlo raccontare, perchè non fu perdonato, ne alle vergine sacre, ne à luoghi sacri, ne à bambini in fascie, et quei, che rimasero vivi, oltra l'haver perduto l'honore et le facultà, furon grossamente taglieggiati etc.“ — Zurita X, 26. p. 312. hüllt die Gräuel in Stillschweigen ein und begnügt sich mit der Bemerkung, die Vertheiliger — la gente de guerra — hätten den natürlichen Lohn bekommen.

konnte und mußte hauptsächlich deshalb begegnen, weil die Florentiner im entscheidenden Augenblick geschwankt und weder für noch wider Partei genommen hatten. Ihr überflug regiertes Staatsschiff zerschellte an den Klippen, welche es umsteuern oder meiden wollte. *)

Neue Schwierigkeiten, Zerrwürnisse und Gefahren brachte mittlerweile der rasche und einstweilen vollkommene Sieg über den aufgelösten, nur von Frankreich getragenen Cambraybund. Die Waffen desselben hatten sich gegen einen Haupturheber gekehrt, den andern aber oder den Papst in seinem national-kirchlichen Lieblingsplan wesentlich gefördert und befestigt. Denn der stärkste Feind war vertrieben, durch die Flucht des Pisanisch-Mailändischen Concils die Einheit in den höchsten geistlichen Kreisen gewonnen, die Gebietsmarkung des heiligen Stuhls nicht nur abgerundet, sondern auch durch die Aufnahme Parma's und Piacenza's beträchtlich erweitert, Ferrara endlich dem Fall nahe gebracht. Mit genauer Noth entrann der Herzog Alphons, nach Rom verlockt, dem lauern den Untergang; ohne die Hülfe der Colonna hätte er entweder den Tod oder lebenslänglichen Kerker gefunden. Aber gerade das Gelingen seiner Entwürfe erweckte dem kirchlichen Oberhaupt den Neid und Haß der weltlichen Bundesgenossen; namentlich trachtete der katholische König, wie schon sein Benehmen gegen Florenz bewies, in Italien an den Platz des „Allerchristlichsten“ zu treten; nur geschah es verdeckter und in scheinbar ehrerbietiger Gestalt. Venedig grollte, weil man ihm von den Siegespreisen Brescia und andere Plätze seines ehemaligen Besitzes vorenthielt, der Kaiser Maximilian, weil der verhaßte Freistaat selbst Verona, den Schlüssel der Lombardei, erstrebte. Den Hauptstreitpunkt bildete aber Mailand; die Gedanken des Spaniers und Deutschen gingen auf die Verleihung desselben an den Enkel, Erzherzog Karl. Der Papst schlug weniger aus Rechtsgefühl, denn Wahrnehmung des Nutzens, den jungen, in Deutschland erzogenen Maximilian Sforza vor, Sohn des in Loches gefangenen, aus Freude über die plötzliche Freiheit unlängst verstorbenen Herzogs Ludwig Moro. — Das alte Unrecht gut zu machen und weil es vortheilhaft erschien, gaben für ihn die Schweizer nach kurzem Schwanken den vollgültigen Ausschlag. Sie klopfen an das Schwert und griffen als „selbstherrliche Großmacht“ mit klarem Bewußtsein der Zwecke und Mittel in die wirren Geschicke Italiens und der Nachbar-

*) Nardi V, 142: „Sopravvenne ben tosto la debita punitione (der lauten Unterstützung des Herzogs von Nemours) à Fiorentini, come il più delle volte avviene agli amici tiepidi, che agli amici poco giovano et molto nucono à se medesimi.“

schaft ein. Sie begnügten sich nicht mit dem Ehrennamen der „Vertheidiger kirchlicher Freiheit,“ sondern verlangten, weil ja überall die Kaiser und Könige zugriffen, gleichfalls nach Abrundung ihrer südöstlichen Grenzen und nach einem Vasallen- oder Schutzstaat jenseit des Gebirgs; sie besetzten Lugano und Zugehör, indeß die Graubündtner Alana, Worms und Veltlin hinwegnahmen; mit gefürchtigtem Namen, durch Beute und Brandsteuer gefüllten Taschen kehrte der Gewalthause gegen Ende Heumonats in die Heimath zurück. Nur sieben bis acht tausend Mann blieben für die Hut des Gewonnenen und die Einschließung etlicher Schlösser, welche der Feind in Mailand, Cremona, Treviso und anderswo zu halten suchte.

Niemals hatte man auf einer Heerfahrt mit geringen Opfern „mehr Ruhm, Lob und Ehre,“ Gut und Land erlangt; der mächtigste König war ohne „Streich und Wehr“ vom Schauplatz seiner glänzenden Thaten und Siege gewichen, Venua, Mailand befreit, die Kirche gerettet aus drohender Zerstückelung und befähigt, den kühnen Einheitsgedanken Italiens nicht ohne Aussicht auf Erfolg weiter fortzuspinnen. Diesem bisweilen übertriebenen Ehr- und Selbstgefühl, welches in den Franzosen z. B. die „Meister des Fliehens“ erblickte,*) trat als noch stärkerer Hebel die überall entwickelte Erwerb- und Genußsucht zur Seite. „Wie hat, schrieb der Freiburger Hauptmann Peter Falk an die gnädigen Herrn, die Eidgenossenschaft ein lustiger und völliger Lager gesehen, deren wir bisher in den Städten und auf dem Felde gehabt haben und noch haben. Um ein billiges Geld findet man genug, was den Menschen gelüstet. So stecken die Knechte voll Geld, und groß mächtig Gut, so der Franzosen gewesen, ist allenthalben gewonnen, die Landschaft übel geschädigt an essiger Speise und andern Dingen. Es geht uns so glücklich und wohl, daß wir das Gott dem Herrn ewiglich zu danken schuldig sind“**). Bei solcher Stimmung, welche die Berichte der Heimgekehrten nur steigerten, konnte man das schöne, fruchtbare Südländ nicht aus den Augen verlieren, eben so wenig als Nebensache vom Standpunkt des dienstbaren Söldners betrachten. Es handelte sich nicht um klingenden, sondern unbeweglichen, im Grundbesitz sichtbaren Lohn. Im einstweiligen Besitz der meisten Wälschen Gebirgspässe und Vorlande schauete man

*) Anshelm IV, 258. „Sie (die Franzosen) sind noch unsere Meister mit „Fliehen“ schrieb Peter Falk, Hauptmann der Freiburger, zurück. (4. Junius. Im Bernischen Lehenarchiv.)

**) Peter Falk aus Pavia vom 25. Brachmonat. Im Bernischen Lehenarchiv.

unverwandten Blicks auf Mailand als den eigentlichen Kern aller damaligen, Italien betreffenden Streitfragen. Die verschiedenartigsten Wünsche und Pläne durchkreuzten und hemmten einander. Der Spanische König und der Deutsche Kaiser dachten an ihren Enkel, den Erzherzog Karl, in welchem beide Häuser bald die Spitze der Macht und Einigung erhalten sollten; der Papst begünstigte die Sforza, weil sie schwach waren und unter dem Vorbehalt, daß Parma und Piacenza der Kirche verblieben, dafür etwa Asti, als der Schlüssel des Westens, dem Herzogthum zuftiele; Venedig endlich, welches seine Eroberungen behaupten und nichts herausgeben wollte, schlug ein fünfjähriges Schutz- und Trugbündniß zwischen den beiden Freistaaten vor, in Betreff Mailands aber eine gemeinsame, vorläufige Schirmherrschaft. *) Dazu kam dann schließlich, daß auch Frankreich seine Ansprüche wahrte, durch Boten, Freundlichkeit und bezahlten Anhang bald um Frieden warb, bald den diplomatischen Hauptgegenstand zu verwirren und hinzuhalten trachtete. Die Eidgenossenschaft aber entwickelte bei dieser plötzlichen Verflechtung der fremden Verhältnisse eben so große Würde, als Gewandtheit. Durch den Sieg in die Mitte der streitenden Parteien und Mächte gestellt, ließ sie sich weder durch Schmeicheleien und Zusagen, noch durch Drohungen und Gefahren der Zukunft vom Standpunkt des Rechts verdrängen. Dieser forderte die Wiedereinsetzung des „natürlichen und mit Gewalt entsetzten Erben“, **) eine Ansicht, welche sich allmählig unter den Betheiligten Bahn brach und das Mehr gewann. Selbst Papst und Kaiser stimmten bei, letzterer mit dem herkömmlichen, in der That nichtigen Vorbehalt der Reichshoheit. Also wurde nach langen Unterhandlungen von den zu Baden im Aargau versammelten Tageherren die Aufnahme Maximilians Sforza als eines Herzogs von Mailand beschlossen, darnach durch besiegelte Urkunde die Stellung des fürstlichen Schutlings zu den freiständlichen Beschirmern dahin geregelt, daß jener die Herrschaften Lugano, Locarno, Domo, Mendrisio abtrat, für die feierliche Uebergabe des väterlichen Erbes zweimalshunderttausend, für den Schutz

*) Anshelm IV, 290. In Ansehen, daß sie, nemlich Venedig und d'Eydgenossen, zwey Commun wärint, zugleich allen Herren verhaßt; und obwohl d'Herren zu Zyt, ihren Nutz zu schaffen, ihre Fründschaft suchint: so wäre doch da keiner Trüm noch Beständigkeit Vertröstung, wie sich das am französischen König und andern zu vil erscheint habe. Und sidtemal auch sie mit einander das Herzogthum Mayland glücklich erobert habint, werde süllich, ja noth syn, dasselb mit gemeiner Vereinung ze schirmen und ze behalten."

**) Anshelm IV, 298.

jährlich vierzig tausend Goldgulden zusagte und die Zollfreiheiten bis an die Gräben der Hauptstadt ausdehnte (Michaelis 3. Weinm.).*)

Umsonst wandten die Anhänger Frankreichs und überhaupt der Fremde Alles an, den folgenreichen Schritt zu lähmen. Die Schweizerische Nationalpartei, wie man die Mehrheit nennen könnte, that ihn, ohne daß sie nach rechts und links schaute; sie wollte, da kein anderer Weg offen stand, auch als mithandelnde Macht jenseit des Gebirgs auftreten und dabei, wie es überall geschah, auf bescheidene Weise ihre Gränzen abrunden, als Lohn aber dem neuen Lehenstaat, wie früher und später so oft in Solbkriegen, jetzt für die Unabhängigkeit des schwächern Theils ihr Blut bieten. Wie wichtig der Augenblick war, erhellt selbst aus dem Aber- und Wunderglauben. Die drei Stifter der Eidgenossenschaft, meldet die bedeutungsvolle Sage, hätten durch drei starke Faustschläge auf den Tisch die mit dem Besiegeln des Vertrags beschäftigten Boten umsonst gewarnt; denn Niemand habe des unsichtbaren Mahners nach kurzem Schrecken weiter geachtet; das Werk sei vollzogen worden.**)

In der That säumte man nicht länger, auch die letzte Hand anzulegen. Denn etliche Monate später, am 29. Christmonat, geschah in Mailand die feierliche Einsetzung des neuen Herzogs. Ihm übergaben vor den Gesandten Roms, Spaniens, des Reichs, die Schweizerischen Boten als Schutzbefohlenem die Schlüssel der Hauptstadt in einer silbernen Kapsel, brachte Anman Schwarzmurer von Zug einen zierlichen, Lateinischen Gruß und Willkomm dar unter lautem Jubel der dicht gedrängten Volksmenge. Gerührt antwortete der junge Fürst; er verhiess, die Herrn des hochteutschen Bundes für seine Väter und Wiederbringer des Vaterlandes zu halten und immerdar zu ehren, wie denn auch die spätern Schreiben stets „an die großmächtigen, durchlauchten Freunde und Beschirmer“ gingen.***) Diese, mittlerweile auch in der Heimath durch die vorläufige Besetzung der unter Ludwig von Orleans den Franzosen verbündeten Grafschaft und Stadt Neuenburg zur kriegerischen

*) Derselbe IV, 299. Die handschriftlich im Bernischen Lehenarchiv vorhandene Urkunde weicht bisweilen von dem Abdruck bei Anshelm ab; sie setzt z. B. die erste Hauptsumme als Kriegsentschädigung nur auf 150,000 Dukaten fest, „gutter und ganzer tugatten.“

**) Bullingers Chronik I, 409.

***) Anshelm IV, 303 fg. Die im Bernischen Lehenarchiv aufbewahrten drei Missive des Herzogs vom Jahr 1514 haben sämmtlich die Ueberschrift: „Magnifici protectores et amici charissimi.“

Hut und Wehr aufgefördert, standen jetzt inmitten der entscheidenden Ereignisse. Ehre und Staatsklugheit hielten vom parteilosen Stillstehen ab. Der Bund mußte nicht als besoldete Hülfss-, sondern handelnde Hauptmacht auftreten, eine Stellung, welche sich auch schon dadurch kundgab, daß seine Tagesfahrten als „Europäische Kongresse“ galten, seine erbetteten Botschafter sechsmal in einem Jahr gen Venedig, Turin, Mailand, Rom und Trier an den Kaiserhof abgingen. *) Obrigkeiten und Volk wußten sich in diese neue, gebietende Stellung wohl hineinzufinden. Man verfuhr mit Würde, Umsicht und Bescheidenheit. Selbst die s. g. „Kronenfresser“ (Pensionler) schwiegen einstweilen; alle ihre Untriebe scheiterten. König Ludwig, wenn er höflich um Frieden warb, wurde abgewiesen und an den Verzicht auf Mailand als vorläufige Bedingung gemahnt.

Somit blieb nur Waffengewalt, ein Weg, zu welchem überdies die bald vielfach umgewandelte Lage der Kirchenbündner (Liguisten) einladen mußte. Zuerst nämlich schwankte Spanien; nach kurzem, blutigem Kriege Sieger über den frömmelnden, kraftlosen König Navarra's, Johann von Bearne Albret, und Herr seiner Lande, suchte Ferdinand der Katholische sich hier vor Allem abzurunden und zu befestigen. Sein Eifer für die Italienischen Dinge erkaltete, ja, ein Waffenstillstand, mit Frankreich zu Orthes abgeschlossen (1. April 1513) und gültig für den westlichen Kriegsschauplatz, überließ den südöstlichen in Italien seinem eigenen Schicksal. Um so freier und kräftiger konnte hieher König Ludwig Gedanken und That richten, je größere, ihm Günst verheißende Folgen der Wechsel am heiligen Stuhl haben mußte.

Am 21. Hornung nämlich starb Julius II., eben so sehr vom Alter und leiblichem Schmerz, als vom Seelenkummer über die Gefahren der Italienischen Unabhängigkeit darniedergebrückt. Fortan fehlte der belebende Mittelpunkt des s. g. heiligen Bundes; er zerbröckelte Stück vor Stück, streifte alles Gemeinsame und Volksthümliche ab, indeß Selbstsucht und Sondernutz blieben. Denn am Ende, nachdem die ausgleichende Zwischenmacht der Eidgenossenschaft abgetreten war, standen nur als Großmächte Habsburg-Spanien und Valois-Frankreich in wachsender Eifersucht einander gegenüber; Italien aber und Deutschland kamen mehr und mehr als Reibestoff unter die zermalmenden Mühlensteine der beiden großen, Südwest-Europa umspannenden Monarchieen. Dafür wirkte, wenn auch nur beiläufig, die Persönlichkeit des päpstlichen Nachfolgers (11. März). Denn Leo X., bisher Kardinallegat Johann Me-

*) Anshelm IV, 327.

dici, war zwar ein schöner, 37 Jahre alter Mann, milden, friedlichen Sinnes, für klassische Literatur und Kunst empfänglichen Geistes, aber ohne sittlich-religiösen Ernst und vaterländische, auf die Freiheit Aller gerichtete Denkart. Ihm lag die Erhöhung seiner, auf Florenz ruhenden Hausmacht zuerst am Herzen; dann kamen etwa die literarisch-künstlerischen Angelegenheiten, namentlich der St. Peterskirchenbau und ein prunkvolles, fein sinnliches Palastleben; den letzten Platz hatten inne Gesammtitalien und die Sache der allgemeinen, schwer bedrängten und heilsbedürftigen Christenheit. Zwar versicherten beredete Ausschreiben von den klassisch gebildeten Briefstellern, Bembo und Sadoletto, abgefaßt, den Schweizern und übrigen Bundesgenossen Treue und Ergebenheit, aber sonst geschah nichts, um die mißtrauischen, zwieträchtigen Gemüther zu versöhnen. Daher nahmen die Spanier, deren Vizekönig Cardona nach dem Befehl des Herrn Parma und Piacenza auf Kosten der Kirche besetzt hielt, in der Lombardie eine rein beobachtende, zweideutige Stellung ein, hielt der Kaiser halbstarrig seine Ansprüche in Oberitalien fest und weigerte sich, irgend etwas an die alten Reichsfeinde, die Venediger, abzutreten. Letztere, welche fruchtlos um ein fünfjähriges Schutz- und Trugbündniß mit der Eidgenossenschaft geworben hatten, erkannten endlich bei wachsender Gefahr und Vereinsamung kein anderes Schirmmittel, als erneuerten Anschluß an Frankreich (13. März).

Hier hatte man, in Betreff Navarra's gegenüber den Spaniern durch Waffenstillstand gesichert, für den Wiedergewinn Mailands mit Umsicht und Kraft gerüstet. Zwölfhundert Geharnischte (Rüßler, Lanzzen) zählte die schwere Reiterei unter erprobten Obristen. Karl, Herzog von Bourbon, St. André de Bussi und Malherbe; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, La Palice, der bewährte Feldherr, waren anderswo beschäftigt. Den Kern des 20,000 Mann starken Fußvolks bildeten achttausend Deutsche Landsknechte und der s. g. schwarze oder Geldrische Haufe, benannt nach der Farbe des Banners und Waffenrocks. Meistens aus Niederländern und Niederdeutschen zusammengesetzt, stand er unter der Leitung des kriegsfundigen Herrn von Sedan, Robert von der Mark und seiner Söhne Fleuranges und Janets. Der Vater, nach dem gefürchteten Oheim Wilhelm der Eber aus den Ardennen geheißen, führte daneben eine Reitereschaar von hundert Lanzzen an und geübte Hakenbüchschützen, welche durch einen beweglichen, eisernen Hag gedeckt, bei aufgelegter Waffe desto festern, beinahe unfehlbaren Schuß erzielten. Dem Geschütz stand als Obermeister La Fayette vor. Der besonnene, ritterliche La Tremouille und der schlaue, mit

allen Parteien, Gängen und Umtrieben derselben vertraute, alte Jakob Trivulzio leiteten die Gesamtheit als eigentliche Oberbefehlshaber. Nichts widerstand anfangs dem plötzlichen, mit Eucht und Ordnung vom Montcenis her bewerkstelligten Einbruch. Schon am 12. Mai wurde Alessandria genommen, Mailand, dessen Burg bekanntlich noch hielt, in Folge des Steuerdrucks und der Hilflosigkeit zum offenen Aufbruch gebracht, der junge Herzog genöthigt, mit etlichen Getreuen unter mannichfaltigen Gefahren zu entfliehen.

Während die Venediger von Osten her vordrängten, Ferdinand, der Papst und der Kaiser stille saßen, handelten jetzt allein, wie es Ehre und Pflicht forderten, die Schweizer. Von dem bedrängten Schützling mehrmals um Hülfe gemahnt, zauderten sie nicht lange. Schon am 3. Mai brach der erste Haufe, 4,000 Bewaffnete stark, von Zürich über den St. Gotthard auf. Drei Wochen später folgte die zweite, 8,000 Mann zählende Abtheilung derselben Straße (25. Mai) und zwei Wochen darauf rüstete die dritte Hauptschaar von 6,000 Mann auf Befehl der in Baden versammelten Taghern zum Zug über den Simplon und großen St. Bernhard durch das Aostathal (6. Brachm.). Allein schon war die Entscheidung trotz der zersplitterten Kräfte mit glücklichem Ausgang gefallen. Die eidgenössische Vorhut nämlich warf sich, unfähig, den über Asti eingebrochenen Feind aufzuhalten, in die schwach befestigte Mailändische Gränzstadt Novara und wollte hier ruhig die Ankunft der zweiten Heersäule abwarten. Auf der Stelle benutzten La Tremouille und Trivulzio den begangenen Fehler. Sie warfen sich dazwischen, begannen Brescheschießen und Sturmlaufen (3. Brachmonat). Jetzt steckten die „Kuhmäuler“, wickelte der Landsknecht, im Stall und müßten herhalten; er sei ihrer Meister, meinte der alte, schlaue Italiener, wie man geschmolzenes Blei in einem Löffel habe; er werde, schrieb der Franzose seinem König, bald den Sohn, wie vormals den Vater, als Gefangenen senden oder bringen. Jedoch Alles scheiterte. Die heftigsten Anläufe wurden mit empfindlicher Einbuße abgeschlagen, die Mauer- und Thurmklüften ausgefüllt, die Thore dagegen, wie zum Trotz, bisweilen geöffnet, nirgends, wie es Mailändische Hauptleute vorschlugen, Gräben gezogen und Barricaden errichtet. Dafür haben wir, sagte der Unterwaldner Fordin, unsere Schwerter und Hellebarden.

So standen die Sachen, als plötzlich am 5. gegen Mittag die Belagerer aufbrachen und ein paar Wegstunden landeinwärts bei dem Flecken Trecote auf einer durch Gräben und Sümpfe gedeckten Anhöhe, Riotta genannt, gegen Abend Stellung nahmen. Dieß geschah, um nicht zwi-

schen zwei Feuer zu gerathen; denn bald darauf rückte die größere Hälfte des Schweizerischen Entsatzheeres in Novara ein. Sie zählte 5,000 Krieger, welche meistens Bern und den Waldstädten angehörten. Die andere, mindere Abtheilung, welche vom Simplon und Bernhard her nahete, wurde theils durch den längern Weg, theils durch falsche Gerüchte so hingehalten, daß sie zu spät kam. Denn mittlerweile war schon der entscheidende Streich gefallen. Früh morgen am Montag, den 6. Brachmonat, nämlich stürmten 9—10,000 Eidgenossen, ohne auf die Ankunft der Züricher und ihrer Gefährten zu warten, wider den Feind vor. Man müsse diesen, hatte der Hauptmann Jakob, von Uri, mit Beifall angerathen, auffuchen, bevor er seine Schanzen vollendet und die von Sufa her nahenden Hülfschaaren an sich gezogen habe. „Den hitzigen Bienen“ gleich *) drängten sich aus Thoren und zererschossenen Mauern die Kampflüsternden vor, ohne Ordnung, wie Jeden Zufall und Wahl führten. Beim Aufgang der Sonne stand man, rasch geschaart und durch ein Gehölz verdeckt, in der Nähe des sorglosen Feindes, hieb seine Wachen nieder und theilte sich darnach, als nun die Schlacht begann, Reiterei, Fußvolf und Geschütz waffneten, in zwei Haufen. Der stärkere schlug einen Bogen, um von der Seite anzugreifen, der mindere hielt unmittelbar auf den überraschten Gegner. Dieser wandte jedoch, den Zweck der Bewegung erkennend, sogleich das Geschützfeuer wider die größere Schaar und begann dadurch den Feldstreit. Dieser dauerte bei zwei Stunden lang mit gleicher Wuth zwischen den Landsknechten, welche jenseit eines Grabens für die Deckung der Geschütze standen. Bald hörte das Büchsen- und Hafenbüchsenfeuer auf; man griff zum Schwert, Spieß und Beimeßer; kein Theil wollte weichen, Hunderte sanken. Endlich wurden die Reihen der Deutschen, von Französischem Fuß- und Rossvolf nur schwach unterstützt, durchbrochen, die Geschütze erobert, Reifige und Fußknechte eine halbe Meile weit verfolgt, schommungslos, wo man sie einholte, niedergehauen. Mit Lebensgefahr rettete Robert von der Mark an der Spitze seines tapfern Reitergeschwaders die zwei schwer verwundeten Söhne. Dagegen kämpften die übrigen Panzerreiter (Rürißer) meistens gar nicht oder nur mattherzig. Ihnen fehlte das ächte Gefühl der Ritterschaft; sie berechneten die Schwierigkeit des Bodens und begnügten sich höchstens mit Plänkeleien ohne Plan und Nachdruck. Sprengte man auch hier und da bis zu den Fahnen der hintersten Feindesreihen vor, so hatte das keine weitem Folgen.

*) Anshelm IV, 384.

Die Glieder schlossen sich, und der Verwegene büßte seinen tollkühnen Leichtsinns durch Tod, Gefangenschaft oder schimpfliche Flucht.

Die Sieger dankten darnach knieend Gott und den Heiligen auf der Wahlstatt, beerdigten ihre Todten, — bei 1,500, gegenüber 8,000 erschlagenen Feinden, — versorgten die zahlreichen Verwundeten und Kranken und vertheilten die ansehnliche Beute. Manches wurde dabei, abgesehen von Geschützen, Fahnen und anderem Kriegszeug, durch einzelne Hauptleute und Knechte unterschlagen. Dafür mußten dann die abtrünnigen Städte und Landschaften hinlänglichen Ersatz liefern. Kaum hatte sich nämlich die Siegeskunde verbreitet und, wie die Franzosen ohne Aufenthalt bis gen Lyon geslohen seien*), so kehrte Alles in die frühere Ordnung zurück. An den Platz der Welfen traten die Gibelinen, wie die abgegriffenen Parteinaamen lauteten. Dies geschah in Genua, wo die Fregosi wieder statt der Adorni an das Steuer kamen, in Piemont=Savoyen und Montferrat, in Mailand, dessen Bevölkerung unter Mord und Raub auf die Franzosen und Anhänger derselben fiel, Bergamo, Brescia, Peschiera, Cremona, von wo die Benediger mit Ausnahme der am letztern Platz behaupteten Burg abziehen mußten, und in andern Städten.

Während darnach die Eidgenossen, etliche Leibwächter des dankbaren Herzogs Maximilian Sforza abgerechnet, mit dem Gewaltthausen heimkehrten, wachten die gleichsam schlummernden Spanier, Päpstischen und Kaiserlichen auf. Plänkeleien abgerechnet, hatten sie bisher nichts Belangreiches unternommen, sondern ruhig den Ausgang des westlichen Feldzugs abgewartet. Mancher hielt den tollkühnen Schweizerhaufen für verloren und rief sich darüber fröhlich die Hände. Als nun aber das Gegentheil begegnete, da regten sich Furcht und Scheelsucht. Man beschloß nach dem Abzug der unbequemen Bundesgenossen eine Art Nachlese und richtete diese wider Venedig, dessen sonst feuriger Feldherr, Bartolomäus d'Alviano, sich auf die Kunde von der Novaraschlacht sogleich östlich wandte. Ihm folgte alsbald der Vizekönig Cardona, bisher Wochen lang nahe Piacenza unbeweglich im Trebiastrandlager. Ohne bedeutende Gegenwehr zu finden, drang das zahlreiche, aus Spaniern, Deutschen und Italienern zusammengesetzte Heer bis an den Meeresstrand von Marghiera oder Mestre vor. Man richtete selbst etliche Geschütze auf die stolze, jetzt an ihrer Ehre und Sicherheit bedrohte Lagunen-

*) „Jouèrent des talons jusqu'à Lyon,“ lautet der naive Ausdruck eines Franzosen.

stadt, erfüllte die Umgegend mit Raub, Mord und Brand, wobei sich besonders die wilden Landsknechte hervorthaten. Schonungslos wurden die prachtvollen Landhäuser und schattigen Lustwäldchen des Adels den Flammen überliefert, die Obst- und Fruchtfelder verwüstet, die Scheunen und Zollhütten angezündet, die Bauern und Diensteute, wenn sie nicht flohen, erschlagen oder schwer gemißhandelt, Hunderte von Karren und Wagen mit dem Raub beladen. Nie hatte Venedig solche Schmach erlebt. *) Sie zu rächen, wurde Alviano aufgefordert. Dieser, inzwischen bei Padua und Treviso gelagert, entsprach dem Befehl, zog behend die zerstreuten Schaaren zusammen, bot den Landsturm des Gebirgs auf, besetzte, als der Vicekönig langsam auf der Straße von Vicenza zurückwich, Furten und Pässe. Er hielt den Sieg für so gewiß, daß die Herrn des Raths davon vorläufig unterrichtet, ja, zu Zeugen der unfehlbaren Waffenthat eingeladen wurden. Aber alle Berechnungen scheiterten, als es am 7. Weinmonat unweit Vicenza bei La Motta zur Schlacht kam, an der Zucht und eisernen Ausdauer des Spanischen, dem wuchtvollen Ungestüm des Teutschen Fußvolks, unter welchem Georg von Frundsberg durch Stärke und Gewandtheit hervorleuchtete. Umsonst feuerten Alviano und Andreas Gritti die Ihrigen mit Wort und That an. Nach kurzem Kampf lösten sich die Glieder zur Flucht auf, vierhundert Reiter und viertausend Knechte wurden getödtet, die übrigen Schaaren gefangen oder zersprengt, bald darauf in Folge des Schreckens die bisher noch gehaltenen Schlösser Mailands und Kremona's von den Franzosen unter der Bedingung des freien Abzugs übergeben (21. Winterm.). Für Venedig vermittelte dagegen Papst Leo, darum ersucht, einen Waffenstillstand, welcher namentlich die Zwiste zwischen der jetzt gebeugten Signoria und dem Kaiser ausgleichen, das drohende Uebergewicht Spaniens in Italien hemmen sollte.

Während hier dergestalt König Ludwig die letzten Pfeiler der mühsam und blutig errungenen Herrschaft sinken sah, naheten sich seinen Erblanden die größten Gefahren und Prüfungen. Frankreich nämlich wurde von mehreren Seiten her der getroffenen Uebereinkunft gemäß angegriffen. Ferdinand zwar saß still, zufrieden mit dem Gewinnst Navarra's, aber dagegen drängten desto ungestümmer vom Osten die Schweizer, vom Norden die Engländer und Teutschen vor. Bei jenen erwachte die alte Eifer-

*) Zurita X, 76. p. 371. Prahlend fügt er bei: „Se descubria, en quanto fundamento consistia todo el ser y misterio de la conservacion de aquella republica, que por la estrañeza del sitio se avia escapado y defendido tantos siglos de infinitas persacuciones de las naciones estrengerass.“

sucht in voller Stärke, diese, parteisüchtig und zwieträftig, handelten lahm, hinkten den Begebenheiten nach und verloren in Folge der reichsständischen Langsamkeit und Geldkniderei den günstigen Augenblick. Der in seinem hohen Alter noch feurige, aber überall gehemmte und vielgeschästige Kaiser konnte ihn nicht wieder einholen. Mit mehr denn dreißigtausend Reifigen und Fußknechten, welche hauptsächlich als Bogen- und Armbrustschützen kämpften, fuhr König Heinrich VIII. über die See, landete bei Calais und umschloß gegen Ende Heumonats die wohlbesetzte und vertheidigte Stadt Terouanne in der Pifardie. Das Lager, durch Graben und Wagenburg wider Anfälle gesichert, zeigte einen lebensfrischen Anblick und Verkehr. Denn Alles war im Ueberfluß vorhanden, was den Leib erquickten und stärken, die Stimmung heben konnte; es fehlten nicht Speise und Getränk, nicht Prunk und Gemächlichkeit; die Zelte und Waffengeräthe der Ritter strotzten von Gold, Silber, Sammet und Seide. Denn der König, tapfer und freigebig, mehr eitel, denn ehrgeizig, liebte Prunk und glanzvollen Schein. Ihm gegenüber erschien Kaiser Maximilian mit seinem Deutschen, Burgundischen und Flandrischen Rittergefolge fast ärmlich; auch verschmähte er Ehrengaben, selbst, heißt es, einen Tagelohn von hundert Thalern*) nicht, da sie bereitwillig der reiche, freundliche Bundesgenosse darbot. Ueberdies mahnten die kampfsgeübten Kernschaaren des Fußvolks, die Landsknechte, hier, wie anderswo, ungescheut an regelmäßige Löhnung. Wer sie nicht gab, und wäre es des Reichs Oberhaupt gewesen, fand keinen oder nur halben Gehorsam. Bei solchem Treiben, gegenseitigem Begrüßen und Schaustellen wurde die Zeit verloren, nichts Rechtes ausgeführt. Obgleich das Geschütz, unter welchem die zwölf Apostel der Engländer vorleuchteten, hier und da Bresche schoß, wagte man doch keinen Sturm; man wollte die tapfere Besatzung durch Hunger zwingen. Dawider unternahm das Französische, unweit gelagerte Heer nichts Ernstliches; ihm genügten Streifereien und Plänkelleien; ein Theil scheute den andern; den Verbündeten fehlte es an hinlänglicher Reiterei, ihren Gegnern am Fußvolk. Endlich gebot der König Ludwig, welcher sich, trotz der Gichtschmerzen, von Paris nach Amiens in einer Sänfte hatte tragen lassen, daß um jeden Preis Lebensmittel und Pulversäcke den Bedrängten über die Stadtgräben zugeführt, entscheidende Gefechte aber vermieden werden sollten. Die leichten Albanesischen Reiter oder Stradioten vollzogen den schwierigen Auftrag mit Muth und Gewandtheit (17. August); sie wählten da-

*) Mémoires de Martin du Bellay I, 36. à Paris, 1753.

für Seitenwege und unbewachte Stellen; ihr zahlreiches, aus geharnischten Rittern (Gensdarmes) gebildetes Geleite lagerte, als das Unternehmen glücklich ausgeführt war, auf und neben einem schattigen Hügel von Guinegate; etliche schnallten die Helme ab und becherten, andere schwärmten umher, den Feind auszukundschaften. Dieser blieb aber nicht müßig. In dem alten Kaiser, welcher vor dreißig und etlichen Jahren hier gesiegt hatte, loderte jugendliche Streitlust auf. Sie riß auch den prunkenden Engländer mit sich fort; schnell waren Fußvolk, Reiterei und Geschütze geordnet, die Banner entfaltet, die kaum geschaarten Franzosen überfallen, gebrochen, zersprengt, niedergehauen, gefangen. Das letztere Loos traf in dieser sog. Sporen- oder Lauffschlacht (bataille des éperons) selbst den Ritter ohne Furcht und Tadel; La Palice mußte sich zu retten. — Etliche Tage später huldigte die Festung (22. Aug.), deren Mannschaft, Franzosen und Teutsche Landsknechte, freien Abzug mit der Bürgerschaft bekam; dann sank sie bis auf die Kirchen und Klöster in Asche. Dieß geschah hauptsächlich nach dem Begehren des harten Englischen Königs, welcher ohne ein reiches Lösegeld auch der bald belagerten und eroberten Stadt Tournay dasselbe Schicksal bereitet hätte. Nichts vermochte ihn dagegen für einen Einbruch in das Innere des feindlichen Gebiets zu gewinnen. Er wandte sich vielmehr, nachdem die Eitelkeit um geringen Preis befriedigt war, heimwärts; denn der Sieg bei Flowden, wo Frankreichs Bundesgenosse, der Schottenkönig Jakob IV. Stuart, Leben und Blüthe der Ritterschaft verlor (9. Herbstm.), weckte Neid und Besorgniß. Man gedachte daneben wohl des alten Sprichworts: „Wer Frankreich will gewinnen, mit Schottland muß beginnen.“ — Sofort brach auch Maximilian auf; der pomphaft angekündigte Feldzug war hier ohne bedeutende Ergebnisse beendet. Eifriger kämpften dagegen an den Küsten der Normandie und Bretagne die beiderseitigen Geschwader; sie zeigten gleiche Gewandtheit und Ausdauer. Was dem Franzosen fehlte, ersetzte er durch heldenmüthige Hingabe. So sprengte der tapfere Befehlshaber der Franciskanerin, Primauguet, aus Bretagne, sein und das feindliche Fahrzeug in die Luft, um nicht die Segel zu streichen. Dieß geschah am 10. August auf der Höhe von St. Mathé*).

Ähnlichen Ausgang, wie die nordöstliche Heerfahrt, nahm mittlerweile der von Südosten her beinahe gleichzeitig eingeleitete Angriff. Dreißigtausend Eidgenossen nämlich, begleitet von zahlreichen Reiterschaaren und Geschützen unter dem Herzog Ulrich von Württemberg, zogen um

*) Bellay I, 25.

den Ausgang des Augustmonats geraden Weges auf Dijon. Schon drohete der Hauptstadt Burgunds nach glücklich begommener Beschießung die Gefahr entweder des Sturms oder der schimpflichen Uebergabe, als der gewandte Oberbefehlshaber, La Tremouille, anfangs durch Vertraute, darnach persönlich mit den Schweizerischen Obristen und Hauptleuten geheime Unterhandlungen anknüpfte. Sie endigten mit einem vorläufigen Frieden, in welchem der König auf Mailand, Asti und Kremona verzichtete, Geißeln und 400,000 Kronthaler zusagte (17. Herbstm.). Trotz der warnenden Abmahnung von Seiten des Herzogs und der Deutschen Ritter kehrte man darauf heimwärts, fand sich aber bitter enttäuscht. Denn König Ludwig, dessen Feldherr Paris durch Dijon gerettet hatte*), weigerte die Bestätigung des ihm ehrwürdig erscheinenden Vertrags, die Lösegelder blieben bis auf eine abschläglic entrichtete Summe unbezahlt und die vornehmen Bürger zeigten sich bei näherer Prüfung zum Theil als Schneider- und Goldschmidgesellen.

Da brauste der schon früher sichtbare und kaum gestillte Volkszorn von Neuem auf. In den Städtkantonen, namentlich Bern und Lucern, begann eine Art demokratischer Bewegung. Man forderte und erhielt, wenigstens vorläufig, die Endschaft aller Miethen, Gaben, Schenkungen der fremden Fürsten und Herren, die Theilnahme der Boten zu Stadt und Land bei allen Rathschlagungen über auswärtige Bündnisse oder Einigungen, über Krieg und Frieden, man drang auf freien Kauf und Verkauf der Früchte ohne allen Bucher und Fürkauf, auf Achtung der Obrigkeit vor besiegeltem Recht, endlich Strafe wider Reiselläufer, Pensionler und Franzosenfreunde. Bei der leidenschaftlichen Aufregung fehlten selbst Todesurtheile nicht. Der Alt-Berner Hegil von Bern mußte sogar unschuldig die Missethat seines ungerathenen Sohnes büßen, welcher für Frankreich geworben hatte.

Dieses war überhaupt der Gegenstand des öffentlichen Unwillens. Man war bereit, den Dijonzug durch eine neue Heerfahrt zu rächen, begnügte sich jedoch bei reiflicher Ueberlegung mit dem Abwarten des günstigen Augenblicks. Der aber kam nicht; klug trennte König Ludwig, eingedenk des fürstlichen Reides gegen die mächtige Eidgenossenschaft, die Fäden des feindlichen Bündnisses und verglich sich mit den meisten Gliedern desselben. So nahm der Papst gegen Anerkennung des Lateranischen und Preisgeben des verkommenen Gegenconcils von Pisa Bann und In-

*) Mémoires du Chevalier Bayard, 356. „Si Dijon eust esté prins, ils eusseñt allez jusques à Paris.“

terdict zurück (6. Weinm. 1513), verlängerte Ferdinand für den Besitz Navarra's um ein Jahr die dem Westlande geltende Waffenruhe, indeß der Krieg im Osten oder Italien fortbauern könne (1. Christm. 1513), schloß König Heinrich VIII., erbittert durch das selbstsüchtige Stillsetzen seines Spanischen Schwiegervaters, mit den Franzosen nicht nur Frieden ab, sondern vermählte auch seine junge, schöne Schwester, Marie, mit dem alten, gichtbrüchigen Wittwer (August 1514), dessen Trauer um den Tod der geliebten Gemahlin, Anna von Bretagne, durch die Aussicht auf Leibeserben gelindert wurde, bewilligte endlich auch Maximilian, überall geschäftig und gehemmt, den erwünschten Waffenstillstand (3. März 1514). Als dagegen die Versuche, in der Schweiz um Mailands willen festen Fuß zu gewinnen, fruchtlos blieben, rüstete der König für eine neue Italienische Heerfahrt. Er berühmte sich bisweilen, keinen Feind mehr zu haben, denn die Eidgenossen, „wolle ihnen aber noch thun, daß man nach seinem Abgang von ihm reden müsse.“*)

Da trat plötzlich der Tod dazwischen. Die Heirath und veränderte Lebensart zerfnickten den bei rüstigem Geist durch Gicht und Krebschaden längst abgeschwächten Körper. Am Neujahrstage 1515 starb zu Paris, vier und fünfzig Jahre alt, „der Vater des Vaterlandes“, ein Fürst, dessen Tugenden, namentlich Thatkraft und Gerechtigkeitsliebe, seine Schattenseite, den unerfülllichen Ehrgeiz, allerdings überstrahlen. Hof und Volk legten meistens aufrichtig das Trauerkleid an; aber bald gewann der übliche Heroldsruf: „Der König ist gestorben, es lebe der König!“ vollkommene Zustimmung und Wahrheit. Denn Ludwigs Vaterbruders-enkel, und mit der ältern Tochter, Claudia, vermählter Eidam und Nachfolger war der bisherige Graf von Angoulême und Herzog von Bretagne, Franz, als König der erste seines Namens.

Welcher Franzose und mancher Fremde auch hätte nicht gern und voll Hoffnung auf den ein und zwanzigjährigen, „so wohl gestalteten, geraden und wohl beredten Fürsten geblickt, wie ihn das ganze Reich und Land der Wälschen nicht besaß!“**) Denn nachlässig erzogen und schlecht unterrichtet, fühlte er doch einen unverilglichen Trieb zum Lernen und Ausdehnen des wissenschaftlichen Kreises, suchte Künstler und Gelehrte auf, zog sie, wo möglich, in seine Nähe, legte Sammlungen von Handschriften, Gemälden, Bildwerken und Gemmen an, gab ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, z. B. Budäus, ehrenvollen Zutritt

*) Anshelm V, 14.

**) Anshelm V, 72.

zu den höchsten Staatsämtern, kurz, zeigte sich, wie er denn auch „Vater der Wissenschaften“ zubenannt wurde, als Kenner und Pfleger des geistigen Lebens. Aber bei dem Allen standen doch besonders in jüngern Jahren seine Hauptgedanken und Anstrengungen lediglich auf Kriegeruhm und Herrschthum. In allen ritterlichen Künsten gewandt, dabei freigebig und großmüthig, übte er auf seinen nähern Umgang eine unwiderstehliche Kraft aus und riß auch leicht Männer von bedächtigem Wesen mit seinem feurigen Ungestüm fort. Ihm fehlten wirkliche Freunde und Getreue schon deshalb nicht, weil er in Bedrängnissen weder eigenes Gut noch Blut schonte und, den Gemeinsten gleich, jede Gefahr, Beschwerde und Noth ohne Murren, ja, mit einer gewissen Fröhlichkeit ertrug. Gegen das Habsburgisch-Spanische Haus, welches trotz abweichender Zielpunkte und Strebungen allmählig verschmolz, nährte der junge, aufstrebende Valois nicht unbegründete Eifersucht. Er glaubte bisweilen für das Gleichgewicht, selbst die Freiheit der Staaten und Völker, zu kämpfen, wenn Ehrgeiz und Herrschgier vorwärts drängten.

Sein nächstes Ziel war nun Italien und vor Allem das Herzogthum Mailand und Zugehör. Leicht wurde Genua mit Beihülfe eines kleinen Geschwaders wiederum für die sog. Weltsche oder Französische Seite gewonnen (Frühling), aber für das Uebrige bedurfte man weit reichender Bündnisse, umfassender Rüstungen. In erster Rücksicht erneuerte der junge König die Freundschaft des Vorgängers mit England, Venedig und den Niederlanden, dessen Herr, der für mündig erklärte Erzherzog, Karl von Oesterreich, aus Mißtrauen in den Großvater, Ferdinand den Katholischen, sogar ein Eheverlöbniß mit Renata, der jüngern Tochter Ludwigs XII., einging. In Betreff der Bewaffnung aber wurde wirklich Alles mit Umsicht und Nachdruck benutzt, was damalige Volksthümlichkeiten und Kriegserfahrungen Vortheilhaftes darboten. Das Fußvolk bestand aus Gasognern und Franzosen, behenden Navarresen, welche der berühmte, durch den König, seinen neuen Dienstherrn, losgekaufte Peter Navarro geworben hatte, Schweizerischen Reisläufern in dünnen, Teutschen Landsknechten in dichten Haufen. Denn letztere erschienen, heißt es, 24,000 Mann stark, unter ihnen 6,000 Mitgediente der Geldrischen, schwarzen Banden. Den Kern der Reiterei bildeten 2,500 Geharnischte, unter ihnen La Palice, Bayard und Imbercourt, das Geschütz zählte über siebenzig grobe Stücke und dreihundert leichte, von Maulthieren getragene Feldschlangen. Eine lange Reihe von Karren, welche mit Vorräthen und Kriegsbedarf beladen waren, und Pionieren (Gräbern) beschloß den Zug.

Derfelbe verließ gegen Ende Heumonats den Sammelplatz Lyon und setzte sich, in drei Hauptschaaren gesondert, über Grenoble nach den sorgfältig erkundeten Alpen in Bewegung. Bald trug auch der König ein, welcher sich auf einem kurzen Abstecher von der Regentin Mutter, Louise, aus dem Hause Savoyen, beurlaubt hatte. In seinem Gefolge sah man von ausländischen Fürsten die Herzoge Anton von Lothringen und Karl von Savoyen, ein Beweis, wie wenig man die Pflichten dort gegen Kaiser und Reich, hier gegen die durch Vertrag befreundete Eidgenossenschaft achtete. Diese befand sich jetzt in einer wahrhaft schwierigen Stellung; sie traf nur auf Feinde oder laue, bisweilen falsche Freunde; keine auswärtige Macht hielt es mit ihr aufrichtig und treu; der mehrmals aus übertriebenem Selbstgefühl abgewiesene Bund Venedigs trug nunmehr die bittersten Früchte. Denn nicht nur gesellte sich dieses, von allen Seiten bedroht, dem jedenfalls unternehmenden und festen Feinde zu, sondern suchte auch durch verdoppelten Eifer im Dienste desselben frühere Spannung auszugleichen. Seine Heerhaufen, zahlreich und von Bartolomäus Alviano klug geführt, erwarteten sehnlichst die Ankunft der neuen Freunde, um sich dann mit Nachdruck auf die dermalen verhassten Alpensöhne zu werfen. Was diesen dagegen Papst Leo bot, beruhete meistens auf schönen Worten und Zusagen; er begrüßte durch zierliche, Lateinische Schreiben mehrmals die treuen und tapfern Vertheidiger der kirchlichen Freiheit *), stellte feierlich für sich, Spanien, das Deutsche Reich, Mailand und die Schweiz den heiligen, Italiens Unabhängigkeit gewidmeten Bund wieder her und ließ ihn auf der Lucerner Tagsatzung allseitig beschwören (17. Heumonat); aber an den Ernst der Handlung wurde nicht gedacht, weder der verheißene Sold vollständig und zur rechten Zeit entrichtet, noch das bewaffnete Aufgebot, etliche leichte Schaaren ausgenommen, für gemeinschaftliche Zwecke benutzt. Selbst der den Franzosen angedrohte Bann kam nicht zum Vollzug. Aehnliche Langsamkeit zeigte der Spanische Oberfeldherr Don Raimund von Cardona. Wie festgebannt stand er im Lager an der Trebia, während die Päpstlichen eben so unthätig in Piacenza verblieben und, ohne einzugreifen, den Ereignissen ihren Lauf ließen. Denn kein Theil traute dem andern; hatte doch der Vicekönig eine heimliche Verbindung des heiligen Vaters mit dem Feind durch aufgefangene

*) Mehre, von Bembo und Sadoletto in klassischem Stil abgefaßte Briefe, z. B. vom 2. October 1514 und 10. März 1515, befinden sich im Bernischen Lehenarchiv.

Briefe und Boten entdeckt! Darin waren jedoch Spanier und Italiener einig, daß sie den Beschirmern und Schutzherrn Mailands Neid und Haß nachtrugen. Selbst der schwache Herzog Maximilian Sforza, welcher gerne schlief, zechte und Karten spielte,*) war davon nicht ausgenommen. Seine Reden klangen süß, seine Schreiben bieder und demüthig, aber Wünsche und Plane standen auf Befreiung von den Wächtern und bevormundenden Aufsehern. Der rohe, übermüthige und, wenn die Löhnung zauderte, mürrische Soldat ließ es seinerseits an Unbilden und Grobheiten nicht fehlen. So habe ein Berner, meldete Peter Falk, öffentlich zum Galeazzo Visconti gesprochen, nicht der Herzog, sondern der Schweizer sei hier Herr, ein anderer gemeint, das Boten- und Feierkleid schände den Bettler; der Herzog möge daher, wenn ihm Geld fehle, seine goldenen und seidenen Röcke ihnen, den unbezahlten Krieglern, versetzen und verkaufen u. s. w.**). Andererseits argwöhnten sonst redliche und kluge Hauptleute eine Art Verschwörung der Könige und Fürsten wider die ihnen mißliebig und zu mächtig gewordene Eidgenossenschaft. Papst und Kaiser, raunte man einander in Mailand zu, beabsichtigten einen Verein mit den Franzosen, ob sie die Bauern in den obern Länden zwingen könnten; überall werbe man dafür Knechte, bei 24,000 ständen gerüstet; Fürsten und Herrn freuten sich in der Meinung, alle Eidgenossen zu verderben***).

Diese düstere, mißtrauische Stimmung war nicht ganz unbegründet. Selbst Kaiser Maximilian, durch die unlängst erneuerte Erbvereinigung für immer, wie es schien, ausgesöhnt, nährte doch kleinliche Scheelsucht; er duldete gleichgültig, daß Tausende von Landsknechten auf verschiedenen Straßen dem damals gemeinsamen Feinde zuzogen und fand keinen Beruf, dawider einzuschreiten; jedoch wirkte dafür mehr Schwäche, denn Arglist. Schon der Haß wider Venedig und Frankreich befestigte die vorläufige Freundschaft mit den Eidgenossen. Auch das innere Leben der Letztern bot kein Bild des ungetrübten Friedens. Trotz der Aufnahme des bieder und freisinnigen Appenzellervolks in den jetzt für lange Zeit

*) S. Anshelm V, 120.

**) Peter Falks Bericht vom 25. Jänner 1514. im Bernischen Lehnarchiv. „Und viel dergleichen unnützer unvernünftiger worten stossen sie (die Knechte) us, die einer frommen Eydgnoßenschaft weder loblich noch ehrlieh sind,“ lautet der Schluß.

***)) Heinrich Meiers von Lenzburg Bericht an Bern, 26. Oct. 1814. im Bernischen Lehnarchiv.

geschlossenen oder gesperrten Bund der dreizehn Orte, (17. Christm. 1514) blieb die Spannung zwischen Städten und Ländern ungeschwächt, drängte hier, durch Jahrgelder und andere Gnaden gewonnen, die Französische, diesesmal von vornehmen Bernern geführte Partei zum Frieden mit dem mächtigen, reichen König, mahnten dort die volksthümlich (national) Gesinnten in Städten und Ländern zur Treue gegen Brief und Siegel oder Beschirmung des feierlich unter eidgenössischen Schutz gestellten Herzogs von Mailand. Dieser Richtung folgte auch die große Mehrheit der Stände. Man entließ die wiederholt geschickten Boten Frankreichs mit groben Worten und sandte, als letzteres kräftig rüstete, zuerst sechstausend (Mai), darauf fünfzehntausend Krieger (Brachmonat) unter tüchtigen Hauptleuten über das Gebirge. Es fehlte aber auch hier theils an Eintracht und strenger Mannszucht, theils an Einheit und Umsicht des Oberbefehls. Für die Hut der Pässe in einer langen Postenlinie von Susa im Norden bis Saluzzo im Süden Piemonts aufgestellt, dabei schlecht verpflegt und bezahlt, wurden die Beschirmer und Wächter häufig eine wirkliche Landplage für die anfangs freundlich gesinnten Eingebornen. Man begnügte sich oftmals nicht mit Speise und Trank, sondern griff auch in das Eigenthum der armen Leute ein, nahm ihnen Geld, Silbergeschirr, Kleidung weg, mißhandelte den Kläger und betrug sich überhaupt ärger, denn die sprichwörtlich verrufenen Gascogner*). Das Alles geschah straflos, weil der gemeine Knecht den Hauptleuten drohete, hier und da sogar für den Feind Anzettlungen begegneten. Schwyzer und Glarner schritten daher eigennützig wider den Bernischen Obrist, Albrecht von Stein, ein, fingen und verwundeten ihn als Franzosenfreund und Kronenfresser**). Nach dem Beweis fragte man dabei freilich eben so wenig, als nach dem Recht, welches von der rohen Selbsthülfe schmachlich gebrochen wurde.

Bei solchem Stand der Dinge konnte der junge König, thätig und vortrefflich bedient, ohne namhafte Hindernisse sein erstes Ziel erreichen, oder innerhalb fünf bis sechs Tagen des Augustmonats den Alpenübergang bewerkstelligen. Derselbe wählte, wahrscheinlich auf Betrieb des ortskundigen Jakob Trivulzio, für den Gewalthausen zu Noß

*) Missiv der Hauptleute an Bern bei Anshelm V, 109. und 115. „Sind bisher uf den armen Lüten gelegen, daß es ein Gotts Erbärm ist.“ (31. Jul.)

**) Anshelm V, 109. Grundlos war der Argwohn jedoch nicht. Der junge Berner hantierte auch später ziemlich offen für den König; „er war, heißt es im Leben Frundsbergs, S. 23, mit Französischen Kronen bestochen.“

und zu Fuß nebst leichten Geschützen den Weg über Embrun, Barcelonette, Argentière, die Lucerner- und Sturathäler in der Wendung auf Coni als Hauptziel. Man zog meistens durch so rauhe, nur dem Fußgänger bisher geöffnete Gegenden, daß nicht selten von den Schanzgräbern und Feuerwerfern Felsen gesprengt, Bergpfade geebnet, Niederungen ausgefüllt, Pferde und Geschütze an Seilen oder anderen Stützen herab gelassen wurden. Es mag ungefähr dieselbe Straße gewesen sein, auf welcher zwischen den Bergpässen des Viso und Genèvre Hannibal herabstieg. Nebenschaaren nahmen dagegen mit dem schweren Geschütz die Richtung theils auf Susa über den besser gebahnten Mont Cenis, theils auf Saluzzo über den gleichfalls mehr zugänglichen Genèvre, eine Straße, welche namentlich die Vorhut unter La Palice, den Rittern Imbercourt und Bayard einschlug. Diese, zuerst auf Italienischem Boden, unternahm sogleich einen festen Handstreich; sie überfiel, von Bauern auf Seitenwegen des Gebirgsabhangs geleitet, in der Grafschaft Saluzzo den westlichsten Posten des Feindes, welcher sorglos bei Villafranka stand. Was nicht niedergehauen oder zersprengt wurde, kam in Gefangenschaft, ein Loos, welches auch der tapfere, landeskundige Prospero Colonna mit den meisten seiner 1200 Reifigen theilen mußte (12. August.).

Dadurch waren die Schweizer und Herzoglichen eigentlich führerlos geworden. Obgleich es ihnen an handfesten, tüchtigen Hauptleuten nicht fehlte, konnte doch Niemand den berühmten, vielfach bewährten Italiener ersetzen. Man räumte daher auch eben so kopflos, als unmännlich, ohne Kampf die Stellung am Fuß der Alpen, wick unter leichtem Geplänkel und wilder Verwüstung des hier und da widerspännstigen Landes über Carmagnola, Rivoli, Chivasso, Vercelli auf Novara zurück, von da mit Preisgebung des schweren Geschützes an den rasch nachdrängenden Feind auf Mailand. Andere Haufen zogen bei wachsender Zwietracht und Zuchtlosigkeit nordwärts gen Arona unweit dem großen See (lago maggiore). Ihre Gedanken standen auf ruhmlose Heimkehr, selbst schmähliche Unterhandlung. Dieß galt namentlich von den Bernern unter dem einflußreichen, thätigen Albrecht vom Stein, den Solothurnern, Freiburgern und Wallisern, welche sich angeschlossen hatten. Alle Zucht und Ehrbarkeit wurde vergessen, mit den listigen, freigebigen Voten des Feindes am 8. Herbstmonat in dem Städtchen Galerato ein vorläufiger Friedensvertrag aufgerichtet; jedoch blieb vorbehalten die Genehmigung der Obrigkeiten und des Herzogs Maximilian Esforza. Dieser sollte, wurde vereinbart, gegen einen angemessenen Landbesitz (Memours), Jahrgehalt (12,000 Franken) und ebenbürtiges Eheweib das Fürstenthum mit aller Zugehör und

Hoheit dem Französischen Könige abtreten, letzterer der Eidgenossenschaft für Sold, Kriegskosten und Rückgabe der Plätze Lugano, Locarno, Domo d'Ossola und Etschthal eine Million Kronen zahlen und lebenslängliches Freundschaftsbündniß zu Schutz und Trutz gewähren, für das Alles aber genügende Geißeln nebst entsprechenden Abschlagsgeldern stellen. Bald darauf zog der Haufe unter Lärmen, Geschrei und vielfacher Unordnung über Domo d'Ossola in die Heimath ab; er hatte Ehre, Gut und Blut auf freche, bisher unerhörte Weise gleichsam an den Meistbietenden verkauft.

Anders, als diese Teutschen Franzosen fühlten, dachten und handelten die Anhänger der Nationalpartei*); sie verwarfen mit Abscheu den schimpflichen Vertrag und wählten den von der Ehre und Pflicht vorgezeichneten Weg. Der Gedanke, angriffsweise zu verfahren, wurde um so lebendiger, je feuriger Kardinal Schiner dafür sprach und wirkte. Man möge, redete er zu den auf dem Schloßplatz versammelten Kriegern, der Väter löblichen Namen aufrecht erhalten und die Schande erwägen, wenn der Sohn des unglücklichen Fürsten verlassen würde, welchen einst schwarze Treulosigkeit in die Haft des arglistigen Feindes gebracht habe. Eben so urtheilte und handelte der Glarner Feldprediger, Ulrich Zwingli; mit Rath, Worten und That gab er ein vorleuchtendes Beispiel der Treue, Umsicht und Mannlichkeit.

Die Eidgenossen, unlängst durch die Ankunft des dritten, von der Tagsatzung über den St. Gotthard und Monza entsandten Haufens bis zu zwanzigtausend Kriegern verstärkt, wurden immer vertrauter mit dem Gedanken des Angriffs. Dennoch aber schwankten etliche Abtheilungen, von der Friedens- und Franzosenpartei bearbeitet, wie denn schon die Züricher unter ihrem Bürgermeister, Markus Rosst, für die Rückkehr rüsteten. In diesem entscheidenden Augenblick gebrauchte der Kardinal Schiner eine auf die Natur seiner Landsleute wohl berechnete List; er bewog am 12. Herbstmonat Nachmittags drei Uhr den Hauptmann der herzoglichen Leibwache, Arnold von Winkelried aus Unterwalden, mit seiner Schaar und etlichen andern Fahnlein aus dem Römerthor wider den hier plänkelfnden Feind vorzubringen. Dieser wich, während die Schweizer in

*) „Und als nun die dry Hufen zusammen kamen, hatten doch die Franzosen hiedon so viel praktizirt, daß sie ohne allen Schwertschlag in das Herzogthum kamen, besorgteint darin von den teutschen Franzosen größere Verrätherei und Untrew; denn by einer Eidgenossenschaft zuvor Geld und Untrew so gemein nie gesyn ist.“ (Tschudi in Balthasars Helvetia, 1828, 3. Heft.)

dichten Reihen, voll wilder Kampflust, folgten, rasch auf der Hauptstraße nach dem Städtchen Marignano zurück.

Hier stand seit einer Woche das gesammte Franzosenheer in einem festen, durch Gräben, Erdwälle, Pallisaden und siebenzig Geschütze vertheidigten Lager. Die Stellung war gut gewählt, weil sie theils dem nur vier Stunden entfernten Mailand die südliche Seite bedrohte, theils dem Benedigerheere unter Bartolomäus Alviano im nahen Cremona die etwaige, bald auch dringend begehrte Verbindung erleichterte, endlich die Spanier und Päpstlichen zu Piacenza und an der Trebia im Schach hielt. Bei der trefflichen Zucht und Ordnung hatte man trotz des unerwarteten Angriffs hinlänglich Zeit und Gelegenheit für die Abwehr. Alle Waffenarten unterstützten einander auf das Zweckmäßigste. Dem Mitteltreffen und Kern der Geschütze gebot der König, der Vorhut Karl von Bourbon, Connetable, der Hinterhut La Palice, neben ihm der junge Herzog von Alençon. Beim Sonnenuntergang langten die Schweizer an. Ein allgemeiner Sturm- und Schlachtentrieb hatte sie ergriffen, selbst die mißvergnügten, zur Abreise gerüsteten Friedensanhänger nicht ausgenommen. Niemand wollte daheim bleiben und den Gefährten verlassen. Der anfangs dünne Quell schwoh rasch zu einem gewaltigen Strom an, 24,000 freitbare Männer, unter ihnen von Bern etliche Fähnlein Freiwilliger aus der Stadt und dem Aargau, stürmten unaufhaltsam vorwärts; an der Spitze waren die Berlornen, durch lange, weiße Federbüsche und Hauptmannsrang ausgezeichnet; acht leichte Geschütze folgten. Angelangt in der Nähe des Feindes, welcher dieß- und jenseit der Schanzen stand, hielt die Vorhut eine kurze Weile still und ordnete sich für den Sturm. Deß zum Zeichen ließ sich der Führer, Werner Steiner von Zug, drei Erdschollen reichen, schleuderte sie über die Köpfe der Waffengefährten hinweg und sprach: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, hier soll unser Kirchhof sein! Vergesst die Heimath, denkt nur auf Ehre und Lob, seid männlich und unverzagt!“ — Darnach geschah ein wüthender Anlauf wider Geschütz, Reiterei und Fußvolk, insonderheit die Landsknechte und Schwarzen der Geldrischen Rote. Nach heftiger Gegenwehr wurden im mörderischen Handgemenge die Glieder durchbrochen, die Gräben überschritten, die Wälle erstiegen, mehre Büchsen erobert, Reiterei und Fußvolk zurückgedrängt, Bierden der Ritterschaft theils, wie Imbercourt, erschlagen, theils, wie Bayard, nach dem Fall des Rosses zur Flucht genöthigt. Endlich, als der Mond zwischen ein und zwei Uhr sank, setzten Dunkelheit und Erschöpfung dem Kampfe eine kurze Rast. Beide Heere, oft in der Fin-

sterniß neben und durcheinander, rüsteten für die Fortsetzung des Streits; Trommeln und Hörner, Schimpfworte und einzelne Schüsse hielten ihn gleichsam wach. Vor Allem entwickelte der König, mehrmals in Lebensgefahr, die außerordentlichste Thätigkeit; er zog die Schlachthäufen zu Roß und zu Fuß enger zusammen, stellte das Geschütz wirksamer auf, überall durch Rath und That hülfreich. Stundenlang zu Pferd und oft im dichtesten Handgemenge, löschte er in den kurzen Augenblicken der Rast, den brennenden Durst mit blutigem Grabenwasser und schlummerte dann in ein Zelt eingewickelt, ungestört etliche Stunden auf einer Kanone.

Raum dämmerte aber der Morgen, so begann der Kampf aufs Neue. Umsonst trachteten die Stürmenden bald von der Stirne, bald von den Seiten her durchzubrechen. Ueberall fanden sie eine geordnete, kaltblütige und ausdauernde Abwehr, namentlich gegenüber dem verheerenden Geschütz und hartnäckigen Fußvolk, in welchem die starken Landsknechte mit den beweglichen Gaszkognerbogenschützen wetteiferten. So behauptete sich im Mitteltreffen der Franzosen das Gleichgewicht, indeß die Flügel mehr und mehr dem erneuerten Anprall nachgaben und wichen.

In diesem entscheidenden Augenblick traf in der zehnten Stunde des Vormittags Alviano mit etlichen Reitergeschwadern ein und griff alsbald nachdrücklich an. Da beschloßen die Hauptleute, des Glaubens, die gesammte Heeresmacht der Venediger sei angelangt, den Rückzug. Derselbe geschah in festen Reihen und unter häufigen Plänkelleien mit dem nur behutsam nachfolgenden Feind. Man brachte sämmtliche Geschütze, welche zu Felde geleitet hatten, mehre eroberte Fahnen und viele Vermundete, die meisten auf den Schultern, mehrmals unter heftigen Gefechten, nach der Lombardischen Hauptstadt. Umsonst boten hier Herzog und Bürgerschaft alle mögliche Freundlichkeit dar. Die Eidgenossen, von plötzlichem Heimweh befallen, ließen funfzehnhundert Mann in dem Schloß zurück und eilten dann mit eingewickelten Bannern der Heimath ohne Aufenthalt zu (15. Herbstm.). Es war, wie wenn sie den Staub des unheimlichen Landes für immer abschütteln und mit der Riesenschlacht von Marignano, wie sie der alte Trivulzio taufte, als obernde Nacht von Italien Abschied nehmen wollten.

In der That hatte der Bund seit seinem Bestand nie in einem Feldstreit größere Einbuße erlitten. Denn man zählte bei sechstausend Todte und vielleicht eben so viele Wunde und Kranke, welche in Folge der ungeheuren Anstrengung, des Hungers und Durstes, ein sieches Leben fortschleppen mußten. Dieselbe Bewandniß hatte es mit den Sie-

gern; jedoch konnten sie sich natürlich leichter ergänzen und aushelfen. Uebrigens hatten beide Theile mit gleicher Leidenschaft und Schonungslosigkeit gestritten, weder Gnade begehrt, noch erhalten. So gingen in einem Kloster unweit Mailand auf dem Rückzuge dreihundert Züricher durch Feuer zu Grunde, entkamen von achthundert Landsknechten am ersten Schlachttage kaum drei über den Graben in das Lager. Indem die Eidgenossen, übermüthig ob des gewonnenen Vortheils, damals alle neue Brücken abtrugen, mußte die sonst schon auf Flucht sinnende Reiterei den Widerstand der Verzweiflung leisten. Ja, die Volksbrache dauerte bisweilen über den Tod hinaus. „Ein grünes Fähnlein fraßen z. B. die Landsknechte zerhackt in einem Salat;“ den Urner Ammann Püntiner, einen wohlbeleibten Herrn, hieben sie auf, salbten mit seinem Fett ihre Spieße und Stiefel, ja, ließen die Kasse Haber aus dem Bauche fressen.“*)

Schon die Gräßlichkeit des Kampfes zeugt für den Haß der Parteien, welche mehr oder weniger auf die Fremde zurückgeführt, den eingebornen Italiener nur als Nebensache und Siegeslohn behandelten. So beugte sich denn auch jetzt wieder das zerrissene und unterhöhlte Volksthum vor dem jeweiligen Waffenglück des ausländischen Eroberers; denn nach kurzem Widerstand wich auch das Mailänder Schloß den von Peter Navarro geleiteten Minenstößen und Stürmen, entsagte Maximilian Sforza für ein Gnadengehalt zu Gunsten des Französischen Königs allen Ansprüchen auf das Herzogthum, begrüßten die Bürger den neuen Herrn bei seinem prunkvollen Eintritt mit gewohnter Scheinfreundschaft (14. Weinmonat), ging der Vicekönig D. Raimund von Cardona auf seines Herren Befehl jedem Zusammenstoß mit dem glücklichen Nebenbuhler durch Rückkehr nach Neapel aus dem Wege, warb endlich Papst Leo, anfangs schüchtern, dann offen um Sühne und Bündniß. Beides wurde auf der Zusammenkunft in Bologna (14. Christmonat) gewährt, in der Verkommniß (Concordat), wie sie der Kanzler Du Prat unterhandelte, die sog. gallikanische Kirchenfreiheit so ziemlich aufgeopfert, dagegen mit dem heiligen Stuhl und dem neuen Mediceerhause von Florenz ein Schutz- und Trugbündniß aufgerichtet, bald von dem versöhnten Oberhaupt der Christenheit alle geistliche Macht angewandt, um auch außerhalb Italiens für denselben Zweck zu wirken.

*) Anshelm V, 182. — Neben den Schlachtberichten bei Fleury und Bellay verdient Zurita X, 95 trotz seiner Kürze Beachtung; auch er meldet, die Schweizer hätten am ersten Tage die Ueberlegenheit gehabt, aber ihren Vortheil nicht benutzt, am zweiten die Ankunft Alviano's mit etlichen Schwadronen für das ganze Heer gehalten und daher den Kampf abgebrochen.

Als nämlich in der Schweiz etliche Stände für, andere gegen den Frieden mit dem Allerchristlichsten sprachen und handelten, mahnte der Papst in einem ernstern, zierlichen Schreiben nicht nur zur Ruhe und gütlichen Ausgleichung der Streitfragen, sondern drohete auch dem Widerspännigen und Streitsüchtigen mit geistlichen Strafen; denn aller Hader müsse jetzt, da so Großes geschehen sei, der Christgläubige vergessen und sich nur wider den Türken richten. Nichts könne dermalen mehr, als ein Kreuzzug, Gottes Ehre und der Völker Wohlfahrt fördern. Der allerchristlichste König habe aber dafür alle Bereitwilligkeit bezeugt und überhaupt solche Beweise des Gehorsams und der Treue gegen den heiligen Stuhl gegeben, daß dieser fortan auch in Betreff des Herzogthums Mailand gleichen Feind und Freund mit ihm erkennen werde. *)

Stärker jedoch, als die geistliche Mahnung des heiligen Vaters wirkte die klingende Münze des reichen, und freigebigen Königs. Seine Boten gewannen trotz der kaiserlichen Gegenwerbung für den Frieden, wie man ihn in Galara verabredet habe, immer festern Boden. Mit vollen Händen streuete man die blanken Thaler aus; ja, zu Freiburg, heißt es, ließ der gewandte Bastard von Savoyen, Renat oder Reinhart, die Sonnenkronen auf das Pflaster ausschütten, rührte mit einer Schaufel darin umher und fragte dann die Umstehenden, ob das nicht Zeichen eines mächtigen Herrn, verlässliche Worte seien? — Maximilians Gesandte brachten dagegen meistens leeren Schall. „Das Blut eurer Brüder, sprach z. B. der Doctor Reichenbach zu den Tagelohnern, liegt ungerächt und noch warm auf der Wahlstatt, zu euren Ohren dringt die Jammerklage der Gefangenen, Verwundeten und Kranken. Gesezt, der Franzose hält alle seine Zusagen, so bedenket dennoch, daß Geld ver-

*) S. Leo's Schreiben vom 7. Jänner 1516 im Bernischen Lebnarchiv. Der Schluß dieses acht diplomatischen Schreibens lautet: „*Deinde vestras Devotiones iterum atque iterum hortamur, ut si quos tali (ne hostili erga Regem) animo esse intelligetis, eos moneatis, ut se abstineant, ipsi vero nobiscum una prohibere novas perturbationes, procurare pacem universalem vel saltem inducias, concurrere ad expeditionem sanctissimi in Turcas belli velitis, quo nihil fieri potest hoc tempore nec divinae fidei utilius, nec vestro nomini honoratius.*“ — Anshelm V, 213. verliiht den für Leo charakteristischen Brief nur, ohne ihn mitzutheilen. Kein Papst hat in der neuern Zeit eine reine Interessenpolitik mit größerer Schärfe und Kraft durchgeführt, als jener Mediceer. Wie er bald nach der Marignanoschlacht Gedanken und Plan ändert, so geschieht es auch später. Vgl. den Bericht des Venedigers Marino Giorgi vom Jahr 1517 bei Albéni, serie II, vol. III, p. 42 sq.

gänglich ist, Ehre und Schande eines Volks aber ewig dauern.“ — Das Alles blieb fruchtlos, weil theils der Medner mit leeren Taschen kam, theils das frühere Stillstehen im Augenblick der That schwerlich rechtfertigen oder entschuldigen konnte. Daher bekam die Französische Friedenspartei unter heftigem Wortwechsel und hier und da sichtbarem Volksauslauf immer größern Spielraum. Umsonst verwahrten sich dawider fünf Kantone, Zürich, Schwyz, Uri, Schaffhausen und Basel; acht andere, also die Mehrheit, beschloßen, daß man Friedensunterhandlungen vorläufig eröffnen, die zugesagten Kriegs- und Freundschaftsgelder annehmen dürfe. Letzteres geschah auch wirklich in Bern; zweimalhunderttausend Kronen wurden „mit herrlicher Pracht, unter Trompeten-, Trommel- und Pfeifenschall, im Geleit von Reitern und Fußknechten eingeführt“ und unter die Friedensstände vertheilt. Dennoch sprachen Viele: „Daß Gott erbarm, das sind unsere Todten von Mailand! Daß der Teufel die Franzosen und ihr Geld hätte! Ei, wo sind die alten, frommen Eidgenossen?“ (Hornung *). Dabei blieb es aber; selbst die Gegner oder Gibellinen verschmäheten, darin nicht besser, als die Welschen, keineswegs hier und da kleine Ehrengeschenke **). — Zuletzt mußte man obrigkeitlich die neuen Parteiworte, denen auch „Kaiserisch“ und „Französisch“ angehörten, verbieten und auf Spottlieder Buße setzen.

Inzwischen wurde von einer andern Seite her noch ein Versuch gemacht, das Verlorne wieder zu gewinnen. Maximilian nämlich, unlängst durch Englische und Spanische Hülfsgelder unterstützt, fühlte das Bedürfniß, mittelst einer letzten Anstrengung und gleichsam vor Thorschluß kaiserlichen Namen jenseit der Alpen nothdürftig herzustellen. Rasch brach er daher im Frühling des nächsten Jahres (1516) über Trident nach dem alten Bollwerk Verona vor, vereinigte hier 15,000 Eidgenossen, meistens der fünf gegen-französischen Orte, mit eben so vielen Soldknechten des Reichs und der Erbstaaten, stark genug, um den überraschten, schwachen Feind durch einen Handstreich von seinem Mittelpunkt, Mailand, zu verdrängen. Als man aber zauderte, halb aus Mißtrauen, halb aus zweckwidriger Bedächtlichkeit Zeit und Gelegenheit vor festen

*) Anshelm V, 222.

**) Derselbe V, 231. „Es war auch der parthisch Tratz so groß, daß hie zu Bern zum Narren (Distelzwang?) an Läden geschrieben ward:

„Wir Swelsen

Wend uns der Dukaten und Kronen behelfen,

So ihr Gibel

Rath und Dreck essent us dem Rüssel.“ — Schöne Poesie.

Plätzen, z. B. Asolo, verlor: da gewann der Oberstatthalter Karl, Herzog von Bourbon, für die Gegenrüstung vollkommenen Spielraum. Denn theils wußte er die Hauptstadt durch Schanzen und andere Schirmanstalten wider plötzliche Gefahren zu sichern, theils Schweizerische Soldner unter Albrecht vom Stein heranzuziehen. Als nun am Osterdienstag der Kaiser endlich erschien, war der günstige Augenblick vorüber. Der Feind nahm weder die angebotene Schlacht an, noch zeigten die Gibellinen den verheißenen Eifer. Wohl aber wirkten die Französischen Eidgenossen durch Umtriebe und Bestechung auf die kaiserlichen Landleute zerlegend zurück; ganze Schaaren liefen über. Da verlor Maximilian, schon alt und gebrechlich, dabei mißtrauisch und abergläubig, den frischen Muth und ritterlichen Trotz, welcher ihn früher so oft ausgezeichnet hatte; er fürchtete Verrath, sah im Traum die blutigen Schatten des bei Sempach gefallenen Ahnherrn Leopold und Karls des Kühnen *), zog nach Verona ab und löste hier alsbald bei wachsendem Geldmangel und Hader das Italienische Heer größtentheils auf. Ein Fluch schien allen seinen Unternehmungen jenseit des Gebirgs zu folgen.

Klug benutzten dagegen die verbündeten Venezianer und Franzosen den günstigen Augenblick, entrißten Brescia nach hartnäckiger Abwehr den Spaniern und erschienen vor Verona, dem Thor und Schlüssel der Halbinsel. Jedoch scheiterten hier alle Stürme und Künste der Beschießung an dem Heldenmuth der Deutschen und Wälschen, von welchen jene unter Georg von Frundsberg, diese unter Markus Antonius Colonna standen. Man trogte den eisernen Kugeln, deren zwanzig tausend binnen etlichen Tagen in die Stadt flogen, den Anläufen wider die weiten, von neuem Schanzwerk gedeckten Mauerlücken, dem wachsenden Mangel an Nahrung und Getränk, hielt Rosse und Eselsfleisch für Lederbissen und befand sich wohl bei leidlichem Wasser. Da bereitete ein auswärtiges Ereigniß auch hier eine plötzliche Wendung und entschied einstweilen den Feldzug. *)

König Ferdinand nämlich war am 23. Jänner in einem armseiligen Dörfchen, Madrigalejo, unweit Truxillo, plötzlich gestorben, ihn

*) Leben Frundsbergs S. 24. „Alber das sey im dieselb Nacht im schlaff sein Uranherr, Leopold, Erzhertzog zu Oesterreich, den die Schweyßer zu Sempach erschlagen, deßgleichen sein Schwäger, Herzog Carl zu Burgund, den die Schweyßer zu Ransie umgebracht, beyde in blutigen Kleidern sükkommen, das sey im ein warnung, daß er sich do nicht wöl in gefahr begeben.“ Vgl. Anshelm V, 217. welcher jedoch von dem Traummärchen schweigt.

**) Leben Frundsbergs S. 26. — Bellay I, 100 läßt dagegen die Stadt wirklich durch Hunger fallen.

hatte, heißt es, weniger die Altersschwäche, denn der unnatürliche Versuch, durch künstliche Mittel Zeugungskraft zu gewinnen, in den Tod gebracht. Mag man darüber urtheilen, wie man wolle, so viel bleibt unbestritten, daß mit diesem „wachsamen, schlaunen und feinen Fürsten *), dessen Baarschaften kaum für die Begräbnißkosten hinreichten, die diplomatisch-politischen Dinge den mächtigsten Hebel verloren, von der bisherigen, fast ununterbrochenen Spannung, besonders in Italien, abließen und zu einem kurzen Stillstand hindrängten. Diesen forderten überdieß die Natur und Lage des Thronnachfolgers, des sechszehnjährigen Erzherzogs Karl von Oesterreich und unlängst für mündig erklärten Fürsten der Niederlande, welche seine weise und redliche Mühme Margarethe als das Kleinod ihres Burgundischen Stammes mit musterhafter Treue und Umsicht bisher verwaltet hatte. Erbe einer ungeheuren Reichsherrschaft dieß- und jenseit des Atlantischen Weltmeers, der Spanischen Gesamtmonarchie, mußte der junge, ehrgeizige Sohn Philipps und Johanna's, der schwermüthigen Mutter, vor Allem nach rascher, ungestörter Besitznahme der reichen Verlassenschaft trachten. Als vorläufige Bedingung dazu erschien eine möglichst beschleunigte Sühne mit Frankreich, dessen Nebenbuhlerschaft gegenüber dem mehr und mehr geeinigten Habsburgisch-Spanischen Hause schon deutlich genug hervortrat. Ueberdieß verdunkelte die Persönlichkeit des glücklichen Helden von Marignano den noch ungeprüften, im Friedensschatten aufgewachsenen Erzherzog und König. Noch vielfach abhängig von seinem Haupterzieher und Rath, Anton de Croi, Herrn von Chièvres, willigte er daher ohne Säumniß in den Vertrag ein, welchen der theilweise bestochene Diener und Günstling zu Noyon auf unbedachtsame Weise abgeschlossen hatte (13. August **). Der Erzherzog, lautete sein wesentlicher Inhalt, sollte binnen sechs Monaten Navarra, die Eroberung des mütterlichen Großvaters, an Heinrich, Sohn des vertriebenen Königs Johann d'Albret, zurückgeben, für den Besitz Gesamt-Neapels jährlich hunderttausend Goldgulden Zins an den ehemaligen Mithehrrn, König Franz, zahlen und die Tochter desselben, Louise, welche noch in der Wiege lag, seiner Zeit heirathen, für die Befriedung Italiens endlich dahin wirken, daß, gleichwie

*) Mémoires de Bayard p. 384. „Il estoit vigilant, cault et subtil.“ Bgl. die Charakteristik bei Zurita X, cap. 100.

**) Leben Frundsbergs S. 22. nennt „Karls Hofmeister, den Niederländer Ceurius, dem König in Frankreich geneigt und mit Cronen bestochen.“ — Bgl. über den Vertrag noch Bellay I, 102.

Mailand den Franzosen bliebe, so Verona an Venedig komme, letzteres aber dafür dem Kaiser hunderttausend Goldgulden und dem König von Frankreich eben so viel erlege.

Maximilian, theils abgemattet, theils auf die Befestigung des Enkels in der Spanischen Erbschaft gerichtet, trat der Uebereinkunft bei, schloß mit Venedig, welchem die „Pforte Italiens“, Verona, wirklich geöffnet wurde, Waffenstillstand ab (Weinmonat) und bemühte sich fortan auch eifrig um die Ausgleichung der zwistigen Eidgenossenschaft. Nach langem Hadern und Hinundherzerren richteten die dreizehn Orte und die Zugewandten, d. h. Wallis, Abt und Stadt St. Gallen, Mühlhausen und die drei Rhätischen Bünde, mit König Franz I. von Frankreich und Herzog von Mailand den sog. ewigen Frieden auf. Derselbe, zu Freiburg im Aechtlande besiegelt und beschworen (29. Wintermonat), setzte fest: 1) Es sollen bleibender Friede und ewige Freundschaft bestehen. 2) Kriegsgefangene werden ohne Lösegeld zurückgegeben. 3) Den Schweizerischen Kaufleuten sind ihre Zollfreiheiten und Vorrechte auf der Thoner Messe bestätigt, gleich wie auch die Franzosen ungestört und unbeschwert im gegenseitigen Gebiet handeln und wandeln dürfen. 4) Der König bezahlt in vier Fristen zu Bern für den Dijonerzug 400,000, für die Italienischen Heersfahrten 300,000 Sonnenkronen. — An Jahrgeldern (Pensionen) bekommt der Kanton 2,000 Livres; an die Zugewandten werden gleichfalls jährlich eben so viele Franken vertheilt, auf jeglichen Stand hundert. 5) Für Mailand willigt Frankreich ein in die Abtretung der gemeinen Herrschaften oder Vogteien Lugano, Locarno, Mendrisio und Maithal an die dreizehn Orte, der Stadt und des Gebiets von Bellinzona (Bellenz) an die drei Urkantone, endlich der Graffschaften Veltlin und Cleve an die drei Bünde Rhätiens. 6) Streitigkeiten erledigt man nach Minne und Recht durch vier Schiedsrichter (Zugesetzte), nöthigenfalls mit einem Obmann. 7) Die Feinde des einen Theils sollen keinen Schutz und keine Hülfe bei den andern finden. Aus Liebe zu den Eidgenossen bewilligt der König allen Mailändern ohne Ausnahme Vergessenheit des Geschehenen; er setzt auch jährlich für einen Studierenden jeden Orts auf der Pariser Hochschule hundert Franken aus. 8) Die Eidgenossen behalten sich in diesem ewigen Frieden vor: den Papst Leo X. mit dem heiligen Römischen Stuhl, den Kaiser und das h. Römische Reich, Oesterreich, Savoyen, das Haus der Mediceer und die Stadt Florenz, überhaupt alle ältern Bundesgenossen und im Burg- oder Landrecht Befindlichen; die Vorbehaltenen des Königs sind der Papst und der heilige Stuhl, der Kaiser und das Römische Reich, die Könige

von Spanien, England und Schottland, Navarra und Dänemark, die Herzoge von Savoyen, Lothringen und Geldern, das Haus der Mediceer und die Stadt Florenz, die Herrschaft und Gemeinde Venedig. *)

So gewannen die langen, zwei und zwanzigjährigen Kämpfe der Fremden und Eingebornen um Italien einen vorläufigen Abschluß und Stillstand. Ihn führten nicht sowohl entscheidende Ergebnisse, als Schwankungen und Mattigkeit der Betheiligten herbei; denn zum Ziel ihrer maßlosen Herrsch- und Habgier gelangten die erobernden Mächte des Auslandes eben so wenig vollkommen, als die abwehrenden Kräfte der angegriffenen Heimath gegenüber der bedrohten Unabhängigkeit die nothwendige Eintracht, Ausdauer und Führung besaßen. Was man unter dem Vorbehalt dieser Bedingungen hätte leisten können, lehrte das Beispiel Venedigs. Trotz der Fehlgriffe, Mängel und Gebrechen war es siegreich aus den mannichfaltigsten Glückswechseln hervorgegangen; sein Gebiet blieb ungeschmälert, seine Ehre als selbstherrlicher Freistaat unangetastet; ihm hatte sich selbst die Pforte des Nordens, Verona, nach langer Sperre wieder geöffnet. Diese lichte Stelle ausgenommen, bot das übrige Italien nur Verluste des nationalen Lebens dar; im Süden gehorchten Neapel und Sicilien dem Spanier, im Norden Mailand, Genua und die Grafschaft Asti dem Franzosen, zu welchem die Savoyische Gränzmarke in lehmennäßiger Abhängigkeit stand. Der Kirchenstaat beschränkte sich nach kurzer Anspannung volksthümlichen Strebens unter Alexander VI. und Julius II. auf den zuwartenden Besitzstand; eine Mediceische Hausmacht in Rom und Florenz galt dem Wiederhersteller, Leo X., mehr, als eine unruhige, gefährliche Anwaltschaft für die Befreiung von den Fremden. In dem glücklichen Herandrängen derselben und dem gefährdeten, fast schon verlorenen Volksthum der Halbinsel liegt die erste, nachhaltige Folge und Frucht der Italienischen Heerfahrten. Die zweite tritt in dem verhärteten Rechts- und Sittengefühl hervor. Alle betheiligten Staaten und Völkerschaften der Fremde und des ihnen preisgegebenen Kampfzieles leiden an diesem Uebel. Man hat die Lehre von der bewaffneten Dazwischenkunft und gelegentlichen Abrundung verwirklicht und in die thatkräftige Politik aufgenommen; man ist gegenüber der Bemäntelung und dem Schein meistens ohne alle Wahrheit und Treue von der Religion ausgegangen und zwar so,

*) S. den Vertrag bei Anshelm V, 253 sq. und in der Sammlung der vornehmsten Bündnissen, Verträgen, Vereinigungen, welche die Kron Frankreich mit 1661. Eydgnoßschaft aufgerichtet. Bern. 1732. S. 117—233.

daß bald der Großtürk als Erbfeind des Christenthums, bald die kezerische, innere Ungläubigkeit vorgeschützt wurde. Aufrichtige Ueberzeugung wirkte dabei selten oder gar nicht; weniger der katholische König, denn die streng rechtgläubige Gemahlin, mochte eine Ausnahme darstellen, auch den Kaiser Maximilian bei seinen Kreuzzugsgeanken die tägliche Bedrängniß der östlichen Erb- und Reichslande ergreifen und bestimmen.

Schwankend und heuchlerisch, wie die Grundlage der auswärtigen, erobernden Politik, war auch die Unterhandlungskunst (Diplomatik) derselben. Man suchte einander durch Bündnisse und Gegenbündnisse bald zu stärken, bald zu schwächen, beobachtete aber in dem Vollzug der Pflichten und Obliegenheiten keinen sittlichen Ernst und unbiegsamen Willen; Rücksicht auf Nutzen und Bequemlichkeit galt in der Regel mehr, als Gewissenhaftigkeit. Man deutelte mit zweideutigem Scharf- und Doppelsinn die Verträge oder einzelnen Stücke derselben, suchte den Betheiligten zu errathen, darnach zu überlisten. Wer das mit besonderer Feinheit that und dabei Glück hatte, gewann den Preis der staatsmännischen Einsicht und Geschicklichkeit. Daher wechselten so oft die Freund- und Feindschaften der feierlich abgeschlossenen, leichtfertig aufgekündigten Bündnisse (Liguen), man erkennt daran die Kindheit und Unreife der neuern, allerdings schwierigen Staatenverhältnisse. — „Es ist ungerecht, urtheilt nicht ohne Grund Zurita, dem einen Könige, Ferdinand, die Schuld aller Fürsten des damaligen Zeitalters vorzuhalten; — diese haben es ja Regierungskunst geheißen, wenn man den Widerpart betrügt und auf jegliche Weise übervortheilt.“*)

Wie in dem Staatsrecht das schonungslose Streben nach Macht und bewaffneter Dazwischenkunft einen neuen Wendepunkt ankündigt, so nahmen auch die häuslichen und gesellschaftlichen Sitten einen entsprechenden Umschwung; sie legten in Folge des regern Völkerverkehrs die bisher im Ganzen gültige Gebundenheit nationaler Art mehr und mehr ab, vergönnten der Fremde, wenn auch nicht gerade im heilsamen Wortverstande, Einfluß, breiteten Hab- und Prunkgier in unbekannter Stärke und Räumlichkeit aus. Der sonst abgeschlossene, einfache Spa=

*) Zurita. l. X. c. 100. p. 407. „Y el Rey se gobernava con los principes, que con el concurrieron, tan conforme a sus tratos y costumbres, que en todo genero de prudencia se señalo entre todos ellos; aunque estuviessen mas diestros en engañar el enemigo y aventajar sus cosas, por qualquier camino: que esto llaman las gentes saber reynar.“

nier wurde z. B. so weltmännisch, gewinn- und genüßgierig, daß er den katholischen König ob seiner einfachen, sparsamen Lebensweise silzig schalt und es nicht begreifen konnte, wie dieser thatkräftige und kluge Fürst bei ungeheuren, nur dem Gemeinwesen bestimmten Einkünften weder die Lebensfreuden in vollen Zügen genoß, noch baares Geld im Schatz ansammelte.*) Bei den Italienern wirkte dasselbe Uebel. Kein Kriessjammer hielt sie von kostspieligen Festlichkeiten und Vollüsten ab. Letztere waren aber keineswegs, wie man häufig wähnt, ärger, als bei andern Völkern des Südens. So leichtfertig auch häufig die Weiber sein mochten, es fanden sich zu Stadt und Land viele würdige Ausnahmen, bisweilen wahrhafte Musterbilder der Tugend. So stürzte sich, der Schande zu entgehen, in dem erstürmten, schrecklich gemißhandelten Städtchen Prato ein vornehmes Fräulein vom hohen Balkon herab, barg eine junge Bürgersfrau sieben Jahre lang den Groll gegen ihren Ehrenräuber, einen Spanischen Hauptmann, stieß ihn dann im günstigen Augenblick bei Nachtzeit nieder und flüchtete mit den Juwelen und dem besten Streittroß des Ermordeten in den Heimathsort zurück, wo sie dem noch lebenden Gatten die Schande und genommene Blutrache erzählte, darauf leicht die erbetene Verzeihung erhielt.**)

Auch die Schweiz empfand den Rückschlag der Fremde und ihres bunten Völkergemisches. Ehr- und Gutgier, Verschlagenheit, Hochfahrt und püßige Zungenfertigkeit wuchsen, Unglaube, Fluchen und Schwören wurden häufiger; die Reiseläufeereien und Jahrgelder (Miethen) schwächten das männliche Ehr- und Selbstgefühl, gewöhnten an Herrendienst und Kriecherei; regelmäßig hatte das Ausland seine Partei. Bei Männern und Frauen stieg der Kleiderprunk, Seide kam auch in „Stall und Küche“, zu Städtern und Bauern.***) Das ernste, gemessene Wesen der alten Zeit wich hier und da einer neuen, sprunghaften Unruhe und Lebendigkeit. Selbst die Tänze zeugten davon; sie wurden wilder und ge-

*) Zurita X, c. 100. „Començavanse ya entonces a estragar las costumbres de los Españoles con la comunicacion de las otras naciones, de manera, que loque se, devia atribuyr a propria virtud del Rey, en usar de templança y modestia en su vida, se tenia ya por miseria y codicia.“

**) Nardi V, p. 150 gibt vollständig diesen schönen, novellenartigen Charakterzug eines liebenden, schwachen und rachgierigen Weibes, welches zwar fällt, aber wiederum aufsteht. Die romantische Ballade könnte hier Stoff finden.

***) Anselm III, 248 fg., welcher ein pikantes Sitten- und Modenbild liefert.

räuschvoller. *) In den Wohnungen der Reichen und Wohlhabenden kündigte sich vielfach die Bekanntschaft mit dem gebildeten Süden an; die Häuser wurden größer, die Scheibfenster höher und voll Wappen, die Geräthe zierlicher; Maler, Goldschmiede, Steinmetzen, Seidensticker, Nätherinnen und Putzmacherinnen kamen zu Verdienst; Krämerei und „eigennützige Kaufgesellschaften“ gewannen an Spielraum. „Man sah viele Müßiggänger und neue Fensterjunker, Kriegsleute, fahrende Dirnen und Buben aller Gattung;“ kurz, das sittlich-gesellschaftliche Leben war in einer Wendung begriffen, deren Tragweite Niemand vorhersehen konnte.

Dasselbe gilt von Teutschland, namentlich dem südwestlichen. Zahlreiche, wohlhabende Städte, trotzige Ritter- und Burgherrn, begüterte und genußgierige Stift- und Klosterleute, zuchtlose, handfeste Landsknechte, von Steuern und Frohnen gequälte Bauern, Hörige und Leibeigene — diese und andere Brechungen der Gesellschaft erzeugten und nährten mannichfaltigen, oft feindseligen Gegensatz. Schon öffnete sich das schleichende Mißvergnügen einen bedenklichen Weg der Selbsthülfe in dem Bund des armen Konrad auf dem Schwarzwald und in andern Bezirken des Würtembergerlandes. Rasche, gegenseitige Hülfe der weltlichen und geistlichen Herrschaften, selbst der herbeigerufenen Eidgenossen, unterdrückte die Bauernbewegung im Keim, ohne ihre Ursachen zu entfernen (1514). Ähnliches geschah fast gleichzeitig im Breisgauischen, wo sich die Landleute als Bundschuh unter dem gleichnamigen Bannerzeichen zusammenschaarten. Das Faust- und Fehderecht hatte noch trotz der Verbote und Gegenanstalten thatsächlichen Bestand. Selbst Bürgerliche griffen dazu, wenn ihnen keine obrigkeitliche Genugthuung bei wirklichen oder nur vermeintlichen Unbilden zu Theil wurde. Ein Beispiel gibt der Fall des gefürchteten Felsenschlosses Hohenkrähen im Hegau, wo die Herrn von Friedingen als fahdelüsterne Eigenthümer seit Jahren saßen und dabei manchen gleichgesinnten Aechtern (Gebannten) des Reichs eine sichere Schirmstätte gewährten. Unter jenen befand sich auch der berühmte Ritter Trabezer oder Dabelzer aus Franken. Von diesem begehrte nun ein reicher Bürgersohn von Kaufbeuren, Stoffel Hauser, wider seine Vaterstadt eine nicht ganz ungerechtfertigte Hülfe. Er hatte sich nämlich mit einer Landsmännin feierlich verlobt, fand aber nach zweijähriger Abwesenheit bei der Rückkehr aus dem Venediger Krieg

*) Früher „sittig, still, gnupf Tänz (Walzer?)“, jetzt „unsittig Suchzen, Lauf- und Spring-Tänz (Gallopaden?).“ Anselm III, 249.

die Braut bereits einem andern vermählt; seine Ansprüche blieben hauptsächlich deshalb fruchtlos, weil das Chorgericht zu Augsburg dawider entschied. Der gekränkte, überall verlassene Liebhaber wandte sich jetzt an die Herren auf Hohenkrähen, namentlich den erwähnten Frankenritter, und fand Gehör. Sofort erging an Kaufbeuren die Fehde, wurden vier Bürger gefangen, abgeführt und nur um die Summe von 700 Gulden gelöst. Die Stadt aber klagte bei dem Schwäbischen Bund, welcher sogleich den Anlaß ergriff, ein Heer ausrüstete, dem Ritter Benedict von Friedingen und seinen Verwandten durch einen den Herren von Grundberg gehörigen Zwerg den Absagebrief zuschickte, die Burg drei Tage lang auf das Heftigste beschloß, nach der Flucht ihrer Herrn zur Uebergabe nöthigte und bis auf den Grund durch Feuer und Pulverminen zerstörte (Martini 1512).*)

In Frankreich wurden die Sitten dagegen mehr und mehr glatter und gefügiger. Die Widersehllichkeiten gegen den fast allmächtigen König und die Behörden desselben traten nur selten auf. Der Staat ruhte auf fester, militärisch-polizeilicher Grundlage; die Eifersüchteleien und Gegensätze einzelner Landschaften, z. B. der Bretagne, Normandie, Provence und Bourgogne, wurden von der wachsamem Kronmacht mehr zum Nutzen, denn Schaden der Gesamtheit ausgebeutet. Die zahlreiche, gepanzerte Ritterschaft galt hinsichtlich ihres Feuers und wuchtigen Anpralls als die erste der Christenheit, indeß das Fußvolk von dem Spanischen, Deutschen und Schweizerischen an Kraft und Gewandtheit übertroffen wurde. Ruhm- und Geldliebe wuchsen in Folge der Italienischen Heerfahrten zu einem bedeutenden Grade der Stärke und Verbreitung an; sie gewährten demjenigen, welcher den edeln und gemeinen Hebel zu benutzen wußte, einen selten fehlenden Rückhalt. Man fühlte sich als Groß- und Genußmacht. — England endlich stand im Ganzen den militärisch-politischen Ereignissen des Festgebiets damals so fern, daß sein Charakterbild hieher noch nicht gehört. Die Tudors, aus langen, verheerenden Bürgerkriegen hervorgegangen, gedachten mehr der innern denn auswärtigen Angelegenheiten. Wo sie sich einmischten, wirkte eher die alte Eifersucht gegen Frankreich, denn das klare Bewußtsein der Zwecke und Mittel. Der Rückschlag auf Sitten und Gewohnheiten blieb aber dennoch nicht aus, Brunkliebe und Genußgier auf der einen,

*) S. Klüpfel, Urkunden des Schwäbischen Bundes II, 62. und Anselm IV, 328. Der Zug ist eben so charakteristisch, als gemeinhin unbekannt; er spricht berechtigt genug für den damaligen Zeitgeist in Deutschland.

Steuerbelaſtung und Noth auf der andern Seite traten auch hier als ſchneidende Gegenſätze der wurmſtichigen Geſellſchaft hervor. Daneben löſten einander auf dem Thron wetteifernd Geiz und Verſchwendung ab. Die zwanzig und etliche Millionen Gulden, nach heutigem Werth wohl das Fünffache, welche Heinrich VII. (1485—1509) ſammengekoffert hatte, brachte der Sohn und Nachfolger, Heinrich VIII., eben ſo ſchnell wieder unter die Leute. — Noch beherrſchte alſo der Geldtrieb die Verwaltung nicht; auch die Dienſte der edlen und gemeinen Soldknechte huldigten dem klingenden Lohn weniger, als auf dem Feſtlande; die zahlreichen, trefflichen Bogenschützen folgten mehr aus Liebhaberei und Abenteuerluſt, denn aus ſchnöder Gewinnſucht den Fahnen.

Die dritte Nachwirkung der Italieniſchen Kämpfe tritt in der jezt faſt vollendeten Macht des Habsburgiſch-Spaniſchen Hauſes hervor, und in dem ſchon wach gewordenen politiſchen Gegenſatz zu den Franzöſiſchen Valois. Dort bilden Neapel und Sicilien, die Niederlande und Zugehör, Aragonien und Kaſtilien, mit den wachſenden Errungenſchaften der neuen Welt den inhaltsreichen Begriff der Spaniſchen Monarchie, welche nach dem Hinſcheiden des mitterllichen Großvaters Karl von Deſterreich einigt und rückſichtlich des Kerns für die Dauer ſeiner Abweſenheit dem weiſen, treuen und kräftigen Cardinal Ximenez als Reichsverweſer überträgt. Kaum mag dem ſtrebſamen, viel verheißen- den Jüngling die Anwartschaft auf das volle Erbe ſeines kaiſerlichen und väterlichen Großvaters, Maximilian, entgehen, wenn über kurz oder lang der vielfach geprüfte Greis in das Grab ſinkt. So ſtehen dann dem Enkel die Deſterreichiſchen Stammlande mit Ungarn und Böhmen, zuletzt die Kaiſerkrone in Ausſicht, eine Lage beſpielloſer Machtentfaltung und geeignet, Frankreichs nicht unbegründetes Mißtrauen zu wecken. Das Herzogthum Mailand mag ihm da zunächſt Ausdruck und Anstoß gewähren, die Leitung (das Principat) Italiens Nahrung und Zähigkeit verleihen.

Zu den neuen Sitten, Zeichen und Plagen, namentlich den böſen, ſeuchenartigen Blattern *), traten endlich auch in Folge des Völkergemiſches

*) Stolle's Thüringiſch-Erfurtiſche Chronik, herausgegeben von Heſſe. (Lit. Verein, 1854), S. 185, wo es bei der ziemlich genauen Charakteriſtik des franzöſenüßels zum Jahr 1497 neben Anderm heißt: „Es worden mit erſten breite Blattern, deroch worden ſy breite gründer unnd rochen ſere ubele und brante unnd hitizete als gebrant ware. — Etliche hatten dy krankheit dry jar unde logen; etliche gingen unnd brach es in den beynen und ardnen, und wer das

und bildlichen Wesens mannichfaltige Kirchenbräuche, Stiftungen, Bruderschaften und Heilige. Man wollte den steigenden Mangel an schlichter Glaubenskraft und Innerlichkeit durch äußerliches, auf Sinn und Phantasie zurückwirkendes Gepränge ersetzen, in der Werk- und Scheinheiligkeit ein Mittel gegen das Bewußtsein der geistigen und sittlichen Halt- und Grundsatzlosigkeit suchen. Jedes Geschäft bekam daher seinen himmlischen Schirmherrn, welcher selbst abwehrend einer hier und da wüthenden Krankheit vorstehen sollte; so betete der Feuerwerker zur heiligen Barbara, der von den Blattern Geplagte zur h. Anna, welcher zu Ehren man im Meißnerlande die gleichnamige Stadt stiftete, und zum geduldigen Hiob.*) Letzteres geschah besonders in den Niederlanden und Frankreich, wo überdies der h. Rochus dem h. Bastian als Heilbringer den Rang abgewann. — In demselben Maße nahmen auch die Bruderschaften zu. Jedes Handwerk, jede Begangenschaft bis zu den gemeinen Dirnen herab widmete ihrem himmlischen Schirmvogt Jahrestag, Messe, Altar, Kloster, Kapelle, Opfer und Beleuchtung. Die Predigermönche heiligten ihren dreifachen Rosenkranz, die Barfüßer die goldene Krone und Bruderschaft der zehn Ave Maria, wie sie die verstoßene Königin von Frankreich, Anna, erdacht habe, Papst Julius endlich ließ nach seinem großartigen, durchschlagenden Wesen sogar um 80,000 Jahre Ablass neue Ave Maria beten, daneben St. Joachim, Anna, Joseph und Gabriel feiern.

Dieser grelle, man möchte sagen, schreiende Ton des kirchlichen Bild- und Außenwerks übte auf die Länge hin einen nachtheiligen, widerseztlichen Eindruck. Man begann, sich hier und da zu verwundern oder zu spötteln, eine Stimmung, welche namentlich bei eigenössischen und Teutschen Kriegern mehrmals scharf hervortritt, selbst bisweilen an Gottlosigkeit und Freigeisterei streift. Fluchen und Schwören, Hohn auf die Jungfrau und die Heiligen überhaupt kamen häufiger, denn je, vor die obrigkeitliche Rüge, deren Mahnungen und Bußen natürlich nur ungenügend und augenblicklich wirkten. Die Kämpfe für und wider den heiligen Stuhl, dessen Ehrgeiz und Pracht auch dem blödesten Auge erschienen, blieben dabei nicht wirkungslos. Der gemeine Mann, unbekannt mit

vortreiben wolbe doch mancherleyn arcztin, deme slugt dy krankheit inwart; der moeste das lange trage; es wolbe ouch unwortreiben sy.“ Ist das nicht wahrhaft schauerlich?

*) Anshelm III, 252. „St. Ann, von der fast undultigen Blattern wegen, hat man besunder in Niderland und Frankrych zu, oder allein gestellt, dem soft-dultigen, blatterigen Gottesfründ St. Job.“

den Hebeln und höhern Standpunkten, hielt sich natürlich an das Aeußere und Thatsächliche; er vermeinte, den Papst ohne weiteres als Friedensstörer und Blutvergießer betrachten zu dürfen, indeß seine eigenen, auf fremder, christlicher Erde verübten Placereien und Verbrechen als Gegenvergeltung und Nothwehr Nachsicht forderten. Die Zweiung (das Schisma) erweiterte den Riß. Was von Pisa und Mailand, wenn auch fruchtlos, wider Rom ausging, blieb im Gedächtniß der aufgeregten Zeitgenossen. Es ging nicht für die Zukunft verloren; Könige und Völker rüttelten, ohne es zu wollen, an der Einheit und Machtbefugniß des christlich-kirchlichen Oberhauptes, des katholischen Glaubens. Dieser mußte daher in seinem Verhältniß zur nicht-christlichen, oder heidnischen Welt eine umgewandelte Stellung annehmen und namentlich durch das Betragen gegen den alten und neuen Erbfeind, den Islam, kund geben. Während derselbe in Spanien, Portugal und an der Afrikanischen Gegenküste seine letzten Niederlassungen verliert, dringt er vom Osten her siegreicher, denn je, vor, richtet gleichsam zwischen den nordöstlichen und südwestlichen Völkern der Christenheit eine trennende Mauer auf, welche etwa an der Oesterreichisch-Ungarischen Gränze endigt und für die rohe, despotische Osmanen- oder Türkenmacht nicht nur Unterthanen, sondern auch theilweise Schutzbefohlene und Bundesgenossen bezeichnet, ja, bald mit dem allchristlichsten König von Frankreich in engere Waffenverbrüderung tritt. Dadurch wurde natürlich der religiös-nationale Gegensatz des christlichen Abend- und islamitischen Morgenlandes um ein Bedeutendes gebrochen und versüchtigt, der Uebergang des Mittelalters in eine neue Zeitenwende durch das dritte, politische Merkmal und Kennzeichen angekündigt, die bereits werththätig gewordene Lehre von der Gränzabrundung und nationalen Dazwischenkunft vervollständigt, endlich bei der leidenden oder gar befreundeten Haltung des Germanisch-Romanischen Volksthum's der Slavische, bisher zurückgedrängte Stamm, namentlich in Polen und Rußland, für die eigene Sicherheit und des christlichen Namens Ehre zu den Waffen gerufen. Langsam, aber sicher, reifte auch diese ethnographische Umgestaltung ihrer verhängnißvollen Aufgabe entgegen. Die kräftigsten Romanen, Spanier und Portugiesen, warfen sich inzwischen auf entdeckende und erobernde Heersfahrten jenseit des Weltmeers, die Teutschen aber bereiten sich vor zu den kirchlich-sittlichen Reformen, mehr von innen, denn außen, angeregt und vorwärts gedrängt. So getheilt und stark bewegt erscheint die Christenheit; sie suchte und fand neue Bahnen.

Fünftes Hauptstück.

Kämpfe zwischen Christenthum und Islam in Europa und an der nordwestlichen Küste Afrika's vom Beginn des Spanisch=Maurischen Kriegs über Granada (1481).

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatten sich allmählig die Kraft und Volksthümlichkeit der Spanischen Araber oder Mauren in Granada zusammengezogen und hier auf einem beschränkten, jedoch durch See und Gebirge abgeschlossenen Spielraum dem steigenden Andrang der christlichen Spanier einen hartnäckigen, oft glücklichen Widerstand entgegen gestellt. Die Hauptstadt, wahrscheinlich nach dem Granatapfel ihres Wappenschildes benannt und durchschnittlich von 200,000 Bürgern und Beisassen bewohnt, breitete sich auf zwei Haupthügeln aus, deren Thal der Darro durchschnitt. Dem rothen Berge oder Alhambra gegenüber lag das eben so hohe und geräumige Quartier Albaicin mit eigenen Ringmauern, Thoren, Thürmen und Schanzen. Die Bevölkerung, meistens aus Baza und Antiquara übergesiedelt, bildete einen vielfach selbständigen Theil der Gesamtheit. Stammesbrechung, abgesondertes Gemeinwesen und, wie es scheint, früh eingreifende Parteien der Häuptlinge oder Großen unterhielten hier einen gefährlichen Stoff der Zwietracht. Der Alhambra sprach dagegen einen gewissen Vorrang an als Sitz des geräumigen, prachtvollen Königspalastes. Dieses Wunder der Baukunst mit seinen vergoldeten Kuppeln, lustigen und reich geschmückten Sälen, Hallen, Gärten und Springbrunnen, festen Ringmauern und dreißig Thürmen, zählte bei 40,000 Bewohner. Was das Leben an verfeinerten Genüssen und Erfindungen damals bieten konnte, war hier vereinigt. Eben so zeichneten sich die Lustschlösser Generalipha und Alizares durch Schönheit aus; letzteres lag tausend Schritte vor der Stadt. Das große Kaufhaus oder die Alcantarie endlich glich mit seinen zehn Thoren,

engen Gassen und zweihundert Waaren-, insonderheit Seidenladen und hohen Mauern einem eigenen, abgesonderten Platz. Bei Tag und Nacht hielt der Befehlshaber, von zahlreichen Wächtern und Hunden unterstützt, die strengste Zucht und Ordnung aufrecht, wegen des Menschengedränges durfte kein Reiter erscheinen; Ketten sperrten den Eingang ab. Freier war dagegen der Verkehr auf dem weitläufigen, benachbarten Markt, der von den Christen später vervollkommenen Vivarambla. Hier fanden die mannichfaltigsten Natur- und Kunstzeugnisse, letztere gegen einen angemessenen Zoll, ihre Ausstellung, Reiter und Fußgänger auf schattigen Seitenwegen ungehemmten Spielraum. Die meisten Häuser waren niedrig und bürgerlich bescheiden, gewöhnlich weiß angestrichen; hin und wieder ragten jedoch einzelne palastähnliche, mehrstöckige Wohnungen hervor, von Gärten und Baumpflanzungen umgeben; häufiger fand man Orangen, denn Citronen. Das klare, gesunde Wasser, oft zu Bädern verwandt, sprudelte theils aus heimischen, theils fremden Quellen, welche die Kunst zu den fernsten Quartieren leitete. Daneben sorgten der Darro und Xenil für das Bedürfniß und kühlten dabei mit den nahen Schneegebirgen der Sierra Nevada die Hitze des Sommers ab. Des Winters Kälte war, weil das Gebirge den Windstoß mäßigte, nicht gar empfindlich. Man traf überhaupt selten eine reinere Luft, einen heilsamern Himmelsstrich. Die schöne und reiche Hauptstadt, drei Spanische Meilen (12,000 Schritte) im Umfang, mit zwölf Thoren, 1030 Thürmen, vielfältigem Vor- und Bollwerk versehen, durfte sich aber auch einer fruchtbaren und ergiebigen Landschaft rühmen. Während nämlich gen Morgen die Abhänge der hohen Alpujarren bisweilen jäh ausliefen, breitete sich gegen Abend die berühmte Vega oder Ebene aus. Vom Xenil durchschnitten und in unzähligen Abzügen desselben kunstvoll bewässert, lieferte sie in ununterbrochener Reihenfolge beinahe alle Erzeugnisse der verschiedensten Himmelsgegenden, den Hanf des Nordens z. B., wie den Wein des Südens, besonders aber den Stoff der Seide, welche zu gewinnen und zu verarbeiten kein Volk der Erde größere Geschicklichkeit besaß. 35,000 Dukaten Steuer flossen dafür alljährlich in des Königs Sackel, viele Pfunde Seide ungerechnet. Für diesen Zweig der Gewerbllichkeit wurden die Spanischen Araber die Lehrmeister Europas, insonderheit Italiens, welches namentlich in Florenz und Genua den kostbaren Gegenstand einbürgerte. Die Häfen von Malaga und Almeria dienten dafür, abgesehen von anderweitigem Betrieb, als Hauptstapelplätze. Nicht leicht wird man im Allgemeinen eine Getreide- und Fruchtart auf jener gesegneten Ebene vermissen, welche trotz der häufigen Fehden zwischen Christen und Musel-

männern einem blühenden, von Landhäusern und Dörfern prangenden Garten glich. Auch manche andere Landestheile des etwa hundert und achtzig Leguas umfassenden Reichsgebiets waren fruchtbar; besonders gedieh in den Gebirgsthälern neben spärlichem Ackerbau die Viehzucht; auch an edlen Metallen fehlte es nicht; Gehalt und Gepräge zeichneter die Münzstempel aus; Ehrlichkeit und Treue im Verkehr steigerten das Vertrauen der Heimischen und Fremden. Dadurch wurde Granada gewissermaßen die gefeierte Weltstadt des Westens. *)

Auch vereinigten die Sitten des Volks eine gewisse Ritterlichkeit, welche für den Preis der Tapferkeit und Ehre erglühete, mit kaufmännisch-bürgerlicher Gewandtheit, deren Ziel ohne schmutzigen Eigennutz der Erwerb des handgreiflichen Guts bleibt. Dieß tritt auch in der geistigen Bildung hervor, welche für Chemie und Mathematik, Dichtkunst und ausmalende, oder Sage und Wirklichkeit mischende Geschichtskunde selbstständige Bahnen einschlug, auf höhern Schulen und Vereinen festhielt, mit einem Wort, hinter dem gepriesenen Vorbilde der Nummiaden zu Cordova nicht zurückstand. Selbst die Frauen erfreuten sich einer verhältnißmäßigen Freiheit. Im Gegensatz zu der üblichen Absperrung des Orients kamen sie nicht selten in Männergesellschaften und nahmen Theil an den Leiden und Freuden derselben. Ihr Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, mochte man für das Vaterland oder die Partei kämpfen, tritt deutlich genug hervor. Dennoch hinderte die Vielweiberei, gesetzlich erlaubt, den Abschluß eines ächten, häuslichen Lebens; die Eifersucht blieb als Hauptquelle des Familienhaders in ungeminderter Stärke und griff bei günstigem Anlaß auch zerstörend in den Kreis der gemeinsamen oder staatlichen Dinge ein. Dafür mochte auch der Umstand wirken, daß in der Regel die Weiber durch Schönheit und Anmuth hervorstachen, die Männer aber eher häßlich heißen konnten. **)

Eben so wenig trug der häufige Verkehr mit den Juden zur Stammes- und Sittenreinheit bei. Jene lebten einträchtig bei Tausenden im Lande, mischten Blut und Gut, Bräuche und Glaubensansichten.

*) Petrus Martyr. ep. 88. fol. 21. „Genuenses, totius mundi hospites, urbium sub coelo cinctarum moenibus Granatam esse maximam, uno ore omnes affirmant.“ Ueber die Lage und Beschaffenheit, vergleiche man nächst Petrus Martyr besonders Lucius Marineus, Siculus, de rebus Hispaniae lib. XX. p. 972—974. ed. Wechel.

**) Leos von Rozmital Reise durch die Abendlande in den Jahren 1465 bis 67. Herausgegeben von Schmeller. Seite 103. Lit. Verein in Stuttgart. VII, 1844.

Audere Zuzüge mit ihren nothwendigen Wechselln kamen aus Afrika; kaum konnte sich bei dem steten Ebben und Fluthen der Bewohner ein festes Volksthum entwickeln. Nichts desto weniger bildete dieses gegenüber dem christlich Spanischen Wesen volle Geschlossenheit. Glaubenshaß mehrte das Selbstgefühl des langen Besitzes und der vielfach in geistigen Dingen erprobten Ueberlegenheit. Denn neben den Bedürfnissen der Wissenschaft und Gewerblichkeit waren die Geldkräfte wohl geordnet und gegliedert. Ueber eine Million Dukaten bezog jährlich die Krone von den Unterthanen zu Stadt und Land, ohne daß man gerade Klagen über Steuerdruck vernahm. Von der Frucht, dem Getreide und Vieh ging der Siebentheil in den königlichen Schatz. Eben derselbe bezog die Hinterlassenschaft des ohne Söhne verstorbenen Hausvaters und einen Antheil des wirklich berechtigten Erben, gewann den Drittel des Werthpreises, zu welchem die neugebornen Füllen, Kälber, Schafe, Ziegen u. s. w. veranschlagt wurden, endlich eine unbestimmte Summe von Brücken-, Hafen-, Wege- und Gerichtsgeldern. Wo diese bedeutenden Mittel nicht ausreichten, kamen außerordentliche Abgaben und Anleihen, selbst Erpressungen hinzu. Kurz, der Hof war stets bei Geld; seine Ausgaben für den gemeinen Nutzen, für Pracht und Wohlleben, Söldner und Heerbefürnisse wurden leichtlich bestritten*). — Aber eben deshalb keimte auch allmählig Mißvergnügen auf. Nicht nur die Großen und der Adel, sondern auch die Bürger und Bauern gewöhnten sich an Zermürbungen und Meutereien gegen das altfürstliche Geschlecht Al-Hamar's (s. 1228). „Es begegnete nicht selten, daß man dem unbeliebten Könige die Herrschaft abnahm und einen Nachfolger gab, nöthigenfalls dafür Mord gebrauchte,“ urtheilte der Böhmische Reisende, Leo von Rózmítal. **)

Die jähre, unruhige und stolze Natur Abul-Hassans; welcher als ältester Sohn dem friedlichen, besonnenen Ismail in der Reichsverwaltung folgte (1466), steigerte den innern und äußern Gährungstoff. Der Befehlshaber Malaga's erhob offenen Aufbruch, der alte, mühsam gezügelte Christenhaß brach in verheerenden Streifzügen aus. Jedoch stellte das Bedürfnis des heimischen Landfriedens gegenüber den Fremden durch Erneuerung des Waffenstillstandes (1474) ein leidliches Verhältniß so lange wieder her, bis der Sultan die innern Feinde noth-

*) Anton. Nebrissensis, praefatio. 1569. Wechel.

**) Rózmítal. p. 103. „Regi suo, si eis non probatur, imperium abrogant, vel occidunt, aliumque eis sufficiunt, quae res frequenti apud eos in usu est.“

dürftig gedemüthigt hatte. Plötzlich aber gab er dem glühenden Glaubenshaß nach, überfiel in dunkler, stürmischer Nacht den lässig bewachten Gränzplatz Zahara in der Nähe Ronda's, tödtete Männer, Weiber und Kinder und schleppte zahlreiche Schaaren jeglichen Alters, Standes und Geschlechts in harte Gefangenschaft (1481). Als darob nun in Alhambra die Höslinge dem Herrn Glück wünschten, weissagte allein ein ehrwürdiger Greis, welchen man für heilig hielt, das nahende Unheil. „Weh dir, Granada! rief er aus. Die Trümmer Zahara's werden auf unsere Häupter fallen! Möge mich Allah Lügen strafen, aber ich fürchte, das Reich der Muselmänner in Spanien gehet seiner Endschafft entgegen.“

Und so geschah es; denn kaum hatten Ferdinand und Isabella den Friedbruch vernommen, als sie Rache bis zur Vernichtung des beinahe achthundertjährigen Feindes beschlossen. Dahin drängten die schon bekannten und werththätig erprobten Grundsätze der volksthümlichen und religiösen Einheit und Reinheit. Sie wollten und konnten sich mit dem dreifachen, offenen Bekenntniß der Christen, Juden und Moslemn nicht vertragen; sie wollten und konnten, wenn auch sonst der Milde und Duldsamkeit keineswegs verschlossen, den Mischglauben und die Mischnationalität nicht gestatten. In beiden Rücksichten dauerte noch der eingeschlagene, standhaft fortgesetzte Scheidungs- und Läuterungsprozeß. Dem Werk, welches Kastiliens und Aragoniens Einheit, Landfrieden und Gerechtigkeit, Großmeisterthum und Inquisition begonnen hatten, sollte der Maurenkrieg die Krone aufsetzen, den Abschluß bringen. Ohne ägende, tief einschneidende Mittel war kaum die national-religiöse Wiederherstellung möglich und ausführbar; denn nirgends in der Christenheit hatten sich stammliche und kulturgeschichtliche Kräfte und Gegensätze auf der einen, Mischverhältnisse auf der andern Seite schärfer entwickelt, als gerade in Spanien. Hier herrschten noch häufig in den Sechzigern des fünfzehnten Jahrhunderts halb abend-, halb morgenländische Bräuche und Sitten, selbst Ehen und Blutsverwandtschaften. König Heinrich IV. von Kastilien, Isabellens Bruder, neigte eher einer Maurischen, dem christlichen Hofhaltung zu. Er empfing die reisenden Böhmen „an der Erde sitzend auf Teppichen nach heidnischem Sinn,“ nahm die übliche Art der Kleidung, des Essens und Trinkens von den Muselmännern an, gab diesen auf Kosten der Christen Ehren, Aemter und Güter, ja, vertrieb bisweilen die eigenen Landsleute und Glaubensgenossen. Aehnlichen Unfug, Hauptquelle des Bürgerkriegs, trieben hin und wieder die Großen. In und bei Burgos wohnten noch viele Mauren, deren Lebens-

weise nicht selten auf christliche Häuptlinge überging. „Da ist, meldet Tegel, Begleiter Rózmítals, in der Stadt ein mächtiger Graf gewesen, der hat meinen Herrn und seine Gefellen zu Haus und hat ihm schöne Jungfrauen und Frauen geladen, die waren sehr köstlich gekleidet auf den heidnischen oder Türkschen Schlag und ist auch fast mit allem Wesen, mit Trinken und Essen auf die heidnischen Sitten gerichtet. Die Frauen und Jungfrauen tanzten gar köstlich Tänz auf die heidnische Meinung, und sind alle braune Weiber, und schwarz Augen, und essen und trinken wenig und sehen die Landfahrer gern und haben die Teutschen lieb.“ *)

Während also die Mauren in das Haus- und Sittenleben einbrangen, Mischehen und Mischbräuche zur Geltung brachten, bemeistereten sich, wie erzählt wurde, die Juden in ähnlicher Weise des gesammten Gewerbe- und Geldwesens. Mit unbiegsamer Strenge und Ausdauer, bisweilen nicht ohne grimme Härte, traten die katholischen Könige dem doppelten Unfug entgegen; sie reinigten den jungen Baum der Nationalität von den Schling- und Schmarogerpflanzen, wobei jedoch hier und da auch eine gesunde Kraft unterging. Sie wandelten darob unbeirrt auf der Verjüngungsbahn vorwärts und bildeten ein Volk aus, „das wol Hunger und Arbeit leiden mochte.“ **) Unabweisbar war dafür nun der Maurenkrieg; es mußte hier, weil zwei gleich starre Glaubens- und Volksbekenntnisse einander gegenüberstanden, biegen oder brechen. An einen Rückfall in den Misch- und Duldungsproceß konnte nach Ablauf eines mehrjährigen Gegenstrebens von Seiten der neuen, christlich-Spanischen Monarchie und Kirche nicht wohl gedacht werden. Mit Freuden vernahm man daher den Bruch des Waffenstillstandes und gab das Zeichen zu dem denkwürdigen, folgenreichen Kampf mit Granada. Zehn Jahre lang bis zur dauernden Entscheidung fortgeführt (1481—1492), trägt er gewisse, allgemeine Kennzeichen und Merkmale, welche trotz ihrer Mangelhaftigkeit auf die vereinzeltten Unternehmungen und Thatfachen das hier und da erklärende Spiel der Licht- und Schattenseite werfen können.

Für beide Theile gilt zunächst und in gleichem, wenn auch verschieden ausgeprägtem Maße die religiös-nationale Kraft. Der Araber und, was ihm angehört, vertheidigt den fast achthundertjährigen Besitz als das Erbe der Gläubigen oder Moslem, welche es unter dem

*) Reise Rózmítals, S. 170—172. und sonst.

**) Tegel S. 171.

Banner des Propheten und Gesandten Allahs den Feinden der göttlichen Wahrheit und untrüglichen Lehre entrissen und in ein unveräußerliches Eigenthum der Moscheen, Kron- und Reichssassen umgewandelt haben. Fromme Einsiedler und Heilige treten auf, das hier und da erlöschende Feuer von Neuem anzuschüren; sie bedienen sich des Worts und der That, rufen dort das Ansehen der Weissagungen, Gesichte und Träume als Bundesgenossen des feurigen Kriegsredners wach und stürzen sich hier, den Säumnigen eine Gasse zu brechen, bisweilen mit Lanze und Schwert in das dichteste Kampfgewühl. Aber das Alles ist mehr oder weniger erkünstelt und ohne naturwüchsige Frische. Schon seit Menschenaltern fehlt dem südwestlichen Islam die massenhafte Wucht seines anfänglichen Aufschwunges. Gemischt mit fremdartigen, namentlich Jüdischen Stoffen, vielfach gebildet, aber auch verweichlicht und zwieträftig, ist er eines nachhaltigen Glaubens- und Freiheitseifers unfähig geworden. Was ihm in Spanien, Portugal, Nordwestafrika angehört, eilt zwar herbei, jedoch nur stoßweise und gelegentlich. Die Völker des Ostens bleiben, auf das Nächste gerichtet, dem Kampfe fremd; selbst der mächtige und gefürchtete Osmanensultan, Bajazet II., hat nichts, als leeres Für- und Drohwort; ihm fehlt die Thatkraft; er überläßt die Glaubensgenossen ihrem eigenen Verhängniß. Das Gefühl der Hülfslosigkeit überkam und lähmte daher allmählig die tapfern Mauren; sie glichen einem aufgegebenen, halbwegs vergessenen Feldposten, dessen Heldenthum zuletzt in leidenden Widerstand, in reine Resignation umschlagen mußte. „Wozu fliehen? antwortete ein Weinweber der bedroheten Vorstadt Loja's den mahnenden Freunden. Uns erwarten Hunger, Schwert und Verfolgung. Besser ist der Tod durch den Stahl, denn durch die Ketten des Gefangenen.“ So gefaßt erwartete der Mann den Feind, welcher ohne Säumen das Haus erstürmte, den Herrn und die Frau niederstieß, die Hinterlassenschaft als rechtmäßige Beute theilte *). — Der Schicksalsglaube zeigte überhaupt vielfach seinen abschwächenden Einfluß. Eher geeignet, den Glücklichen an Mäßigung, als den Bedrängten an beharrlichen Widerstand zu gewöhnen, verlor er bei wachsendem Mißgeschick unter Fürsten und Völkern den anfänglichen Stachel des Trostes. Weil es Gott gefallen habe, äußerte z. B. der sonst heldenmüthige König Abdallah el Bagal, die Belagerer Baza's aus allen Gefahren zu retten: so sei das ein Beweis für den Willen des Himmels; derselbe habe die Unterjochung

*) Del Pulgar, Cronica de los Reyes catolicos. III, c. 58. p. 275. Valencia, 1780. fol.

des hiesigen Moslemnlandes beschloffen; wer dürfe also noch länger widerstehen?*) — Nichtsdestoweniger wirkten Religion und Volksthümlichkeit nach dem Vermögen ihrer Grundsätze und Ausgangspunkte erhebend auf das Benehmen der Spanischen Araber zurück. Davon zeugt schon die sonst herabgedrückte, hier veredelte Stellung der Frauen und Jungfrauen. Sie opferten nicht nur nach dem Vorgang der stolzen Königin=Mutter Zoraya Juwelen und Kostbarkeiten, sondern theilten bisweilen auch freudig die Gefahren des Kampfes, sprangen den Verwundeten bei, pflegten die Kranken und Erschöpften. Selbst die leidigen Parteilüste der Könige und Großen — ein eigentlicher Adel fehlte dem Islam — schwiegen hin und wieder vor den Mahnungen der gemeinsamen Pflicht gegen Allah und das Gesetz seines Propheten.

Dieselben sittlichen Kräfte wirkten in steigendem Grade bei den Belagerern. Das Kreuz, die Fahnen Kastiliens und St. Jago's schritten ihnen voran und weheten gleichmäßig auf den Thürmen der eroberten Festen; die Leidenschaften und Parteien der Länder und Städte, der Häuptlinge und Ritter, mußten sich vor den Zeichen des Gemeinsamen und Höchsten beugen, die bisherigen Feinde und Nebenbuhler, in Andalusien z. B. Ponce de Leon, Maris von Cadix, und Guzman, Herzog von Medina-Sidonia, einander die Hand der Versöhnung reichen. Ueberall aber zeigte sich als die ordnende Seele und Leitung neben dem kaltblütigen Gemahl Isabelle von Kastilien. Sie hielt das Spröde und Widerstrebende zusammen, theilte hin und wieder die Gefahren und Beschwerden des Feldlagers, opferte Gut und Juwelen, Gesundheit und Lebensruhe der für recht und nützlich erklärten Heeresfahrt, durch kein Glück erhoben, durch kein Mißgeschick gebeugt, milde dem Besiegten nach der Möglichkeit, starr und hart gegenüber dem kämpfenden Feind, überhaupt die Pflegerin einer ächten, bald erlöschenden Ritterlichkeit. Von mehreren Seiten her kamen deshalb, an den Mühen und Preisen des Streits Theil zu nehmen, Freiwillige. So erschien aus England der tapfere Graf von Rivers, oder Scales, mit einem Gefolge von dreihundert Bogenschützen und Kolbenträgern, eilten trotz laufender Zerrwürfnisse zwischen beiden Völkern einzelne Franzosen zu dem Lager der Spanier; selbst die Schweizerische Eidgenossenschaft sandte ihre Vertreter. „Dem Könige und der Königin zu dienen, sagt ein Zeitgenosse, erschienen auch etliche Schaaren Schweizer, welche dem Reiche Schweiz im obern Teutschland angehören. Es sind streitbare Männer, die zu Fuß kämpfen und

*) Del Pulgar. III. c. 124. p. 364.

gewillt sind, dem Feinde nie den Rücken zu zeigen. Daher tragen sie nur vorn Schutzwaffen und an keinem andern Theil des Leibes, was ihnen große Leichtigkeit in den Gefechten verleiht. Diese Leute gehen, Sold zu gewinnen, in fremde Lande und Kriege, aber nur, wenn letztere ihnen gerecht erscheinen. Sie sind fromme und gute Christen und halten es für eine große Sünde, etwas mit Gewalt zu nehmen.“ *)

Als zweites Merkmal tritt in beiden Feldlagern eine gewisse ritterlich=soldatische Zucht und Ordnung hervor. Dahin drängte bei den Christen schon die bunte Farbe des Heers, in welchem Heimische und Fremde dienten, selbst Kerkergefangene, wenn sie den Streit wider die Feinde des Glaubens und Volksthum angelobt hatten. Strenge Lagergebote fanden deshalb Statt; Würfel- und Kartenspiel waren bei schwerer Strafe untersagt; Gotteslästerungen, ehrenrührige Scheltworte, Selbsthülfe durch Waffengewalt, Bruch der dem einzelnen Feind oder Ort gegebenen Sicherheit, Zweikämpfe ohne Erlaubniß der Führer — wider diese und ähnliche Frevel wurden strenge Lagergesetze nicht nur erlassen, sondern auch unnachsichtlich vollzogen. Gehorsam, die unabweisbare Bedingung des kriegerischen Erfolgs im Großen, ging als Endfrucht des ordnenden, ein- und auswärts gefehrten Geistes hervor **). Nahete daher die Gefahr, so that Jedermann seine Schuldigkeit, der Eine aus Furcht vor Strafe und Schimpf, der Andere aus Ehrgefühl und Wettstreit um den Preis der Tapferkeit. Wachte hier und da etwas Schlechtes auf, so siegte am Ende immer das Bessere. Als z. B. bei dem Sturm auf Illora die Leute etwas stutzten und zurückwichen, rief der Herzog von Infantado, Haupt der Mendoza, zürnend aus: „Wie früher im Prunk, so könnt ihr euch jetzt in der Noth zeigen, Ritter! Auf, leget den Kleinmuth ab und trachtet nach Ehre und Lob!“ — Das wirkte; die Bresche wurde genommen, das Städtchen erobert ***). Was aber der schwierigen Lagerzucht besonders zu Hülfe kam, war die gleichsam angeborne und eingewöhnte Mäßigkeit der Spanier, namentlich in den Gebirgen und Winkeln des ausgedehnten Landes. Jagd, Ackerbau,

*) Del Pulgar, III, c. 21. p. 209.

**) Del Pulgar, III, 11. p. 294. zum Jahr 1487. „E todas estas cosas mandó guardar so ciertas penas: el temor de las quales, visto que se executaban en los culpados, engendró tal obediencia, que entre tantas gentes, como concurrían en los reales, no se falló sacar arma, ni decir palabra fra uno à otro, do pudiese haber escándalo.“

***) Del Pulgar, III, c. 59. p. 278. Vgl. Prescott, Ferdinand und Isabella I, 399.

Viehucht und Fehde härteten Leib und Seele ab. „Es ist ein Volk, urtheilte Rózmital, das wol Hunger und Arbeit leiden mag.“*) Ein ähnlicher Soldatengeist wurzelte, wenn auch minder entwickelt, bei den Arabern; sie ertrugen willig das Joch der ungewohnten Mannszucht, welches ihnen einzelne bewährte Führer auferlegten, und trozten mit bewunderungswerthem Heldenmuth der Krankheit, Hungersnoth und andern Drangsalen des Belagerungskrieges.

Das überall in der Christenheit vor dem Geschütz und bürgerlich gewerblichen Wesen weichende Ritterthum fand bei Granada und in den Ausläufern desselben seinen letzten, freiern Spielraum. Die guten und schlechten Seiten jener kriegerisch selbstsüchtigen und dann wieder aufopferungsfähigen Körperschaft traten da ungebundener, als irgendwo, an das Tageslicht. Der Kastilianer und Aragonier stieg gleichsam in eine allgemeine Rennbahn des abenteuernden, romantischen und dennoch wirklichen, handgreifbaren Lebens herab; er suchte und bestand Gefahren, Verwicklungen und Bedrängnisse um ihrer selbst und der Ehre willen; er mischte in einer schon nüchternen, berechnenden Zeit die widerstrebenden Begriffe und Gefühle der Frauenliebe, Ruhm- und Gewinnsucht in einander. Wie die Königin Isabelle bewaffnet und zu Roß mit ihrer glänzenden, weiblichen Umgebung nicht selten im Feldlager erschien, so drängten sich Alte und Junge wetteifernd zum Frauen- und Waffendienst herbei, jedes Opfers an Gut und Blut fähig. Sogar die Geistlichen folgten dem Thatendrange; sie legten den Harnisch an und ritten in die Feldschlacht; sie trösteten die Wunden und Sterbenden, ermunterten die Müden und Matten. Von ihnen ging die Sieges- und Dankfeier mit allem Prunk der Kirche aus; die Ketten der befreiten Christensclaven bewahrte man zum ewigen Gedächtniß in den Gotteshäusern. Geschahen zwar in der Hitze des Kampfes und der Wiedervergeltung wegen bisweilen Missethaten und Grausamkeiten, so bewies man doch im Ganzen Milde, hin und wieder selbst Großmuth.

Die Muselmänner blieben hinter dem gegebenen Beispiel nicht zurück. Seit Jahren hatten sie sich durch regen Verkehr, selbst Heirathen übergetretener Christinnen, an eine gewisse, religiöse Duldsamkeit (Toleranz) und feinere Rittersitte gewöhnt; ja, sie waren in derselben bisweilen für ihre Nachbarn die Lehrmeister geworden. Man zollte den Frauen eine sonst im Morgenlande ungebräuchliche Hochachtung, hielt in ihrer Gegenwart kriegerische und dichterische Wettspiele, gewährte nicht

*) Reise S. 171.

selten Kastilianischen Edelleuten für die Schlichtung ihrer Ehrensachen Schranken und Kampfgericht in der Hauptstadt, übte Gastlichkeit, offenbarte bei sonst mäßiger Lebensweise an Fest- und Freudentagen eine fast blendende Prunkliebe, verknüpfte überhaupt mit sinnlicher, in die Augen fallender Schaustellung und Genußsucht die Triebe und Geseze des veredelten, romantischen oder urbildlichen Ritterthums, welches Selbstbeherrschung kennt und die Tugend auch des Todfeindes achtet. Im Gewühl des zähen, blutigen National- und Glaubenskrieges haben davon die Spanischen Araber mehr, denn ein Zeugniß, abgelegt. So verschonte der gefürchtete Held Malaga's, Ibrahim Zenet, bei einem glücklichen Ausfall mehre, in seine Hand gegebene Jünglinge. „Geht, sprach er, sie mit der Lanze berührend, zu euren Müttern!“ — Als man ihn darob halbwegs tadelnd zur Rede stellte, erfolgte die einfache Antwort: „Diese Knaben wurden nicht getödtet, weil ihnen der Bart fehlte.“*) — Bei der Belagerung Baza's wünschte die Königin Isabella auch die der Stadt zunächst gelegenen Zelte und Schanzen zu sehen. Sogleich beendigte der Oberbefehlshaber, Eid Hiaya, nicht nur die Feindseligkeiten, sondern zog auch zum Willkomm mit Reitern und Fußknechten der Fürstin entgegen, welche ungefährdet dem kunstreichen Waffenspiel der Mauren zuschauen durfte. Etliche Tage später begann dann der ernste Kampf mit erneuerter Kraft und hielt an bis zur Uebergabe des durch Hunger bezwungenen Platzes.

Als drittes Merkmal springt die bedeutende Technik und Kriegsfertigkeit beider Parteien hervor. Die Kunst des Angriffs und der Abwehr ist gleich groß; man kennt Laufgräben, Minen und Gegenminen, führt den unterirdischen Waffenstreit mit anhaltender Geduld, Kühnheit und List, wobei die Muselmänner Malaga's den Christen überbieten.***) Der Geschützmeister Ramirez aus Madrid und sein Schüler Peter Navarro verdunkeln jedoch später den Feind; ihnen scheinen selbst die Bomben nicht unbekannt zu sein.***) Dertlichkeit, Jahreszeit, Wind und Wet-

*) Bernaldez, Reyes Católicos c.84, bei Lafuente, historia general de España. IX, 334.

**) Bgl. del Pulgar, III, c. 80. p. 312. zum Jahr 1488.

***) Del Pulgar, III, c. 58. p. 275. „Estando los Moros en esta turbacion, los maestros del artilleria tiraron con los cortaos tres pellas confectionadas de fuego, las quales subian en el ayre echando de sí llamas é centellas: é cayéron sobre tres partes de la ciudad, é quemaron las casas, do acertáron, é todo lo, que alcanzaron.“

ter wissen sie auf das Trefflichste zu benutzen. Das Verpflegungswesen ist besonders durch die Fürsorge der klugen, überall gegenwärtigen Königin wohl geordnet und dergestalt eine Hauptbedingung für den Fall auch der stärksten und mannhaft vertheidigten Feste erfüllt. In langen, einander ablösenden und ergänzenden Zügen, oft auf Kunststraßen im Gebirg, bewegen sich Tausende von Karren, Saumrossen und Maulthieren nach dem fern gelegenen Lager und bringen hieher in der Regel Ueberfluß, selbst Wohlleben, indeß der abgesperrte Feind hungert und dürrstet. *) Bisweilen verwandeln sich die Zelte der Belagerer, z. B. vor Baza und Granada, in stadthähnliche, aus hölzernen Hütten gebildete Standquartiere, in denen neben dem Soldaten der Kauf- und Gewerbsmann unter strenger Zucht und Regel schaltet. Selbst die Kranken- und Wundenanstalten sind trefflich geordnet; das königliche, in dichten, weiten Zelten eingerichtete Spital hat seine Aerzte, Felscheerer, Krankenwärter und Seelsorger. Auf Alles, was dem Kriege in gesunden und kranken Tagen Noth thut, richtet sich der schöpferische Geist Isabellens, ihrer Freundinnen und Rathgeber, unter denen Mendoza, der Erzbischof oder Kardinal von Spanien, obenan steht.

Den wachsenden Kostenaufwand zu bestreiten, namentlich in Betreff des Soldes, bediente man sich der außerordentlichsten und vielartigsten Finanzmittel. Beiträge der Krone, des Adels, der Geistlichen, Bürger und Bauern, Kriegssteuern, in Folge päpstlicher Kreuzzugsbulen von Klöstern und andern kirchlichen Stiftungen erheben, genügten bald dem Bedürfniß nicht. Man kam zu Geldanleihen, welche von Rittern, Fräulein, Kaufleuten gegen regelmäßigen Zins und Rückfall gewährt, etwas Bedeutendes abwarfen, aber zuletzt auch nicht ausreichten. Dasselbe Verfahren galt in Betreff einzelner Krongefälle (Renten), welche verkauft wurden; der neue, volle, Besitzer zahlte für eintausend Maravedis fünfzehntausend und erhielt sofort das unbedingte Erbrecht. Als aber auch das nicht genügte, schickte die Königin, für neue Anleihen thätig, ihr sämmtliches Silber- und Goldgeschirr, ihre Perlen und Edelgesteine als Pfand nach Barcellona und Valencia. **)

*) Bei der Belagerung Baza's waren 14,000 Saumrosse und Maulthiere für den Transport bestimmt; sie zerfielen in Abtheilungen von zweihundert Köpfen. Ober- und Unterintendanten besorgten das ganze weitläufige Geschäft; die Vorräthe wurden in Magazine (alhondigas) hart an der Andalusischen Gränze niedergelegt und dann vertheilt. S. del Pulgar, III, c. 118. p. 356. 3. J. 1489.

**) Del Pulgar, III, c. 118. p. 356. In Betreff des merkwürdigen Do-

Während man also die materiellen Mittel für den Krieg gewann, wurden sie möglichst dem Feinde erschwert und entzogen; denn nur Abspernung und Mangel konnten den Muth desselben brechen. Deshalb wurde nach dem wohl überlegten Plan der durch Ueberfall genommene Platz Alhama inmitten des Landes als Stützpunkt um jeden Preis behauptet, die Verbindung mit Afrika durch kreuzende Küstengeschwader gehemmt, das heranreisende Getreide, meistens um die Zeit der Ernte, von den einfallenden Banden entweder abgemähet oder den Flammen übergeben, kein Dorf, Meierhof und Landhaus, keine Wasserleitung, Mühle, Brunnenröhre oder sonstige gemeinnützige Einrichtung verschont; unter den Streichen der Art senkten sich die Gipfel uralter Eichen, Ulmen und Buchen, indeß das Feuer gewöhnlich die Pflanzungen des Kunstgärtners, Reben, Obst-, Oliven- und Maulbeerbäume zerstörte. Derartige Raub- und Brandzüge (Talas), unter dem Schutz des bewaffneten Kriegsvolks durch eigens dafür eingübte Verwüster und Wilderer (taladores) vollbracht, trafen besonders die fruchtbare Ebene der Hauptstadt; mit berechnender Planmäßigkeit und schonungsloser Härte ausgeführt, erreichten sie endlich das vorgesteckte Ziel und brachen durch Hunger den letzten Widerstand.

Es mag nun nach der allgemeinen Bezeichnung genügen, in gedrängter Kürze den Gang des furchtbaren, jedem mildern Völkerrecht Trotz bietenden Glaubens- und Nationalkampfes zu schildern. Den ersten Anstoß gab der Christenhaß des unruhigen, streitbaren Sultans, Muley Abul-Hassan. „Geht, sprach er zu den Boten der katholischen Könige, welche an den üblichen Zins mahnten, und sagt euren Herrn, daß man in Granada nicht Goldgeschenke, sondern Schwerter und Lanzen wider unsere Feinde hat!“ — (1475). Den darob aufflammenden Zorn Ferdinands ermäßigte die Besonnenheit Isabellens; man möge, rieth sie, warten; der günstige Augenblick werde nicht ausbleiben. Und so geschah es; denn etliche Jahre später brach der leidenschaftliche Muselmanndadurch offen den mühsam beobachteten Waffenstillstand, daß er in einer dunkeln, stürmischen Winternacht den Andalusischen Grenzplatz Zahara überrumpeln ließ. Was nicht fiel unter dem Eisen der Erober-

mänen- oder Rentenverkaufs heißt es hier: „Acordó de vender alguna cantidad de maravedis de sus rentas, para que los oviesen por juro de heredad qualesquier personas, que los querian comprar, dando diez mil maravedis por un millar.“ Jedoch behielt man sich den Wiederankauf nach Wiederstattung des Kauffschillings, 15 gegen 1, vor.

rer, wurde ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts in die Knechtschaft geschleppt (26. Dec. 1481). Alles jubelte bei Hofe, ein greiser Alfakí oder Dervisch aber weissagte den Untergang. Die Trümmer Zahara's, rief er aus, werden auf unsere Häupter fallen; dem Reiche der Moslemin in Spanien nahet das Ende. Wehe dir, Granada!"

Bald erfolgte auch der Gegenschlag; etliche Haufen erlesener Reifigen von Cadix, und Fußknechte, geführt durch Ponce de Leon, Markgrafen von Cadix, schlichen sich auf Gebirgs- und Seitenpfaden in das Herz des Maurenlandes ein, nahmen nach heißer Gegenwehr und mehrtägigen Straßenkämpfen die feste, reiche Stadt Alhama, deren Bürgerschaft in Tod oder Gefangenschaft kam; nur Wenige rettete die Flucht (1. März 1482). Umsonst machte jetzt, das Bollwerk wieder zu gewinnen, der Sultan einen zwiefachen Befreiungsversuch; die Tapferkeit der Mannschaft und die schnelle Thatkraft des zum Entsatz aus Andalusien heranziehenden Christenheers retteten den bedrängten, fast verloren gehaltenen Vorposten. Großmüthig vergaß namentlich der mächtige Herzog Heinrich von Medina=Sidonia und das Haupt der Guzman den Erbhaß gegen seinen alten Nebenbuhler, den Markis von Cadix, Ponce de Leon. Beide Männer, fortan aufrichtig versöhnt, gedachten nur des gemeinschaftlichen Feindes, der vaterländischen Ehre und Pflicht. Ihr Beispiel der Selbstüberwindung wirkte unlängbar erhebend und einigend auf den oft zwieträchtigen und herrschgierigen Adel zurück, welchem ihrerseits Bürger und Landleute auf dem Felde des religiös-nationalen Kampfes nicht nachstehen wollten. Dazu trat fördernd die eben so rüstige als umsichtige Oberleitung der Krone; sie hob, insonderheit auf Isabellens Rath, den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und beschloß, vor der Demüthigung des Maurenvolks nicht die Waffen niederzulegen.

Häusliche und bald auch öffentliche Zwiste erleichterten die Ausführung des kühnen Plans. Die Eifersucht der ältern Sultanin Zoraya (d. i. der Morgenstern) nämlich gegen die jüngere Nebenbuhlerin Aixa (d. i. die Ehrbare), eine ehemalige Christensklavin aus Griechenland, warf den Feuerbrand in die gährenden Gemüther der Granadier. Viele derselben zürnten überdieß dem geizigen, grausamen und gewalththätigen Oberherrn, welchen man als einzigen Urheber des schon drückend gewordenen Kriegs betrachtete und verabscheute. Auch mochte Manchen der Gedanke aufregen, daß einst mit Ausschluß der ebenbürtigen Söhne die Kinder der Fremden den Thron erben sollten. Hielt man doch die schöne Griechin für ein Zauberweib, welches den verliebten Gemahl

durch ihre geheimen Künste als ein willenloses Werkzeug des Ehrgeizes leite! Nicht besser stand in dem öffentlichen Urtheil der erste Kronrath oder Bezier, Abul Kasem Venegas, Nachkömmling eines alten Christengeschlechts aus Córdoba. Man beargwöhnte seine Treue und Redlichkeit, sprach von verrätherischen Plänen, welche nicht nur die ächte Thronnachfolge, sondern auch den Glauben gefährdeten. Groll und Aufruhrgefühle wuchsen, als der Sultan auf den Rath des allmächtigen Günstlings hin mehrere Alkalden (Richter) und Glieder des Abencerragengeschlechts (Arab. Beni Serráj) ermorden ließ. Die ältere Königin arbeitete dagegen eifriger mit ihren zahlreichen Anhängern für die Erhebung des Sohns, Abu-Abdallah oder Boabdil, zubenannt el Jaquir, d. i. der Trunkenbold, wurde aber plötzlich mit demselben ergriffen und in einem Thurm des Alhambra als Gefangene aufbewahrt. List und Kühnheit retteten jedoch und gaben den Dingen bald einen andern Umschwung.

Der Prinz nämlich wurde in dunkler Nacht an zusammengebundenen Schleiern heruntergelassen und von den unten wartenden Freunden weiter gebracht. Bald ertönte die Stadt, durch die Mutter Zoraya aufgeregt, von Kriegsgeschrei und Waffengeräusch. Man rief Abu-Abdallah zum König aus, versagte nach wüthenden Straßengefechten, in welchen Hunderte fielen, den Vater Mulah Hassan, welcher sich mit seinem Bezier Abul Kasem Venegas und etlichen Getreuen nach Malaga rettete. Zwar löschte bisweilen der gemeinschaftliche Haß gegen die Christenheit den jetzt entbrennenden Bürgerkrieg, aber die Parteilungen der Kronbewerber und vornehmen Sippschaften fachten ihn stets wieder an. In den Reihen der letztern standen namentlich die Abencerragen und Zegrís einander feindselig gegenüber. Jene zählten gleichsam zu dem alten, eingebornen Legitimitätsadel, diese zu der neuen, aus Aragonien vor den Christen flüchtig gewordenen Ritterschaft, den Thegrüen (Zegrís) oder Söhnen von Theger (= Aragonien), welche sich bei dem Ausbruch des Thronzwistes mehr um die Fahne der jüngern Sultanin Aicha (Aixa) scharten, oder dem freien Wahlrecht huldigten. *)

Mit Klugheit benutzten die katholischen Könige des Feindes fast unheilbar gewordene Zwietracht, zumal die Ausbeutung derselben bald vom Glück begünstigt wurde. Abu-Abdallah nämlich wollte dem Kriegs-

*) Vgl. The history of the Mohammedan dynasties in Spain by Al-Makkari, translated by Pascual de Gayangos. vol. II, p. 370. und die Anmerkung 9. p. 541.

ruhm nachzueifern, welchen unlängst sein gleichnamiger, väterlicher Oheim, zubenannt el Zagal, oder der Rüstige, durch einen glänzenden Sieg über die Christen in der f. g. Marquia oder den östlichen Gebirgen Malaga's gewonnen hatte (März 1483). Die edelsten Ritter fanden hier, auf allen Seiten umstellt, theils den Tod, theils die Gefangenschaft. Beinahe kein angesehenes Haus Andalusiens war ohne Trauer. An Gold, Silber, Juwelen, Rossen und Waffen machten die Moslemin eine so ansehnliche Beute, daß schon sie zur Racheiferung verführen konnte. *) Der Sultan zog daher, ungewarnt durch abmahnende Freunde und Vorzeichen, mit einem erlesenen Heere von Reitern und Fußknechten auf Lucena, wurde hier aber durch den kriegs- und landskundigen Grafen von Gabra eingeschlossen und bei muthiger Gegenwehr, bei welcher die Blume der Maurischen Ritterschaft, der alte Held Aliatar fiel, vollständig geschlagen und auf der Flucht gefangen (April). Den Sohn zu lösen, scheute die herrsch- und rachgierige Mutter, Zoraya, kein Opfer an Geld, Ehre und Freiheit. Also gelobte jener auf ihren Rath und Plan den katholischen Königen als Oberherrn die Pflichten und Dienstleistungen des Belehnten, verhiess, wenn man ihn mahne, Hülfe mit Gut und Blut zu jeder Zeit und an jedem Ort, daneben einen jährlichen Zins von zwölftausend Goldgulden, unentgeltliche Befreiung von fünfhundert Christensklaven und vornehme Geiselschaft. Höflich in Cordova nach feierlichem Abschluß des Vertrags von Ferdinand empfangen und entlassen, kehrte Abu-Abdallah im Geleit Spanischer Ritter nach Granada zurück, wo er, heimlich bei Nachtzeit eingelassen, die Verstadt Albayzin besetzte. Dieses von jeher unruhige Viertel steckte sogleich die Kriegsfahne aus, während der Alhambra für den alten König Abul-Hassan das Gleiche that. Zwei volle Tage raste in den Straßen und auf den Plätzen der Bürgerkampf zwischen Vater und Sohn. Hunderte fielen. Es schien, als wollten die Granadier des Reiches Heil im Selbstmord finden. Da trat endlich ein angesehener Gelehrter oder Allama, Namens Macer, fühnend zwischen die Streittlustigen. Man möge, sprach er, dem unnatürlichen Blutvergießen Ziel setzen, weder für den alten noch jungen König Gut und Leben opfern, sondern den Statthalter (Wali) von Malaga und Schrecken der Christen, Abdallah el Zagal, zum Oberhaupt wählen. Dieß wurde angenommen, darauf vorläufige Waffenruhe verkündet und der Erkornte eingeladen, dem Ruf zu folgen. Während nun jener, von den berühmtesten Rittern begleitet, gen Gra-

*) S. Al-Makkari S. 373.

nada eilte, ging sein Bruder, Abul-Hasan mit der geliebten Aixa und etlichen Getreuen anfangs gen Illora, darauf nach Mondujar in die Einsamkeit (1484), wo er binnen kurzem starb. Es war ihm beschieden, den theilweise verschuldeten Untergang des Vaterlandes nicht mehr zu sehen.

Dieses schwebte in um so größerer Gefahr, je klüger und kräftiger die katholischen Könige den tiefen Riß und Zwiespalt des Feindes benutzten. Gestützt auf die beschworne Freundschaft und Lehentreue Abu-Abdallahs Zaquir, welcher sich an der Spitze eines zahlreichen Anhangs in einem Theil der Hauptstadt und Landschaft behauptete, machten sie reizende Fortschritte durch Güte und Waffengewalt. Denn viele sonst tapfere und unabhängig gesinnte Städte und Flecken schlossen sich, um den Gefahren und Gräueln des Kriegs zu entgehen, dem königlichen Lehensmann an, in dessen Gefolge gleichsam Friede und Sicherheit waren. Den sauren und Opfer fordernden Dienst der Freiheit unter dem Banner des eigentlichen Nationalkönigs Abdallah el Zagal wählte nur die täglich an Zahl und Stärke sinkende Minderheit des Adels und Volks. Dennoch leistete diese einen zwar fruchtlosen, aber oft wahrhaft heldenmüthigen Widerstand, welcher erst nach Erschöpfung aller Hilfsmittel endigte. Ihrerseits hörten auch die Spanier nicht auf, den umsichtig entworfenen Angriffsplan mit unbeugsamer Geduld und Tapferkeit auszuführen. Ihm gemäß sollte man um jeden Preis die Hauptstadt und ihre fruchtbare Ebene von der Landschaft absperrern und mit einem immer enger sich zusammenziehenden Netz von Stellungen und Schanzen umgarnen. List, Trug und Bestechung unterstützten dabei den christlichen Eroberer; namentlich kam es ihm zu Statten, daß der schwache, im Geheimen verbündete, aus Furcht vor der Volksstimmung bisweilen wieder feindselige Sultan Abdallah el Zaquir (Boabdil) durch die Aussicht auf Frieden und Sicherheit sonst kriegerisch gesinnte Städte und Bezirke einschläferte, ihre Rüstungen lähmte und den Widerstand gegen die nun plötzlich einbrechende Gefahr schwächte. Wirken doch überhaupt im Kriege, urtheilte der muselmännische Geschichtschreiber Makkarí, im Grunde nur Verstellung und List. *) So fielen denn hinter einander im Südwesten der Bergschlüssel gegen Andalusien Ronda, die „beiden Augen des Königreichs“, Illora und Moclin, „der Schild Granada's,“ **) öffnete im Nordwesten Loja (1487), im Nordosten Baza

*) Makkarí bei Gayangos, II, 383.

**) Makkarí II, 542. „Darkah Gharnáttah.“

(1489), an der Küste endlich Belez Malaga und Malaga (1487) die Thore, überall wütheten Krankheit, Hunger und Schwert auf furchtbare Art unter den zwieträchtigen Moslemn, indeß die Christen mit wachsender Ordnung und Planmäßigkeit handelten. Die Besiegten, deren Häuptlinge oft Geld und gute Versicherung empfangen, wurden meistens mit Großmuth theils in dem Besiz ihrer Häuser, Grundstücke und Religionsbräuche bestätigt, theils, wenn sie den heimiathlichen Boden mit Afrika oder einem beliebigen Strich des christlichen Königreichs vertauschen wollten, freigebig unterstützt. Wer daheim blieb, mußte natürlich auf Selbstherrlichkeit verzichten und als Unterthan des neuen Herrn die schuldigen Pflichten zu erfüllen geloben. Bisweilen traf aber auch die Besiegten der volle Gehalt des rauhen, hier und da zweideutig ausgelegten Kriegechts. So mußten sich die tapfern Vertheidiger Malaga's, nachdem man ihnen unter dem trügerischen Schein der künftigen Milde die Burgen entwunden hatte,*) auf Gnade und Ungnade ergeben und dann mit Weib und Kind, alles Guts beraubt, in die Knechtschaft wandern. Zuletzt legte auch Abdallah el Zagal die Waffen nieder, überlieferte Guadix, Almeria im Südosten von Granada und empfing dafür als Lehensmann der christlichen Könige die Herrschaft über Anderax in den Alpujarren (d. i. Weiden), eine Stellung, welche der stolze Mann nicht lange ertragen konnte (1489). Die Ueberfahrt nach Afrika und Ansiedlung in Tlemsan retteten wenigstens die Ehre des edlen, heldenmüthigen Kämpfers; noch lange blühte sein Geschlecht in dem neuen Vaterlande als „Sippchaft des Sultans von Andalusien.“*)

Jetzt erst erntete Abdallah el Zaquir die bittern Früchte seiner Schwäche, Nachgier und Verblendung. Er hatte nämlich aus Haß gegen den Dheim unlängst mit König Ferdinand ein geheimes Freundschafts- und Schutzbündniß aufgerichtet und im demselben gegen allerlei Vortheile an Leuten und Gut die Räumung der Hauptstadt verheißen, sobald Guadix, Almeria und Baza erobert, die Kräfte el Zagals gebrochen seien. An die Erfüllung der Zusage gemahnt, gab der elende Fürst eine ausweichende Antwort. Ihm fehle für den Vollzug des Vertrags nicht der Wille, wohl aber die Kraft; denn viele Eingewanderte und Vornehme ständen dazwischen; ohne Gewalt sei es unmöglich,

*) Makkarí p. 381. „Das war jedoch eitel Trug von Seiten der Christen; denn einmal Herrn der Burgen, verhängten sie über alle Bewohner die Knechtschaft.“

*) Makkarí p. 386.

die Hartnäckigen zu beugen; man möge ihn daher von der übernommenen Pflicht entbinden.

Das geschah natürlich nicht; der Augenblick war gekommen, dem vereinzelt und zwieträchtigen Mittelpunkt des bereits aufgelösten Maurenreichs den Todesstreich zu versetzen. Rasch wurden daher die Unruhen in den Alpujarren, auf welche Abdallah el Zagal rechnen mochte, unterdrückt (1490), darnach im Mai des folgenden Jahres 50,000 Fußknechte, 12,000 Reiter vor Granada aufgestellt, die meisten Ausgänge der großen, durch Flüchtlingsschaaren übervölkerten Stadt besetzt, überall Baum- und Getreidepflanzungen nach der Möglichkeit zerstört, in den zahlreichen Gefechten die Ausfälle des Feindes gewöhnlich zurückgetrieben, endlich bei nahendem Winter die leichten, beweglichen Zelte in hölzerne Baracken und steinerne Gebäude einer neuen, durch Wall und Graben geschirmten Stadt umgewandelt. Diese, wie auf Zauberschlag entstanden und Santa Fé oder Glaubensstadt geheißen, gab das vollwichtigste Zeugniß für den unabänderlichen Kriegsbefchluß der katholischen Könige und brach vor Allem den Muth der Belagerten. In der Hoffnung, die raue Jahreszeit werde den Feind zum Abzug nöthigen, getäuscht, von dem Schneegebirge (sierra nevada) und Quell der bisherigen Zufuhren durch Kälte und Streifschaaen abgeschnitten, litten sie bald an bitterm Mangel. Das Volk schrie nach Brot oder Frieden, wer es vermochte, floh; Ulemas und andre Gelehrte, um ihre Meinung befragt, riefen zu Unterhandlungen, damit nicht Alles zu Grunde ginge. Auch der Staatsrath (Divan), von dem Könige einberufen, entschied für Nachgiebigkeit. Nur der Feldherr Muza widersprach. Man müsse eher sterben, denn einen schimpflichen Frieden abschließen. Nichts desto weniger wurden die Unterhandlungen, welche im Geheimen schon etliche Reiche und Vornehme angeknüpft hatten, nun öffentlich aufgenommen und bald durch einen förmlichen Vertrag beendet. Das anfängliche Begehren, der Papst möge ihn verbürgen und das katholische Königthum beschwören, ließ man von muselmännischer Seite im Lauf der Verhandlung fallen; Geld und Gunst, heißt es, hätten dabei eingewirkt. Die Hauptgedinge der in sieben und sechzig Artikeln niedergelegten Uebergabsurkunde waren: „Die Stadt mit ihren Schlössern und Geschützen soll binnen sechzig Tagen den Christen eingehändigt werden. Die Mauren anerkennen die Oberherrlichkeit der Spanischen Könige und ihrer Thronfolger und schwören den Treueid; besondere Abzeichen, wie für die Juden und Mudejaren (Islamitische Unterthanen der Christen) sollen bei ihnen nicht stattfinden; sie genießen als Unterthanen vollkommene Freiheit des Glaubens, welcher nach ihren Bräuchen,

Satzungen und Gefällen in den Moscheen und sonstigen Gotteshäusern geübt wird. Unter der Aufsicht des Oberstatthalters verwalten bei ihnen eigene Richter oder Kadis, vom christlichen Oberherrn ernannt, die Rechtspflege. Das Eigenthum an fahrendem und liegendem Gut bleibt ungekränkt, die Steuer auf die bisher üblichen Leistungen beschränkt und daneben für die nächsten drei Jahre völlig beseitigt. Jedermann steht die Auswanderung nach Afrika frei. Man wird dafür die nöthigen Schiffe rüsten. König Abdallah bekommt einen Bezirk in den Alpujarren als volles und erbliches Eigenthum, für welches er jedoch den Lehenseid zu leisten hat. Sämmtliche Christensklaven erhalten ohne Lösegeld die Freiheit, und fünfhundert junge Moslemin, aus den angesehensten Geschlechtern genommen, bleiben bis zum Vollzug der erwähnten Bedingungen als Geißeln zurück. — Der Uebertritt vom Islam zum Christenthum endlich ist erlaubt, wenn der Betreffende vor einem muselmännischen und christlichen Richter seinen Entschluß ernsthaft erklärt hat.

Dieser Vertrag, den 25. Wintermonat (1491) durch den Besizer Abul Cazim Abdelmalic und den Feldherrn Goncalvo de Córdova abgeschlossen, erweckte trotz der verhältnißmäßigen Milde nicht sowohl bei den Großen und Vornehmen, als bei den armen und geringen Leuten, eine bedenkliche Gährung. Man schrie über Bestechlichkeit und Verrath; die hier und da auftauchende und unterdrückte Meuterei drohete in offenen Aufstand umzuschlagen. Da hat der verlassene rathlose Sultan durch geheime Botschaft um schnelle Besetzung der Stadt, ein Gesuch, welches natürlich leicht gewährt wurde. Also übergab am 3. Jänner 1492 Abdallah el Zaquir, von fünfzig Rittern begleitet, feierlich am Xenilfluß die Schlüssel des Alhambra und setzte dann traurig die Reise nach den Alpujarren fort, von deren Abhang bei Xadul er noch einmal unter Thränen und Klagen auf die Wohnstätte der verlorenen Herrlichkeit zurückschaute; andererseits hielten die katholischen Könige an der Spitze des Heers den prunkvollen Einzug in die schweigende, wie ausgestorbene Hauptstadt des alten, ruhmvollen Maurenreichs, welches etwa im 741. Jahre seines Bestandes für immer in Spanien endigte *).

*) S. die Vertragsurkunde bei Conde, Geschichte der Araber in Spanien III, 271. der Deutschen Uebersetzung von Rutschmann. Cardonne, Geschichte der Araber in Spanien. Deutsch von Jäsi. S. 502. Makkarí, S. 389 fg. Lafuente, historia de España IX. im Anhang und Petrus Martyr, ep. 91. „Kriegshauptleute und Führer, heißt es hier abweichend von den übrigen Nachrichten, sollen Granada verlassen, damit sie nicht das Volk verführen, ne populum seducant.“ Vgl. S. 221, wo absichtlich kurz vorweggegriffen wurde.

Ohne Störung wurde darauf das neue Gemeinwesen eingerichtet, der Graf von Tendilla, zum Oberstatthalter mit dem Alhambra als Wohnsitz ernannt, die christliche Kirche, namentlich geknüpft an den Dienst der heiligen Jungfrau, freigebig und prachtvoll wiederhergestellt und der Oberaufsicht des ersten Erzbischofs, Ferdinand de la Talavera, Beichtvaters der Königin anvertraut. Lange konnte jedoch bei der Stärke des gegenseitigen National- und Glaubenshasses der Friede zwischen Siegern und Besiegten nicht dauern. Im Vorgefühl des unvermeidlichen Bruchs wanderte daher Abdallah el Zahir, nachdem er seine Herrschaft bei Andarox in den Alpujarren der Krone verkauft hatte, mit Weib, Kind und Mutter gen Afrika nach Fez, wo ihn bald der Tod in dem Bürgerkriege eines Verwandten traf. Das einst mächtige und reiche Haus sank allmählig so tief, daß um den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Nachkömmlinge von Almosen und Bettel leben mußten*).

Ueberhaupt erwartete die Spanischen Araber ein trauriges, wegen ihres Bildungstriebes nicht immer verdientes Loos. Wer die Heimath gegen ein neues Vaterland austauschte, fand oft Elend und Jammer, den Zurückbleibenden trafen nicht minder Verfolgung und Noth. Denn allmählig begannen beide Theile den Sühnvertrag zu brechen; theils setzten die Moslemin von etlichen Burgen bei Ronda und in der Sierra Bermeja aus den Krieg fort, theils nahmen die Christen die feierlich verheißene Gewissensfreiheit zurück und brachen einen Punkt des Vertrags nach dem andern**). Einzelne, blutig unterdrückte Meutereien waren nur das Vorspiel größerer Unruhen mit demselben Ausgang. Das harte, bereits früher bezeichnete Judenthum***) griff auch auf die vielfach verwandten Moslemin zurück; sie hatten am Ende nur die Wahl zwischen Tausch oder Auswanderung gen Afrika, ein Loos, welches Tausende von sonst gewerbsleißigen, thätigen Leuten dem Gewissenszwange vorzogen (1501).

Auf die Länge hin frommte das jedoch nicht; der zersplitterte und abgemattete Islam wurde in den Völl- und Vorwerken der weit gestreckten Nordwestküste heimgesucht, von welcher aus er einst die Pyre-

*) Makkarí 391.

**) Makkarí 391.

***) S. 220. Die Hauptursache des Eids liegt nicht sowohl in dem religiös-kirchlichen, als politischen Wesen. Wohl wirkte Fanatismus mit, stärker aber die staatsmännische Ueberlegung, daß der Jude theils die finanzielle Geldkraft, oft auch wucherische Habsier darstellte, theils gesellschaftlich mit dem Islam zusammenhing. „Inter eos (Granatenses), bemerkt Róymital, multi Judaei habitant, cum quibus unanimiter vivunt.“ p. 103.

naische Halbinsel überschwemmt und zum Stützpunkt seiner abendländischen Eroberungen gemacht hatte. Die in dem übrigen Europa längst abgestorbenen Begriffe und Gefühle der Kreuz- und Glaubensfahrt erlebten für die Völker Portugals und Spaniens eine verjüngende, eigenthümliche Wiedergeburt. Das Bewußtsein der religiös-nationalen Einheit, durch schwere, bisweilen unmenschliche Opfer des Glaubenskriegs und Gerichts, der Inquisition, befestigt, drängte vorwärts. Ritterliche Ehr- und Ruhmliebe bei den Edlen, soldatische Abenteuererei und Habgier bei den rohen Volksmassen standen als eben so viele starke Hebel und Antriebe für große Unternehmungen der eroberten Staatsgewalt zu Gebot. Schon um des innern Friedens willen und um den unruhigen, wagehalsigen Geist zu beschäftigen, mußte man die Fremde als Ableiter der ungefügen, gährenden Kraft wählen und festhalten. So erzeugten und entwickelten die mannigfaltigsten Stoffe und Verhältnisse bei den westlichsten Romanen jenen merkwürdigen Umschwung, welcher die glaubensmuthige Hingebung und körperlich-ritterliche Abenteuererei des Mittelalters dem berechnenden Wesen der neuern Erwerb- und Bildungskunst zu verbinden weiß. „Am liebsten möchte ich, urtheilt daher ein unterrichteter Italiener, in Spanien leben. Denn mich fesselt und erfreut besonders die vortreffliche Sitte, der feine und veredelte Umgangston nicht nur bei den Adeligen, Geistlichen und Bürgern, sondern auch bei den Bauern und Landleuten“ *).

Andererseits lag aber in dem frischen, wiedergeborenen Volksthum etwas Sprunghaftes und Erkünsteltes. Die stete, angespannte Unruhe drängte ungestüm nach außen und zog die Frucht des abenteuerlichen Wagnisses dem bescheidenen Gewinnst des langsam schaffenden Gewerbefleißes vor. Dieser stockte mit dem Untergang der Juden und Araber auf bedenkliche Weise; die Nation wußte mehr durch Waffenthath rasch zu erwerben, als durch sparsame, nüchterne Wirthlichkeit das Vermögen zu behaupten und zu steigern.

Den reinsten Ausdruck des neuen nationalen Wesens, welches die materiellen und geistigen Interessen durchdringen sollte, verkörpert der Kardinal Ximenez. Das Auge fest auf den Sieg des Christenthums

*) *Marincus Siculus de rebus Hispaniae* l. V, p. 784. „Tenet enim me secum maximeque delectat Hispanorum mos egregius, urbanitas singularis et nobilissima consuetudo, non solum equitum, sacerdotum et civium, sed etiam paganorum et agricolarum.“

über die heidnische Welt gerichtet, aber zugleich der sittlich = wissenschaftlichen Kraft und Entwicklung hingegeben, trug er vor Allem dazu bei, daß der Kampf mit dem Islam nach kurzer Stockung wieder aufgenommen und gen Afrika hinübergespielt wurde. Die Freibeuterzüge, welche von hier aus die Spanische Küste trafen, gaben den Anlaß, der tiefere Kern aber lag in dem frommen und ritterlichen Gemüth des Prälaten. Ihn mußte tief verwunden, was in Folge eines falschen Ehrgeizes seit Jahren zur Schande der Christenheit wider Italien eronnen und vollzogen wurde. Er wollte ein Gegenstück zu der gerade damals unterhandelten und bald in Werththätigkeit gesetzten Liga von Cambray aufstellen, die Kräfte seiner Landsleute wenigstens theilweise von den Glaubensgenossen abfehren und wider die Heiden richten, die Küste entlang Aegypten, vielleicht Jerusalem und das heilige Land erreichen. Derartige, wenn auch hier und da etwas traumähnliche Gedanken lagen dem glaubenseifrigen, weisen Manne keineswegs fern. Er berechnete überdies die Vortheile, welche der Handel und Gewerbefleiß aus dem Besitz nordafrikanischer Plätze ziehen mußte; er überzeugte davon den in die Italienischen Plane hauptsächlich vertieften König Ferdinand, erhielt von ihm die schriftliche Vollmacht, in eigenen Kosten, welche man später vergüten werde, eine Armada auszurüsten und persönlich zu befehligen*) (29. Dec. 1508).

Mit bewunderungswürdiger Umsicht, Kraft und Entschlossenheit vollzog der siebenzigjährige Greis den schwierigen und gefährvollen Auftrag. Seinem Scharfblick entging das Größte und Kleinste nicht. Mit gleicher Treue und Vollständigkeit versah er die Pflichten des Feldherrn und Seelsorgers, theilte die Beschwerden und Gefahren zu Wasser, wie zu Lande, hielt durch Wort und That den Eifer der Krieger aufrecht, zügelte den spröden Stolz der Ritter, vor allen des berühmten Grafen Peter Navarro, welcher nicht gern unter einem „Mönchgeneral“ dienen mochte, kurz, erschien als die eigentliche Seele des kühnen, von dem glücklichsten Erfolge begleiteten Unternehmens. Am 16. Mai 1509 nämlich verließ die Armada, zehn Galeeren, achtzig kleinere Fahrzeuge und vierzehntausend Soldaten stark, Cartagena, landete am folgenden Tage bei dem gegenüber liegenden, schon früher besetzten Hafenort Mazarquivir, rückte ohne Säumniß wider Dran vor und nahm diese feste, reiche Han-

*) Der Vertrag befindet sich noch in den Archiven von Simancas S. Lafuente, X, 305, wo ein Bruchstück mitgetheilt wird. Die gewöhnliche Ansicht, Ximenez, der ja nur ein Anleihen machte, habe Alles in eigenen Kosten bestritten, ist also unbegründet.

delßstadt nach einem verzweifelten Widerstand der Bewohner mit Sturm. „St. Jago und Cisneros!“ lautete das Feldgeschrei der Spanier. Sie erschlugen in der ersten Wuth Alles, was ihnen unter die Klinge kam, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Sobald man die Wahlstätte von den Todten geräumt hatte, hielt der Cardinal, bewaffnet, von Ritzern und Mönchen umgeben, den feierlichen Einzug, gab, als Sieger begrüßt, Gott die Ehre, sammelte die reiche Beute für den Kronschatz und Kriegerlohn, wandelte die Moscheen in Kirchen, namentlich zu Ehren der heiligen Jungfrau, um, richtete Klöster, Armen- und Krankenhäuser ein, schuf Zucht und Ordnung, für sich selbst zufrieden mit dem Gewinn Arabischer Handschriften und Kunstfachen, vor Allem aber der Befreiung von dreihundert Christensklaven.

Das wunderähnliche Ereigniß blieb nicht ohne kleinfügige, neidische Gegenschläge. Während die Glaubensschwärmer, wie in Josua's Tagen, zum vierstündigen Stillstand der Sonne als erklärendem Grund flüchteten*), nahmen die reinen Soldatennaturen, Peter Navarro an der Spitze, alles Verdienst für sich in Anspruch; sie klagten über priesterliche Einmischung und Dünkelhaftigkeit; selbst König Ferdinand, von Allem benachrichtigt, wurde mißtrauisch und scheelsüchtig. Sofort schiffte sich der Cardinal, nachdem er für die Behauptung des Plazes hinlänglich gesorgt und den Grafen Navarro zum Stellvertreter ernannt hatte, auf unbewaffnetem Fahrzeuge ein (23. Mai), lehnte, in dem geliebten Alcala angelangt, alle Ehren und Dankfagungen demüthig ab, gab dem argwöhnischen Hofe von dem Geschehenen genaue Rechenschaft und fand seinen einzigen Lohn darin, daß man die Afrikanischen Unternehmungen, wenn auch nur mit bescheidenem Aufwand, fortzusetzen beschloß. So wurden denn unter der Leitung Peter Navarro's Bugia, eine wohlhabende, stark bevölkerte Küstenstadt in Alt-Nummidien (31. Januar 1510) und Tripoli, südwärts Sicilien an den Syrten gelegen (26. Heumonath) erstürmt, die Könige von Tremecen, Algier und Tunis zur Lehenspflicht und Herausgabe aller christlichen Gefangenen gezwungen, die See- und Landstraßen durch den Schrecken des Kastilianischen Namens dem fortan ungestörten Verkehr geöffnet. Da hemmte die Niederlage auf der wüsten, sandigen Insel Gelbes, dem alten Maninx (28. August) den bisher ununterbrochenen Fortschritt. Garcia de Toledo, Sohn des Herzogs von Alba und Vater des spätern, berühmten Feldherrn, wurde für den Leichtsin, mit welchem er sich in das Innere des Eilandes hineinge-

*) Gomez, de rebus gestis Ximenii. I. IV. p. 127.

wagt hatte, schwer gebüßt; denn indeß Durst und Mangel die nachlässig überwachte Heerabtheilung quälten, brachen plötzlich unter dem Dunkel der Nacht die Mauren hervor. Was nicht unter den Schwertern mit dem jungen Obristen fiel, oder auf der Flucht im brennenden Sand ver-schmachtete, wurde gefangen, ein Loos, welches bei 4,000 Krieger traf. — Dieser Unfall brachte Stocken in den Afrikanischen Eroberungsplan. Ueberdies wurde Ferdinand von ihm durch anderweitige Entwürfe und Hemmnisse abgelenket.

In Portugal schlug der lange National- und Glaubenskrieg mit dem Islam gleichfalls von der Abwehr in den Angriff um. Man nahm und behauptete Ceuta (1415), den alten Schlüssel und Stützpunkt der westwärts vorstürmenden Araber, rächte die Niederlage bei Tanger (1437) und den Tod des in der Gefangenschaft zu Fez als Blutzzeuge verstorbenen Infanten Ferdinand, des Heiligen, durch einen förmlichen Kreuzzug, zu welchem die Päpste Nicolaus V. und Calixt III. unter Brief und Siegel den kirchlichen Aufruf erließen (1455 und 1456), König Alphons V. aber die aus Afrikanischem Golde geprägten Münzen (Cruzados), Schiffe, Geräthe und Kriegsvolk nicht nur lieferte, sondern auch meistens befehligte. Die Mauren widerstanden dem geordneten Anprall nicht; hinter einander fielen die festen Plätze Alcazar Seguer, durch den Grafen Meneses von Biana wider den Angriff des Sultans von Fez, Abdulac, heldenmüthig vertheidigt (1458), etliche Jahre später Anafa, welches geschleift wurde (1468), zuletzt Arzilla und Tanger (1471) unter der Leitung des Königs, oder Afrikaners, wie er fortan hieß.

Gegenüber den Spanischen Kämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts haben die gleichzeitigen Unternehmungen der Portugiesen ein vielfach abweichendes, dabei eigenthümliches Gepräge. Es fehlt ihnen im Ganzen das massenhafte Aufgebot der Streitkräfte und mit ihm, wie der ordnende Geist des Oberbefehls, so die persönliche, vorspringende That des Kitterthums mit ihren bunten Abenteuern des Wettstreits um Ehre und Tapferkeit, bisweilen auch Edelsinn und Großmuth. Die Parteien sind roher, ihre Aeußerungen mehr Frucht des zufälligen Stoßes, denn überlegten Plans. Die Christen, das gemischte Volk der Berbern an kriegerischen Gaben und technischen Mitteln bei Weitem überragend, suchen vor Allem Gewinn. Ein praktisch-commerzieller Verstand macht sich entschieden geltend und drängt das edlere Gefühl zurück. Man will unter dem Banner des Heidenkampfes neue Handelsstraßen öffnen, unbekannte Quellen des Wohlstandes entdecken. Das Menschenleben sinkt daher in seinem innern Werth; es muß mit dem Gold, Silber und Juwel der

wachsenden Erwerbkunst dienen. Während in Spanien das Schicksal der Besiegten wenigstens vorläufig unter Gesetz und Regel tritt, fällt es in Portugal, zum Theil nach Römischen Rechtsbegriffen, unter die volle Willkür des Herrn. Ein förmlicher Sklavenmarkt, wie er sich etwa bei den Morgenländern findet, wird aufgethan, der Gefangene ähnlich dem Vieh geschätzt und verhandelt, die rohe Unsitte des Eingebornen willig angenommen und selbst überboten. Man fuhr also in Friedenszeiten nach Afrika hinüber und tauschte gegen geringe Baare Menschen ein, oft um ein Stück Tuch, das zehn oder zwölf Gulden werth ist, fünf oder sechs Mauren oder Neger.“ Nicht ohne stille Bewunderung hörten die reisenden, sicherlich nicht empfindsamen Böhmen am Hofe des Königs Alfons V. von diesem Menschenhandel. Nur die Annahme der Taufe, welche aus Gewinnsucht wohl oft verzögert wurde, brachte Freiheit*). Ungeheure Summen flossen aus dieser schmählichen Seelenverkäuferei in die Kassen der Krone und Ritterschaft, stumpften das Gefühl ab, reizten Habgier und Entdeckungslust. Diese, allerdings von edlern Triebfedern entsprossen, hielt mit den Verbersehten gleichen Schritt; man fand, den Blick unverwandt auf Afrika gerichtet, nach Gold und Sklaven spähend, ein Stück des Küstengebietes nach dem andern. Der wissenschaftliche Trieb und Entdeckungseifer mit seinen erstaunlichen Endergebnissen, wie sie später hervortreten werden, bildet daher ein zweites Mal- und Merkzeichen der Portugiesischen Maurenkriege.

Während also im Westen Europa's und Afrika's die Fahnen des Islams vor den christlichen sanken, erhoben sie sich im Osten über den Trümmern Konstantinopels zu glänzenden, welterschütternden Siegen. Den Ausgangs- und Drehpunkt derselben bildeten die Osmanen oder Türken, d. h. Räuber, ein Tartarisches, vielfach eigenthümlich ausgeprägtes Völkergeschlecht. Dem Arabischen gegenüber besaß es geringern Schwung der schaffenden und zergliedernden Geisteskraft, des dichterischen und entzündlichen Anschauungsvermögens, übertraf aber den feinern, vielseitigen Genossen des Morgenländerthums bei gleichem Glaubenseifer an Beharrlichkeit des erobernden Naturtriebes und der aus ihm erwachsenen Militärpolitik. Darin lag denn vor Allem das Gesetz des unbedingten Befehls und Gehorchens, verbunden mit einem gewissermaßen gröbern Van und Ausbruch des leiblichen, in die Sinnenwelt eintretenden Begehrungsvermögens. Dasselbe, von Wollust, Blut- und Habsucht getragen, arbeitet sich aus

*) Rózmítal, p. 80. „Et id, quod adductum fuerit, omne dividitur tanquam pecus.“ Bgl. 180.

zuchtlos schweifenden Horden zu festen, lawinenartig anschwellenden Kriegshaufen empor, welche als vorwärts stürmende Völker in drei Welttheilen bleibenden Wohnsitz nehmen, das Widerstrebende vernichten, oder in die Unterthanenstellung zurückwerfen, das Befreundete und Gleichmäßige in die Glaubens- und Herrschgenossenschaft einreihen. Wie diese geregelt war, welche Einrichtungen des Gebietens und Dienens für Waffen- und Friedensgeschäfte galten? solche Fragen drängen sich zunächst auf und fordern einen übersichtlichen Bericht, bevor der überraschende, bisweilen an das Fabelhafte gränzende Eroberungslauf mit den begünstigenden Nebenumständen weiter verfolgt wird. Man muß aber dabei die volle Entwicklung der innern Dinge vor Augen behalten, wie sie sich etwa vom Gewinn des Europäischen Bürgerrechts durch den Fall der Byzantinischen Hauptstadt bis zur Mitte des nächsten, sechszehnten Jahrhunderts gestaltet hat. Denn innerhalb dieser zeitlichen Gränzen entsfalteten sich aus theils schwachen, theils zusammenhangslosen Anfängen und Keimen die starken, folgerichtig gegliederten Kräfte eines beinahe unumschränkten Militärreichs, welchem die Dienstbarkeit Aller mit Ausnahme des erblichen Oberhauptes nach verschiedenen Abstufungen als Ziel und Zweck erschien. Wie nämlich der Herrscher aus Osmans Geschlecht gegenüber den Gläubigen und Stammesgenossen unbedingt schaltete, so galt für letztere das gleiche Vorrecht in Betreff der Nichtgläubigen und Fremden. Alles ruhte mehr oder weniger auf rücksichtslosem Befehlen und Gehorchen, auf Furcht und Hoffnung; jene wirkte für die Strafe, diese für den Lohn. „Denn obenan, urtheilte ein Beobachter, stand der Herr, von welchem allein Gut, Ehre und Leben abhingen, gleich wie von der Sonne die erschaffenen Wesen Kraft empfangen“^{*)}.

Dieser Mittelpunkt in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten und und Verförperer Gottes auf Erden war der Sultan, Padischah oder Kaiser der Könige und Fürsten. Ihm gegenüber erloschen Adel und Glanz der Geburt. Die Mächtigsten und Reichsten nannten sich mit Stolz die Sklaven des Großherrs und stellten darin den Ausdruck der Gleichheit dar^{**)}. Seit der Uebernahme des Abassidenchalisats durch die

*) Gesandtschaftsbericht Barbaro's von 1573 bei Albéri's *Relazioni degli ambasciatori Veneti* I. 327. „Ed è, heißt es da, la speranza del premio e il timor della pena, essendo tutti retti da un signore, dal quale solamente dipendono la facoltà, la vita, e gli onori, siccome dal sole prendono la vigore tutte le cose create.“

**) Barbarigo (1559) bei Albéri IX, 149. „Nè in così grand' imperio vi è maggioranza nè illustrezza di sangue, di dove si possa gloriare

Eroberung Aegyptens unter Selim I. (1517) gewann der Sultan auch in kirchlichen Dingen Vollgewalt. Er verfügte darüber frei als Vertreter des Propheten und Oberpriester oder Imam der Gläubigen. Sein Name, feierlich in das Kirchengebet aufgenommen, bekam ein geweihtes Gepräge, seine Machtbefugniß eine unumschränkte Ausdehnung; nur dem göttlichen Gesetz, wie es der Koran und die Sunna oder mündliche Lehre darlegen, unterthan, konnte der „Schatten, das Ebenbild des Höchsten auf Erden“ für alle Lebensbezüge seinen Willen als bindendes Gebot verkündigen. Der unbedingteste Gehorsam galt dabei als erste Dienerpflcht; ohne Murren empfangen die obersten Würdenträger des Reichs, die Bezire und Paschas, das gefällte Todesurtheil. Niemand suchte sich ihm durch die Flucht oder auf andre Weise zu entziehen. Die Befehle, Fermane, und Handschreiben, Hattischerifs, bald mit dem Rath (Divan), -bald ohne denselben erlassen, hatten unbedingtes Ansehen; sie bildeten nach verschiedenen Seiten hin das Staatsgrundgesetz (Kanun).

Die vollziehende und verwaltende Macht desselben stand bei dem Großvezir, dem Lastträger des Reichs und unmittelbaren Vertreter des Padischah. Nur durch ihn und das Gesetz beschränkt, einigte dieser höchste Beamte alle Fäden und Kräfte der Regierung, versammelte und leitete den Rath, besiegelte die Urkunden, verfügte selbst über Leben und Tod. Die Zahl und der Glanz seiner Diener, sei es im Palast oder bei Aufzügen, kündigten eher den Regenten, als Minister an. Und dennoch konnte ihn ein Hauch des Großhern eben so schnell beseitigen, als hervorrufen, am Leben und Eigenthum strafen, von der ganzen Machtfülle nichts, als den Schatten der Erinnerung, übrig lassen. In dieser Furcht vor jähem Fall lag dann andrerseits die starke Bürgschaft der Treue und des Gehorsams. Der erste Diener hütete sich, des Wechsels gewärtig, vor Gewaltmißbrauch und Widerspänstigkeit. Weniger beengten ihn dagegen die beigegebenen Amtsgenossen, die s. g. Bezire der Kuppel oder Bank, welche mit ihm auf gleichem Sitze des Divans Platz hatten. Sie verschwanden, durch tüchtige Gehalte und Nebengeschäfte entschädigt, vor dem Großwürdenträger schon deshalb, weil diesem allein als Mittler jeder Zeit der Weg zum einsam thronenden, gleichsam abgesperrten Sultan offen stand. Thätige, auf wirkliche Reichsgeschäfte angewiesene Gehülfsen des Centralbeamten waren vorzüglich die beiden Heeresrichter oder Ka-

alcuno d'esser disceso, ma tutti sono in eguale stato, e sia chi si voglia loro stessi si nominano e chiamano Schiavi del Gransignore, e la loro maggior grandezza è, quando dicono, che sono schiavi del Signore...“

diasker von Rumelien und Anatolien (Europa und Asien), die Beglerbege oder Feldmarschälle in beiden Hauptgebieten, die zwei, auf ebendieselben Lande angewiesenen Desterdare oder Schatzmeister, der Janitscharen-Aga oder Oberbefehlshaber des Landheers, der Kapudan Pascha oder Großadmiral und der Staatsschreiber für den Namenszug des Sultans oder der Nischandschi. — Sie, die sog. Säulen des Reichs und die Herrn der Kuppel, bildeten mit dem Pfortendolmetsch den wöchentlich viermal vom Großvezir im zweiten Hofe des Serai abgehaltenen Reichsrath oder Divan. Das Verfahren war bündig und streng geordnet, jede Weitläufigkeit in Schrift und Rede unzulässig, des Großherrn Genehmigung der alsbald mitgetheilten Beschlüsse in der Regel so gut, als gewiß, die Vollziehung rasch und pünktlich; alles Lahme, Halbe und Schwerfällige, wie es so oft in Ranzleien und bei rathschlagenden Körperschaften vorkommt, von vorne herein durch die Einheit des leitenden Willens abgeschnitten.

Dies geschah um so leichter, je häufiger anfangs die Sultane persönlich dem Rath bewohnten und vorsafen. „Wenn unsere Herren, urtheilte daher treffend ein Teutscher Botschafter, viele Reichstage halten und auf etliche Monate große Unkosten aufwenden müssen, das verrichtet der Türk in einem einigen Divan.“ *) Auch außerordentliche Eingaben oder Gesuche (Arz) der hohen Staatsbeamten trafen selten auf Widerspruch des Oberhauptes. Wo dieses öffentlich erschien, sei es auf Umzügen und Musterungen oder bei feierlichem Empfang eines fremden Gesandten, sah man einfache Würde, Stille und Ordnung mit Prunk und blendendem Glanz auf überraschende Weise gepaart. Die Janitscharen standen z. B. so regungslos in langen Reihen da, daß sie, meint Busbeck, von ferne angeschaut, für Bildsäulen gelten konnten. **)

Grundsätzlich nahm man die höhern Staats- und Verwaltungsbeamten aus den Christen. Durch geistige und körperliche Gaben hervorstechende Kinder wurden den Eltern mittelst einer förmlichen Presse in gewissen Jahren für den bürgerlichen und kriegerischen Dienst entrißen, durch Gewalt oder Güte dem Islam gewonnen, hierauf für beide Zweige der Berufsthätigkeit nach sorgfältiger Wahl unterwiesen und erzogen, die

*) David von Ungard, 1576 kaiserlicher Gesandter, in Gerlachs Tagebuch S. 244. bei Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs in Europa, III. S. 121.

**) Busbequii epistolae. Basileae 1740. I, 89. „Tam immoti stabant, ut me dia judicii incertum redderent, hominesne essent an statuae.“ Der Verfasser redet vom Hofe Suleimans I.

Tüchtigsten von Stufe zu Stufe an die wichtigsten Stellen, namentlich die Bezirate gebracht, mit Ehren und Reichthümern bei erprobter Treue und Tüchtigkeit überhäuft, niemals aber in dem erblichen Genuß ihrer gesellschaftlichen Vorzüge und Einkünfte belassen; denn die Güter der Würdenträger fielen dem kaiserlichen Schatz anheim und die Söhne, arm und schutzlos, verschwanden in der ursprünglichen Dunkelheit ihrer Väter. So machte man, da auch für die Kriegs- und Statthalterstellen derselbe Grundsatz wirkte, einen eigentlichen Adel unmöglich, weckte und nährte Ehrsucht und Habgier, ohne ein festes Ziel zu vergönnen, und beugte diese starken, stets wachen Leidenschaften unter die rücksichtslose Hoheit des einzigen Herren, des Sultans. Dazu kam denn noch ein anderer, in der Natur des Menschen begründeter Umstand. Die ehemaligen Fremden und Christen boten Alles auf, um theils muselmännischen Eifer durch Druck auf ihre frühern Glaubensgenossen zu beurfunden, theils die bewußte oder unbewußte Anhänglichkeit an Vaterland und Bekenntniß durch die strengste Ueberwachung ihrer neuern Staats- und Religionsgenossen darzulegen. In beiden Fällen gewann aber wiederum der Großherr; für ihn wirkten Treue und Mißtrauen auf gleiche Weise, während die Verschmelzung der Osmanen mit den Fremden dem Plane gemäß zur reinen Unmöglichkeit gehörte, die Kluft zwischen Eroberern und Besiegten unausgefüllt blieb. *)

Dieß geschah um so mehr, je folgerichtiger derselbe Grundsatz auch auf das Heer- und Kriegswesen überging. Denn nicht minder, wie in dem Verwaltungskreise, wirkte hier neben einem eigenthümlichen Lehenverhältniß das Ansehen der neuen, gleichsam aus künstlicher Impfung gebornen Muselmänner, der weit berühmten Janitscharen. Beide Einrichtungen, Lehen- und Soldkrieger, jene zu Roß, diese zu Fuß, durchdrangen und ergänzten einander auf sinnreiche, fast sonst beispieldlose Weise und begründeten hauptsächlich zwei Jahrhunderte lang die militärische Ueberlegenheit der hohen Pforte.

Als eine große, kriegerische Gewissenshaft kamen die Osmanen nach Europa; sie kannten und gebrauchten, jedoch mit eigenthümlichen Beschränkungen, das bei den christlich-abendländischen Völkern beliebte Lehenwesen. Demselben wohnten aber nicht, wie dort, Erblichkeit und

*) S. Barbaro (1573) bei Albéri III, 315—317. „È cosa veramente degna di molta considerazione, che le ricchezze, le forze, il governo, ed in somma lo stato tutto dell' impero Ottomano sia fondato e posto nelle mani di gente tutta nata nella fede di Cristo etc.“

Adel bei; denn nach dem Tode des Vaters, welcher etwa reich war an Land und Fahrniß, mußte der Sohn von vorne anfangen oder von unten aufsteigen im Lehenbesitz, indeß meistens die beweglichen Güter theils dem Sultan, theils Seitenverwandten, selbst Fremden anheimfielen. So war es unmöglich, irgend eine bevorzugte oder aristokratische Minderheit der gleichberechtigten Lehenträger, sei es durch Grundeigenthum oder beweglichen Besitz, zu bilden. Es fehlten Geburts- und Geldadel mit ihren Licht- und Schattenseiten. Alles kam wiederum dem einen Oberhaupt und Quell der Gnaden zu gut, dem Sultan. Wohl fanden Abstufungen und Ungleichheiten der eroberten und als Lohn hinweggegebenen Grundstücke Statt, aber sie galten nur für den Lebenden und begünstigten kein Recht der Nachfolge; sie kehrten mit dem Tode des Inhabers zum Stod (Fonds) der Gesamtheit oder ihres hoheitlichen Vertreters, des Sultans, zurück. Ein stetes Schwanken und Wechseln bildete einen Grundzug der Güter und ihrer Herren. Jedoch bezeichneter Umfang und Ertrag den natürlichen Unterschied des von dem Grunde des eroberten Landes als Belohnung ausgetheilten Schlacht- oder Lehenguts (Mali Mukatafe). Es gab nämlich größere und kleinere Stücke, Siamet und Timar. Der Inhaber, stets ein Reiter, d. i. Sipahi, hieß dann entweder Saim oder Timarli. Leistungen und Einkünfte bedingten einander. Wer nämlich ein einfaches Lehen von drei tausend Aspern oder sechzig Dukaten Ertrag besaß, stellte einen vollständig gerüsteten Reiter oder erschien vielmehr persönlich im Feldlager. Je fünf tausend Aspern mehr verpflichteten immer zur weitem Stellung eines Reiters; mit zwanzig tausend Aspern Jahreseinkünften begann das höhere Lehen oder Siamet mit dem gleichen Maßstabe der Kriegsbereitschaft. *) Durchschnittlich belief sich die Gesamtheit dieser Lehenreiter oder Sipahis auf hundert und dreißigtausend Köpfe; sie dienten in eigenen Kosten und Waffen, stritten mit Pfeil und Bogen, dünnen Lanzen und kurzen Schwertern (Cimitaren). Ihre besoldeten Heerführer waren von oben nach unten die Beglerbegs (große Herrn) von Rumili und Anatolien, die Fah-

*) Barbaro p. 304 liefert ein Hauptzeugniß. „A quello, heist es, che è obligato comparir con un sol cavallo alla guerra, viene assignato un luogo da loro descritto per l'antica estimazione di tre mila aspri di rendita, che sono giustamente sessanta ducati d'oro. Quelli i incui timari ascendono a maggior somma, sono obligati, da dieci mila aspri in su, condurre tanti cavalli alla guerra, quanti cinque mila aspri hanno di rendita.“ Vgl. Zinkeisen III, 146. Von Hammer Geschichte des Osmanischen Reichs I, 99. und Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa I, 6.

nen = oder Sandschaklegs oder Obristen, die Schaarenhauptleute oder Maibegs und die Rottmeister oder Subaschi. Zucht und Ordnung, Gehorsam und Sorgfalt mußten schon deshalb gelten, weil den Rässigen und Widerspännstigen unmachtsichtlich der Verlust des Lehenguts traf.

Die besoldeten Sipahis, nach Mann, Roß und Waffe ausgerufen und wohl eingeübt, bildeten des Sultans Leibwache. Sie zerfielen meistens Christensklaven, in verschiedene Abtheilungen, welche eine Gesamtheit von fünfzehn bis zwanzig tausend Köpfen lieferten. Die eigentliche Nobel- oder Adelswache der Muteferrika bestand dagegen nur aus zwei bis dreihundert Söhnen der angesehensten Türken; sie folgten dem Herrn, wie der Schatten dem Leibe, rückten zu den höchsten Staatsstellen auf und dienten daneben für diplomatische Sendungen. Man darf in ihnen die Bürgschaft und den Stolz des Osmanenthums erblicken. Darum wetteiferten auch die Einzelnen mit einander im Prunk und Schwarm des sflavischen Gefolges. Dieses sollte den Mangel der freien Bewegung ersetzen und gleichsam die goldenen Fesseln des Hof- und Leibdienstes verdecken.

War dergestalt die Reiterei als ursprüngliche Hauptwehr zahlreich und wohl geschaart, so blieb auch andererseits das Fußvolk nicht zurück. Den Kern desselben boten die gefeierten und lange ihres Rufs würdigen Janitscharen, eine Art mönchisch = kriegerischer Körperschaft und deshalb auch uranfänglich unbeweibt, nur auf das Waffenhandwerk und ihren Brotherrn, den Sultan, angewiesen, ja, eltern- und heimathlos lediglich dem Dienst und seinen zunftmäßig gegliederten Pflichten, wie Vorrechten, hingegeben. Den Grundstoff lieferte diesen Eiferern und Säulen des Islams ein doppelter Abfall. Die neuern Krieger nämlich oder Beni-Ischeri, Janitscharen, aus gepreßten Christenkindern gebildet und mit raffinirter Kunst für ihre Laufbahn vorbereitet, schweren Vaterland und Eltern, Glauben und Sitten der Heimath ab; sie erscheinen als dreifache, wenn auch meistens unschuldige Rebellen am Altar, Heerd und Thron in dem aufgedrungenen Rechts- und Religionsverhältniß, welches auf Tod und Leben zu schirmen und auszubreiten ihre einzige Lebens- und Berufspflicht bleibt. Eine ununterbrochene, erbliche Sünde, durch vollkommen klare Bosheit, welche Zweck und Mittel kennt, bereitet und fortgeführt, bezeichnet den Grundstoff und Quell dieses militärisch-politischen Instituts. Sein Beispiel stehet einzig in der Geschichte da. Auf Unnatur und Verbrechen geimpft, wird es die Pflanzschule der Tapferkeit, Zucht und Treue gegen den islamitischen Pflegerater und Schutzherrn. Durch das edelste Blut der unterworfenen Christen stets ver-

jüngt, bleibt es Menschenalter lang der Schrecken des alten, die Bewunderung und der Schild des neuern Glaubens- und Stammesgenossen. Wie wanken seine Reichen in den Feldschlachten, oft entscheiden sie den Sieg. Wohl gehört daher der wahrscheinliche Stifter, der Heeresrichter von Biledschick, Kara Chalik Ischendereli (um 1330), zu den seltensten Menschen- und Soldatenkennern, welche weniger aus Schwärmerei, denn kalter Berechnung, handeln. Der gleiche Ruhm, wenn auch in geringerem Maße, mag dem frommen Derwisch und künftigen Schutzheiligen, Had-schi Beglesch, gebühren. Er fand den bedeutungsvollen Namen und wünschte in dem Dorfe Sulidsche Kenarizun bei Amasia segnend den ersten, schwachen Schaaren Sieg, Ruhm und Wohlsein auf alle Zeiten. Fortan wuchsen, da der Anfang den Erwartungen entsprach, Zahl, Ordnung und Ansehen so rasch, daß durchschnittlich zwanzig tausend Männer der neuen, kriegerischen Körperschaft nur einen Leib und eine Seele darstellten, stark genug, um auch das ursprüngliche Gesetz der Schelosigkeit ohne Gefährde des Ganzen fallen zu lassen. *) Die Einrichtung desselben war, die sündhafte Grundlage abgerechnet, in den meisten Rücksichten musterhaft. Sie ruhte auf dem zähen Triebe der Körperschaft und des Gemeinsamen, wie sich denn auch alle Genossen Brüder hießen, Einer für Alle, Alle für Einen standen.

Die Aushebung für den Friedens- und Heerdienst, soweit er christliche Familien, namentlich in Albanien und Griechenland, betraf, geschah alle drei Jahre, nach Bedürfniß auch früher. Niemand, der Kopfsteuer (Karadsch) zahlte, war von diesem Blutzehnten befreit. Die einzelnen Orte wurden Haus vor Haus von den dafür bestellten Hauptleuten und Schreibern bereist, die kräftigsten und schönsten Knaben von zehn bis zwölf Jahren aufgezeichnet, den Eltern schonungslos entrißen, mit einem groben Tuchrock und einer rothen Mütze bekleidet, sodann nach Konstantinopel abgeführt, gemustert, darauf theils, wenn sie sich durch geistige und körperliche Vorzüge empfahlen, den Pagenkammern des Serai zugewiesen, theils unter die Adschem-Dglan, d. i. unerfahrene Knaben, aufgenommen und als Vorführer des Janitscharen-corps mehre Jahre lang bei

*) Ueber die Anfänge der Janitscharen s. von Hammer I, 97. und Zinkeisen I, 127. Ueber die Aushebung der künftigen Janitscharen, s. vorzüglich die Berichte Garzoni's (bei Albérì III, 396.), Treviano's (III, 129), Ravagero's (48. III.), Barbaro's (III, 315), Topoloto's (VI, 136) und Busbeck's *de re militari contra Turcas instituenda consilium*, p. 413. Dieselben Schriftsteller geben auch genauere Nachricht über das Janitschareninstitut.

Handwerkern und Bauern untergebracht, hier bei schmalen Kost an harte Arbeit und Gebrauch der Türkischen Sprache, Sitte und Religion gewöhnt. Nach Ablauf dieser sauren Prüfungszeit kehrten die Zöglinge freudig nach der Hauptstadt zurück und lebten hier rottenweise einkasernirt unter Aufsicht eigener Agas wiederum etliche Jahre lang bald bürgerlichen, bald militärischen Beschäftigungen. Die Zucht war streng und geregelt, aber eben so maßlos der Muthwille, welchen man bisweilen gegenüberden Christen und Juden gleichsam zum Zeitvertreib von oben her erlaubte. Denn diese jungen Bursche sollten sich als neue Muselmänner an die Verachtung der übrigen Bekenntnisse gewöhnen und für etliche Augenblicke das Gewaltrecht schalten lassen*), um sich bald darnach tiefer vor dem Joch der kriegerischen Mannszucht zu beugen. So vorbereitet, in allen soldatischen Griffen und Uebungen wohl eingeschult, trat endlich der vier oder fünf und zwanzigjährige Abschem-Oglan in die Genossenschaft der Janitscharen ein. Diese, auf Brüderschaft, Militärordnung und Glaubenshaß ruhend, bildete nun eine kleine Welt für sich, welche nur den Sultan als Pfleger und Schutzherrn ehrte, oftmals aber auch bei wachsendem Selbstgefühl lediglich als Ersten der Gleichen betrachtete und zu mancherlei Zugeständnissen nöthigte. Tracht, Waffen und Uebungen in derselben waren äußerst zweckmäßig. Ein langer, jedoch ziemlich eng anschließender Rock schirmte wider die Unbilden des Wetters, eine weiße Mütze, mit hinterwärts herabhängendem Streif und oft auch wallender Reiher- oder Adlerfeder, deckte den Kopf; Bogen und Pfeil, später durch die Hafenbüchse verdrängt, ein kurzes Schwert (Scimitar) und ein langes Messer (Handschar) dienten hauptsächlich für den Angriff. In der Bildung der Marsch- und Schlachtsäule, gewöhnlich eines Vierecks, waltete seltene Fertigkeit vor; den unbedingtsten Gehorsam prägten Lehre und Leben ein; Gesetzwidrigkeiten trafen Leibesstrafen, selten der Tod; der brüderschaftliche Sinn, welcher jedoch Stufen und Alter beachtete, wurde nur von dem tief eingepprägten Glaubenshaß übertroffen; der Sultan nannte diese bald furchtbare Schaar seine Söhne, sie ihn den Vater, welcher Sold, Nahrung und Freiheiten gab, aus der Blüthe, den Solaks, seine Ehrenwache und Feldjäger bildete.

*) „E ricerono libertà di far dispiacere ad ognuno, così turco, come cristiano, o ebreo; dimodo chè con questo mezzo diventano insolentissimi, ne stimano altro per giusto che, la forza.“ Dieses Urtheil Garzoni's (1573) bei Albèri III, 396. über die eben gepreßten Christenknaben gilt auch für die reifere Stufe; der Türke fiel natürlich jetzt weg.

Zu den zahlreichen unbefoldeten Kriegern gehörten für den Reiterdienst die *Akindschis*, d. h. Streifer, meistens zinspflichtige Bauern der Lehengüter, und die *Aghia* oder Freiwilligen, Abenteurer, welche besonders in Christenkriegen auf Raub und Beute ausgingen; zucht- und meisterlos, waren sie dem geregelten Heer oft mehr eine Last, denn Stütze; den schwachen Feind konnten die wilden Leidenschaften dieser Banden jedoch augenblicklich einschüchtern und durch lähmenden Schrecken für den Hauptstoß des nachrückenden Heerbanns zugänglich machen.

Das Geschütz- und Festungswesen überschritt dagegen nicht die rohen Anfänge der Kindheit. Die Stücke waren meistens zu plump und riesenhaft, als daß sie bedeutende Wirkung haben konnten. Was dafür geschah, verdankte man überdies gewöhnlich Fremden, namentlich Ungarn und Deutschen. Jedoch versuchte man bereits in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts leichtere Feldschlangen in die Kampflinie einzuführen und durch sie den Angriff der beiden andern Waffengattungen nachdrücklich zu unterstützen. Regelmäßig erbaute Festen, Werke und Minen, wie sie bei den Spaniern und Mauren hervortraten, waren so gut als unbekannt.

Nicht minder ungelent zeigte sich der Osmane während jenes Zeitabschnittes in dem Bau und Gebrauch der Kriegsschiffe. Seine etwas schwerfällige, derbsinnliche Natur widerstrebte den Seefahrten, welche einen beweglichen und feurigen Menschenschlag fordern. Später hat man dafür mit theilweisem Erfolg Küstenvölker, namentlich Griechische, anzuwenden gewußt; jedoch niemals so, daß eigentlicher Flotten- und Seemannsruhm daraus erwuchs. Wie der Jude und Morgenländer überhaupt bei einzelnen Ausnahmen das Wasser scheut, so begegnete es auch dem Türken.

Was diesem aber besonders die großen Kriegsunternehmungen förderte, war neben der militärisch-technischen Fertigkeit und Zucht der sittlich-religiöse Sinn, welcher sich freilich oft bis zur schwärmerischen Blut und Wuth steigerte. Aus dem Lager blieben Wein, Furen und Spiel verbannt. Die Stunden des Gebets wurden strenge beobachtet, Gotteslästerungen und Flüche auf Jesus Christus, die heilige Jungfrau und den Propheten Mohammed mit gleicher Schärfe bestraft, im Namen des Höchsten die Kriege angekündigt und geführt, die Stillstände und Friedensschlüsse aufgerichtet, die Glücks- und Ulfälle mit gleicher, wenigstens scheinbarer Gemüthsruhe hingenommen und ertragen. Schlichen sich dabei im Kreise des Sultans und der Großen auch vielfach Heuche-

lei und berechnende Staatsklugheit ein, dem Volke blieben sie in den Tagen seines erobernden Aufschwunges fremd.

Dazu kam endlich, daß man trotz des Nationalstolzes und der rohen Unwissenheit Fortschritte und Verdienste des Auslandes in Bezug auf das Heerwesen zu schätzen wußte. Man machte sich jene zu eigen und belohnte diese freigebig, wenn sie auch nicht dem Islam oder der Rechtgläubigkeit angehörten. Ueberhaupt freute sich der Türke über einen gabenreichen Menschen, welchen Kauf oder Gefangenschaft zu ihm geführt hatten; er bildete ihn mit Lust und Wohlbehagen aus, ohne Rücksicht auf Volk, Geburt und Stand. So sind Deutsche und Ungarische Küchen- und Pferdejugen, Kellner und Klosterneulinge unter der Pflege des Osmanischen Meisters nicht selten zu trefflichen Hauptleuten und Kriegsobristen herangewachsen; kaum konnte man sie wieder erkennen. *)

Die Geldkraft war zwar bedeutend, aber nicht so gut geregelt für Eroberungen, als der Soldatenstoff. Unwissenheit in der Kunst des Haushaltens, Prunk- und Habgier, die Gewohnheit, todte Schätze in den Gewölben der sieben Thürme anzuhäufen, Abneigung gegen gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit — diese und ähnliche Umstände hinderten die Ausbeutung der reichen, finanziellen Hülfsmittel. Die vorzüglichsten Quellen des Einkommens flossen aus der Kopfsteuer (Karadsch), dem Grundzins, den Patentgebühren und erledigten Erbschaften, den Zöllen, Ehrengeschenken und Abgaben der schutzherrlichen Völker, vor Allen aber dem Aemterhandel. Dennoch blieben trotz der Unordnung und Bestechlichkeit von den durchschnittlich auf zehn Millionen Dukaten anlaufenden Beträgen der Jahresgefälle bedeutende Ueberschüsse zurück, welche in dem Privatschatz des Sultans niedergelegt wurden. Der hohen Pforte fehlten daher in den Tagen ihrer beginnenden Machtentwicklung niemals die nöthigen Geldkräfte; sie konnte ziemlich regelmäßig die laufenden Ausgaben der Generalkasse (Chazna) decken, das Heer und die Beamten in den pflichtmäßigen Kreisen besolden, Späher, Agenten und Verräther bezahlen, die Kosten für große Land- und Seeunternehmungen herbeischaffen, hier und da auch fromme oder gemeinnützige Werke, z. B. Moscheen,

*) Busbequius, de re militari. p. 418 sq. „Habent, heißt es da, hoc omnino Turcae, ut hominem nacti egregium, tanquam adepti rem pretiosam, vehementer gaudeant, neque in eo excolendo quicquam laboris aut studii praeternittant, praesertim si ad rem militarem idoneum esse cognoverint.“ Die Christen hielten dagegen weniger auf Zucht und Erziehung des Menschen, als auf Pferde, Falken, Hunde u. s. w. — Ueber das religiös-sittliche Element im Heer- und Lagerwesen, s. Trevisano p. 156. (bei Albéri III.)

Brücken, Wasserleitungen stiften, für Arme und Nothleidende, selbst ohne Rücksicht auf Glauben und Volkstamm, beträchtliche Summen aussetzen. Daneben mußte der tiefeingreifende, gültige Grundsatz, daß der Großherr unbedingt über Alle, wie geborne Sklaven, gebietet, hier den Beutel leeren, dort mit der gleichen Leichtigkeit füllen. Denn Neu- und Alt-türken gefielen sich in dieser Abhängigkeit; sie galt ihnen als Zierde und Stolz.*)

Wenn dergestalt Kriegs-, Verwaltungs- und Finanzwesen oder die „materiellen Interessen“ meistens bei ursprünglichen Fremden (Rene-gaten) standen, so behielt sich dagegen der alte, ächte Osmane die Leitung der sittlichen, religiösen und geistigen Dinge beinahe ausschließlich vor. Ihm gehorchten die „überirdischen, nicht greifbaren Interessen“, Kirche, Rechtspflege und Unterricht folgten seinem Gebot und Führeramente. Durch diese wohl berechnete Vertheilung der Geschäfte gewann man hauptsächlich die Vorherrschaft und Stätigkeit des ursprünglichen Volksthumus auf der einen Seite, die Abhängigkeit und den Wechsel des fremden auf der andern. Den Leib mochte der übergetretene Ausländer bald regieren, bald als Mustersoldat oder Janitschar darstellen, die Seelen- und Geisteszuucht fiel allein dem reinen Türken und Muselmann anheim.**)

Zwei Gesellschafts- und Weltkreise gingen neben einander; den Mittelpunkt hüteten Mohammeds Gesetz und der Padischah als sein sichtbarer, allmächtiger Vertreter.

Man kann nicht läugnen, daß dieser bald furchtbare Militärstaat auf tiefer Menschen- und Sachkunde ruhte; seiner Verknüchtungs- und

*) Morosini (1581) bei Albéri IX, p. 267. „Gli rinegati sono tutti schiavi, e tengono per grandezza il poter dire: Io sono schiavo del Gran Signore; poichè si sa, che quello è il dominio o la repubblica de' schiavi, dove loro hanno da comandare, li altri turchi, sebbene non sono schiavi, come questi, nondimeno si possono essi ancora tener per tali, e si reputano ad onore di esser chiamati con questo nome etc.“ — Ueber die Finanzen s. Navagero (1553) bei Albéri III, 37 und Trevisano (1554) ebend. 148; unter den Neuern besonders Zinkeisen III, 345 fg. und 763 fg.

**) S. besonders Bernardo Lorenzo (1592) bei Albéri VI, 364. „Siccome, heisst es da, quasi tutto il governo delle cose di stato e il comando delle armi e riposto nelle mani, è nel parere di schiavi per origine Cristiani, e dappoi fatti per diversi accidenti Turchi; così il governo delle cose della religione è collocato nelle mani di Turchi nativi figliuoli di Turchi etc.“ — Vgl. von Hammer I, 593 fg. und Zinkeisen III, 329 fg.

Stabilitätslehre lag bis zu einem gewissen Grade die strengste Logik unter. Religion und Staat blieben daher im engsten Zusammenhange, durch den Sultan dort als Oberpriester oder ersten Imam, hier als Quelle und Träger der Hoheit verknüpft. Die Beamten der weltlichen und geistlichen Macht, die *Ulema*s oder Gesetzkundigen, bildeten deshalb zwar eine lange, wohl abgestufte Reihe, blieben aber überall abhängig von dem Urheber der Ehren und Gnaden, welcher sie theils ernannte, theils bestätigte. Da der Koran die einzig zulässige Richtschnur für bürgerliche und peinliche, kirchliche und staatliche Klagesfälle darstellt, so hing Alles mehr oder weniger von der Auslegung ab. Diese feierlicher und schwieriger zu machen, erschien ein sorgfältig abgestecktes Formen- und Rangwesen von vornen herein nothwendig. Dafür wurde denn auch frühzeitig und mit ängstlicher (pedantischer) Freigebigkeit gesorgt. Die Moscheen- oder Kirchendiener nämlich zerfielen von oben nach unten in die fünf Reihen der *Scheiche*, d. i. Prediger, der *Chatibe* oder Verrichter des öffentlichen Freitagsgebets, der *Imame*, d. i. täglichen Vorbeter und Pfarrer, welchen sämtliche Handlungen geistlicher Art, die Aufnahme der Gläubigen durch Beschneiden, Trauen, Begraben, oblagen, der *Mueffine*, d. i. Gebetausrufer und der *Kaime* oder Küster. Ohne Weihe oder Vorrecht stand diese gegliederte Priesterschaft, welcher die zahlreichen *Derwische* oder Mönche angehörten, der eigentlichen, namentlich auf die Rechtspflege angewiesenen Lehrkörperschaft gegenüber. Die Stufenfolge derselben oder die Kette der *Ulema* wurde durch den Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., genau und für immer festgesetzt; sie zeichnete sowohl hinsichtlich der vorbereitenden Schule, als des Amtes, die Leistungen und Pflichten sorgfältig vor; sie begründete für die Zöglinge und aus ihnen hervorgegangenen Gesetzkundigen oder Richter einen bleibenden Rang der Stellung und des Einkommens. Die Studirenden oder *Thalib*, d. i. Wißbegierige, zerfielen hauptsächlich in drei Abtheilungen; die *Suchta*, oder Verbrannten, von Liebe zur Wissenschaft Glühenden, beschäftigten sich mit zehn Gegenständen, unter welchen Sprache, Beredsamkeit, Zahlen- und Sternenkunde hervorstechen; die *Muid* oder Zurückkehrenden dienten als Wiederholer oder Repetenten, die *Danischmende*, d. i. Wissenden, endlich lehrten entweder in den untern Schulen und wirkten als *Imame* (Prediger) oder traten nach verschiedenen Prüfungen und Uebungen als *Mulasim* (Accessisten, Adjuncte) und *Muderris* (Professoren) in den eigentlichen Richterstand ein. Dieser stellte wiederum scharf getrennte Rangstufen dar; in der obern Reihe befanden sich die großen und kleinen *Mollas*, Richter der Hauptstädte,

in der untern die *Muffettisch* oder Untersuchungsbeamten, die *Kadis* oder eigentlichen Richter und der *Raib* oder Stellvertreter. Sprüche derselben, natürlich nach dem Wortlaut des Korans bei peinlichen und bürgerlichen Klagen gefällt, durften für letzte Entscheidung theils an den Sultan und Großvezir, theils je nach dem Kreise an die obersten Richter, die drei *Kadiasker* oder Heeresrichter, gelangen. Von letztern, welche für Rumelien (Abendland), Anatolien (Orient) und Aegypten galten, wurden überdies die *Kadis* ernannt. Eine abgesonderte, Staat und Religion verknüpfende Stellung bewahrte der *Mufti* oder *Scheik=ol Is=lam*. Auf Lebenszeit von dem *Padischah* aus den einsichtvollsten, tugendhaftesten Heeresrichtern zum Vorstand der *Ulemas*, d. i. Geistlichen und Gesezkundigen, ernannt, gab dieser, dem Papst und Patriarchen oft verglichene Beamte, befragt, sein unwiderrufliches Gutachten (*Fetiva*) ab. Dasselbe entschied dann über richterliche und politische Fälle in der Art, daß ihm nicht leicht Behörden und Sultan widersprachen. Unaufgefordert durfte sich aber der kirchlich=staatliche Tribun nirgends einmischen; er sollte nur, angerufen, dem entweder bedroheten oder gekränkten Recht und Gemeinwohl durch sein sittliches Gewicht Hülfe und Schirm leisten, weder der Menschenfurcht noch der Parteilucht und Habgier zugänglich. Aber nur zu oft verdunkelten diese und verwandte Hebel den Blick jenes hohen Würdeträgers; er wurde häufig das Werkzeug bald der Palastfactionen, bald der Regierungsmacht, wie sie sich im Sultan abspiegelt.

Als hervorstechende Eigenschaften des zum erobernden Militärreich vereinigten Türkenthums erscheinen während des fünfzehnten und meistens auch sechzehnten Jahrhunderts Glaubenseifer, Sparsamkeit und Gehorsam. Die Lehren und Vorschriften des Propheten trafen nirgends auf Zweifel und Umgehung; überzeugt von dem unwandelbaren Rathschluß Gottes, welcher Leben und Tod auf die Stirne gezeichnet habe, stürzte man sich freudig in den Feind, hoffte zu siegen oder die Herrlichkeiten des Paradieses zu gewinnen; darin waren Reiche und Arme, Hohe und Niedere mit einander einverstanden. Daheim und im Lager galt rauhe, einfache Lebensart. Man begnügte sich mit dem Nothwendigsten, mied Prunk, Völlerei und Ueppigkeit. Die Befehle des Obern wurden pünktlich vollzogen, vor Allem des Sultans, in welchem die Willen der Unterthanen, als geborne Sklaven, unbedingt aufgehen sollten. Die überwiegende Schattenseite des Volksthumus zeigte schnöde Verachtung des Menschen, welchen man als eine Waare betrachtete und dem Meistbietenden zuschlug, rohe Sinnlichkeit, deren wüste Gier selbst unnatürliche

Wollustwege aufstößerte, Trotz auf leibliche Macht ohne Empfänglichkeit für dauernde Geistesarbeit, etwa mit Ausnahme der zeitkürzenden Dichtkunst und grübelnden, halb abergläubigen Mystik, endlich eingeleisteten Knechtsinn, welcher sich nicht nur vor dem Padischah als Vertreter Gottes und Mohammeds im Staube beugt, sondern auch überhaupt den je weilten Stärkern ehrt, den Schwächern mißhandelt. *)

Ein derartiges Völkergemenge, naturkräftig, tapfer, wild, sinnlich und dennoch leitsam, sflavisch, aber durch Religion und Verfassung geeinigt, konnte natürlich der zerrissenen, abgematteten, hier und da überbildeten Christenheit doppelt gefährlich werden, wenn ausgezeichnete Persönlichkeiten die planvolle Lenkung des von ihm ausgehenden Stoßes übernahmen. Dieß mußte um so eher geschehen, je schonungsloser man, heimischen Unruhen zu begegnen, einem unerschütterlichen, grauenhaften Grundsatz gemäß die etwaigen Brüder und nahen Sippen des erstgeborenen Thronfolgers dem Tode überlieferte. Dieser frevelhaften Staatsklugheit eigentlicher Urheber war Murad's II. und einer Sklavin zweiundzwanzigjähriger Sohn und Erbe, der „Eroberer und Gesetzgeber“ (Ramuni) Mohammed der Zweite (1451 — 1481). Dreißig Jahre lang hat er die Osmanen im Morgen- und Abendlande fast zu ununterbrochenen Siegen geführt, die Innenverhältnisse theils durch wohl gegliederte Abstufungen der höhern und untern Beamten, theils durch Sorge für Schulen, Kranken- und Armenhäuser, Moscheen, Werften und Markthallen geordnet und befestigt, überhaupt einen eben so thätigen Geist im Zerstören, als Wiederaufbauen, entwickelt. Jedoch geschah das wohl mehr, um den wilden, räuberischen Trieb zu verdecken, denn aus wahrhafter Lust am Schönen, Wahren und Guten. Denn den Grundstoff dieses gebildeten (civilisirten) Barbaren lieferten rastlose Herrsch- und Eroberungsgier, kaltblütige, vor nichts erbebende Grausamkeit, welche sowohl den Bruder mordete, als den letzten Kaiser von Trapezunt, David Komnenos, mit seiner ganzen Familie wortbrüchig dem Henker überlieferte, ungebeugte Willenskraft, von List und Falschheit begleitet, endlich thierische, selbst der Unnatur fröhnende Wollust, ohne daß sie jedoch den starken Geist und Leib abzumatten wußte. — „Vener Türke, urtheilt Philipp von Comines, war ein kluger und mannhafter

*) S. über den Nationalcharakter der Türken Garzoni (1573) bei Albéri III, 397 fg. Barbaro III, 317 und Lorenzo VI, 368 fg. „La religione, heißt es hier, da principio li faceva arditi, la parsimonia pazienti, e la obbedienza pronti ad ogni ardua impresa.“

Fürst, welcher mehr Verstand und List, denn Tapferkeit und Kühnheit, gebrauchte.“*)

Vielfach unterstützten ihn dabei auch die Umstände und glücklichen Zufälle; denn das christliche Abendland, durch Fehden, Selbstsucht und Glaubenshader getrennt, schauete seit Jahren entweder gleichgültig oder nur mit halber Kraft den wachsenden Bedrängnissen des Ostens zu. Mühsam hielten hier zwei ausgezeichnete Persönlichkeiten den Osmanischen Andrang auf, Johann Corvinus oder Hunyad und Georg Kastriot, zu benannt Skanderbeg (Fürst Alexander). Jener, von Geburt ein Walache, schirmte gleichsam den linken Flügel, welchen Serben, Ungarn, Freiwillige aus Polen, Teutschland, Italien und Frankreich bildeten; der rechte stand unter dem ursprünglichen Häuptling der Albanesen. Beide Männer glichen einander an Kühnheit, List und Ausdauer; sie hatten bisher nicht ohne Erfolg den überwältigenden Strom der Fremden aufgehalten, inmitten der Mißgeschicke ungebeugten Muth bewahrt und auf ihre Waffengenossen verpflanzt. Dagegen blieb der Mittelpunkt des lockern, oft zwieträchtigen Christenbundes mehr und mehr vereinzelt, schwach und ohne Nachhalt. — Hieher warf sich deßhalb die geeinigte, wohl gerüstete Uebermacht des Feindes; sie belagerte und erstürmte Konstantinopel, welches zehn tausend Griechen und abendländische Freiwillige tapfer, aber unglücklich gegen zweimal hundert tausend Moslemin vertheidigten.

Am 29. Mai 1453 fiel die Hauptstadt des morgenländischen oder Byzantinisch-Griechischen Christenthums nach dreistündiger Abwehr in die Gewalt der Osmanen; mit viehischer Mord-, Raub- und Sinnengier wütheten sie drei Tage und Nächte lang, trieben in der Sophienkirche Unzucht auf den Altären und heiligen Stätten, schlugen Greise und Knaben, Nonnen und Jungfrauen in Ketten und führten sie schaarenweise, bei 60,000 Köpfe, in die Knechtschaft ab. Meßgewänder wurden zerschnitten und in Pferdebedecken umgewandelt, Kelche und andere Geschirre des Gottesdienstes für Saufgelage benutzt, Evangelienbücher ihres Goldes und Silbers beraubt, darnach mit unzähligen Handschriften des klassischen Alterthums entweder um ein Spottgeld vertribbelt oder auch geradezu in den Kehricht geworfen, in der ersten Kampfraserei Bewaffnete und Unbewehrte, Männer und Weiber so zahlreich bei dem Romanosthor hingewürgt, daß nach dem Ausdruck eines Augenzeugen,

*) Mémoires VI, chap. 13. „Le Turc a esté sage et vaillant prince, plus usant de sens et de cautelle, que de vaillance et hardiesse.“

„Blut floß, wie wenn es geregnet hätte, bald feindliche wie befreundete Leichen im Meere umherschwanften ähnlich den Melonen im Wassergraben.“*) Zwar hörte die Metzerei etwas auf, als der junge Sultan um die Mittagsstunde seine glänzende Einfahrt hielt, begann aber nach der Rückkehr desselben gen Adrianopel häufig von Neuem. Im Ganzen herrschte jedoch die Habgier vor; Befehlshaber und Gemeine schleppten nach Kräften Beute zusammen; Rotten von je zehn Mann nahmen unter Trommelschlag und Aufstecken eines Fähnleins Besitz von dem ersten besten Hause und plünderten es aus. Bald weheten, ein Beweis der einströmenden Haufen, bei zweimal hundert tausend Banner auf Kirchen, Klöstern und Wohnungen der fast menschenleeren, verwüsteten Hauptstadt. Das neue Stambul, den Sitz der Regierung, zu bevölkern, wurden dann später, nicht ohne Erfolg, Gewalt und Güte, List und Freigebigkeit angewandt, Paläste und Moscheen erbaut, den heimgekehrten, meistens Griechischen Christen Leben, Eigenthum und Glaubensfreiheit zugesichert, selbst eine bescheidene Kirche und der Patriarch als zinspflichtiger Vorsteher gewährt. Auch die Vorstadt Galata (Pera), meistens von Venezianern und andern Italienern bewohnt, empfing nach erbetenem Frieden ihre gemeinheitlichen Rechte größtentheils zurück und durfte nach, wie vor, unter ihrem Richter (bailo) für Polizei und niedere Rechtspflege bei den Angehörigen Sorge tragen. Wie wenig übrigens Mohammed trotz seiner Jugend und poetisch-rednerischen Bildung zur Großmuth und Milde neigte, erhellt schon daraus, daß er den Kopf des letzten tapfern Kaisers, Konstantin Paläologus IX., Stunden lang auf einer Stange dem öffentlichen Hohn preisgab, den Griechischen Admiral Motaras, den Bailo Venedigs, Mito, mit dem Sohn und sieben Landsleuten, den Konsul Tarragoná's nebst fünf Kataloniern enthaupten ließ, ja, die angesehensten Bürger zur Angabe ihrer Häuser und Güter verlockte, darauf unter dem Vorwande der Untreue gegen ihren frühern Herrn wortbrüchig zum Tode verurtheilte, mit einem Wort, grausam und rachgierig handelte. Rühmte er sich doch, bald die Weltherrschaft zu besitzen und nach zwei Jahren auf Rom zu ziehen!

In der That wirkte die Kunde vom Fall Konstantinopels überall

*) Giornale dell' assedio di Constantinopoli di Nicolo Barbaro p. 57. Herausgegeben von Cornet. Wien 1856. Vergl. noch über die Einnahme und spätere Behandlung der Stadt die lettre de Péra, vom 23. Junius 1453, in den notices et extraits des ms. de la bibliothèque du roi. Tome XI. p. 75 sq.

mit lähmendem Schrecken, welchem selten eine große That folgt. Papst, Könige und Fürsten boten bei vielartiger Trennung und Sonderpolitik nichts, als Reden und Verheißungen ohne Saft und Kraft. Besonders wurde es bei den Deutschen Sitte, vor Kaiser und Reich die drohende Gefahr mehr durch Worte, Predigten und Schall der Türkenglocke, denn durch Schwerter und Lanzen, Menschenalter lang zu bekämpfen. Aehnlich, nur weniger geräuschvoll, verfuhr man in den Wälschen Landen; denn Romanen, wie Germanen, gedachten, wie die Erzählung zeigte, bei sinkender Glaubens- und Kirchengemeinschaft nur ihres besondern Nutzens, ohne Sinn für die Gesamtlehre der Christenheit. Diese mußte sich daher ihre Vorkämpfer hauptsächlich in dem bisher zurückstehenden Kreise des Magyaren und Slaventhums suchen, denen allerdings die Gefahr zunächst vor die Thüren trat.

Auch die Griechischen und morgenländisch-islamitischen Völker waren meistens so zersplittert und verkommen, daß der gewaltige Umschwung des Osmanenthums hier entweder auf keinen oder nur geringen Widerstand stoßen mußte. Denn in dieser nordöstlichen Richtung des erobernden Sturmlaufes genügte nach vieljährigem Geplänkel eine mörderische Feldschlacht bei Terdschan jenseit des Euphrat, um die gefürchtete Macht des nebenbuhlerischen Häuptlings von Karamanien und den Turkomaniischen Nebenlanden, Usunhasan, d. i. des langen Hasan, für immer niederzuwerfen (1473) und dadurch die unbestrittene Oberherrlichkeit in Kleinasien zu gewinnen. Dem folgenreichen Ereigniß war dreizehn Jahre früher (1461) der geräuschlose Fall des Griechischen Schattenkaiserthums Trapezunt und Zubehör vorangegangen. Dasselbe Loos traf nach schwacher Gegenwehr die Genuesischen Pflanz- und Handelsstädte Kassa, Mentub und Tana (Asow) in der Krim; die reichsten Bürger wurden treulos entweder zur Knechtschaft verurtheilt oder den Janitscharen einverleibt. Die Trümmer der christlich-abendländischen Gesittung hier völlig zu zerstören, beehrte der Sultan den Tatarendhan Mengeli Garai als Unterthan mit der Herrschaft über die fortan rasch sinkende Halbinsel (1475). Denn der lebhafteste, einträgliche Verkehr, welchen Genua über Astrachan mit Persien und Indien unterhalten hatte, stockte für immer; Städte und Burgen wurden leer; Gewerbsleiß und Kunstfertigkeit verschwanden, selbst die Feldwirthschaft diente nur dem laufenden Bedürfniß. Wie gewöhnlich den Osmanischen Eroberern Dede und Trägheit folgten, so hatte auch die gesegnete Landschaft Taurien das gleiche Schicksal.

Im Süden und Südosten, so weit Griechen, mit Italienern,

Franzosen und Slaven bald wetteifernd, bald versetzt siedelten, nahmen die Heerfahrten der neuen, anschwellenden Sieger denselben Weg. Sie zerstörten, ohne aufzubauen. Dieses Loos traf namentlich die Wohnstätte alt-Hellenischer Bildung, von welcher damals noch auf dem Festgebiet und den Inseln so viele, wohl erhaltene Denkmäler in Tempeln, Hallen und Bildwerken zeugten. Selbst der erobernde, für das Schöne übrigens nicht ganz unempfängliche Sultan betrachtete in Athen, „der Weisen Heimath,“ mit Staunen und Bewunderung die Hafenbauten und die Werke der Oberstadt, besonders der Akropolis. „Welchen Dank, sprach er, ist der Islam Omar, dem Sohne Turachans, für den Gewinn dieses Plazes schuldig!“*) Solche Umwandlungen der Milde treten jedoch nur selten und ausnahmsweise hervor; im Ganzen verfolgt der Asiatische Eindringling mit schonungslosem Schwertrecht sein Ziel, die unbedingte Herrschaft über Leben, Eigenthum und Ehre der alten, christlichen Ansiedler. Mord, Brand und Verwüstung bezeichnen jeden Schritt des wilden Eroberers, Feigheit, Zwietracht, Parteiucht und Verrath erleichtern ihm das Unterjochungswerk; nur einzelne Plätze und Völkerschaften, vor allen die Albanesen, ein freibeuterisches Geschlecht naturwüchsiger Hirten und Jäger, leisten hier und da im Peloponnes (Morea) den Widerstand der Verzweiflung. Denn Treue und Glauben an die Heiligkeit der Verträge gewähren in dem schonungslosen Kampf um Unabhängigkeit und Dasein für beide Theile keinen Haltpunkt; sie gehen mit den Wohnungen, Kirchen und Capellen in Rauch auf; ja, der Sieger setzt seinen Stolz daran, die Todesqual durch ausgesuchte Bosheit zu verlängern. Wohl ergreift bisweilen den Beherrscher der Moslemin ein Gefühl der Menschlichkeit und Großmuth, aber es taucht nur augenblicklich auf, um dem alsbald wirksamen, kaltblütig entworfenen Vernichtungsplan desto frischere Kraft zu geben. Die religiös-nationale Schwärmerei rast so lange, bis ihr Ziel, die Dede des Kirchhofs und der Verknechtung, erreicht ist. Etliche Züge mögen daher genügen, um die Wahrheit des allgemein ausgedrückten Bildes zu erhärten.

Ungewarnt durch den Fall Konstantinopels hatten die beiden Hauptfürsten (Despoten) des Peloponneses, die Paläologen Thomas in Patras, Demetrios in Mistra, unweit dem alten Sparta, zwar dem Sultan gehuldigt, aber nichts desto weniger bald ihre Bruderkriege mit untilgbarem

*) Chalcocondylas p. 241 ed. Bonnens. „τὴν τε πόλιν ταύτην καὶ ἀκρόπολιν πυρθάνομαι βασιλεῖ μάλιστα τῶν ἐν τῇ χώρᾳ αὐτοῦ πόλεων ἐν γνώμῃ γενέσθαι, καὶ τὴν τε παλαιὰν τῆς πόλεως μεγαλοπρέπειαν καὶ κατασκευὴν ἀγασθῆναι κ. τ. λ.“ — Vgl. Zinkeisen II, 221.

Daß fortgesetzt, bald die Albanesen, Erbfeinde des Griechischen Stammes, bei wechselndem Glück bescheidet. Mord, Raub und Brand suchten die unglückliche Halbinsel heim, welche weder für Knechtschaft, noch Freiheit bei der gemischten, vielfach verkommenen Bevölkerung geeignet erschien. Auch die mehrmals eingetretene Dazwischenkunft der Türken, welchen mit Ausnahme Athens und der Adriatischen Seelände das alte Hellenische Gebiet gehuldigt hatte, war da wirkungslos geblieben. Es fruchtete wenig, daß hier etliche Festen und Burgen erstürmt, dort Gebirgspässe mit schweren Opfern genommen wurden. Denn nach dem Abzug der Fremden brachen bald die Albanesen, bald die Griechen den beschwornen Landfrieden, nur, wenn der gleich gehasste und gefürchtete Ausländer und Christenfeind auftrat, für kurze Frist zu gemeinsamem Widerstand verbunden.

Sofort beschloß der ergrimnte Sultan, nicht befriedigt durch die bleibende Besiznahme Athens und der Peloponnesischen Nordküste (Achaja) (1458), eine persönliche Rache- und Eroberungsfahrt nach der unglücklichen Halbinsel. Dieselbe wurde im Frühling 1460 von überlegenen Streitkräften angegriffen und überall, wo Gegenwehr hervortrat, mit schonungsloser Härte und Grausamkeit behandelt. Die Strafe glitt von dem feindlichen Brüderpaar auf die schuldlosen Völker ab, welche pflichtmäßig für Eigenthum, Ehre und Freiheit kämpften, zum Theil heldenmüthig endigten. Die Fürsten dagegen flohen entweder, wie Thomas, in das Ausland, oder baten, wie Demetrios, nicht ohne Erfolg um die Gnade des erzürnten Herrn. Für die Leiden der Unterthanen aber fand kein Erbarmen statt; man betrachtete sie als herrenloses Vieh, wählte, wenn die Blutgier gestillt war, von den Gefangenen die schönsten Knaben und Jungfrauen für die Harems der Großen aus und verkaufte, was übrig geblieben war, an den Meistbietenden in die Knechtschaft. Für glücklich mochten diejenigen Gemeinden gelten, welche bisweilen mit Vater, Weib und Kind nach der neuen Hauptstadt am Bosporus verpflanzt wurden. In der Regel plünderte man kleinere Ortschaften bis auf den Grund aus, behielt aber die größern, nachdem sich Jeder das Beste zugeeignet hatte, für die künftige Beherrschung zurück. „Wie Wölfe, urtheilt ein Zeitgenosse, in hirtlosen Schafherden einbrechend, ihren Blutdurst nur durch den Untergang der Schutzlosen stillen: so wurde damals der Peloponnes von den Heiden überfallen und in mannichfaltiger Art des Sammers vernichtet.“*) Wohl leisteten hier und da Griechen und

*) Chalcocondylas p. 480. ed. Bonn.

Albanesen, sonst Erbfeinde, die heldenmüthigste Gegenwehr, aber sie blieb bei der tief eingewurzelten Zwietracht und Unordnung nicht nur fruchtlos, sondern gab auch bisweilen dem rohen, fühllosen Sieger den Vorwand zur wildesten Rache. So entgingen nach dem blutlosen Fall Mistra's (Sparta's) in dem Bergstädtchen Kastrixa weder Menschen noch Thiere dem Mordstahl der Janitscharen, welche der schwere Verlust erbitterte; dreihundert Männer des Schlosses aber, Trümmer der tapfern Besatzung, wurden auf Befehl des Sultans an einen Platz zusammengetrieben und entgegen dem Wortlaut des Uebergabevertrags bis auf den Letzten niedergehauen; den Befehlshaber zerstückte man, mit dem einfachen Tode nicht zufrieden, in zwei Theile. *) Gleiches Loos traf die Arkadische Stadt Leontari, deren Bewohner sich mit Weib und Kind in die benachbarte Felsenburg Gardika geflüchtet hatten. Diese wurde nach tapferer Gegenwehr von den alten (Albanen) und neuen (Janitscharen) Soldaten erstürmt, alles Lebendige bis auf das Vieh niedergemetzelt, das Schloß jedoch umsonst angegriffen. Da gebrauchte man List und Verrath, sagte der Besatzung freien Abzug zu. Sofort räumten dreizehn hundert Männer, Weiber und Kinder, dem Worte trauend, die Schirnstätte. Mohammed aber ließ sie alle an einen Ort zusammenreiben und erbarmungslos niederhauen; nur den Oberbefehlshaber, Bochalis, rettete die Blutsverwandtschaft mit dem Großvezir Mahmud. An 6,000 Leichen bezeichneten das Blutbad von Leontari und Gardika; auch die Thiere waren ihm nicht entronnen. **) Bestürzt huldigten die benachbarten Burgherrn, unter ihnen der Befehlshaber von St. Georg, Krokoteles, welcher wohl eher, meint der Geschichtschreiber Phranzes, Krokobill hätte heißen mögen. Auch die Seestädte Navarin und Arkadia unweit Pylos lähnte der Schrecken; zehntausend ihrer Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, wurden Tage lang mit dem Tode bedroht, darnach für die Ansiedelung einer Vorstadt gen Konstantinopel abgeführt. Unthätig schauten die Veneziger, Besitzer Medons und Ko-

*) Chalcocondylas p. 474. „χωρίς ἔτεμε τὸ σῶμα.“ — Die Uebersetzung bei Hammer (I, 454): „Er (der Sultan) ließ den Befehlshaber entzweifügen, ist zwar nicht genau, entspricht jedoch ziemlich der Sache. Nach Phranzes IV, p. 405 (ed. Bonn.) wurde der Kommandant Proinothekas geschunden — „λεπτοῦς ἐτελείωσεν (Mohammed) τὸν Προϊνοκοκκᾶν.“

**) Chalcocondylas p. 475. „ὥστε μηδὲνα τῶν τῆς πόλεως Λεονταρίου προσόντων λειψθῆναι, μήτε ἄνδρα μήτε γυναῖκα. ἐπυθόμην δὲ μετὰ ταῦτα τῶν περιόχων γενέσθαι τὰ σώματα ἄμφι τὰ ἐξακισχίλια, ὑποζύγια δὲ πολλαπλάσια.“ Vgl. Phranzes p. 405.

rons, nicht nur dem Untergang der Griechen zu, sondern beeilten sich auch, die frühern Freundschaftsverträge mit dem furchtbarem Sieger zu erneuern. Dieser wandte sich darauf nordwärts von Achaja, eroberte bald durch Sturm, bald durch List und Bestechung die bisher trotzigen Städte Patras, Bostiza, Lestrene und Kalavrita, dessen tapferer Befehlshaber, der Albanese Doras, trotz des zugesicherten Lebens geschunden wurde *). Seine Waffengefährten traf theils Enthauptung, theils Knechtschaft. Dasselbe Schicksal fiel auf St. Omer (Santaneria) entgegen dem Vertrag, welcher Leben und Freiheit zugesichert hatte. Nichts desto weniger ließ Saganos Pascha etliche der Gefangenen niederhauen, andere als Sklaven abführen. Der Sultan mißbilligte das Geschehene, nachdem es zu spät war; auch handelte er mehr aus Staatsflugheit, denn Milde. Wohl vertraut mit der Sachlage, schirmten daher Griechen, wie Albaneser, ihre letzten Bollwerke mit wahren Heldenmuth. Ausgeschlossen, von der Gnade wollten sie, wie Männer, endigen und wenigstens einen ehrlichen Leumund hinterlassen. So küßte der ziemlich offene Flecken Grabenos den hartnäckigen Widerstand durch den Tod eines Drittels seiner Bewohner, hielt die Seestadt Salmenike so lange wider den Andrang des Feindes aus, bis Wassermangel zur Uebergabe nöthigte und die Vertheidiger in die Knechtschaft führte. Die Felsenburg aber trotzte unter dem Paläologen Graizos noch ein volles Jahr lang den Belagerern, welche endlich freien Abzug gen Lepanto in das Christenland gewähren mußten. Er habe hier, urtheilte der Großvezir Mahmud, einen ächten Mann unter den Sklaven gefunden **).

Mit nicht minderem Heldenmuth widerstanden Monate lang in den Bergen von Phlius die Albanesischen Hirten- und Jägerhorden. Was nicht auf der Wahlstatt blieb, wurde in die Knechtschaft verkauft, darnach jede Befestigung gebrochen; Dörfer und Weiler sanken in Asche. Auch das Herzogthum Athen, fast nur auf die Stadt beschränkt, verlor mit dem Sturz und Tod seines Fürsten, Franko Acciojuli aus Florenz, den Schatten der Unabhängigkeit. So konnte am Ende des schrecklichen Jahres der Sultan als Bezwinger des Peloponnesos und mit ihm Griechenlands prunkvoll in Adrianopel einziehen; denn alle Städte und Lande des alten Hellenenthums waren unterjocht und meistens zerstört. Neben

*) Phrantzes IV, c. 17. 409. „ἐλέπισε αὐτόν.“ Nach Hammer I. 455 wurde der Unglückliche entzweigefägt.

**) Chalcocondylas IX, 455, „ὡς ἐς Πελοπόννησον τοσαύτην χώραν ἀρικόμενος ἀνδράποδα μὲν πολλά εὐροίτο, ἄνδρα δὲ ἓνα ὅτι μὴ τοιοῦτον.“

den Küstenplätzen Venedigs ragte nur Monembasia (Malvasia) in Lakonien als freie Gemeinde aus den Trümmern hervor. Festigkeit der durch Natur und Kunst gesicherten Lage, Freiheitsliebe und Muth der wohlhabenden, Handel und Gewerblichkeit treibenden Bürger bereiteten einstweilen den Monembasiern die verdiente Ausnahmstellung. Dieselbe ruhte nicht sowohl auf der freiwillig erwählten Schirmherrlichkeit des Papstes, als auf den gleich großen Hülfsmitteln der Natur und mannhaften Bevölkerung. „Unsere feste Stadt, erklärte letztere dem Sultan, ist nicht, wie gewöhnlich, ein Werk von Menschenhänden und künstlicher Arbeit, sondern ein Geschenk Gottes und des gütigen Schicksals. Der Herr im Himmel mag darüber verfügen; in unserer Macht stehet es nicht, eine Stiftung des Allerhöchsten hinzugeben“ *).

Dem Untergange des Mutterlandes folgten bald darauf die meisten Inseln, über welche Häuptlinge theils Griechischen, theils Fränkischen Stammes setzten mit dem Lob der Umsicht und Tugend schalteten. Wohlküstig, habgierig und feig preßten sie den Unterthanen aus und verfolgten einander mit Ränken und Hinterhalten. Dennoch war das Volk zu allen Opfern bereit, welche vor dem größern Uebel, der Türkenherrschaft, hätten bewahren mögen. Letztere drängte dagegen um so mehr vor, je eifriger Mohammed bei seinem wilden Eroberungstrieb für Flotte und Seemacht arbeitete. Der Gewinnst, welchen in solcher Richtung Land und Leute gewähren konnten, wurde von dem scharfsichtigen Fürsten eben so rasch erkannt, als ausgebeutet, daher mit allem Nachdruck die Unterwerfung des Aegäischen Seegebiets beschlossen und schonungslos ausgeführt. Dabei unterstützten einander, wie gewöhnlich, List und Gewalt. Man mischte sich in die Streitigkeiten der kleinen Staaten ein, welche bald feudalherrlich, bald, wie in Chios, aristokratisch-gemeinheitlich regiert wurden; man steigerte die kurz nach dem Fall Konstantinopels angelobten Jahreszinse, welche natürlich den Steuerdruck und Unfrieden verstärken mußten, riß von den größeren Landschaften hier und da eine Stadt oder einen Küstenstrich als Pfand des Gehorsams ab, ließ sich für unnachsichtliche Eintreibung von Privatleuten Schuldtitle abtreten, führte, wenn irgendwo Widersetzlichkeit hervortrat, die schönsten Knaben und Mädchen, auch mitten im Frieden, zu den Harems des unersättlichen Großherren und seiner Reichsverweser ab, gab endlich durch offene

*) Phrantzes IV, c. 16. p. 397. Vgl. Zinkeisen II, 203. Wie ausgedehnt Monembasias Handel war, beweist der vom Kaiser Andronikos 1317 ausgestellte Freibrief bei Phrantzes p. 397.

Waffenmacht dem unterhöhlten, gebrochenen Feind den Gnadenstoß ohne Rücksicht auf Recht und Vertrag. So fielen denn etwa innerhalb eines Jahrzehents (1453—1462) die Küstenstadt Menos und die zugehörigen Inseln Thosos, Samothrake und Imbros, seit Jahren Besizthum der Genuesischen Dorias, Lemnos unter dem Genuesischen Häuptling Nikolaus Gatalusio, Chios, von neun Geschlechtern Genua's besetzt, und mit Umsicht ohne Bedrückung der Eingebornen verwaltet*), endlich das reiche, tapfer vertheidigte Lesbos nebst den Städten Alt- und Neu-Phosäa auf dem Asiatischen Festlande (1462). Entgegen dem Vertrage, welcher Kopf und Eigenthum sicherte, wurden dreihundert Gefangene, theils Griechen, theils Italiener und Katalonier entzweigehauen, die schönsten Jungfrauen und Knaben für den Sultan ausgehoben, etliche Familien in die Knechtschaft verkauft, andere nach Konstantinopel abgeführt, die ärmsten Leute aber, den Schein der Treue zu bewahren, in dem verödeten Vaterlande geduldet, der letzte Herzog Nikolaus Gatalusio, einst auch Herr von Lemnos, und der Sippe Luchino Gatalusio, nach der Hauptstadt gebracht und trotz ihres Uebertritts zum Islam im Kerker erdroffelt. Niemand bedauerte übrigens diese Menschen; denn der Fürst hatte aus Ehrgeiz den Bruder ermordet, der Blutsverwandte aus Habgier für die Unterjochung des Vaterlandes gearbeitet**).

Während das Herzogthum Naxos, erblich in dem Geschlecht des Venedigers Marino Sanuto, durch kriechende Nachgiebigkeit den Untergang abwandte, behaupteten die Rhodiser Ritter durch unbeugbaren Heldenmuth ihre Unabhängigkeit. Unter der Leitung des umsichtigen und tapfern Großmeisters Peter d'Aubiffon, trogten sie drei Monate lang (vom 33. Mai bis 28. Jun. 1480) allem Anstürmen des ungeheuren Land- und Seeheeres, welches die damaligen Kunstmittel und eine schwärmerische Todesverachtung umsonst erschöpfte. „Die Belagerer stürzten sich, berichtet der Muselman Seadeddin, wie Löwen, die von der Kette losgelassen sind, auf ihre Beute, und die Belagerten, sagt der christliche

*) Chalcocondylas X. p. 522. „ἐννομήθη δὲ καὶ ἡ πόλις τῆς Χίου μάλιστα δὴ πόλεων τῶν ἐν ταῖς νήσοις ταύταις, καὶ προσοδῶν ἱκανοτάτῃ ἔσχεν ἡ πόλις, ὥστε ἐπὶ μέγα ὄλβον ἀγικέσθαι τοὺς τὴν πόλιν τήνδε διέποντας.“ — Ueber die grausame Hinrichtung der dreihundert Gefangenen s. ebend. p. 526. „κατέσφαζεν τὰ σώματα δίχα ποιοῦμενος ἐς τὴν σφαγὴν“.

**) Ducas hist. Byz. c. 45. p. 345 ed Bonn.: In der alten Italienischen Uebersetzung heißt es vom Ende des Fürsten, „El povero peccatore, pensando salvar la vita, perse l'anima. Fo strangulato con una corda d'arco, come havea facto lui.“

Schriftsteller Breidenbach, kämpften, wie die Makkabäer, für Religion und Freiheit“ *).

Dagegen nahmen die Versuche der Venediger, den alten Ruf der heimischen Flagge wider den neuen, gefährvollen Nebenbuhler zu behaupten, einen schmachvollen Ausgang. Die nur zu oft einer kleinsüßigen, auf den laufenden Nutzen gerichteten Krämerpolitik folgsame Republik mußte den Frieden, welchen sie bald nach dem Fall der Griechischen Hauptstadt abschloß, schwer büßen. Die bitteren Früchte des angeblich klugen, aber feigherzigen Zuwartens **), waren jetzt gereift, Eifer und Begeisterung in Folge der eigensüchtigen, von einem Tage in den andern hineinlebenden Staatsflugheit verslogen, Mißtrauen und Scheelsucht selbst bei Freunden und Bundesgenossen befestigt, mit einem Wort, alle Unterlagen und Bedingungen der kräftigen Kriegsführung von vorne herein gelockert. Als daher endlich der sechszehnjährige Kampf (1463 — 1479) nicht sowohl für die Ehre und Sicherheit des christlichen Namens, denn für den schwer bedrohten Handel und Seeverkehr, unternommen wurde, kam man zu spät. Denn theils hatte der wachsame und kräftige Feind seine Flotte bedeutend ausgebildet, mit Türken, Juden und Griechen bemannt, theils durch die Unterwerfung des Peloponneses und Archipels einen festen Stützpunkt für Abwehr und Angriff gewonnen. Da überdies die Venediger nur halbe Maßregeln ergriffen, mit Negroponte trotz des heldenmüthigen, selbst von Frauen und Jungfrauen geleisteten Widerstandes (1470) ganz Euböa verloren, so drängte sich fortan die handelspolitische Ansicht der Dinge als maßgebend vor. Für zollfreie Ein- und Ausfuhr der abendländischen Waaren in allen Orten und Häfen des Osmanischen Reichs gegen zehntausend Goldgulden jährliche Abgabe erbettelte man in Konstantinopel einen wahrhaft schimpflichen Frieden, welcher dem Sultan Kroja, den Schlüssel von Epirus (Albanien), die Inseln Lemnos und Negroponte (Euböa) nebst dem Gebirgsland der Maina für immer überließ (26. Jänner 1479). Dagegen verblieben Randia, Korfu, Cypern (s. 1490) und etliche Küstenplätze auf Morea, wie Koron und Modon, der fortan gegenüber dem christlichen Erbfeind vielfach umgewandelten Republik. Hauptsächlich durch den Gang der

*) Bei Hammer I, 571.

**) Der Senator Vittore Capello in seiner Kriegerede bei Chalcocondylas X, 549 drückt das so aus: „τὴν μέλλουσαν γῆναι ἔγωγε μέγα μὲν βλάψαι καὶ πολλοὺς τῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην, καὶ ἡμῖν ἐν πῶ παρόντι μεγάλην ἐπενέγκαι βλάβην κ. τ. λ.“. Konstantinopel, der Peloponnes, Bosnien werden darauf als Beweise angeführt.

innern, Italienischen Angelegenheiten bestimmt, duldete sie nicht nur die Türkische Besitznahme der dem Neapolitanischen Häuptling von Arta, Leonardo Tocco, entrissenen Siebeninseln Zante, Santa Maura und Cephalonia, sondern stachelte auch den ländergierigen Sultan wider Neapel auf. So wurde denn plötzlich am 26. Heumonat des nächsten Jahres (1480) Otranto von Vallona in Albanien aus überfallen, die Einwohnerschaft theils niedergehauen, theils zersprengt oder in die Sklaverei abgeführt und der Ort so lange gehalten, bis nach nothdürftiger Einigung der erschreckten Italiener die durch Krankheit, Hunger und Schlacht geminderte Besatzung freien Abzug erhielt (10. Herbstmonat 1481). An Rache und Angriff dachte man so wenig, daß selbst der unverhoffte Tod des gefürchteten Eroberers (3. Mai) spurlos vorüberging. Denn Jeder richtete sich nur auf das Nächste, hocherfreut, wenn ihn die allgemeine Gefahr entweder verschonte, oder nach möglichst kurzer Bücktigung den Tagesgeschäften zurückgab.

Wenn dergestalt die bildungsfähigsten Völker Südwest-Europa's in Folge der heimischen Wirren und Richtungen dem Osmanenthum keinen festen Damm entgegensetzten, so mußte die Ehre des geschlossenen Widerstandes den weniger vorgeschrittenen Stämmen der Christenheit zufallen, den Ungarn und Slaven. Halbbarbaren warfen sie sich dem vollen Barbaren mit wilder, naturwüchsiger Kraft in den Weg, während die Deutschen und Wälschen theils zuschaueten, theils mit Worten und höchstens im zweiten Gliede kämpften. Das dürrtige Thaten stand hier jedenfalls im Mißverhältniß zu dem überreichen Rathen. Letzteres ging besonders und ihrer Stellung entsprechend von etlichen wohlgesinnten, aber mit Menschen und Welt wenig vertrauten Päpsten aus. Ihnen gehörte namentlich Pius II. an, als Kardinal Piccolomini (Aeneas Sylvius) Jahre lang am Hofe Kaiser Friedrichs III. Geheimschreiber und an den kirchlichen Reformentwürfen zu Basel theilhaftig. Diesen seit der Erhebung zur Nachfolgerschaft des heiligen Peter (August 1458) mehr und mehr entfremdet durch Standesgefühl und Aussicht auf die Schwierigkeiten, suchte der sonst redliche, gelehrte und thätige Mann dafür gleichsam Schadenersatz in einem gemeinchristlichen Türkenkriege. Nichts wurde gespart, ihn durch Ablass und andere geistliche Gnadenspenden, durch Predigten und Hirtenbriefe, Glockengeläute und Bittfahrten aus der unempfindlichen, störrischen und zerrissenen Zeit heraufzubeschwören. Selbst ein Concil, von den Boten der meisten Könige, Fürsten und Freistaaten des christlichen Europa mit prunkender Feierlichkeit abgehalten, versammelte sich deßhalb in Mantua (Brachm. 1. 1459).

Ueber sechs Monate lang wurde hier unendlich viel gesprochen, wenig oder nichts verrichtet. Zwar wählte man nach langem Hin- und Herreden den Legaten des apostolischen Stuhls zum Feldherrn, das Zeichen des lebendigmachenden Kreuzes zum Banner und Schlagwort, aber dabei blieb es. Zwietracht, Sondermühen und Geiz machten eine gemeinschaftliche Unternehmung unmöglich; tapfere Leute und Abenteurer kamen wohl herbei, jedoch in der Regel mit dem offenen oder stillen Wunsch, Feindes und Freundes Land weidlich auszubeuten; Geld, woran schon vielfach die Seelen hingen, wollte fast Niemand geben. Besonders schwierig zeigten sich darin die Deutschen, auf welche doch vorzüglich gerechnet wurde; sie nährten seit dem Kirchenhader von Konstanz und Basel ein unverilgbares Mißtrauen in die Reinheit der Absichten des heiligen Vaters*). Sie wähnten damals, wie später, daß die angekündigte Kreuzfahrt nur als Mittel für die Bereicherung des heiligen Stuhls diene, zahlten faumselig und spärlich. Da, als der Papst in Ancona, dem endlichen Sammelplatz des unregelmäßigen Heeres, am gebrochenen Herzen gestorben war (13. Aug. 1464), hörte das Geschrei wider den Geiz des Türkenfeindes und seiner Helfershelfer in Deutschland und anderswo nicht auf. „Ich weiß nicht, meinte Sebastian Brande von Wörd, ob ihm der Teufel, das Fegfeuer oder der Türk mehr genügt hab“**).

Kräftiger entwickelte sich dagegen der Widerstand in Ungarn, Siebenbürgen, Servien und dem Albaneserland, weil theils die Ansfässigen, meistens Slavisch-Magyarischer Abstammung, zunächst bedroht erschienen, theils trotz der Nothheit und Zwietracht einzelnen, durch Heldennuth und Umsicht ausgezeichneten Persönlichkeiten, wenn auch oft störrisch, gehorchen mußten. In diesem Dreigestirn der Vorkämpfer für Unabhängigkeit und Gerechtigkeit glänzen an beiden Ufern der Donau Johann und Matthias Hunyadi, Vater und Sohn, am Adriatischen Seegegestade und auf den Bergen des alten Epirus Georg Kastriot, zubenannt Scanderbeg, d. i. Fürst Alexander***).

*) Dem früher freisinnigen Aeneas Sylvius, der als Papst Pius II. die Appellation vom Papst an ein allgemeines Concil verdamnte (23. Januar 1460), traute man nicht. Zudem suchte des Papstes Gesandter, Kardinal Bessarion, zugleich mit den Geldern gegen die Türken den Zehnten bei den Bischöfen einzutreiben. Urkunde bei Gieseler, Kirchengesch. Bd. II, Abthl. 4. S. 125. R. M.

**) Chronik S. 156.

**) Bei Chalcocondylas X. p. 350. ed. Bonn. und sonst heißt er: „Σκευτάρχης ὁ Ἰβάνου παῖς“, Sohn des Johannes.

Ihm mag sich die Ueberschau zunächst um so mehr zuwenden, als er theils, wie ein veredelter Freischärler, im abgesonderten Feldlager kriegt, theils ein getreues Bild der Tugenden und Gebrechen seines eigenthümlich ausgeprägten Volks darstellt. Dieses, in der eigenen Mundart Skypataren, bei den Osmanen Arnauten und den Abendländern gewöhnlich Albanesen geheißen, erscheint als ein vielfach räthselhaftes Gemenge Illyrischer, Griechischer und Slavischer Stoffe, welche sich nach mannigfaltigen Wechselln und Brechungen einer gemeinsamen Sitte und Lebensweise seit unvordenklichen Tagen gefügt haben. Der Meerbusen von Arta im Süden und die schwarzen Berge, Monte-nigro (nero) im Norden bezeichnen dem weitesten Begriffe nach die Landesgränze. Fehde zu Wasser und Land, nothdürftiger Ackerbau, Jagd und Viehzucht, des Wohlstandes Hauptquelle, bildeten den Arbeitsstock dieser Küsten- und Bergbewohner. Wohl mag man sie nicht nach der fabelhaften Abstammung von kaukasischen Voreltern, sondern nach der Berglage und ihr verwandten Betriebsamkeit die Nelpser oder Albaner auswärts genannt haben. Daheim heißen sie gewöhnlich Skypataren, in vier große Stammesgenossenschaften zerklüftet, die Guagen und Miriditen (d. i. die Tapfern), Toriden und Japys mit verschiedenen Nebenzweigen. Der Türke kennt sie, wie gesagt, als Arnauten, der Griechen als Arvaniten. Der hervorragende Zug ist die Unabhängigkeitsliebe, welche sich im möglichst freien Sonderleben der einzelnen Völkerschaften unter Häuptlingen und Gemeinden kund giebt. Waffenvereine, zwischen Freunden auf Lebenszeit feierlich abgeschlossen, nährten den brüderschaftlichen Sinn und galten für unauflöslich. — „Wer keinen treuen Genossen hat, sagte ein Sprichwort, den verläßt Gott“. — Selbst unter den Frauen bestanden derartige Schwesternschaften; auch sie erschienen als Werke freier Wahl und Gelöbniß unzertrennlich. Was dem Stamme, Geschlecht und Hause in Freud und Leid begegnete, wurde obenan gestellt, bisweilen durch Ueberlieferung und Gesang verherrlicht. — Beleidigungen und Zerrwürnissen begegnete häufiger Selbsthülfe, denn richterlicher Spruch. Die Blutrache betrachtete man, wie bei den alten Griechen und Deutschen, als Naturgesetz. Kam keine gütliche Ausgleichung zu Stande, so sühte Mord den Mord. „Das Blut, hieß es, ist kein Wasser.“ Die römisch-katholische Religion, frühzeitig eingeführt, war nicht frei von allerlei heidnischem Aberglauben; sie stärkte jedoch den Geist der Unabhängigkeit zuerst im Kampf mit dem Griechischen, darnach dem Türkischen Reich. Man war der Glaubensschwärmerei, ohne welche an furchtbaren Wendepunkten

kein Volk leicht bestehen mag*), zugänglich, hatte Schutzheilige, Gnadenorte, wunderthätige Gebeine und Amulette. Das feste Troja galt als Haupt und Herz der Christenheit; in Scodra (Scutari) war die Hauptkirche den Heiligen Sergius und Bacchus gewidmet; Durazzo schirmte Rochus, Atrolissus Alexander; die Mardaiten am Matis beteten zu der heiligen Jungfrau von Drocher als Schutzpatronin; nur die Montenegriner bekannten sich, nicht ohne Rückwirkung auf ihre politischen Verhältnisse, frühzeitig zur morgenländischen Kirche.

Die bürgerliche Lebens- und Berufsart zeigte meistens in Städten, Flecken und Dörfern drei scharf getrennte Stufen oder Körperschaften, welche sich nicht leicht durch Ehen mit einander vermischten. Obenan stand der Edelmann und eigentliche Krieger, welchem Fehde und Beute den Weg zu Ehren und Gütern bahnten. In untergeordneten Kreisen wirkten der Handwerker und Bauer, letzterer gewöhnlich als Pächter des Edeln. Bei einem allgemeinen Aufgebot fehlten aber auch hier Muth, Ausdauer und Waffenfertigkeit nicht. Denn feudalherrliche Knecht- und Leibeigenschaft hatte keineswegs auf den Bergen und in den Thälern Wurzeln geschlagen. Der Hirte, mochte er eigne oder fremde Heerden, des Landes Hauptreichthum, weiden, fühlte sich frei; Lust und Wechsel der Triften nährten und verstärkten seinen Troz. — Die Verfassung war patriarchalisch. Von Ausgeschossenen der Gemeinde unterstützt, regierten Häuptlinge oder Fürsten im Frieden und befehligten im Kriege; unter jenen standen seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Arianiten den Süb-Albanesern oder Toriden vor; bei den nördlichen, durch die Boissa (Mous) geschiedenen Völkerschaften der Guagen schaltete das Geschlecht der Kastrioten als Erbherren im Lande Emathian, welches zu Niedermacedonien gehörte.

Jüngster Sohn Johannis aus dem Geschlechte der Kastrioten und der Servischen Fürstentochter Woisava, mußte Georg im neunten Lebensjahre mit seinen drei, bald verschollenen Brüdern als Geißel der väterlichen Treue dem Hoflager des siegreichen Sultans Murad II. folgen (1423), dem Christenthum entsagen, Glauben, Zucht und Sitte eines Moslemin annehmen. Ausgezeichnet durch leibliche und geistige Gaben, in allen Turnkünsten durch Stärke und Gewandtheit vorleuch-

*) Nicht die Glaubensschwärmerei ist es, sondern die Religion, ohne welche bei furchtbaren Wendepunkten kein Volk leicht bestehen mag; Glaubensschwärmerei wird in solchen Wendepunkten, weil das Gefühl ohne Vernunft und Maaß ist, nur zu nachtheiligen Folgen führen.

tend, unter geschickten Lehrmeistern bald des Türkischen, Arabischen, Griechischen und Italienischen kundig, gewann der junge Albaner nicht nur ein zweites Vaterland, sondern auch die Gunst seines eben so geistvollen, als milden, dabei aber eroberungsfüchtigen Schutzherrn. Davon zeugte die Uebertragung eines Sandschakats (Gouvernements) an den achtzehnjährigen Fremdling, dessen Ruhm fortan durch glänzende Kriegsthaten rasch emporgieng. Wo Iskanderbeg (Fürst Alexander) — so lautete der neue Ehrenname — befehligte, da hielt man den Sieg für entschieden und berechnete nicht Zahl und Stärke des Feindes. Dafür wirkten auch besonders die häufigen Zweikämpfe, welche der junge Held in Schlachten und Turnieren mit fast wunderbarem Glück bestand. Er aber gedachte allmählig eines neuen Lebens und Wandels, der Rückkehr zum heimischen Boden und Glauben. Ihn ekelten die Fremde und der aufgezwungene Islam an, drängten Pflicht und Ehre vorwärts in die Bahn der Freiheit für Volks- und Christenthum. Denn der Tod des Vaters hatte entgegen dem feierlich gegebenen Wort das Geburtsland unter Türkische Unterthänigkeit gebracht, Mutter und Schwester zur Flucht genöthigt, indeß das Verschwinden der Brüder nicht unbegründeten Argwohn auf ein gewalthätiges Ende erwecken mußte. So forderte denn die Blutrache neben den allgemeinen Pflichten ihre Rechte, unbekümmert um die Wahl der Mittel. Ueberdieß drängten hier die vielfachen Antriebe und Anzettlungen neidischer Feinde, dort die geheimen Einladungen vaterländisch gesinnter Freunde zur raschen That. Also wurde mit dem christlich Ungarischen Heer unter Hunyady geheimes Einverständniß angeknüpft, diesem der Sieg an der Morawa oder bei Nissa dadurch wesentlich erleichtert (3. Winterm. 1443), darnach im Fluchtgetümmel das Türkische Lager verlassen, der gefangene Staatschreiber bei Androhung des Todes genöthigt, für die Uebergabe der Albanesischen Feste Croja (Alhissar) einen unzweideutigen Befehl im Namen des Sultans auszustellen, nichts desto weniger aber niedergestossen, sofort nach sieben tägigem Eilzug in der obern Dibra, dem nordöstlichen Gränzgebirge, eine erlesene Schaar von sechshundert Getreuen versammelt, Croja's Besatzung, deren Hauptmann der großherrlichen Urkunde arglos gehorchte, nach geöffneten Thoren der Mordgier des entfesselten Glaubens- und Volkshasses überliefert, dadurch das Zeichen zur Erhebung der nördlichen und südlichen Landschaften und Burgen gegeben.

Ueberall stand das Volk, wie ein Mann, auf, tödtete oder verjagte die Unterdrücker, von denen viele die Taufe annahmen und nimmer zurückkehrten. Noch vor dem Ausgang des Jahrs waren Petrella, Petralba,

Stellusia und andere Plätze erobert, die Mauern der Gränzfeste Sfetigrad, welche allein trockte, eingeschlossen und abgesperrt, die Pässe besetzt, Raub- und Brandschaaren in die nächst gelegenen Bezirke des Feindes entsandt.

Dem kühn und glücklich begonnenen Unternehmen eine möglichst breite und dauerhafte Grundlage zu geben, berief der Befreier die Stammältesten aller Gaue von Monte negro im Norden bis zum Ambrakischen Meerbusen im Süden. Sie erschienen in dem Städtchen der Venediger Lesch (Messio, Lissus) zwischen Troja und Scutari, richteten ein förmliches Waffenbündniß auf, bestimmten die Beiträge an Geld und Leuten, wählten aber vor Allem den neun und zwanzigjährigen Erbfürsten Nord-Albaniens, Georg Kastriot, zum gemeinsamen Oberfeldherrn (Jänner 1444). Derselbe besaß allerdings Eigenschaften, welche namentlich bei kriegerischen, naturkräftigen und halb wilden Völkerschaften zu glänzenden Hoffnungen berechtigen konnten; er vereinigte leibliche Stärke und Gewandtheit mit einem verschlagenen Geist und unbiegsamen Willen. Kaltblütig im Entwerfen, rasch im Ausführen gefasster Pläne, eben so nüchtern und wachsam, als feurig und kühn, war er ganz geeignet für die Gebirgs- und Schaarenfehde, weniger für den Angriff, fester Plätze und für die Leitung offener Feldschlachten mit großen, bunt zusammengesetzten Heertheilen. Der Erste bei dem Anprall, der Letzte auf dem Rückzuge, hat er eben so häufig durch seinen Kopf, als Arm, entschieden, mit Ausnahme eines einzigen Falls nie den Streit verloren, in zwei und zwanzig mehr oder weniger heißen Gefechten keine belangreiche Wunde empfangen, wohl aber mit eigener Faust bald in Zweikämpfen, bald im wirren Waffengetümmel an zweitausend Feinde darniedergeworfen, überhaupt durch Glück und den Schrecken seines Namens als ein rechter „Athlet des Christenthums“ den überfluthenden Islam vier und zwanzig Jahre lang nicht nur aufgehalten, sondern auch mehrmals in engere Schranken eingedämmt und das Alles von einem entlegenen Gebirgswinkel aus und mit geringer Mannschaft. Denn, während das gesammte Land unter den Waffen stand, führten gewöhnlich nicht über 6,000 erlesene Reizige und 3,000 Fußknechte den vernichtenden Schlag aus. In diesem umsichtigen Aufsparen und Gebrauchen der Leute, welche einander leicht ablösen und ergänzen konnten, lag das erste Geheimniß der Albanesischen Kriegskunst. Das zweite tritt in der Freigebigkeit hervor, mit welcher Beute- und Nachgier befriedigt wurden. Schonungslos verzehrte das Feuer auf feindlichem Grund die bezwungenen Städte, Dörfer und Weiler, Obstbäume, Neben und Saaten; nur Greise, Weiber und Kinder

entkamen dem Schwert, welches sonst rücksichtslos die bewehrte und waffenfähige Mannschaft entweder vertilgte oder für reiche Lösumg in die Knechtschaft schleppte. Im Frieden freundlich und milde, kannte der Epirotische Held bei dem Beginn der Schlacht und, so lange der Zorn tobte, fast kein Erbarmen; das Blut sprang ihm bisweilen, wird gemeldet, aus der grimmig zusammengepreßten Unterlippe hervor. War die Hitze verflogen, so kehrte die ursprüngliche Leutseligkeit zu ihren Rechten zurück und verzieh selbst Todseinden. Diese Großmuth hat sogar den einen oder andern Verräther und Meuchelmörder entwaſſnet, also daß Neue erwachte und die heintückischen Anschläge enthüllte. Kastriotas Gottesfurcht, so oft und schwer geprüft, war lauter und gewissenhaft; kein Kampf geschah ohne Gebet, kein Sieg ohne Danksagung; eine kurze Andacht begann und schloß den Tag. — Ueberaus mäßig in Speise und Trank, allen Wollüsten spinnefeind, widmete der unverdrossene Mann während des Kriegs nicht über zwei Stunden dem Schlaf. Seine Gedanken standen trotz des edlen, vorwärts stachelnden Ehrgeizes mehr auf allgemeine, denn persönliche und häusliche Ziele; nur auf inständiges Bitten der Freunde hin nahm er spät ein Eheweib, Donica, die schöne Tochter des süd-Albanesischen Helden Arionites Topia. Dadurch sollte nicht sowohl für den künftigen Sohn und Erben das Fürstenthum gesichert, als ein Unterpfand der Treue und Eintracht zwischen dem Süden und Norden gewonnen werden. — Auch dem Wohlstande des Volks durch Pflege des Ackerbaues, Gewerbes und Handels wurde in den freilich seltenen Pausen des Friedens Sorgfalt gewidmet. Jedoch war, wie ein Sprichwort lautete, das Türkenland Scanderbegs reichste Schatzkammer. Weder Murad noch Mohammed konnten das hindern; keine Uebermacht und List, keine Todesverachtung und Geschicklichkeit waren im Stande, die fast regelmäßigen Niederlagen abzuwehren. Albanien, mehrmals von feindlichen Schaaren überschwemmt, bis auf die Burgen und Gebirgsschluchten erobert, blieb frei, die Grabstätte der Osmanischen Heere und das Bindeglied zwischen dem Adriatischen Seegeſtade und den Donauländern.

Die volle Wucht dieser militärisch-politischen Stellung trat mit dem Wendepunkt hervor, welchen der plötzliche Tod des Epirotischen Helden bezeichnet (27. Jänner 1467). Er starb, drei und sechzig Jahre alt, zu Alessio an den Folgen eines hitzigen Fiebers, nachdem unlängst zwei Heerfahrten den massenhaften Angriff des Sultans auf Croja abgetrieben und von Neuem den Ruf der Unüberwindlichkeit befestigt hatten. Der Schutz des unmündigen Sohnes Johann und der verwaiseten Landschaft wurden auf dem Sterbebett der Signoria von Venedig als „dem

treuesten und mächtigsten Bundesgenossen“ empfohlen, der junge Erbe in Gegenwart der Herren und Hauptleute an Gottesfurcht, Tugend, Gerechtigkeit und Türkenhaß gemahnt, zuletzt, als die Kunde von einem Streifzug des Feindes anlangte, die Hand nach dem Schwerte ausgestreckt. Aber die Kraft versagte; entseelt sank Scanderbeg auf das Lager zurück. Da eilte der Häuptling Lukas Dufachin in wildem Schmerz aus dem Palast auf die Straße und verkündigte das Unglück. „Herbei, herbei! schrie er mit kläglichem Stimm und Haar und Bart ausraufend, ihr Fürsten und Herrn Albaniens! Heute sind die Schlösser von Epirus und Macedonien zerbrochen, heute unsere Festungen und Mauern gefallen; ja, alle unsere Kraft, Stärke und Macht ist mit diesem Manne gestorben und verschwunden.“ — Alles Volk fühlte den herben Schlag; eine wahrhafte, tiefe Landestrauer bezeichnete das prunkvolle Begängniß zur Kirche des heiligen Nikolaus. Selbst das Leib- und Streittroß, als es den Herrn vermißte, wurde nach der Sage wüthend und wollte keinen Reiter mehr dulden, bald darnach todt. Noch in später Nachkommenschaft feierten Vieder das Gedächtniß eines Helden, von welchem sogar die Türken wunderthätige Kraft erwarteten. Sie öffneten nämlich, als jedweder Widerstand aufhörte, das Grab, nahmen die Gebeine heraus, faßten sie etliche in Gold, andere in Silber, des Glaubens, mit Scanderbegs Asche Sieg und Glück für immer gewinnen zu haben.

Und in der That, wie es Dufachin vorher sah, brach allmählig mit dem Heerführer die Freiheitsliebe der Albaner zusammen. Nach dem Fall Croja's, dessen heldenmüthige, durch Hunger bezwungene Einwohner meistens entgegen dem Wort niedergehauen wurde (15. Brachm. 1478), hörte der geregelte Widerstand auf. Häuptlinge und Völkerschaften, überdies zwieträftig, unterwarfen sich dem Machtgebot, anerkannten unter verhältnißmäßig milden Bedingungen die Hoheit des Sultans, duldeten Türkische Beamten und Lehenmilizen, ja, schworen nicht selten in den Städten und Ebenen das Christenthum ab und verschmolzen rücksichtlich der Religion, Sitte und Lebensart mit den Siegern zu einem halb-schlächtigen Mischgeschlecht. Viele Gebirgsleute, namentlich die Mir-diten, setzten dagegen die Fehde wider den Erbfeind fort, retteten Glauben, Sitte und Unabhängigkeit. Von der Christenheit verlassen, selbst von Venedig seit der Uebergabe Scutari's (1478) und dem Frieden (1479) nicht mehr unterstützt, zogen sie dennoch einen gefährvollen, unruhigen Kampf der gemächlichen Dienstbarkeit vor. Bei ihnen lebte Scanderbeg, dessen Sohn nach Neapel flüchtete, nicht nur im Gedächtniß des Liedes, sondern auch im Männerwerk fort, mochte es sich auf

Jagd und Raub oder offenen Krieg richten. Dasselbe gilt von den stammverwandten Bewohnern Monte nero's und der Herzegowina, ob- schon beide Bezirke vorerst dem Ueberdrang weichen und huldigen muß- ten. Der kleine Küstenfreistaat Ragusa rettete dagegen einstweilen durch Geschenke und gewandtes Benehmen seine Unabhängigkeit. *)

*) Hauptquellen und Hilfschriften über Scanderbeg. — Martini Bar- letii, Scodrensis, de vita, moribus ac rebus gestis Georgii Castriotae libri XIII. Argentor. 1537. fol. In das Deutsche auszugsweise übersetzt durch Theo- dor Funk aus Ungarn. Magdeburg, 1606. fl. 4. Die Sprache ist ungewöhnlich rein, die Darstellung gedrungen und anschaulich, das Werkchen ein ächtes Volks- buch. Die Aufmunterung „an die christlichen Kriegerleut wider den Erbfeind des christlichen Namens, den Türken,“ schließt also:

„Euch helff der starke Michael,
Der an den Bergen Israël,
Noch wird sein Volk von's Türken Macht
Erlösen durch ein grosse Schlacht,
Wenn er wird seine Zeit ersehn,
Wolt Gott, es möcht diß Jahr geschehn.“

Chalcocondylas, de rebus Turcicis VII, p. 350 sq. ed. Bonn. ist über die ersten Kriegsjahre sehr genau. Der Held heißt hier „*Σκεντέρης ὁ Ἰβάνεω παῖς*.“ — Raynald in den annales ecclesiastici tom. XVIII. und XIX.; von Hammer I, 368. sq. und Zinkeisen I, 758 sq. II, 396 sq. behandeln Scanderbegs Thaten gelegentlich, Camille Paganel hat ihnen eine gute, bis- weilen etwas rhetorische Darstellung gewidmet. Deutsch, Tübingen 1856.

Sechstes Hauptstück.

Türkenkriege mit Ungarn, den Slavenländern, Oesterreich und dem Orient. Stellung Rußlands zur Pforte und Gegensatz des Christenthums und Islams.

„Wir danken Gott, schrieb einst Papst Kalixt III. an Scanderbeg, daß er dich gleichsam an der Pforte des christlichen Volks als Kiegel und feste Mauer dem treulosen und grausamen Feind entgegenstellte und durch glänzende Siege verherrlichte.“ *) Wie richtig dieses Urtheil war, zeigte bald die Erfahrung. Denn kaum hatte durch den Tod des „Vor-kämpfers“ der rechte Flügel seine Stärke verloren, als der linke und die Mitte die volle Wucht des „Eroberers“ empfanden. Letzterer, seit dem Fall Konstantinopels in Europa für immer eingebürgert und auf einen sichern Rückhalt gestützt, schritt planmäßig an beiden Donauufern vorwärts. Ihn unterstützte dabei eben so sehr die Zwietracht, als Sitten- und Geistesrohheit der hier sesshaften Völker und Fürsten. Meistens Slaven und Rumänen oder Nachkömmlinge des Ader-Römischen Stammes, daneben aber vielfach mit anderweitigem Blut versetzt und an unaufhörliche Wechsel gewöhnt, hatten sie kein Gefühl für gemeinsame Ehre und Freiheit. Ihrem angeborenen Kriegsmuth fehlten Zucht und Regel, ihre Glaubens- und Vaterlandsliebe entbehrte einer höhern, leitenden Persönlichkeit; nicht selten haben die dafür Berufenen den Amts- und Pflichteid durch Halbheit und Verrath geschändet, um schnöden Gewinnst die öffentliche Sache preisgegeben. Das Alles benutzte die Politik des „Eroberers“; er nährte die Zwistigkeiten und Eifersüchteleien, streute Geld und Ehren aus, bot sich als Vermittler an, zerhieb hier und da mit dem Schwert den geschürzten Knoten, ja, gönnte den Besiegten nicht selten als Schutzherr den Schein der Unabhängigkeit und Selbstregie-

*) Siehe den Brief vom Jahr 1458 bei Raynald, *annales ecclesiastici* XVIII. p. 512.

rung. Dieß geschah namentlich in Betreff der Walachei (1462) und späterhin auch der Moldau, indeß die Bulgarei, das Königreich Bosnien (1463) nach wortbrüchiger Vertilgung des alten Herrscherstammes und das Fürstenthum Servien (1459) unter die unmittelbare Hoheit der Pforte gebeugt wurden. Auch hier gingen die heimischen Häuptlinge theils durch eigene, theils fremde Schuld auf die schmachvollste und treulosste Weise zu Grunde. Wer dem Tode entrannt, bettelte im Auslande herum. An zweimal hundert tausend Menschen kamen in Knechtschaft, die übrig gebliebene Bevölkerung verkümmerte, von den schaarenweise angesiedelten Osmanen zu habe- und ehrlosen Leibeigenen herabgedrückt; hier und da retteten sich etliche Haufen in das Gebirge; die einst fruchtbare Landschaft aber verödete; überall sah man Trümmer von zerstörten Burgen, Städten und Dörfern; selbst die reichen Goldgruben im Süden bei Novoherda versielen und gingen zuletzt ganz aus.

So wälzte sich der lawinenartig anschwellende Türkensturm, in Servien nur durch die Festen Belgrad und Sabacz aufgehalten, stärker, denn je, wider Siebenbürgen und Ungarn heran. Hier aber wurde dem überfluthenden Strom ein zweiter Kiegel vorgeschoben; das Heldengeschlecht der Hunyady trat auf, in gleicher Weise durch den Vater und Sohn verherrlicht.

Geburt (um 1400?) und Jugendgeschichte des Stifters Johann (Janko bei den Griechen und Türken) sind in geheimnißvolles Dunkel eingehüllt. Nach etlichen Berichten war er der natürliche Sohn Kaiser Sigismunds und der schönen Walachin Elisabeth Morfinay aus dem Hunyader Comitatus in Siebenbürgen, nach Andern eines mäßig begüterten Walachischen Edelmanns, Georg aus Hollos (d. h. Rabenort, vicus Corvinus) und einer vornehmen, kaiserliche Ahnen zählenden Griechin, eben der genannten Elisabeth. Letztere Nachricht ist um so wahrscheinlicher, je weniger gleichzeitige Zeugnisse für den kaiserlichen Vater stimmen, und je leichter bei der landschaftlichen und nationalen Nachbarschaft die Bezeichnung des Walachischen Stammsitzes bald auf die gleichartige Burg Hunyad (Rabi) in Siebenbürgen und das entsprechende Wappen übergehen konnte. Schon der häufige Beiname „des weißen Ritters aus dem Walachenlande“ *) möchte eher einen Rumänischen, denn Magyari-

*) „Le chevalier blanc de la Vallaquie.“ bei Comines IV, 13. p. 567 à Rouen. 8. „Joannes, quem Itali Blachum nuncupant.“ Gaſſeotus Martius bei Schwandtner, Scriptores rerum Austriacarum I. p. 514. „De nobili et claro transalpinæ gentis gremio natus.“ Thwroc̃z bei Schwandt-

schen Stammvater andeuten, dessen Sohn jedoch unzweifelhaft früh und entschieden in Siebenbürgen und Ungarn seine eigentliche, volle Heimath fand. Die Jugend scheint ihm in mannichfaltiger Noth und abenteuerlicher Unruhe verstrichen zu sein. Er trat, wie sagenhaft verlautet, zuerst in den Dienst eines Osmanischen Pascha's Ali, wohl nur, Sprache, Sitte und Kriegsart des christlichen Erbfeindes zu erforschen, kam darauf nach beglaubigter Ueberlieferung an den Hof des Servischen Königs oder Fürsten (Despoten), Georg Brankowitsch, und zeichnete sich hier bald auf der Jagd, bald auf dem Schlachtfelde durch eben so große Umsicht, als Kühnheit, aus. „Janko, du wirst etwas Großes werden!“ rief verwundert der Herzog aus, als jener einst auf den Wink des Gebieters einem reißenden Wolf durch Dick und Dünn über einen tiefen Strom hinaus nachgejagt und dem endlich erlegten Raubthier die Haut als Siegeszeichen abgezogen hatte.*) Und in der That geschah es so. Denn nach Jahren heimgekehrt gen Siebenbürgen-Ungarn und hier bleibend angesiedelt, stieg Hunyad im wilden Partei- und Türkenkriege rasch zur höchsten Stufe des Ruhms, wie der Macht, empor. Nichts von Belang begegnete, bei welchem er nicht die Richtung vorgezeichnet und den Ausschlag gegeben hätte. Unzweideutig leuchtet dabei besonders ein edler Grundzug hervor, der von selbstsüchtigen und sippshaftlichen (dynastischen) Zwecken befreite Ehrgeiz. Dieß ist um so höher anzuschlagen, je rücksichtsloser seit dem Ausgang des volksthümlichen Herrscherstammes der Arpaden (um 1301) Fremde um die Ungarische Krone buhlten und Einheimische ihnen Vorschub leisteten. Underthalb Jahrhunderte hindurch und länger sah sich das Reich unaufhörlichen Wirren und Bürgerfehden preis-

ner I, 242. Chalcocondylas V, p. 256, nennt ein nicht gemeines Geschlecht — *γένος οὐ πᾶν τι φαῦλον* — und Hunyad — *Χωνιάτης* — Stadt in Ardesium (Siebenbürgen), in welchem Daker (Wlachen) und Pannonier (Magyaren) vermischt lebten (V, p. 253.). Der neueste Ungarische Geschichtschreiber, Horváth, I, 276, entscheidet nichts über den Ursprung des Helden; er wartet auf die Forschungen des Grafen Teleki. — Für Abstammung von den Wlachen (Geten, Morlachen) stimmte schon Ludwig Tubero in seinen Denkwürdigkeiten bei Schwandtner, *scriptores rerum Hungaricarum* II, p. 113: „Hic autem rex (Matthias Corvinus), heißt es da, quum paterno genere Geta esset, quam gentem — Moroulaeos nostrates nuncupant, sese Corvinum, ut dictum est, appellavit,“ sei es nach dem gelben Habent mit goldenem Ring in der Standartè des Vaters, oder nach dem angeblichen, von höflicher Eitelkeit erfundenen Urahn Valerius Corvus.

*) Chalcocondylas V. p. 256.

gegeben, ohne daß man die bald von der Türkei her drohende Noth beachtete. Zuerst drängten sich zur Thronnachfolge die Anjou von Neapel heran, ihnen folgten die Luxemburger, von welchen Kaiser und König Siegmund (1386—1437) als Gemahl der Kronerbin Marie, Tochter König Ludwigs I. oder des Großen, die Ansprüche auf den Erzherzog von Oesterreich und spätern Kaiser der Deutschen, Albrecht, übertrug, welchem er die Erbtochter Elisabeth vermählt hatte. Der vortreffliche, mehr durch Thatkraft, denn Redseligkeit ausgezeichnete*) Habsburger (1438—1439), durch vorzeitigen Tod dem doppelten Wirkungskreise entzogen, öffnete für Deutschland die unbestrittene Nachfolge seinem Bruder Friedrich, als Kaiser dem Dritten dieses Namens (s. 1440), für Ungarn dem nachgeborenen Sohn Ladislaus (Posthumus, VI.). Vielen Großen aber, unter ihnen dem schon berühmten Helden Johann von Hunyadi, mißfiel diese Anordnung, theils aus Haß gegen die Deutschen, namentlich die aus Steuermark eingewanderten, hoffärtigen Grafen von Sillen, theils aus Rücksicht auf die herandrängende Türkengefahr. Sie beriefen also den jungen Polenkönig Ladislaus III., Sohn des Herzogs Jagello von Litthauen und der Polnischen Erbin, Hedwig, Tochter Ludwigs des Großen von Ungarn.***) Den dreijährigen, mit abwechselndem Glück geführten Thronzwist beendigte unter päpstlicher Mittelung ein Friedensvergleich, laut welchem der Pole Ungarn entsagen, jedoch bis zur Volljährigkeit des von seinem Oheim und Vormund, Kaiser Friedrich, erzogenen Habsburgers ebendasselbst die Regierung führen sollte.

So kehrte zwar äußerlich die innere Ruhe nothdürftig zurück, aber die Keime der Zwietracht blieben im Grunde un geändert. Denn nicht nur behielt das Ausland bald unter Deutscher, bald Polnischer Fahne seine zahlreichen und mächtigen Anhänger, sondern es entwickelte sich auch der Adel immer entschiedener als vorherrschender, den Staat allein ver-

*) „Facere, quam dicere malebat vir in armis promptus.“ Pius II. d. viris illustribus p. 68. Liter. Verein I, 183.

**) Ludwig I. d. G. König in Ungarn und Polen (s. 1370) st. 1382.

Maria Gem. Siegmund st. 1437. Hedwig, Erbin Polens, — Jagello, S. von Litthauen
Ladislaus V. (III.) st. 1444.

Elisabeth — Albrecht II.
st. 1442. st. 1439.

Elisabeth — Kasimir IV. v. Polen — Ladislaus VI. Posthumus st. 1457.

körpernder Stand. Frei von Steuern und im Reichskriege nur bis zum Zug an die Gränzen verpflichtet, im Genuß der höchsten kirchlichen und weltlichen Stellen, drückte das Geschlechterwesen, die lehenherrliche Aristokratie, jeden bescheidenen Widerstand des Bürger- und Bauernthums als „Aufruhr“ mit bewaffneter Faust darnieder und scheute dafür bei dem überwiegenden Ehrgeiz der gesammten Sippschaft kein Opfer an Gut und Blut. Die Krongewalt, bei den langen Wirren gewöhnlich ein Werkzeug der Parteien, war schwach und ohne Ansehen. Selbst der Aberglaube, nach welchem nur die Krone des heiligen Stephan den wahrhaft gesetzlichen Erben weihen konnte, war ein Mittel des Unrechts geworden. Schämte sich doch Siegmunds Erbtochter, die listige Elisabeth, nicht, das ächte, mit dem Sohn gen Wien entführte Reichskleinod durch Fälschung zu ergänzen und Jahre lang den Trug fortzusetzen! — Müde des Drucks, griffen bisweilen die geplagten Landleute zur Abwehr durch Waffengewalt und bereiteten dergestalt ein zweites Uebel vor, dessen Wunden augenblicklich vernarbten, um später desto gefährvoller aufzubrechen.

Mit der Zwietracht des Königthums und dem Bruch des herrschsüchtigen Adels, der geistlichen und weltlichen Magnatenschaft, war jedoch des Landes Unheil nicht erschöpft. Die dritte und gefährlichste Wurzel desselben trat in der steigenden Türkennoth hervor. Durch die erwähnten Umstände gefördert und gepflegt, hatte sie sich seit mehr denn sechszig Jahren, in die Seiten Ungarns gleichsam eingebohrt, *) unaufhörlich Raub, Brand, Mord und Verödung ausgebreitet und solche Fortschritte gemacht, daß über kurz oder lang auch diese Bollwerke der östlichen Christenheit zusammenbrechen und dem erobernden Strom den Einlaß in Deutschland und Italien vergönnen mußten. Wenn es nicht geschah, so gebührt der Ruhm hauptsächlich hier Scanderbeg und den Epiroten, dort Johann von Hunyad und den Magyaren=Siebenbürgern. Wie bei jenem, so entsprach auch bei diesem die angeborne und durch das Leben entwickelte Persönlichkeit der von dem Schicksal erhaltenen Bestimmung; sie fordert daher einen kurzen, vorläufigen Rückblick auf das leibliche und geistige Gepräge eines Mannes, welcher sechszehn Jahre lang (1440—1456) als Feldherr und oberster Rath die Angele-

*) Novissime ad ipsius ferme Europae umbilicum perrogata tempestas Teucrorum, tandem huius Regni et Patriae nostrae adhaesit lateribus. — Jam supra sexaginta numeramus annos, quibus paene continuis furiam illam facemque bellorum sustulimus, in privatam curam, in privata quoque unius gentis arma conversam.“ Hunyady's Brief an Nikolaus V. bei Schwandtner II, p. 53. nr. 35.

genheiten der christlichen Donauvölker größtentheils und mit steigendem Ruhm geleitet hat.

Johann von Hunyad war von einem mittlern, regelmässigen und festen Körperbau, großen, feurigen Augen, kastanienbraunen Haaren, starkem Nacken, frischer Gesichtsfarbe, freundlicher Gebärde, würdevoller, zugleich anmuthiger Haltung, so daß man ihn leicht unter Hunderten oder Tausenden „als Fürsten“ herauserkennen konnte. *) — Frühzeitige Gewöhnung an Beschwerden und Gefahren, wie sie Kampf und Jagd bereiten, hatten den Leib abgehärtet, für alle Waffen- und Turnkünste gelenk und stark gemacht, jedwede Verweichlichung und Gleißnerei fern gehalten, überhaupt die angeborene Naturkraft so befestigt, daß sie dem Hunger und Durst, der Kälte und Hitze troßen, bis zum höhern Alter vor Anwandlungen der Schwäche und Krankheit schirmen konnte. Aus diesem frischen, körperlichen Wohlfsein als Frucht der Anlage und Uebung ging denn zum Theil jenes trotzige Selbstgefühl hervor, welches, gepaart mit ritterlicher Ehrlicheit und Feinheit, niemals in Drangsalen verzagte, meistens den glücklichen Augenblick des Handelns erkannte und benutzte, **) aus Mißgeschicken und Unfällen Läuterung und Lehre schöpfte.

Der aufgeweckte, scharfsinnige Geist hatte aus Mangel an Ruhe und Gelegenheit zwar keinen großen Kreis von Kenntnissen gewonnen, aber nichts desto weniger Liebe zu den Wissenschaften und freien Künsten eingesogen. Was dem Vater fehlte, sollte daher auf die Söhne, namentlich den Jüngsten, Matthias, durch sorgfältige Pflege und Unterweisung übergehen. Dieß gilt besonders von der Lateinischen Sprache und Literatur, welche der Stifter des Geschlechts entweder gar nicht oder nur höchst unvollkommen, der berühmte Sohn und Nachfolger in ziemlicher Gründlichkeit kannte. — Von Natur großmüthig, offen und, wenn ihn nicht der Jähzorn augenblicklich bemeisterte, milde und menschenfreundlich, stellte Johann Hunyad in den verschiedenen Abstufungen seines Geschäftslebens ein Musterbild des Beamten dar. Thätig, uneigennützig und fremd den Ränken der Parteien, folgte er nach bestem Vermögen allein den Geboten der Gemeinwohlfahrt und Gerechtigkeit, hörte mit Geduld die Betheiligten jeder Seite an, ließ keinen Gegenstand auf sich beruhen,

*) Johannes de Thwroc, *Chronica Hungarorum*. c. 56. p. 274. bei Schwanbtkner I. „Et in caeteris suis membris tam competenter tamque ornate dispositus, ut inter mille ejus principalis agnosceretur persona.“

**) Chalcocondylas, p. 424. „*Δοκεί σπουδῇ τὰ πάντα κατεργάζεσθαι καὶ ἐν δέοντι χρῆσθαι πράγμασιν αὐτίκα, ὅποι ἂν δέοι, παραγενόμενον.*“

vollzog, von scharfem Urtheil und rastlosem Fleiß unterstützt, unnachsichtlich und ohne Ansehen der Person die Gesetze. „Sitzend und stehend, drückt sich ein Zeitgenosse aus, gehend und reitend, überall sprach er nach dem Gesetz und handhabte die Gerechtigkeit, freundlich den Bedrängten und Bittenden.“*) Fromm und eifrig für das katholische Christenthum, hat er dennoch als Staatsmann die Patronatrechte des Landes kräftig wider den unbefugten Anspruch des Papstthums vertheidigt, gleichmäßig den Schwärmerhaß gegen kirchliche Bekenntnisse und Lehren abgewehrt. Es war ihm eben so unmöglich, die Servier und Byzantiner um des Griechischen Glaubens willen zu verdammen, als die Hussiten oder Böhmen mit dem unbedingten Brandmal der Ketzerei zu belegen. Letztere greift er nur dann mit Entschiedenheit an, wenn sie ihm als lähmender Zwietrachtsstoff gegenüber dem Vaterlande und Christenkampf mit den Heiden oder Ungläubigen erscheinen. Dieser eigentlichen Lebensaufgabe wurden alle Gedanken und Handlungen ununterbrochen gewidmet. Religiöse und politische Gründe wirkten dafür; sie zeigten in den morgenländischen Eroberern eben so sehr feindliche Gegensätze des Glaubens, als der Sitte und Verfassung; sie sahen mit prophetenmäßigem Blick in der wachsenden Osmanenmacht den Erbfeind des Christenthums und der volksthümlichen Unabhängigkeit, fanden aber bei der abendländischen Zwietracht, Zerrissenheit und Selbstsucht gewöhnlich erst Gehör, wenn es zu spät war. Es ist kein geringes Verdienst, daß Johann Hunyad den wunden Fleck erkannte und die Heilung desselben nie aus den Augen verlor. Ihn hatten überhaupt Natur und Leben zum Mann des Kriegs gestempelt. „Er lebte, urtheilt ein landsmännischer Geschichtschreiber, im Waffenwerk, wie der Fisch im Wasser und der Hirsch im Walddunkel.“**) Als Feldherr pflegte er sorgfältig das Geeignete zu prüfen, rasch und kräftig den Beschluß auszuführen; der ritterlichen, bisweilen waghalsigen Tapferkeit stand besonnene Fürsicht zur Seite. Deshalb wurde auch die Flucht unter der Bedingung des Wiederkommens nicht für unehrenhaft gehalten; nur der verzweifelnnde Spieler setzt Alles auf

*) „Sedens, stans, incedens equitansque rogatus jus dicebat. — In miseris, supplices ceterosque virum adeuntes pius admodum et popularis: nec officio ab amicis, nec ab inimicis maleficio se facile vinci patiebatur.“ Bonfin. dec. III, lib. 7. bei Horváth I, 326.

*) Thwroc z, Chron. Hung. c. 30. „Homo bellicosus et ad flectendum arma dirigendasque res bellicas natus; et sicut piscibus aqua cervisque umbrosas lustrare silvas, sic illi armorum bellicae expeditio.“

den letzten Wurf, der rettende Führer aber gedenkt, wenn die Mittel einstweilen erschöpft sind, des wechselnden Glücks und übergibt ihm die Schirmung einer theuern, dem Vaterlande verantwortlichen Persönlichkeit. Gestärkt durch Ruhe und Wappnung, kann sie später die Niederlage in Sieg umwandeln. Ueberhaupt wurden gegenüber einem durch Muth, Zucht und Massen furchtbaren Feind zweckmäßige, zum Theil neue Anordnungen getroffen, neben dem kriegspflichtigen, durch die Vorrechte des Adels vielfach gelähmten Aufgebot bleibende Solbschaaren und Gefolgschaftsleute zu Roß und zu Fuß unterhalten, durch unablässige Uebung daheim und auf der Wahlstatt zum mustergültigen Kern des gesammten Heerbanns ausgebildet. Diese Haustruppen, in Ungarn und Siebenbürgen geworben, scharten sich um ein eigenes Panier, den Raben mit dem Ringe im Schnabel,*) während die Reichsfahne den heiligen Stephan als Abzeichen führte. Die Reiterei warf den Harnisch des Ritters für Mann und Roß ab, bald an Behendigkeit dem Feind nicht nur gewachsen, sondern auch überlegen. Die Hauptwehr lieferte das lange, zweischneidige Schwert, welches sich für Hieb und Stoß eignete.***) Im Fußvolt machten sich besonders die Büchschützen als neue und wohl eingeübte Waffengattung furchtbar.***)

Mit Elisabeth Szilagy vermählt und dadurch in dem Magyarischen Magnatenkreise gleichsam eingebürgert, stieg „der weiße Ritter aus Wallachien“ bei wachsendem Heldennamen rasch aufwärts; er wurde Ban von St. Severin oder Szöreny, Graf von Temeswar, zuletzt unter König Ladislaus, dem Polen, mit Nikolaus Uilek Wojwode oder Herzog von Siebenbürgen (1441). Zwei Siege über die dreifach stärkern Türken befestigten hier bald (1442) für immer den noch schwankenden Kriegsrühm; Polen, Ungarn, Deutsche, Franzosen, Servier und Wlachen eilten als Freiwillige herbei; die christlich-nationale Sache hatte, so schien es, ihren Vorkämpfer gefunden. Sie gedachte nicht mehr allein der Abwehr, sondern auch des Angriffs.

*) „Vexillum, in quo corvus annulum aureum rostro portans depictus erat.“ Tubero, commentarii temporis sui p. 112. II. Schwandtner. Vgl. Thwrocz, p. 266. Dem Raben und Ring folgte später König Ladislaus V. einen rothen Löwen bei, welcher die Lagen nach der Krone (hülend) ausstreckt.

**) Chalcocondylas p. 334, wo bemerkt wird, daß die plumpen, schwerfälligen Degen der Türken und Italiener dem Deutschen und Ungarischen Schwert im Handgemenge weichen mußten.

***) Chalcocondylas p. 332. wo von der *γάχη* d. h. factio, den *Βιτάξιδοι* d. h. „Bogen“ oder Büchschützen (?) gesprochen wird.

Dieser setzte sich, wohl nicht ohne Einwirkung Hunyads, den Uebergang des Hämus (Balkan) und Philippopel als Zielpunkte. Kreuz und Schwert, Christen- und Ritterpflicht, schlossen Bündniß für den kühnen Plan, dessen Gelingen Adrianopel und selbst die Küsten der Meerenge bedrohte, somit der Türkenherrschaft in Europa die Lebensader unterband. Das tief gesunkene, fast nur auf die Hauptstadt beschränkte Byzantinerreich bot geheime, ein großer Theil der abendländischen Christenheit offene Hülfe dar. Auf den Ruf des päpstlichen Gesandten und Cardinals, Julian Cesarini, eilten aus Deutschland, Böhmen, Ungarn, Servien, Polen und der Walachei zahlreiche Schaaren herbei; aus Frankreich, Burgund, Italien zogen einzelne Ritter nach der mittlern Donau-egend, weniger durch Glaubenseifer, als Ruhmlust und Abenteuererei, vorwärts getrieben. Dagegen saß der Deutsche Kaiser, Friedrich III., still aus Furcht vor dem Ungarisch-Polnischen Uebergewicht, und um eine Gelegenheit für Landgewinn zu erspähen. Auch der König Karl VII. von Frankreich und der Herzog Philipp von Burgund begnügten sich meistens mit leeren Worten und kargen Geldbeiträgen. Was man Kreuzzugsgefühl und gemeine Ehre der Christenheit nennt, war dort, wie anderswo, längst verschwunden. Sogar die Deutschherren in Preußen und Litthauen wiesen auf ihr Unvermögen hin; nur in den untern Volksschichten glühete hier und da die so oft betrogene Freiwilligkeit; freudig griff man zum Schwert und zog auf den Ungarischen Sammelplatz. *)

Um den Anfang Heumonats (1443) setzte das etwa 50,000 Mann starke Heer bei Semendria über den Strom, gelangte, mit den Hülfschaaren des Fürsten von Servien, Georg Brankowitsch, vereinigt, unter leichten Gefechten bis Sophia, welches erstürmt, geplündert und verbrannt wurde, wandte sich dann wieder, den mittlerweile bedroheten Rücken frei zu machen, westwärts, siegte in einer mörderischen Schlacht bei Nissa an der Bulgarischen Morawa (3. Wintermonat), zog darauf, trotz des nahenden Winters, von Neuem ostwärts und griff die berühmten Engpässe an, welche den Hämus vom Städtchen Isladi bis zur s. g. Pforte Trajans (Esulu derben d. i. der wässerige Paß, oder Succ) sperren. Ein zahlreiches Türkenheer, von dem kriegskundigen Sultan,

*) Callimachus de rebus Vladislav. 488. bei Schwandtner I. „Quod genus militum, cruce signatum, ex aliis quoque nationibus, ad famam religiosae expeditionis, ingenti numero confluit.“ — Der Verfasser war Augenzeuge; er begleitete den König Ladislaus als Geheimschreiber.

Murad II. persönlich befehligt, vertheidigte das natürliche Bollwerk, welchem Schanzen und Verhaue erhöhte Festigkeit gegeben hatten. Nichts desto weniger bahnten sich bei Iskladi am Vorabend des Christtages (24. Dec.) die Kreuzfahrer den Weg zur Gebirgshöhe von Rimowiga. Weder Kälte noch Mangel, weder Schnee noch Eis und herabrollende Steine hielten die Anstürmenden auf. An ihnen scheiterte die glänzendste Tapferkeit und Waffenkunst des Feindes, welcher seine besten Führer theils durch den Tod, theils durch die Gefangenschaft verloren hatte. Dieses Voos war namentlich dem Beglerbeg von Rumeli, Kasim-Beg, und dem Beg von Boli, Mahmud Tschelebi, Schwager des Großherrs, bestimmt gewesen. Murad aber, kriegserfahren und treu dem Grundsatz der Vertheidigung, ließ sich durch die schwere Einbuße an Raum und Leuten nicht einschüchtern; er behauptete die letzte, den Eingang in das Thal von Philippopel schirmende Linie. Sie zu durchbrechen, besaßen die Christen keine Kraft; von Schlachten, Märschen, Bewachten, Kälte und Hunger bewältigt, traten sie den Rückzug an und erreichten, anfangs schwach verfolgt, über Belgrad und die Donau mit den vornehmen Gefangenen, den erbeuteten Fahnen und Waffenstücken die Königsstadt Ofen. Hier zogen Geistlichkeit und Volk feierlich den Siegern entgegen, welche auf dieser s. g. langen Heerfahrt von fünf Monaten nicht sowohl Länder erobert, als Ehre und Ruhm gewonnen hatten (Hornung 1444).

Davon zeugte auch bald die That. Der Sultan, eingeschüchtert durch den Glückswechsel, bot billigen Frieden an; er verhiess, namentlich für die Lösung der Gefangenen, die Zurückgabe Serviens an den Stammesfürsten, Georg Brankowitsch, der Walachei an den Voivoden Dracul unter Ungarischer Hoheit und 70,000 Goldgulden für die Befreiung des Schwagers, Mahmud Tschelebi. — Hunyad, des Krieges Seele,*) wirkte durch den König und Reichstag auch hauptsächlich für den zehnjährigen Sühnvertrag von Szegebin; beide Theile beschworen ihn, der Christ auf das Evangelium, der Moslem auf den Koran (Heumonath 1444). Treu erfüllte darnach Murad das Angedachte, über-

*) Chalcocondylas p. 307. „Ἰωάννης τότε μέγα δυνάμενος καὶ δόξαν ἀπογερόμενος ἐς τὰς κατὰ Τούρκων στρατηγίας αὐτῷ, δοκεῖ ἀναγνώσαι εὖ μάλα βασιλεία Παυόνων ἐπὶ Ἀμουράτη στρατεύεσθαι.“ Callimachus p. 496. „Sed et iuxta regium deus Huniadiani nomen celebre apud multitudinem audiebatur, cuius maxime ingenio ac virtute in rebus bellicis victoriam adeptam credebant.“

gab die Reichsverwaltung dem Thronerben Mohammed und eilte mit etlichen Vertrauten gen Magnesia am Mäander, um von den Mühen des Lebens auszuruhen. Den kaum vierzigjährigen Eroberer hatte der Tod seines erstgeborenen Lieblings Alaeddin mehr, denn der kriegerische Unfall niedergebeugt. Ein milder, tugendhafter Herr, dessen Ehrgeiz seine Schranken hatte, verlangte er nach der Beschaulichkeit eines abgeschiedenen Lebens. Dieses war ihm jedoch nicht lange beschieden. Denn kaum hatte das nach Asien übergeschiffte Heer die jüngsten Unruhen in Karamanien gedämpft, als in Europa ein neues Gewitter aufging. Der Kardinallegat Cesarini nämlich arbeitete eifrig mit Gleichgesinnten bald nach dem Abschluß des Szegediner Friedens an der Wiederaufnahme des Kreuzzugs. Einem Ungläubigen, sprach er, schulde man keine Treue, zumal die Uebereinkunft ohne Wissen und Willen der verbündeten Mitchristen in Rom, Konstantinopel u. s. w. ausgerichtet sei. Da jetzt die Flotte Venedigs, des Papstes und Philipps von Burgund den Hellespont sperre, so könne man ohne Hemmuß bis hieher vorbrechen und den Erbfeind für immer aus Europa vertreiben.

Nach schwachem Widerstand huldigten König und Reichstag der Ansicht des Versuchers; selbst Hunyad, durch die Aussicht auf die Bulgarische Fürstenkrone und neuen Kriegsrühm geködert, stimmte bei; man erklärte den Frieden für aufgelöst (21. Herbstmonat), überschritt bei Orsova die Donau, zog, in der Walachei durch etliche Schaaren bis zu 20,000 Kampffähigen verstärkt, mit zahlreichem Gepäck und Troß längs dem Hämusgebirge ostwärts, brandschatzte in der Bulgarei Feind und Freund, lagerte endlich auf die Kunde von einem unerwarteten Zwischenfall hart an der See bei dem Städtchen Warna.

Sultan Murad nämlich hatte nach inständigem Bitten der Großen wiederum die Zügel der Regierung ergriffen, den Kern der morgenländischen Krieger meistens auf Genuesischen Schiffen über den schlecht bewachten Bosporus nach Adrianopel, von hier mit dem Aufgebot Rumeli's (des Abendlandes) rasch gen Warna geführt. Schon das dreifache Uebergewicht schien den Sieg in einer jetzt gerechten Sache zu verbürgen. Dennoch waren am Schlachttage (10. Wintermonat) bereits beide muselmännische Flügel, hauptsächlich durch Hunyad, geworfen, als die Hitze des Königs eine andere Wendung herbeiführte. Dieser stürzte sich nämlich entgegen dem Befehl des leitenden Oberfeldherrn mit dem Rückhalt auf die feindliche Mitte, welche, wie gewöhnlich, von den Janitscharen gebildet wurde. Diese standen fest, wie eine Mauer, hinter den Karren

und zwischen die Schilde eingerammten Eisenspitzen. *) Alle Angriffe der christlichen, meistens aus Polen zusammengesetzten Reitergeschwader blieben fruchtlos; das Unglück vollständig zu machen, wurde Ladislaus von dem tödtlich verwundeten Roß in die Reihen der Feinde geschleudert; bald steckte der Kopf des Heldenjünglings an einer Lanze, hier Jubel, dort lähmenden Schrecken verbreitend. Umsonst suchte Hunyad die allgemeine Flucht zu hemmen; von ihr hinweggerissen, entkam er mit wenigen Begleitern über die Donau, wo ihn der falsche Walachenfürst Drakul verhaftete, jedoch nach etlichen Wochen auf die Drohung der Ungarischen Stände hin wieder freigab. Was von den Christen zurückblieb, wurde niedergehauen, ein Loos, welches auch den Kardinallegaten Cesarini nach etlichen Berichten in der erstürmten Wagenburg, nach anderen im Blachfelde traf. Dennoch mögen bei zwei-Drittheile des Heers auf verschiedenen Wegen die Heimath erreicht haben. Denn der Sultan, erschreckt durch den ungeheuren Verlust — man setzt ihn auf dreißigtausend Mann — begnügte sich mit dem Siege; er kehrte nach kurzem Aufenthalt bei Warna gen Adrianopel, von hier in die Einsamkeit Magnesia's zurück. Jedoch bald mißfiel ihm dieselbe. Nicht sowohl Janitscharenunruhen, als das begründete Selbstgefühl und wachsende Ruhmlust, brachten den Beherrscher der Moslemin noch einmal an die Spitze der Geschäfte.

Auf die christliche Welt übte die Niederlage dagegen lähmenden Eindruck aus. Der an sich schwache Kreuzzugseifer erschlaffte, die Mahnung der Kirche wurde bei Fürsten und Völkern, welche den Gefahren fern standen, fast zum Gespött. „Der Papst, könnte man sagen, ruft und wird nicht gehört, er drohet und wird nicht gefürchtet.“ **) Die Gefahr und Ehre der Vertheidigung fielen daher meistens den unmittelbar Bedroheten im Osten anheim. Was westwärts wohnte, verhielt sich entweder leidend oder nahm nur stoßweise thätigen Antheil. Die ganze Wucht des furchtbaren Kampfes trugen Griechenland, Albanien und Ungarn. Hier, wo die erste Kunde vom Tode des Königs und Untergang des Heeres Raub- und Raubgier entfesselte, errichtete man durch Reichs-

*) Chalcocondylas p. 331. „Εκυκλοῦτο ὑπὸ τῶν θυρεῶν, εὐμεγέθεις πηξάμενος σιδηρέλους ἐς τὴν γῆν.“ Dieser eiserne Haag kommt schon bei den Persern vor. Herod. IX, 61. *γράφειν τὰ γέγραφα*. Auch die Geldrischen Kotten gebrauchten ihn bei Novara 1513. S. Fleuranges, *mémoires* p. 144.

**) „Pontifex maximus clamat et non auditur, minatur et non timetur.“ Aen. Sylv. ep. 239. bei Zinkeisen II, 109.

tagsbeschluß sofort eine Zwischenregierung von sieben Statthaltern. Sie sollte in den anvertrauten Bezirken die vollziehende Macht ausüben, dem Fehde- und Faustrecht steuern, indeß Reichsvertreter (Vicare) den Gang der innern und äußern Angelegenheiten überwachten (1445). Als, wie sich erwarten ließ, die vielschichtigen, schwachen Behörden dem Zweck nicht entsprachen, wurde auf dem Rakoser Felde bei Pesth von den Ständen Johann Hunyad, bisher Statthalter der jenseit des Theißflusses gelegenen Lande und Voivode Siebenbürgens, zum alleinigen Reichsverweser (Gubernator) erwählt (Pfingsten 1446). Seine bedeutende Vollmacht sollte bis zur Mündigkeit des für gültig anerkannten Thronerben, des Habsburgers Ladislaus V. (VI.) dauern.

Damit war aber noch keineswegs nach außen und innen hin Ruhe gewonnen. Denn theils wirkten dawider die Parteiungen und Umtriebe der heimischen Magnaten, theils die offene und geheime Widerseßlichkeit Kaiser Friedrichs des Dritten. Derselbe, von dem ränkevollen Grafen Ulrich von Cillej vielfach geleitet, wollte als Vormund des königlichen Neffen möglichst auf Kosten Ungarns an Land, Geld und Leuten gewinnen; er hatte Raab und andere Gebietsstücke des Nachbarreichs besetzt, die Herausgabe der heiligen Stephanskronen verweigert, für die Bedrängnisse der Christenheit aber weder Rath noch That gezeigt. So kam es denn zu förmlichen Feindseligkeiten, bei welchen kein Theil den andern schonte. Mord, Raub und Brand waren an der Tagesordnung. Tausende von Männern, Frauen und Kindern schleppte der wüthende Maghare in die Knechtschaft, als er unter der Führung seines Reichsverwesers Kärnthen, Krain und Steiermark überschwennte. *) Dem gräulichen Unfug setzte endlich der zweijährige Waffenstillstand ein vorläufiges Ziel (1447. 2. Brachm.); denn Friedrich gedachte des Römerzugs, auf welchem ihn der junge König begleiten sollte. Hunyad sehnte sich nach dem Türkenkriege. Dieser Lebensfrage wurde fortan alle Sorgfalt gewidmet, die Christenheit, obschon fruchtlos, durch Boten und Briefe um Hülfe gemahnt, besonders aber die eigene Wehrkraft aufgerufen und geordnet. Sie zählte, eingerechnet 8,000 Wachen, den Beitrag des neuen, vom Reichsverweser gesetzten Voivoden Dan und zweitausend Kreuzfahrer aus Teutschland und Böhmen, etwa dreißigtausend Fuß-

*) Thwroz p. 259: „Res in praedam, homines in captivitate, civitatesque ac oppida et villas ardentes in flammis redigendo omnem Carinthiae et Carniolae agrum et magnam partem Stiriae crudeli cum severitate pervagatus est.“ (dominus gubernator).

knechte und siebentaufend Reiter, daneben tausend Wagen, mit Gepäck, Waffen und Rüstzeug, namentlich schweren Geschützen, beladen. Der Angriffsplan war kühn entworfen, der Augenblick klug gewählt. Man wollte, vereinigt mit den Serviern unter Georg Brankowitsch, rasch durch die Bulgarei auf den Hämus vorbrechen, die Pässe besetzen und dergestalt den Sultan Murad, welcher vor Troja in Albanien stand, theils abschneiden, theils zwischen zwei Feuer bringen, vor Allem aber Warna rächen. *) Dem Papst Nikolaus V., welcher an Aufschub mahnte und überhaupt mehr die schönen Wissenschaften, als Kreuzfahrten, begünstigte, antwortete neben Anderm der Heerführer also: „Ich gehe an das heilige Werk, entschlossen, lieber in Waffen und Eisen zu sterben, denn des Volks Elend mit anzusehen. Der Ruhm wird nicht fehlen, mag ich nun siegen oder ehrenhaft fallen.“ **)

In solcher Stimmung setzte Hunyad, welcher mehre Wochen lang umsonst auf weiteren Zuzug gewartet hatte, bei St. Severin über die Donau (28. Herbstmonat), durcheilte Servien, dessen Fürst und Volk bereits mehr als Feind, denn Freund, erschienen, und erreichte etwa zwanzig Tage nach dem Aufbruch die Ebene von Kossowa oder das Amselfeld (Rigomezeyn ungar.). Kaum war hier, an den Gränzen Serbiens und der Bulgarei, das Lager aufgeschlagen und nothdürftig besetzt, als auch der Sultan anlangte. Durch den verrätherischen Georg Brankowitsch von Allem benachrichtigt, hatte er rasch Albanien geräumt, sämtliche verfügbare Streitkräfte Europa's und Asiens in der Gegend von Sophia versammelt, darauf dem Feinde entgegengeführt. Es waren im Ganzen bei 150,000 Mann; sie bedurften dreier Tage, um über die Sitznize zu setzen. Am 17. Weinmonat begann der blutige Kampf mit Geplänkel und Wettgefecht einzelner Reiter, unter welchen sich der Ungar Vitéz und der Osmane Eliezes hervorthaten. Der Ausgang blieb unentschieden. Am 18. erfolgte der eigentliche Zusammenstoß, mit wechselndem Glück bis in die Nacht fortgeführt und auch da durch Geschützfeuer unterhalten. Am 19. gaben Uebermacht, eiserne Zähigkeit der Janitscharen und Abfall der Blachen zu Gunsten der Muselmänner den endlichen Ausschlag. Nach einem Verlust von 17,000 Todten gegen

*) „Imus, prosequimur hostem terramque petimus, in qua insepulta Christianae cladis sepultura cumulata est.“ Hunyad au Foscari, Dogen Venedigs, vom 12. Septbr. bei Schwandtner II, p. 55.

**) Hunyad an Nikolaus V., vom 8. Herbstmonat, Kobi an der Donau. S. Schwandtner II, 51.

40,000 Feinde wandte sich das christliche Heer zur Flucht. Zweitausend Böhmen, Deutsche und Ungarn, welche das Lager vertheidigten, wurden am 19. bis auf den letzten Mann niedergehauen. Viele der Zersprengten erlagen in den folgenden Tagen dem hinterlistigen Ueberfall der Servier, welche Beutegier und Glaubenshaß — sie waren Griechen — zum Treubruch trieben.

Große Fährlichkeiten bestand inzwischen der Reichsverweser. Verkleidet fiel er auf dem Wege nach Belgrad zwei Türken in die Hände, stieß, als sie um ein goldenes Kreuz haderten, den einen mit dem aufgerafften Schwert nieder und jagte den andern in die Flucht. Etliche Tage später wurde Hunyad, auf welchen die Servier förmlich fahndeten, von einem falschen Bauern und Wegweiser gen Semendria geführt und hier auf Befehl des Fürsten Georg verhaftet. Drohungen der in Szegedin versammelten Stände verschafften jedoch um Weihnachten dem Helden die Freiheit wieder; er wurde mit Jubel vom Volk und Adel begrüßt. Die Niederlage hatte oben und unten mehr erbittert, denn entnuthigt; nichts war verloren, weil man sich selber nicht aufgab. *)

Wenn jedoch in den nächsten Jahren kein belangreiches Ereigniß hervortrat, der Reichsverweser sogar mit Murads Sohn und Nachfolger, Mohammed II., einen dreijährigen Waffenstillstand abschloß (1451): so trugen davon hauptsächlich Parteiungen der Großen, Zermürbungen mit Kaiser Friedrich und des heiligen Stuhls Gleichgültigkeit die Schuld. Denn das Gold und Silber, welches um die Mitte des Jahrhunderts bei Anlaß der Jubelfeier nach Rom floß, diente dem Papst Nikolaus V. nicht für die so oft angekündigte Kreuzfahrt, sondern für Bauten, Handschriften und anderweitige Liebhabereien. Mit dem Regierungsantritt des jungen Königs von Böhmen und Ungarn, Ladislaus, welcher den Reichsverweser aus Dankbarkeit zum lebenslänglichen Oberstatthalter (General-Capitän) und Erbgrafen von Bistritz ernannte, kehrten die alten Parteiwirren und Türkengefahren mit verdoppelter Kraft zurück. Böhmen, Polen und Oesterreich behielten nämlich nicht nur auf Kosten der nationalen Stärke und Wohlfahrt ihren selbstsüchtigen Anhang, sondern es bildete sich auch eine neue, Gefahr drohende Persönlichkeitspaltung

*) „Rectam concordiam ac unionem et caeteras res Regni integras reperimus, praesertim vero animos ex hac suscepta clade irritatos magis quam fractos.“ Hunyad an den Defan Nikolaus vom 30. Christmonat bei Schwandtner II, p. 58. — Die Hauptquellen über den Kampf sind Chalcondylas p. 355 fg. und Hunyads Brief bei Schwandtner p. 57. und Ehwroc3 c. 45.

aus. Denn nicht zufrieden mit dem ſittlichen und geſellſchaftlichen Uebergewicht, welches er als Erzieher und Rath des von ihm vielfach vorbereiteten Königs beſaß, richtete der Graf Ulrich von Cillep die Untriebe und Anſchlüge ſeines verſchmitzten, rücksichtsloſen Ehrgeizes hauptſächlich wider den ehemaligen Reichsverweſer. Selbſt Verhaſte und Mordpläne ſchreckten nicht ab; das „Hundegeschlecht“, wie der gemeine Schimpf lautete, ſollte vertilgt werden.

Indeß die Parteitung zwiſchen den Cillepern und Hunyadiſchen dergeſtalt um ſich griff, Adel, Geiſtlichkeit, Volk und König verſtrickte, wuchs mit einemmal die Außengefahr rieſenhaft an. Konſtantinopel fiel, die Eroberungspolitik des Siegers, ſchlau und gewaltſam, begann ſich nach den früher bezeichneten Bahnen mit ſteigendem Glück zu entfalten. Der Spruch Mohammeds II.: „Es gibt nur einen Gott im Himmel und einen Herrn auf Erden“ wurde mehr und mehr Wahrheit. Nur Scanderbeg und Hunyad hielten die volle Verwirklichung auf. Außerhalb ihres Bereichs galten gegenüber der Türkennoth meiſtens leere Worte, Zwietracht und Schwäche. Der Chriſtenheit war das Gefühl ihrer Gemeinſamkeit und ritterlichen Kraft abhanden gekommen. „Was treiben, klagte Aeneas Sylvius, die Welt und unſere Fürſten? Geiz, Trägheit und Habſucht beherrschen Alles. Niemand kümmert ſich um Kunſt und Wiſſenſchaft, um gemeinchriftliche Ehre und Freiheit.“

Da brachte plötzlich ein furchtbarer Stoß die Schummernden zum Erwachen, die Launen und Zwieſpältigen zum Handeln. Belgrad (Mandor-Alba), die Pforte Ungarns und mittelbar der Nachbarlande, war ſchwer bedroht; der Sultan rückte mit hundert fünfzig tauſend Mann und drei hundert Geſchützen heran und eröffnete bald die Belagerung (Anfang Heumonats 1456). Bis gen Szegedin hörte man den Donner der ungeheuren Bombarden, von welchen etliche ſieben und zwanzig Fuß Länge hatten. Die ſchwache, wenn auch tapſere Beſatzung unter Michael Szilaghy, Hunyads Schwager, konnte auf die Länge hin dem Ueberdrang nicht widerſtehen; ihr ſperrte überdieß eine zahlreiche Flotte die Verbindung mit der Flußſeite. Dennoch ſaßen Adel und Volk, Fürſten und Prälaten der Nähe und Ferne meiſtens ſtill. Da retteten ein Ritter und ein Mönch, Johann von Hunyad und Johann von Capistrano, von der ſichern Untergang drohenden Gefahr. Letzterer, gebürtig aus dem eben genannten Städtchen in Kalabrien, hatte nach tüchtiger Vorbereitung mehre Jahre lang mit Fleiß und Treue ein Richteramt verwaltet, darnach, müde der Welt, die Kutte des Barfüßers (Franciskners) angelegt, bald unter der Leitung ſeines Freundes und Meiſters,

des heiligen Bernhard Canilius aus Siena*) als Glaubenseiferer und Ketzerverfolger steigenden Ruf gewonnen, in Böhmen und Teutschland die Hussiten, in Polen, Ungarn und der Walachei die Patarenen mit Erfolg bekämpft, zuletzt auf Befehl des Papstes Calixt III. das Kreuz wider die Türken zu predigen begonnen. Ueberall, wo der damals siebenzigjährige, aber bei hagerm, abgemagertem Leibe noch rüstige und feurige Greis erschien, strömte das Volk herbei und griff bei Tausenden zu den Waffen. Man sah in dem bunt zusammengesetzten Landsturm, welcher bei sechszig tausend Köpfe zählte, Mönche, Bettler, Priester, Bauern und Studenten, welchen Bogen und Schleuder, Lanzen und Schwerter, Senfen und Dreschflügel, bisweilen auch Feuegewehre als Waffen dienten. Schwärmerischer Todesmuth ersetzte den Mangel an Kriegsübung; bei dem festen Vertrauen in die göttliche Sendung des Führers hielt man nichts für unmöglich; Jesus war das Feldgeschrei.

Den eigentlichen Kern des Heeres bildeten aber die erlesenen, kriegsgewohnten Schaaren zu Ross und zu Fuß, welche dem Ruf und Banner des Generalkapitans und Grafen von Bistritz folgten. Dieser, längst auf die Gefahr gefaßt, trat auch jetzt, wie so oft, vor die Bresche. Von dem Könige, welchen der Günstling Ulrich Cillen zur Flucht nach Wien verführt hatte, und der ausländischen Christenheit preisgegeben, übernahm Hunyad allein die Leitung der Wehranstalten, entwarf den Feldzugsplan und vollzog ihn, von Capistrano unterstützt, mit der so oft bewährten Kühnheit. Nachdem man nämlich bei Salenkemen, dem gemeinschaftlichen Lagerplatz, zwei hundert größere und kleinere Fahrzeuge versammelt und bemannt hatte, geschah zu Wasser und Lande ungesäumt der Aufbruch. So ungestillt und wohl geordnet stürzte sich am 14. Heumonat

*) Chalcocondylasp. 425. Merkwürdiger Weise werden hier die Hussiten zu „Feueranbetern“ und „Jüngern Apollo's“ gemacht. — Capistrano's Leben, von Märchen und Wundern entstellt, bleibt noch eine ungelöste Aufgabe. Den Hauptstoff findet man gesammelt bei Barberio, *Compendio dell' heroiche virtù e miracolose attioni del B. Giovanni da Capestrano*. Rom. 1661. und in Betreff der letzten Jahre bei Raynald, *Annales ecclesiastici*. tom. XVIII. Vgl. Zinkeisen II, 58. — Ranzanus, *epit. rerum Hungaricarum* bei Schwandtner I, 385 bemerkt neben anderm Abweichenden, Capistrano habe, nur des Italienischen kundig, und deshalb der Dolmetscher bedürftig, als Kreuzzugsprediger keinen besonders starken Eindruck gemacht und nur eine geringe Zahl (500?) Bewaffneter zusammengebracht. Letzteres ist wohl eben so übertrieben, als der gewöhnliche Bericht, welcher von 60,000 spricht. Soviel mochte die Gesammtheit betragen.

die christliche Flotte auf den Feind, daß nach fünfstündigem, mörderischem Kampf die Linie seiner zusammengeketteten Schiffe durchbrochen, etliche Fahrzeuge versenkt, andere zersprengt und bald, um Schlimmerem zu begegnen, freiwillig dem Feuer überliefert wurden. Dergestalt auf der Flußseite entsetzt, empfing Belgrad, dessen Mauern bei der zweiwöchentlichen Beschießung vielfach in Trümmern lagen, unter Jubelgeschrei die Sieger. Andre Schaaren blieben als Rückhalt an den Ufern der Donau und Sava, um den weitem Gang der noch keineswegs entschiedenen Dinge abzuwarten. Denn noch dehnten sich in unübersehbaren Reihen die Zelte der Belagerer aus. Zunächst dem Hauptquartier oder der Pforte auf einem Hügel standen die Janitscharen, im Vorgrunde die Geschütze, meistens von Italienern, Deutschen, Ungarn und Bosniern aufgestellt und bedient; den hintersten Raum füllten lange Züge von Kameelen, Saumthieren und Wagen, mit einem zahlreichen Troß für Kriegs- und Mundvorrath; selbst Handmühlen, Brückengeräthe (Pontons), Räder und Walzen für die Fortschaffung der Schiffe*) und Feldbäckereien fehlten nicht. Alles deutete auf lange und gewichtvolle Unternehmungen hin. Hatte sich doch der gefürchtete Sultan berühmt, binnen zwei Wochen der Feste, innerhalb zweier Monate Ofens Meister zu werden und hier sein Mittagsmahl einzunehmen!

Man setzte daher, weil Ehre und Pflicht vorwärts drängten, eifrig bei Tag und Nacht die Angriffe fort, legte neue Breschen, gewann Raum in den meisten Gräben und Außenwerken, bereitete endlich Alles zu einem Hauptsturm vor. Dieser begann sieben Tage nach der Flußschlacht, als der Morgen des 21. Heumonats dämmerte und dauerte auf beiden Seiten mit gleicher Wuth den ganzen Tag hindurch bis in die Nacht hinein. Nicht eingeschüchtert durch den Fall des Beglerbegs von Rumelien, Karadscha, eines sehr beliebten Führers, drangen die Türken unter Allah-Ruf, Trommel- und Drommetenlärm vorwärts, breiteten sich plündernd und sengend in der Unterstadt aus, ja, griffen stellenweise die Burg an. Schon wollte ein riesenstarker Janitschar auf der erklommenen Thurmzinne die Fahne aufpflanzen, als ihn der Ungar Titus Dugovich umflammerte und mit sich in die Tiefe hinabriß. Diesen Augenblick mochte Hunyad, nicht, wie Etliche berichten, der Flucht, sondern des besonnenen Widerstandes gedenkend, ergreifen. Das Zeichen

*) „Machinae ad navigia per montes traducenda, instrumenta ad populos transvadandum.“ Calixt III an den König der Abyssinier bei Raynald p. 474.

wurde gegeben, die Besatzung brach heraus und warf den schon ermatteten getheilten Feind bis auf die Vorwerke zurück. Hier hatten sich der Weisung des Feldherrn gemäß mehrer Schaaren Kreuzfahrer, unter ihnen Capistrano, an der Brücke gehalten, welche Ober- und Unterstadt verband. Der wirre Knäuel des Feindes, theils in den rauchenden Straßen, theils in den Gräben zusammengebrängt, wollte um jeden Preis die entscheidende Stelle bewältigen; er verdoppelte seine Anstrengungen. Da warfen die Christen auf des klugen und muthigen Barfüßers Rath, oder, wie man sagte, „vom heiligen Geist erleuchtet“*), bei grauem Morgen mit Schwefel und Pech getränkte Reisigbündel hinab. Bald loderte die Flamme auf; Tausende der unten gelagerten Janitscharen erstickten, nur wenige entkamen. Den gleichen Ausgang nahmen Viele, welche von hinten her und über die Brücke nachdrückten.

Was Brand und Schwert überlebt hatte, eilte in wirrer Flucht nach dem Lager zurück. Auf den Fersen folgten die Kreuzfahrer. Von Kampflust fortgerissen, mißachteten sie den feldherrlichen Befehl, bei Todesstrafe vom Streit abzulassen, drangen vielmehr kühn, Capistrano mit einem Stabe und Crucifix an der Spitze, vorwärts auf die Schanzen und Geschütze, den Bedrängten zu helfen. Bald erschienen auch Hunyadi und die regelmäßigen Krieger. So entbrannte auf der Ebene und im Lager eine dritte, mörderische Schlacht. Selbst der Sultan, ergrimmt über den Verlust der zwei ersten, vom Geschütz gebildeten Linien, nahm Theil an dem Lagerkampf, mußte aber, schwer verwundet, die Wahlstatt räumen. Die Janitscharen, deren Aga, Hassan, unter den Augen des scheltenden Herrn fiel, versagten zuletzt den Dienst; ihr Zauber war gebrochen. Nur die Ankunft eines 6000 Mann starken Reitergeschwaders, welches die Sieger bis zu den vordern Schanzen und Geschützen zurückwarf, rettete das Lager. — Kaum war aber die Nacht angebrochen, so begann der Rückzug, welcher sich bald in wilde Flucht auflöste und erst in Sophia endigte. Denn nun griffen auch die schon unterjochten Serbier wieder zu den Waffen, befreiten Novoherda mit seinen Silbergruben und andere Plätze, indeß Ungarische Reiter Schaaren mehre Tagereisen hindurch dem Feinde nachjagten. Derselbe hatte vor Belgrad und auf

*) *Cruce signati, cum iam fossata Turcis plenissima viderent ac per hoc timerent, non posse eis amplius obsistere, a Spiritu sancto edocti arripiunt innumeros lignaminum, virgarum viminum, ac aliorum combustibilium fasciculos, sulphureo igne accensos etc.*“ Aus dem Brief des Franziskaners und Augenzeugen Tagliacozzo bei Raynald XVIII, p. 466.

der Flucht bei 50,000 Todte, sämmtliche Geschütze und das meiste Rüstzeug, vor Allem seinen Kriegsrühm verloren. — So groß war die Beute, daß mancher Arme reich wurde. Denn Waffen, namentlich Geschütze, ausgenommen, überließ der Oberfeldherr allen Gewinnst dem Kriegsvolk. Auch den 4000 Gefangenen war er mild; sie wurden für die Reinigung und den Wiederaufbau der Stadt verwendet. Die Christenheit aber saß trotz des anfänglichen Jubels, welcher schon vom Wiedergewinn Konstantinopels und Jerusalems träumte, still; sie hatte keinen Sinn für den Feuereifer Capistrano's. „Nichts, schrieb er dem heiligen Vater, ist nach Justinians Gesetzbuch gethan, wo noch etwas zu thun übrig bleibt. — Jetzt naht der Tag des Heils für die Christenheit; zehn bis zwölftausend Italienische Reiter genügen, um, mit den Kreuzfahrern und Ungarn verbunden, dem Feind Beute für dreijährige Kriegskosten abzugewinnen“*). Auch Papst Calixt theilte diese hochfliegenden Hoffnungen und Pläne; durch That und Wort suchte er sie zu verwirklichen, ließ, wenn das Geld fehlte, Juwelen und andere Kleinodien theils in die Pfandschaft, theils in den Handel oder die Münze bringen; seine Briefe und Boten bestürmten Fürsten und Obrigkeiten mit Bitten und Drohungen. „Hochherziges Deutschland, hieß es unter Anderm, wie lange schläfst du? Feste Burg der Christenheit, wie lange wartest du auf den dir bestimmten Sieg und unsterblichen Ruhm?“**) — Selbst der Abysinische König wurde nicht vergessen; er möge, mahnte der heilige Vater, den günstigen Augenblick benutzen und dem gemeinsamen Feind Jerusalem entreißen!***).

Wohl hätte den schwer getroffenen „Eroberer“ ein kräftiger Stoß, zu Wasser und Land gleichzeitig geführt, aufgehalten, wo nicht zermalmt, aber der allein dafür befähigte Kopf und Arm wurde plötzlich gelähmt. Am 11. August nämlich, kaum zwanzig Tage nach dem Entsatze Belgrad's, erlag Johann von Hunyad, 56 Jahre alt, in dem nahen Flecken Zempfen einer verheerenden Lagerkrankheit, dem Typhus. Seine letzten Handlungen und Worte waren die des ächten Christen, Ritters und Vaterlandsfreundes; er empfing, des Todes gewiß, in einer kleinen, von ihm erbauten Capelle das Abendmahl und die letzte Delung, nahm dar-

*) „Pater beatissime, quia Justiniana lex dictat, nihil videtur actum, cum aliquid superest agendum, idcirco ecce nunc tempus acceptabile. ecce nunc dies salutis populi Christiani“. Aus dem Brief an Calixt III. bei Raynald p. 470.

**) Calixt am 31. Christm. bei Raynald XVIII, p. 475.

***) Schreiben vom 26. Winterm. bei Raynald p. 473.

auf, die Hand darreichend, von den umstehenden Freunden und Waffengefährten rührenden Abschied, empfahl ihnen die Schirmung des Glaubens, der Heimath und Hausgenossenschaft durch Muth, Eintracht, Recht und Gesetzmäßigkeit*). Kaum war der Held, „die Leuchte der Christenheit, und der Schrecken des Feindes,“ unter lauter, aufrichtiger Klage bestattet, als auch Capistrano zu kränkeln begann und am 23. Weinmonat in dem halb zerstörten, halb verpesteten Belgrad starb.

Zügellos brachen fortan in Ungarn und Zubehör die alten Parteileidenschaften aus ihrem Versteck hervor und besleckten das nothdürftig geeinigte und geordnete Reich mit einer Reihe wilder Verbrechen und Bürgerfehden. Dazu gab Ulrich Cillej, welcher unbedingt den jungen, schwachen König Ladislaus leitete, das Zeichen. Entschlossen, um jeden Preis das „Hundegegeschlecht“ zu vertilgen**), gebrauchte er bei der Rückkehr nach dem Magharenlande List und Gewalt, um Hunyads ältesten Sohn zu verderben. Dieser, Ladislaus geheiß, und von der drohenden Gefahr unterrichtet, kam dem Meuchelmörder zuvor. Graf Ulrich wurde zu Belgrad, als er in einem Gespräch zuerst das Schwert gezogen hatte, von den herbeigeeilten Freunden Hunyads erschlagen (10. Winterm.). Darauf nahm der König, von den Cillehern und selbstsüchtigen Großen vorwärts gedrängt, für den Günstling die Blutrache. Er ließ, uneingedenk des feierlich und auf die Hostie gegebenen Worts, in Ofen beide Brüder Hunyad und ihre treuesten Anhänger verhaften (14. März 1457), zwei Tage später den ältern Hunyad, Ladislaus, als Hochverräther enthaupten, den jüngeren, Matthias, nach Wien und von hier auf die Feste Guttenberg abführen.

Sofort brach der Bürgerkrieg aus; Elisabeth, des großen Hunyad Wittwe, ihr Bruder Michaël Szilagh, der Vertheidiger Belgrads, griffen zu den Waffen, treue Freunde, unter ihnen fast alle Gefangene Ofens, gesellten sich bei. Bestürzt, floh der König nach Wien, knüpfte, auch vom Kaiser bedrängt, mit den Ungarn Unterhandlungen an, reiste nach Prag, um die Vermählung mit Magdalene, der Tochter Karls VII. von Frankreich, zu vollziehen, erkrankte plötzlich an einer schlecht behandelten Darmentzündung.

*) Nach Ranzanus p. 389 ließ sich der Sterbende rücklings auf die Erde niederlegen, zu Häupten und Füßen Fichter aufstellen, wie es bei der Beerdigung zu geschehen pflegt, und darnach die üblichen Sterbelieder und Gebete (*commendatio animae*) vortragen. Capistrano leitete diese Handlung, welche gewissermaßen die Tobtenmesse eines noch Lebenden darstellt.

**) „Ego sum, pflegte Cillej zu sagen, homo ille, qui hoc canile lignagium hac de terra exstirpabo.“ Thwroc p. 276.

ung und starb 36 Stunden später, kaum achtzehn Jahre alt (23. Wintermonat). Bei nicht schlechten Anlagen des Geistes und Herzens wurde er durch Umgang und Erziehung so verderben, daß Unschlüssigkeit, Heuchelei und Tücke den Kern der Tugend und Mannheit überwucherten, Völlerei und Wollust an die Tagesordnung kamen. An dem Allen trug hauptsächlich Ulrich, Graf von Cilleh, die Schuld; denn der Ehrgeiz und die Habgier dieses sonst tapfern und einsichtigen Mannes hielten jedes Mittel für erlaubt; andrerseits aber waren Eitelkeit und Gefallsucht so stark, daß der schon Fünfzigjährige, um den Frauen jung zu erscheinen, die hier und da grauen Bart- und Haupthaare bis auf die Wurzel ausreißen ließ *).

Der Tod des Königs, von dem Gerücht vielfach der Vergiftung, bald durch Weibes, bald durch Mannes Hand zugeschrieben**), gab überall das Zeichen zu heftigen Bewegungen und Unruhen. In Böhmen bemächtigte sich Georg Podiebrad anfangs als Reichsverweser, darauf als König der leitenden Macht, in Oesterreich und Zubehör benutzte Kaiser Friedrich III. mit Fug und Recht den günstigen Augenblick für die Befestigung bisher schwankender und bestrittener Herrschaft, in Ungarn und den Nebenlanden endlich rüsteten die Parteien der Hunyadi und Cilleyer zum blutigen Kampfe um die Erbschaft der Krone und mit ihr der Macht. Jedoch glücklicher Weise dauerte auf dem Wahlreichstage zu Pesth und Ofen die Ungewißheit der schwebenden Frage nicht lange. Denn der Frost hatte in einer einzigen Nacht beide Donauufer überbrückt und dadurch die Lage der in Ofen versammelten Cilleyer sehr verschlimmert; sie waren dem Angriff der weit stärkeren Gegner bloß gestellt. Selbst die kühnsten und leidenschaftlichsten Führer, wie der Palatin Nikolaus Gara und Uilaky, Wojwode von Siebenbürgen, sahen das ein. Dazu kam, daß die andere Seite, von Michaël Szilagy, dem Schwager des Helden Johann, geleitet, die entschiedene Ueberlegenheit der Grund-

*) Thwrocz p. 277.

**) „Veneno, uti plerique credidere, necatus.“ Ranzanus p. 393. „*Ἀέγεται μέντοι καὶ ὑπὸ τινος Λαυρεντίου Χειδραχαβάρου (Medervari?) τοῦ Ἀντισπάρκου κώνειον ἐμπιόντι ἀποθανεῖν.*“ Chalcocondylas p. 427. — Utrum autem, ut quibusdam placuit, ordinante Georgio de Podiebrad, lethiferum per venenum, an vocatione divina occubuerit, ipse pro comperto dicere nequeo.“ Thwrocz p. 282. Bestimmter spricht sich für Gewalttod durch die Hussiten Pius II. aus Mst. Bohem. c. 71. Vgl. Raynald XVIII. 487. Comines VI, p. 568 meldet, ein Edelfräulein habe aus Eifersucht den König, ihren frühern Liebhaber, vergiftet. Vgl. de Reva, de monarchia bei Schwandtner II, 672.

sätze und Hülfsmittel besaß. Sie verlangte einen heimischen König, in-
deß der Widerpart zum Auslande flüchtete, sie zählte auf dem Wahl-
felde von Rákos anfangs zwanzig, bald vierzig tausend Reifige, wider
welche der Gegner kaum den zehnten Theil aufbringen mochte; sie ver-
fügte endlich über bedeutende Geldkräfte; denn ihr standen die Schätze
Johanns und seiner Wittwe Elisabeth zu Gebot. Vor Allem aber gab
die Volksstimme *) den Ausschlag; auf dem Eise und an den Ufern riesen
Tausende nach dem jüngsten Sohn Johanns, dem fünfzehnjährigen Grafen
Matthias, welcher damals im Kerker zu Prag saß. Sogar die Kna-
ben in ihren Spielen verlangten nach ihm.

So vereinigten sich endlich die Parteien, gelobten einander Vergessen-
heit des Geschehenen und erkoren Matthias Hunyady, nach dem Vater
Corvinus geheißten, zum König über Ungarn. Ein unendliches Jubel-
geschrei, Glockengeläute, Trompeten-, Trommel- und Pfeifenschall, in
der Nacht weithin leuchtende Freudenfeuer bezeichneten die folgenreiche
Handlung (24. Jänner 1458). Der schlaue und gewinnlüchtige Reichs-
verweser Böhmens aber, Georg Podiebrad, lieferte den schicksalsvollen,
aus dem Kerker auf den Thron erhobenen Jüngling nicht umsonst aus;
er verlobte ihm, dem Willigen, seine schöne Tochter Katharina und for-
derte für diese, gleichsam einen Wahihsatz von 60,000 Goldgulden unter
dem Namen des Lösegeldes. Alles wurde von dem Reichstage, welcher
die scheinbar einhellige Wahl für göttliche Schickung hielt **), ohne Säum-
niß bewilligt, darauf der erkorene Jüngling unter zahlreichem Geleit von der
Mährischen Gränzstadt Straßnitz gen Ofen geführt und mit neuem Jubel
als König begrüßt (16. Hornung). Bald zeigte derselbe, daß er regieren
wolle und könne. Der ihm bis zur Mündigkeit des zwanzigsten Lebens-
jahrs als Reichsverweser beigegebene Theim und Graf von Bistritz wurde
bei Anlaß Siebenbürgischer Unruhen nicht nur abberufen, sondern auch ob-
trogigen Widerstandes eingekerkert (Weinmonat). Durch die Treue et-

*) „Et quid facerent, nisi ut annuerent? dum omne Hungaricum vulgus,
latas civitatis per plateas deambulans, puerorumque coctus hinc inde cur-
sitans, loqueretur et alta voce clamaret: Matthiam volumus esse re-
gem; hunc nostra pro tutela Deus elegit, hunc quidem et nos
eligamus.“ Thwroc p. 284 bei Schwanbtker I.

**) „Electio, divino facta consilio. Dei, inquam, consilio facta est,
propterea quod nullo iure successionis maiorum erat Matthias ad Hunga-
riae regnum evehendus.“ Ranzanus bei Schwanbtker I, 395. Wohl wirkte
jedoch auch das Geld der Mutter. Comines VII, 568: „Et croy bien qu'elle
avoit bonne intelligence en ceste compaignie.“

licher Diener befreit, versöhnte sich zwar Michaël Szilagy mit dem selbstherrlichen Neffen, bekam aber niemals wieder Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Später von den Türken gefangen, mußte der stolze, unbiegsame Mann den Wechsel der menschlichen Dinge über Gebühr erfahren; sein Haupt fiel auf des Sultans Befehl unter dem Schwert des Henkers.

Mit dem Sturz des Oheims und Wohlthäters beginnt für den Neffen die eigentliche Regierung; er hat sich durch den raschen und festen Staatsstreich für vollkommen mündig erklärt, der Magnatenschaft weltlicher und geistlicher Art offene Fehde angesagt, dem bisher angezweifelte Wahlkönigthum den Stempel thatsächlicher Berechtigung aufgedrückt, dem Volk aber oder der Nation im Großen die Lehre gegeben, daß man zwar für, nicht aber durch dasselbe zu herrschen gedenke.

Wohl mag es daher schicklich und angemessen sein, nicht eher den Gang der fast ununterbrochen zwei und dreißig Jahre lang geführten Kriege mit dem Auslande zu verfolgen, bevor auf das Wesen und Leben ihres Hauptträgers, sodann auf die innere Reichswaltung ein zusammenfassender Rückblick geworfen ist.

Matthias, wie sein älterer Bruder, Ladislaus, zu Klausenburg oder Colosvár in Siebenbürgen geboren (17. Hornung 1443^{*)}), empfing als Knabe und Jüngling eine ziemlich sorgfältige, auch auf das Wissenschaftliche gerichtete Erziehung. Denn, was dem großen Vater fehlte, sollte dem Sohn zu Theil werden. Dieser erlernte daher, wohl hauptsächlich unter Leitung des rechts- und sprachkundigen Johann Vitez, Bischofs von Großwardein, gründlich neben der Muttersprache das Lateinische, in welchem Frontinus, Vegetius, Curtius und Livius, auch die Bibel, seine Lieblingschriftsteller wurden, gewann später mehr durch Umgang, denn Unterricht, eine erträgliche Kenntniß des Deutschen, Slavischen und Bulgarisch-Türkischen**), zeigte frühzeitig Sinn und Geschmack für das Schöne, namentlich in Bauwerken, Gemälden und Meißelarbeiten, wendete sich daneben bei reiferem Alter in Mußestunden auf mathematisch-technische Studien, nach der Art des Zeitalters jedoch nicht

^{*)} Colosvárum, quod Sarmatorum lingua interpretatur Scholasticum oppidum, quo in loco natus est divus Matthias.“ Ranzanus bei Schwandtner I, 334.

^{**) Galeottus Martius de dictis et factis Matthiae Regis c. 28. „Optime seit Bulgaricam linguam, in qua Turci scribunt sua diplomata.“ Schwandtner I, 557.}

frei vom astrologischen Zeichen- und Schicksalsglauben, kurz, offenbarte eine eben so vielseitige, als im Einzelnen bisweilen tiefe und aufrichtige Wißbegierde, mochte sie sich auch nicht immer von persönlicher Eitelkeit loslagen*). In allen leiblichen Uebungen und Fertigkeiten stand er den Besten gleich; sein starker und gewandter Körper mittleren Baues verkündigte Kraft und Selbstgefühl, sein schwarzes Feuerauge mit löwenartigem Blick und unter krausem, röthlichem Haar spiegelte den Helden ab; in Gang, Sprache und Haltung hatte er etwas Würdevolles, einen wahrhaft königlichen Ausdruck, ohne daß die Leutseligkeit fehlte. „Er ist, urtheilte der Cardinallegat Castelli, wohl unterrichtet und besitzt im Reden eine gewisse Würde und Hoheit, so daß er nichts spricht, bevor ihm scheint, daß ihm geglaubt werde. Und wahrlich, wenn ich ihn betrachtete, seinen Geist, seine Sprache und Weise, seine List und Kühnheit, überstrahlte er alle Fürsten, welche ich kenne, Keinen ausgenommen. Heiligster Vater! dieser König ist unermüdblichen Geistes, durchaus martialisch (*Martialis totus*), nur auf Krieg denkend und denselben ohne Wertgepränge führend“**).

Allerdings hatte Matthias ungewöhnliche, durch Uebung und Leben vollkommen entwickelte Geistesgaben; sein Verstand war durchdringend; er ging, unbekümmert um Neben- und Scheindinge, stets auf den entscheidenden Kern der Sachen und Verhältnisse ein. Mitten im Schlacht- und Lagergewühl blieb er unbeirrt und besonnen, ja, konnte da, wo andre Menschen in ängstlicher Spannung des Ausgangs harren, dem ermatteten Leibe augenblickliche Ruhe gönnen. Dieselbe wurde durch eintretende Stille oft eben so plötzlich gestört, als durch Geräusch und Lärm gefördert; die mühsam gewonnene Himmels- und Sternkunde huldigte dagegen häufig dem astrologischen Aber- und Fataлитätsglauben. — Sein Gedächtniß war eben so weit, als stark; es verlor nicht leicht die einmal aufgenommenen Gegenstände, wußte, wie vom Cyrus gerühmt wird, die Namen aller Soldaten***), brachte ohne Zwang im Gespräch angemessene Stellen aus der Bibel und den Römischen Classikern bei, reichte als stets gewärtige Dienerin dem schlagfertigen Witz unterstützende Waffen und Stoffe dar. Jener war in der

*) Seine Menschenkenntniß ging eben so sehr von wissenschaftlichem Nachdenken, als reifer Erfahrung aus, er war „*Physiognom*“ im bessern Wortverstand.

**) Der apostolische Nuntius, Bischof Castelli, an den Papst Sixtus IV. bei Mailáth, III, Nr. 40. p. 158.

***) Galeottus Martius de dictis et factis Matthiae Regis c. 20 bei Schwandtner I, p. 551.

ernsten und heitern Unterhaltung eben so mannichfaltig, als treffend. Darum fehlt es auch nicht an Sammlern, welche, wie Galeoto Martius, bald mit, bald ohne Auswahl des Königs Tischreden und scharfsinnige Sprüche aufzeichneten. Sie verbinden beinahe sämmtlich ächten Humor mit schlagendem, bisweilen boshaftem Ernst. Drei Dinge, hieß es z. B., seien ihm widerwärtig, eine aufgewärmte Suppe, ein versöhnter Freund und ein bärtiges Weib; in der ersten bleibe etwas Geschmackloses, in dem zweiten etwas Feindseliges und in dem letztern eine gewisse, verbrecherische Unheimlichkeit zurück*). Die Unterhaltung bald mit fremden Gästen, bald mit Freunden und Dienern war dabei eben so ungezwungen, als mannichfaltig und gewandt; den lebhaften, in verschiedenen Sprachen abgehaltenen Vortrag begleitete nicht selten ein ausdrucksvolles Gebärden- und Händespiel. Bisweilen lief auch bei dem Streben nach „Geistreich sein“ etwas Gefallsucht und Eigenliebe mitunter, wie es an den Tafeln der gebildeten Machthaber zu geschehen pflegt. Blieb doch selbst Friedrich d. G. davon nicht unangefochten! Um so eher mußte es im Kreise meistens roher, handfester Magnaten geschehen, welche nur Körperkraft und ritterliche Mannheit achteten, auf schöne Künste und Wissenschaften aber mit Gleichgültigkeit, wo nicht Verachtung, herabblickten.

Neben der ausgezeichneten Urtheilsschärfe und Wißbegier besaß der König auch dichterische Einbildungskraft. Wie er schon als Knabe bei dem Lesen der Rolandslieder Essen und Trinken vergaß, so blieb dem reifen Manne die Gewohnheit, auf jede Weise Dichter und Sänger aufzumuntern und bei festlichen Anlässen alte wie neue Heldenthaten, am Liebsten in der Muttersprache, vortragen zu lassen. Meistens bezogen sich derartige Tischlieder auf Züge aus dem laufenden Türkenkriege. Liebesgeschichten und ähnliche Gegenstände blieben als unschicklich in der Regel ausgeschlossen**). Persönliche Schmeichelei durfte dabei nicht Statt finden. So wurde auf dem Olmützer Congreß einem Deutschen Lobfänger bedeutet, er möge künftig an dem Könige der Ungarn weder die Stärke

*) Galeotus Martius, p. 548. c. 16. Ueber die Beredsamkeit des Königs vgl. ebendaf. p. 558. „Est memoriae valida, benignus in audiendo, in respondendo promptus et facundus, eloquentiam suam nunc hilari, nunc tristi vultu gestuque ad rem accommodato prosequens; est etiam vocis tam clarae, ut longissime audiat.“

**) Galeotus c. 17. p. 549. „Sunt ibi musici et citharoedi, qui fortium gesta in lingua patria ad mensam in lyra decantant. — Amatoria autem carmina raro ibi cantantur, et ut plurimum gesta in Turcos in medium veniunt.“

eines Riesen, noch die Anmuth eines Absalon oder Ganhmed rühmen; denn das Alles passe nicht.

Bei wachsender Macht entartete dieser natürliche Sinn für das Schöne in Brunkliebe und hoffärtige Schaustellung. Man wollte hinter Karl dem Kühnen nicht zurückstehen, den Burgundischen Hof sogar übertreffen, mit Neapel gleichen Schritt halten. Dieß geschah, seitdem von hier nach dem Tode Katharinens von Böhmen die Tochter Ferdinands I., Beatrix, südliche Sitten und Neigungen gen Ofen gebracht hatte (1477). Fortan wurde der Zutritt, welcher sonst Jedem freistand, schwieriger, die Unterhaltung steifer, nur auf das Nothwendige beschränkt. In demselben Maße stieg die Lust an goldenen und silbernen Geschirren, gewirkten Tapeten, Edelsteinen, Perlen und sonstigen Kleinodien, an welchen vielleicht keine Schatzkammer in der Christenheit die Ungarische übertraf. Man „glaubte da Salomons Herrlichkeit zu schauen.“*)

Von Gemüth war zwar Matthias gefellig und zur Milde geneigt, aber unfähig, sich vor dem Zähorn zu bewahren und die schrankenlose Ruhmliebe zu zügeln. Er litt an der Großmannesucht mit ihren süßen und bitteren Früchten, betrachtete nicht selten Personen und Verhältnisse als reine Werkzeuge und Mittel des eigenen und nationalen Ehrgeizes. Dieser sollte Ungarns Gebiet nach möglichst weiten Gränzen auf Kosten Polens, Böhmens, Deutschlands und Italiens abrunden, um den wiedergeborenen Magyarenstaat als künftigen Ausgangspunkt im Osten die Kräfte der verbündeten oder abhängigen Christenvölker für den Kampf wider das Osmanenthum versammeln und dergestalt den Erbfeind, wo nicht, aus Europa werfen, doch bis zur Unschädlichkeit demüthigen. Gegenüber dem Plan eines Ungarischen Großreichs und des damit verbundenen neuen Herrscherstaumes (der Hunyadi-Dynastie) galten dem feurigen, rastlosen Heldenkopfe die etwaigen Widersprüche, Sonderbündnisse und Feindschaften für nichts; sein Muth erschrak vor keiner Gefahr, sein unbeugsamer Wille vor keiner Verwicklung, sein Ehrgeiz vor keinem, selbst zweideutigen Mittel. Hatte der große und edle Vater nur einen Gedanken und Plan, die Türkensache, so zersplitterte sich der

*) *Tantum pretiosam supellectilem, pretiosa vasa, ornatam atriam vidi, ut Salomonis gloriam non crederem fuisse majorem.* Castelli bei Mailath p. 166. Vgl. Thwroc, p. 291., wo der überschwängliche Verfasser die Herrlichkeit des Königs mit Assuerus, dem Kaiser der Assyrier und Babylonier, vergleicht und an das berühmte Gastmal erinnert.

königliche Sohn nach mehren, gleich starken Zielen und Richtungen hin; er wollte auf Kosten der Gläubigen und Ungläubigen ein überwiegendes Donau- und Magyarenreich stiften, darauf diesem die Oberleitung (Hegemonie) im östlichen Europa zuwenden oder gewissermaßen ein zweiter, veredelter Attila werden, mit welchem ihn auch Zeitgenossen ohne weiteres verglichen haben. *)

Wenn aber ein derartiges Riesenwerk als Frucht der persönlichen und geschichtlichen Verhältnisse mit begründeter Hoffnung auf Erfolg entworfen und ausgeführt werden sollte: so waren gegenüber den innern Angelegenheiten drei Vorbedingungen unabweisbar. Es konnte zuerst in Betreff einer möglichst starken Krongewalt nicht genügen, daß der König überall die Geschäfte leitete, die eingegangenen Berichte las und die Antworten übermachte, **) man bedurfte auch einer bleibenden, staatsrechtlichen Grundlage. Die Parteien des herrsch- und selbstsüchtigen Adels wurden daher unnachsichtig bald durch List, bald durch Waffenmacht gebrochen, die Häuptlinge theils verjagt, theils niedergeworfen, die stürmischen, trotzigen Reichs- und Landtage gedemüthigt und in geduldige Werkzeuge der überall Ton und Richtung bezeichnenden Krone umgewandelt, fähige und verdienstvolle Männer ohne Rücksicht auf Geburt und Güter zu den höchsten Stellen des Staats und der Kirche befördert, die wirren Gesetze und Bräuche vielfach gebessert und geordnet, die obern und untern Richterämter sorgfältig besetzt und überwacht, in den Comitaten alljährlich durch Wahl der Gemeinden besetzte Geschwornenstühle errichtet, die Klagen ohne Ansehen der Person und des Standes, oft in Gegenwart des Königs, so gewissenhaft und rasch entschieden, daß man später sprichwörtlich sagte: „Matthias ist gestorben, die Gerechtigkeit ist hin.“ ***) Bisweilen begegnete jedoch auch hier etwas Menschliches. Der Herr, überdies jähzornig, verlangte unbedingten Gehorsam,

*) „Victoriosum quidem hunc hominem, ut secundum Attilam, reddidere fata.“ Thwrocz, *Chronica Hungarorum* p. 291. c. 67. — Ueber die Ruhmliebe des Königs, s. Tubero, *commentarii de temporibus suis* p. 115. (Schwandtner II.) „Tantae industriae fuit, ad suam praesertim gloriam excolendam, ut ausim affirmare, eum virtute quidem multis cedere, fama vero nemini.“ — Thwrocz p. 286. — „Dissimulandi magister, gloriae usque ad infinitum avidus, et tanquam regnare natus.“

**) „Rex omnes literas — aut ipse dietat, aut ab aliis scriptas legit, itemque ad se missas sine aliqua mora oculis percurrit.“ Galeotus, c. 28. p. 557. I. Schwandtner.

***) Tubero III, 3. p. 155. „Exstincto Corvino, nulli Hungarus vide-

und daß sie keine Verordnung tadelten. Wo es dennoch geschah, traten Ungnade und Strafe ein. So blüßten der Erzbischof Johann Vitéz von Gran, des Königs vieljähriger Rath, und der Bischof Gabriel von Colocsa, des Reichs Kanzler, ihren freimüthigen Tadel durch Absetzung und Kerker.

In Kirchensachen wurden die Hoheitsrechte gegenüber dem Papst streng gewahrt, die geistlichen Gerichte auf wenige Fälle beschränkt, die erledigten Bisthümer und Abteien nach uraltem Brauch ohne Dazwischenkunft Roms besetzt und die etwaigen Einreden des heiligen Vaters barsch zurückgewiesen. „In weltlichen Sachen, hieß es z. B., darf der apostolische Stuhl nicht einmal über ein Grundstück oder Nebland, geschweige denn über Städte und Burgen, richterlich urtheilen. Klagen gegen die königliche Person kommen an die Vertreter des Reichs, den Palatin.“ *)

„Möge der Papst, lautete eine andere Erklärung, es offen wahrnehmen, wie die Ungarische Nation eher das doppelte Kreuz, unser Wappenzeichen verdreifachen, denn in die Besetzung der Prälaturen, welche der Krone zustehen, einwilligen wird.“ **)

Die „Geldkraft, das zweite Werkzeug und Hauptmittel der umfassenden Eroberungspolitik, wurde dadurch gewonnen, daß theils Ueberschüsse und Beutestücke in den Staatsschatz für außerordentliche Nothfälle niedergelegt, theils Steuern regelmäßiger und ohne Rücksicht auf Befreiungen aufgelegt und eingetrieben wurden. Umsonst erhoben dawider Adel und Geistlichkeit Beschwerde; die Zeit der körperschaftlichen Bevorzugung war, so lange Matthias regierte, gegenüber der Abgabepflicht, meistens vorüber. Der König verstand es jedoch nicht, ihrer Rückkehr durch ernste Unterstützung des Bürger- und Bauernthums vorzubeugen, unempfindlich für derartige Fortschritte und Bundesgenossen, überließ er die staatsrechtlichen Verhältnisse der Städte und Landschaften dem Zufall und that nichts für die weitere Entwicklung der schwachen

batur esse magnopere timendus. Tanta plane exstitit unius hominis vel virtus, vel fortuna.“ Vgl. Mailáth III, 98.

*) Katona hist. critica reg. Hungaricorum XV, 330. bei Horváth I, 390.

**) Certo scire Pontifex debet, duplicatam illam crucem, quod Regni nostri est insigne, gentem Hungaricam libentius triplicare, quam in id consentire, ut beneficia et praelaturae, ad jus coronae spectantes, apud sedem apostolicam conferantur.“

An den Erz. von Aragonien bei de Reva p. 677. (Schwandtner, II.)

keine und dürftigen Anfänge. Die Gemeinde wurde nicht nur vernachlässigt, sondern auch durch die Einführung der Kopfsteuer häuslicherisch herabgedrückt, in Schulden und Armuth verstrickt. *) Für den Mangel an einem freieren Bauern- und Bürgerstande, dem natürlichen Gegengewicht der Magnatenaristokratie, konnte die sonst den „materiellen Interessen“ zugewandte Gunst und Pflege nicht entschädigen. Denn was half es, daß man den Breslawern, Florentinern und andern Fremden Handelsfreiheiten zusicherte, während der heimische Verkehr unter dem Druck der Kriege und Abgaben stockte? Daher brachte auch die geordnete Reihe der unsern Posten ähnlichen Schnellzüge nicht den gehofften Nutzen. Selbst die Aufnahme auswärtiger Landwirthe, Gärtner, Käsemacher und Handwerker gewährte nur einen sehr bescheidenen, ja, zweideutigen Vortheil, so lange der heimische Grund und Boden keinen fleißigen, seiner Arbeit versicherten Herrn und Eigenthümer besaß.

Als eine dritte Hülfsmacht traten bei dem Aufbau einer neuen Magnatischen Reichsherrschaft die Wissenschaften und Künste hervor. Sie werfen nicht nur in die untern und obern Schichten der Gesellschaft den Funken eines edlen Wetteifers und entzünden die Liebe zum Wahren und Schönen, sondern verknüpfen auch, wie immer, durch ein geistiges Band die Fremde mit der Heimath und vererben ihren Ruhmesglanz von der nahen Gegenwart auf die ferne Zukunft. Der König, welcher durch Umgang und Lehre unablässig an der eigenen Bildung arbeitete, zog eine Reihe ausgezeichneten Männer bald als Gäste, bald als bleibende Ansiedler in seine Nähe. Jenen gehören z. B. die Deutschen Mathematiker Peurbach und Regiomontanus (Müller) an, diesen die Italienischen Sprach- und Geschichtskundigen Peter Ranzano, Galeoto Marzio und Bonfini. Unter den Ungarn ragte als Chronist der mehrfach erwähnte Johann Turocz (Thwroc) hervor, als Alterthumskenner und Dichter Johann Vitéz (Janius Panmonius), Bischof von Fünfkirchen und Nefte des berühmten, klassisch gebildeten Erzbischofs von Gran. Wie die Hochschule in Ofen (1465) den Lehr- und Vernkräften einen fruchtbaren Mittel- und Einigungspunkt gewährte, so lieferte die ebendaselbst aufgestellte Bibliothek von fünfzigtausend, meistens handschriftlich niedergelegten Werken das reiche, kaum damals irgendwo übertroffene Rüstzeug der philologischen und historischen Literatur.

*) „Tributa, quibus non modo domesticatim, sed viritim aureum quisque nummum pendere cogebatur.“ Bonfinius dec. 4. l. 6. bei Raynald XIX p. 372.

Wahr ist es, für die Belebung des volksthümlichen Unterrichts und Schriftenthums geschah wenig oder nichts, aber diese einseitige Richtung auf Rom und Griechenland lag überhaupt, wie es sich später noch genauer zeigen wird, in dem damaligen, geistigen Gravitationsgesetz als Hauptkennzeichen. Schwerlich dachte man deßhalb auch ernsthaft an die Gründung einer allgemeinen, für 40,000 Jünglinge bestimmten Centralanstalt der Erziehung und Lehre. *)

Eben so wandte sich auch die Kunst, namentlich in den Baudenkmalen, von dem unmittelbar Nützlichen und Gemeinsamen ab. Während also Straßen und Brücken vernachlässigt blieben, erhoben sich in Wien und Bissiegrad Paläste, welche an Raum, Pracht und zierlichem Schnitzwerk kaum in Italien ihres Gleichen fanden.

Den letzten und stärksten Hebel seines Reichsplans suchte Matthias mit bedeutendem Erfolg in der Heereskraft, welche von ihm meisterhaft geordnet und geschult wurde. Ein gebornener Held, durch Leben, Studien und Nachdenken über die Kriegswissenschaft belehrt, trachtete er frühzeitig die entdeckten Mängel zu bessern, in die verschiedenen Waffengattungen gleichmäßig Zucht, Gehorsam und Fertigkeit einzuführen. Da das allgemeine, überdies nur für die Deckung der Gränzen bestimmte Aufgebot dem beschlossenen Angriffskriege nicht genügte, so wurde eine stehende Abtheilung, die sog. schwarze Schaar, neben der Landesmiliz aufgenommen. Ihren Kern bildeten schwer gerüstete Reiter, meistens Böhmen und heimische Bauern, welche für die Ertragung des Ungemachs geeigneter erschienen, als die Söhne des Adels. Der jährliche Sold und Aufwand der Schwarzen forderte bei 400,000 Goldgulden, das stehende Heer überhaupt mehr, als eine Million. Die Kron Güter lieferten mittelst einer Art Loosung (Conscription) den je zwanzigsten Mann oder Huszar (Husz = zwanzig; ar = Preis) zur leichten Reiterei, eine Befugniß, welche auch bald dem hohen Adel und Klerus für die Erfüllung ihrer Milizpflicht vergönnt wurde. In Nothfällen galt daneben das allgemeine Aufgebot nach den herkömmlichen Banderieen oder Fahnen der Stände und Landschaften. Bei dem Fußvolk, mochte es dem stehenden oder Milizheere angehören, sah man besonders auf Büchschützen und Schleuderer. An geschickten Feuerwerfern und Geschützmeistern war kein Mangel. Wie der Sultan, benutzte auch der Ungarukönig in dieser Waf-

*) Dennoch wird es behauptet. S. Horváth I, 394., wo auf Schier, memor. Academ. Istropol. ap. Horanyi Memor. Hungar. III, 116 für den phantastischen Plan der pädagogischen Einkasernirung verwiesen wird.

fengattung hauptsächlich die Fremde, namentlich Deutschland und Italien. Die Zeughäuser waren mit allem Kriegsgeräthe wohl versehen; in den Stückgießereien bereitete man sogar Bombarden für „tausend Pfund schwere Steine.“ *)

In der Schlachtordnung bildeten gewöhnlich die Panzerreiter das erste, die Hussaren das zweite, die Fußknechte das dritte Treffen; Wabenburg, Gräben, bisweilen auch Sichelkarren sicherten Seiten und Rücken; das Geschütz war nach dem jeweiligen Bedürfniß aufgestellt. Man erkennt hier nicht den taktischen Einfluß der Römischen Legion und der Griechisch-Macedonischen Phalanx. **) Fleißige Uebungen im Ein- und Abschwanken, Bilden von Vierecken, Dreiecken, Kreisen und Keilen gaben dem erlesenen Heere eine meisterhafte, auf dem Schlachtfelde probehaltige Gewandtheit und Ausdauer. Die Fahnen zeigten den gekreuzigten Heiland und das bekannte Hauswappen. — Der Zucht kam die Ehrbarkeit gleich. Kein Weib wurde im Lager geduldet, keine Untreue bei Ehemännern, welche bisweilen drei Jahre lang zu Felde lagen, entdeckt. Hitze und Kälte, Hunger und Durst wurden mit Langmuth ertragen; bei schneidendem Frost bargen Erdhütten den Soldaten. Oft hatte derselbe vor den belagerten Festen die heranwachsenden Knaben bei sich, um sie an Entbehrungen zu gewöhnen. Alle Beschwerden und Gefahren wurden von dem königlichen Heerführer willig getheilt; er betrachtete die Soldaten als seines Gleichen, begrüßte die Einzelnen meistens bei Namen, suchte die Kranken in ihren Zelten auf und reichte ihnen Arzneien dar, tröstete die Kleinmüthigen, verband in Schlachten oft persönlich die Wunden, entschied unparteiisch über Strafen und Belohnungen. Daher die Treue der Krieger bis in den Tod; oft stritten sie ohne Sold, zufrieden mit dem Lob und der Ehre. — Tapferkeit zeichnete Matthias auch am Feinde aus; er schenkte z. B. nach der endlichen Uebergabe den Vertheidigern von Wienerisch-Neustadt sein Bild als Anerkennung des bethätigten Heldenmuths. Selbst auf Bündnisse wirkte der kriegerische Grundzug des Königs ein; so schloß er mit den „weitberühmten Eidgenossen“ der Schweiz einen eilfjährigen Freundschaftsvertrag ab (1479), theils um sie abzuwenden von Oesterreich, theils um des Ruhmes willen. ***)

*) Castelli bei Mailáth III, 158. „Bombardas adeo ingentes conflant ut modium lapidum mille librarum.“?

**) S. Petrus de Reva, de monarchia p. 685 sq. bei Schwanbdtner II.

***) Anshelm, Berner Chronik I, 198. 199. „Hielt ein lobliche Eydgenossenschaft in der Lieb und Ehr, daß er alle seine Glücks-Thaten ihr vast fründlich zuschrieb, auch etlich Eydgenossen an seinem Hof wohl hielt und versolbet.“

Was dem Vater, zum Theil, weil er nur Diener, nicht Herr war, besonders zu Hülfe kam, die Einheit der wider den Türken gerichteten Thaten, das fehlte dem königlichen Sohn. Nur beschäftigt mit dem glänzenden Plan eines Magyarischen Großreichs und Erbhauses, zersplitterte er die politisch-militärischen Kräfte seines schwungvollen Geistes und Volks, verwickelte sich, meistens sieghaft, von einer Fehde in die andere und gab dadurch dem Erbfeinde Zeit, sich von den frühern Unfällen nicht nur vollkommen zu erholen, sondern auch Mittel für neue Eroberungen zu gewinnen. „Er hatte, urtheilt Comines, ihn neben Mohamed II. und Ludwig XI. stellend, in seinem ganzen Leben Mühe und Arbeit, weit mehr, denn Freude.“*)

Für die Richtigkeit dieser etwas herben Ansicht wird schon ein flüchtiger Blick auf den Gang der Ereignisse die genügende Zeugenschaft leisten.

Um die Ungarische Großmacht im Nordwesten abzurunden, daneben auf den Ruf des Papstes die Regerei der Hussiten zu unterdrücken, bekämpfte Matthias Anfangs den Schwiegervater, König Podiebrad von Böhmen, darauf nach dem Tode desselben (1471) sieben volle Jahre lang den Nachfolger Ladislaus II., Kasimirs IV. von Polen und Elisabeths von Habsburg-Ungarn Sohn, unterdrückte die Verschwörung der von den beiden Vitéz geleiteten Widersacher in Ungarn durch Waffengewalt und List (1472), schloß endlich, auch mit einem Stück zufrieden, den Olmützer Frieden dahin ab, daß ihm Mähren, Schlesien und Lausitz verbleiben, Böhmen und Zugehör aber an Ladislaus als ächten Erben fallen sollten.

Noch zäher und wechselvoller, bisweilen von Waffenstillständen unterbrochen, entwickelte sich der heillose Krieg mit Oesterreich und theilweise Deutschland. Matthias, durch die Vorenthaltung der heiligen Krone nicht ohne Grund gereizt, erhob Ansprüche auf Gebiet und Herrenrecht, welche weder Pflicht noch Ehre gewähren durften. Denn Kaiser Friedrich III. vertrat hier nicht nur Habsburg, sondern auch das Reich Teutscher Nation; langsam und bedächtig, unbekümmert um Lob und Tadel bei heimlich gefülltem Schatz stets geldbedürftig und knauserig, besaß er dennoch eine unbiegsame Willenskraft und diplomatische, an Ausflüchten und Zeit gewinnenden Künsten reiche Feinheit. Des Cardinallegaten Castelli Wig- und Schmeichelwort, hier kämpften

*) „Il est mort ayant en toute sa vie labeur et travail et trop plus que de plaisir.“ VI, 569.

„Löwe und Maus,“ *) paßte mehr für den Hof, denn die Wirklichkeit. Je häufiger auf beiden Seiten Raub- und Brandeinfälle geschahen, desto tiefer befestigte sich die Kluft zwischen den Fürsten und Völkern; hatte der Ungar das unlängbare Uebergewicht der Waffenerfolge, so trat es bei dem Teutschen in der Unterhandlungs- und Staatsklugheit hervor. Er wußte zu warten, den glücklichen Augenblick, selbst auf Kosten der Ruhm- und Ehrliche, in unerschütterlicher Geduld zu gewärtigen. Der Geldnoth begegnete man durch Pfandschaften, Anleihen, Stellen- und Krongüterverkauf, dem hier und da sichtbaren Aufruhrgelüst des Adels- und Bürgerthums, z. B. in Wien, durch Nachgiebigkeit und großmüthige Milde, dem feindlichen Anprall durch ausdauernde Abwehr, wie sie namentlich einzelne Gemeinden bei steigendem Haß gegen den Fremden glorreich entfaltet haben. Standen die Dinge aber recht schlimm, so drängten plötzlich vom Osten und Süden her die Türken vor und erinnerten, obßhon fruchtlos, durch Raubfahrten nach Ungarn, Siebenbürgen, Krain, Kärnthn und Steiermark an die gemeinsamen Gefahren der Christenheit. Auch durfte dabei der alte, umsichtige Kaiser mit Grund hoffen, daß die Burgundische, glücklich gewonnene Erbschaft im Westen nicht nur für die Verluste an der östlichen Gränze entschädigen, sondern auch hier dem ritterlichen Sohn und Nachfolger, Maximilian, über kurz oder lang die Bahn für weitere Abrundung Habsburgs bereiten würde. Einstweilen entschied sich jedoch der zähe, nur durch kurze Stillstände unterbrochene Kampf für und wider das neue Maghareneich zu Gunsten der jüngern, feldherrlich überlegenen Persönlichkeit und Nationalmacht. Denn bei einem neuen Anlauf, welcher unternommen wurde, um dem geldarmen, dabei geizigen Kaiser die früher angelobte (1477) Zahlung von 100,000 Goldgulden durch Waffengewalt abzunöthigen (1480), eroberte der Ungarnkönig nach hartnäckiger Vertheidigung zuerst Haimburg und Bruck an der Leitha (1483), darauf Korneuburg, St. Pölten und Wien (1. Brachm. 1485). Nicht Sturm, sondern Hunger brachte nach zweimonatlicher, enger Sperre den Lieblingsitz der Oesterreichischen Herzoge, nicht aber der Kaiser, zur Uebergabe. Die eigentliche Stadt, durch hohe, dicke Mauern, Thürme, Gräben und Wälle, vor Allem jedoch tapfere Bürger geschirmt, hatte wohl gepflasterte Straßen, meistens hohe, umfangreiche Häuser mit Glasfenstern und Kellern, Badstuben, Höfen, Schindel-

*) Castelli, Nuntius, bei Mailáth III, 164. „Subridens repetii, hoc bellum videret sibi ingloriosum esse, cum leo cum mure pugnaret, quo verbo paulisper commotus erat.“

dächern, eisernen Thüren, geräumigen Pferdeställen, reinlichem, fein gearbeitetem Geräthe. Unter den schönen Kirchen und Kapellen ragte der Dom des heiligen Stephan mit seinen hohen Thürmen, hellen und farbigen Glasfenstern und schlanken Säulenhallen hervor. Das Hausrecht bei dem Edelmann und Bürger war frei; es duldete keinen obrigkeitlichen Eingriff. Bemerkenswerth erschien das Kloster der büßenden Lustbirnen; die etwa rückfällige Schwester wurde ohne weiteres in der Donau ertränkt. Die Gemeinde, vom frei erwählten Rath und Meister regiert, wahrte mit Eifer ihre Rechte und Befugnisse; zwischen ihr und dem zahlreich niedergelassenen Adel bestand eifersüchtiges Mißtrauen, welches nicht selten zu blutigen Zusammenstößen führte. Hatte man doch sogar zwei Monate lang den Kaiser in seiner Burg belagert und selbst fremden Umtrieben, namentlich von der Ungarischen Seite her, Gehör verliehen, ja, förmlich und feierlich dem Landesherrn Fehde angesagt (1462)! Jetzt aber, als Matthias wiederum hervorbrach, war die Stimmung größtentheils eine andere geworden. Volk und Adel schlugen sich hartnäckig, obschon das Haupt, der schwache, alte Friedrich, durch zeitige Flucht gen Linz und von hier in das Reich scheinbar seine Sache aufgegeben hatte. Dennoch trogte Wien so lange, bis der bitterste Mangel — ein Scheffel (Modius) Mehl kostete 107 Gulden — den Widerstand brach. *) Gleichen Starfmuth entwickelte Wienerisch=Neustadt, dessen anmuthige Lage und damalige Wohlhabenheit Papst Pius II. mit der Hesperiden „Gärten“ verglich. Sechs und zwanzig Monate lang trogte die „allezeit getreue“ Stadt, „das Paradies der Freude,“ **) dem Anstürmen des zahlreichen Feindes, welcher auch den Winter über in seinen Baracken, Schnee- und Erdlöchern verblieb und zuletzt durch die enge Sperre den Fall herbeiführte (13. August 1487). Bei dem Allen stand jedoch der Sieger, obschon Meister Nieder=Oesterreichs und mancher Pläze in Krain, Kärnten und Steier, auf schlüpfrigem Boden. Das Volk, an eine milde, sogar schlaffe Regierung gewöhnt, murrte wider die strenge, militärische Herrschaft des Fremden, welcher mehr Furcht, denn Liebe erweckte. Weder der Waffenstillstand, vom kaiserlichen Oberbefehlshaber, Herzog Albrecht von Sachsen, auf ein Jahr abgeschlossen (22. Wintermonat), noch der vorbehaltene Ausspruch des heiligen Vaters verbürgten einen dauer-

*) de Reva p. 681 bei Schwandtner II. Vgl. Pichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. 1844, Theil 8, S. 18. — Ueber die Lage und Beschaffenheit Wiens, s. den Brief Pius' II. bei Ranzanus p. 403. (Schwandtner I.)

**) „Deliciarum paradisi.“ Pius II. a. a. O.

haften Frieden. Alles blieb an der Westgränze Ungarns in der Schwebe. Man vergeudete Zeit, Blut und Geld für ungewisse Ziele eines Großreichs, dessen eigentliche Lebenskräfte doch nur auf Kosten des christlichen Erbfeindes im Osten keimen und blühen konnten.

Hier geschah aber, weil der Lieblingsplan Zersplitterung nach allen Seiten hin forderte, kein entscheidender Schlag; es genügte, einzelne Angriffe abzutreiben und verlorne Posten wieder zu gewinnen, aber ein umfassender Zug der Vergeltung, nach Hunyads Art ausgedehnt und vollführt, kam nicht zu Stande. Er scheiterte hauptsächlich an den Zerswürfnissen der unter dem Kreuz kämpfenden Glaubensgenossen und an dem unruhigen Ehrgeiz des heldenmüthigen, waffengeübten Königs. Derselbe hatte zwar manche heiße Schlacht gewonnen, manche feste Stadt z. B. Schabacz an der Sau, mit sondergleicher Kühnheit erstürmt (1475), aber keinen, dem Feind an das Herz gehenden Stoß gethan. Selbst der herrliche Sieg, welchen Stephan Bathori, Voivode von Siebenbürgen, und der riesenstarke Graf von Temes, Paul Kintzsi bei Karlsburg, auf dem Brotsfelde (ungarisch: Kenherméző) gegenüber zwölf Paschen mit 40,000 Mann errangen (1479. 13. Weim.), blieb ohne erhebliche Folgen. Denn es nuzte wenig oder nichts, daß auf der blutigen Wahlstatt unter dem Klang der Trompeten und Sängern ein wildes Gelage abgehalten und die lange Reihe der Tische aus 30,000 erschlagenen Feinden aufgeführt wurde, wobei Kintzsi mit einem Leichnam zwischen den Zähnen umherlachte. Zwar gelang es dem Könige, im Süden Bosnien als Unterthanenland (1472), im Nordosten die Walachei und Moldau als Schutzbefohlene größtentheils zu gewinnen, aber für die Festsetzung des Feindes in Albanien und Zubehör brachte das Alles kein ausreichendes Gegengewicht. Auch, was man in Deutschland, Slavonien, Kroatien und an der Dalmatischen Küste gewann, durfte bei den vielfachen Widersprüchen und Hemmnissen der Vertlichkeit und Bewohnerschaft nur als ungewisses Besitzthum gelten. Trotz der stellenweisen Fortschritte trat daher die Verwirklichung eines Magharischen Großreichs immer mehr in den dunkeln Hintergrund der Zukunft zurück. Ja, die Fäden des Ehrgeizes und der Rathlosigkeit liefen bald so wirre durcheinander, daß Türken (1480) und Ungarn trotz der Feindschaft gleichmäßig Oesterreich, Kärnthen, Krain und Steiermark heimsuchten, sogar fünfjährigen Waffenstillstand abschlossen (1483) und bald darnach (1488) auf drei weitere Jahre verlängerten. Nicht ohne Wahrheit konnte daher ein morgenländisches Witzwort behaupten, der Islam und der Sultan glichen einer Schlange mit vielen Schwänzen und einem Kopf, welcher leicht durch das Zaunloch schlüpfe, die

Christenheit und ihre Fürsten stellten das Thier mit vielen Köpfen und einem Schwanz dar, welches bei dem Auffuchen des Durchganges stets hängen bleibe. *)

Dieses spöttische, jedoch wohl begründete Wortspiel trat binnen Kurzem in noch schärferem Ausdruck der Wirklichkeit hervor. Am 3. Mai (1481) nämlich starb plötzlich bei Gebisa (Pepysfa) in Bithynien der gefürchtete Padiſchah Mohammed II., kaum zwei und fünfzig Jahre alt, bei vielen Gebrechen unläugbar ein eben so ausgezeichneteter Feldherr als Staatsmann. Umsicht und List hatten ihm mindestens eben so sehr, als Waffengewalt und Schlachtenglück, den Ruhmtitel des „Eroberers“ und „Großtürken“ verschafft. **) Sein Tod, Frucht einer langen, den sinnlichen Ausschweifungen entsprossenen Krankheit, gab das Zeichen zu bedenklichen Unruhen. In Konstantinopel brach ein schrecklicher Janischarenaufbruch aus, von Raub, Brand, Mord begleitet und nicht eher gestillt, als bis Straflosigkeit und Verdoppelung des Soldes von dem neuen Kaiser, Bajazeth dem Zweiten, gewährt wurden. Einen noch gefährlicheren Feind fand dieser an dem jüngern, mehr geist- denn kraftvollen Bruder, Dschem, welcher Asien als Erbtheil begehrte und abgewiesen zu den Waffen griff. In dem kurzen, blutigen Bürgerkriege, dessen Aufgabe die Reichseinheit war, mehrmals geschlagen, auf Tod und Leben verfolgt, floh der übel berathene Jüngling gen Rhodus zu seinen Erbfeinden, den Johannitern. Diese, friedensbegierig, überlieferten ihn gegen ein beträchtliches Kostgeld, welches der Sultan zahlte, dem Kerker, welcher anfangs in Frankreich, darauf in Rom, zuletzt in Neapel den unglücklichen Kronbewerber als eine Waare für den Meistbietenden verschließen mußte. Das schleiehende, vom Papst Alexander VI. dargebrachte Gift setzte endlich den Leiden Dschems ihr Ziel, die Ruhe des Grabes (1495) ***).

Den günstigen Augenblick aber, welchen der zwieträftige, fast sechs-

*) de Reva: De monarchia regni Hungarici. p. 687. bei Schwandtner II.

**) Le Turc a esté sage et vaillant prince, plus usant de sens et de cautelle, que de vaillance et hardiesse.“ Comines VI. 569. „Machmeth, diser Jahren in Asien und Griechen Türkischer Kaiser, von Größe wegen seiner Thaten der „groß Türk“. — Anshelm, Berner Chronik I, 199. 240, wo die gereimte (halb fingirte) Grabüberschrift also schließt:

„Des Tods sich Niemand mag erwehren:

Allein Tugend wird nit dürr werden.“ (verdorren)

***) Anshelm I. 242. „Da starb er unterwegs (auf der Reise nach Neapel mit König Karl von Frankreich), kauften ihn die Türken und führten ihn heim. — Regierer und Buhlen verschont Niemand.“ — Vgl. Zinkeisen II, 493.

zehn Jahre lang von einem Prätendenten bedrohte Islam eröffnete, benutzte die Christenheit nicht. Mehr und mehr im Gefühl des gemeinsamen Glaubens und Stammes abgestumpft, seit der s. g. Italienischen, von den Franzosen hauptsächlich aufgeworfenen Frage in steigende Zermürbungen um Herrschaft und Ehrgeiz verwickelt, bekümmerten sich die südwestlichen Völker und Staaten Europa's wenig oder gar nicht um den Schicksalsgang des Ostens. Sie blieben taub für den Kreuzzug, welchen hier und da ein Papst, z. B. Pius II., predigen ließ, zahlten unwillig die dafür geforderten, allerdings häufig mißbrauchten Gelder, betrauerten im besten Fall die Niederlagen der Glaubensgenossen oder bejubelten die spärlichen Siege derselben.

Dieses zerrissene, lahme Wesen*), Zeichen einer neuen politischen Zeitenwende, welche möglichst Alles auf den handgreiflichen Nutzen, „die materiellen Interessen“, bezog, wurde dadurch um ein Bedeutendes verstärkt, daß der Held des Ostens, Matthias Corvinus, noch im kräftigsten Mannesalter zu Wien an den Folgen eines Schlagflusses verschied (6. April 1490). Diese Trauer fiel auf das Volk mit dem Vorgefühl nahender Mißgeschicke, die meisten Großen aber, lüstern nach dem Wiedergewinn zügelloser Vorrechte vernahmen mit Freude den Tod eines Fürsten, dessen eiserne Regierung die Parteien gedämmt und dem Magnatenunfug die Spitze abgebrochen hatte. Mochten auch hier und da Härte und Willkür den glänzenden Gang des entworfenen, den Grundzügen nach auch vollzogenen Großreichs der Magyaren getrübt haben, dennoch lagen die Tugenden und außerordentlichen Thaten des Meisters als unumstößliche Denkmale einer erhabenen Persönlichkeit vor. Nichts desto weniger trat aber auch hier das Mißverhältniß derselben zur Zeit und Nation hervor. Denn kaum hatte in Stuhlweißenburg die prunkvolle Beisetzung statt gefunden, als Zwietracht, Selbstsucht und Parteihatz auf dem gen Ratos bei Pesth berufenen Wahltag schrankenlos hervorbrachen. Den einzigen, hoffnungsvollen Sohn des Verstorbenen, Johann Corvinus, dessen Mutter die Tochter des Bürgermeisters Krebs aus Breslau gewesen sein soll, stieß die Mehrheit des Adels wegen sei-

*) Es war weniger „lahmes Wesen“, was die Deutschen und andre Völker einer Unterstützung der päpstlichen Forderungen abgeneigt machte, als die seit dem abendländischen Kirchensisma (1378) und seit den allgemeinen Kirchenversammlungen zu Pisa (1409), Konstanz (1414—1418) und Basel (1431—1443) immer mehr wachsende, begründete Unzufriedenheit mit dem römischen Stuhle, dessen Anforderungen selbst da, wo sie auf etwas Gutes abzielen schienen, man kein Vertrauen mehr schenkte. Diese Stimmung war der Vorbote des spätern religiös-kirchlichen Wendepunktes.

ner unehelichen Geburt zurück, dem ritterlichen Erzherzog und Römischen König Maximilian, welcher sich im Namen des kaiserlichen Vaters auf Erbrecht und Vertrag berief, setzte man ablehnend die unbedingte Wahlfreiheit der Ungarn entgegen*), dem dritten Bewerber endlich, König Ladislaus II. von Böhmen, gab man nach langem Hader den Vorzug, nicht sowohl, weil er als Sohn Kasimirs IV. von Polen und Elisabeths, Tochter Kaiser Albrechts II. und einer gleichnamigen Mutter, die Geseßlichkeit (Legitimität) für sich hatte**), als ob der gutmüthigen, lenksamen Schwäche willen. Denn diese hat er, kaum gewählt (15. Deuemonat), in allen Haupthandlungen seines öffentlichen Lebens kund gegeben, nicht nur dem herrschlüsternen Adel auf Kosten der Kronmacht die beliebten Vorrechte als s. g. Nationalfreiheiten zurückerstattet, sondern auch den Oesterreichischen Thronzwist auf nicht gar ehrenvolle und unsichtige Weise erledigt. Denn, eingeschüchtert durch den glücklichen Eifer, mit welchem der ritterliche Maximilian nächst Wien (23. August) sämtliche Erblande befreit, in Ungarn Stuhlweissenburg und andere Plätze erobert (19. Wintermonat), wenn auch nicht behauptet hatte, schloß der Ungarn- und Böhmenkönig ohne mannhafte Gegenwehr unter päpstlicher Mittelung den ihm schimpflichen Preßburger Frieden ab (7. Winterm. 1491). Dieser verpflichtete nämlich beide Theile zur allgemeinen Verzeihung (Amnestie) und Zurückgabe der etwa in Deutschland und Ungarn noch besetzten Burgen, tilgte den Schuldbrief Kaiser Friedrichs an König Matthias über 100,000 Goldgulden und bewilligte den gleichen Betrag als Kriegsentschädigung an Maximilian, anerkannte endlich für eben denselben und seine männlichen Erben die Böhmisches-ungarische Thronnachfolge, falls Ladislaus kinderlos sterben, oder sein Mannesstamm erlöschen sollte.

So gewannen die Habsburger, noch unlängst durch innere und äußere Feinde schwer in ihren östlichen Erblanden bedroht, mittelst eines Federstrichs nicht nur das Verlorne vollständig zurück, sondern auch die

*) Non pacto Reges Hungariae constitui, sed post unius decessum per suffragia communia et libera alterum substitui debere. De Reva, de monarchia p. 693.

**) Kasimir IV. — Elisabeth

Ladislaus II. (IV.) st. 1516. Gemahlin Anna von Foix.

Anna, Erbin von Ungarn und Böhmen 1526, st. 1547; verm. mit Ferdinand I., Kaiser 1556.

Ludwig II., letzter König von Ungarn und Böhmen st. 1526. Gemahlin Maria von Spanien.

Aussicht auf die Oberleitung (Hegemonie) der an die Böhmisches und Ungarische Krone geknüpften Verhältnisse. Solchen Ausgang einer schwierigen, bisweilen rathlosen Lage führten nicht sowohl überwiegende Umsicht und Tapferkeit, als aussharrende Geduld und zwingende Macht der Umstände herbei. Denn die erste Eigenschaft besaß ohne Widerrede der alte, so oft verhöbnte Kaiser, das Glück aber schien sich, wie einst in Burgund, so jetzt an der östlichen Markung, den ritterlichen Sohn zum Liebling erkoren zu haben. Warum und wie aber Maximilian nach dem Tode des 79jährigen Vaters Friedrich zu Linz (14. Aug. 1493) die unermessliche Erbschaft weder ausbeuten konnte noch wollte? — diese Frage ist bereits durch den früher geschilderten Gang der Deutschen und Italienischen Dinge dem Wesen nach beantwortet. Vielgeschäftig, überall gehemmt und gestoßen, zum Theil durch eigene Schuld, mußte daher der neue Kaiser die fernere Entwicklung des Kampfes zwischen Christenthum und Islam meistens sich selbst und dem Schicksal überlassen. Dieses gestaltete sich aber immer düsterer auf der vorläufigen Hauptbühne, in Ungarn.

Hier tauchten nämlich die frühern Parteiwirren und Zuchtlosigkeiten mit verdoppelter Kraft auf, zumal der Preßburger Vertrag schwer den angegebenen Nationalstolz gekränkt und das Mißtrauen in die Fremden, die Deutschen, von Neuem geweckt hatte. Man verkümmerte daher auf die verkehrteste Weise dem Königthum Gewalt und Einkommen, suchte es möglichst schwach und arm, die hohe Adelschaft aber, damit sie angeblich desto freier dem Waffenwerk obliegen könnte, stark und reich zu machen, man übersah bei der blinden Parteisucht und Hoffart, daß ein mittelloser Fürst in Dürftigkeit, aus dieser über kurz oder lang in Verachtung fallen müsse, und daß, wenn die Furcht vor dem Oberhaupt fehle, die stolze, kriegerische Nation der Ungarn gar leicht dem ungebundenen Selbstwillen als oberstem Gesetz der Zwietracht und Zerrfahrenheit folgen werde. *) Die ständischen Körperschaften, von keinem kräftigen Herrn zusammengehalten, verfolgten einander der Macht wegen auf Tod und Leben. Was den weltlichen Großen an List und Bildung gegenüber den geistlichen Nebenbuhlern abging, suchten sie durch Trotz und Waffengewalt zu ersetzen. Bald kam offener Friedensbruch

*) Tubero, commentarii de temporibus suis XI, 4. p. 364 (Schwandtner II). „Et sunt sane pleraque Hungarorum ingenia, ut non nisi metu in officio contineantur. — E republica esse, (praedicabant,) regem inopia premi, nec debere eum armis et legionibus succinctum esse etc.“

an die Tagesordnung, um so gefährlicher, je strasloser er meistens blieb. Im Ganzen trugen aber bei diesem leidigen Streit um den Vorrang die Prälaten den Sieg davon. Jahre lang leitete der hochstrebende, gewandte und hinterlistige Thomas Bakacs, eines Bauern Sohn, die Regierung als Kanzler und königlicher Gewissensrath. Anfangs Bischof von Erlau, darnach Erzbischof von Gran und Cardinal, erwarb dieser Stifter des ruhmvollen Geschlechts der „Erdödy“ ein unermessliches Vermögen, welches theils für großartige Bauten einsichtsvoll benutzt, theils bei Gelegenheit durch unsinnigen Prunk zersplittert wurde.

Der Adel kämpfte aber nicht nur mit der Krone und Kirche, sondern wandte auch bei einmal gewohnter Zanklust die Waffen wider den eignen Leib. Die Báthori und Zapolya standen z. B. wider einander, sammelten Freunde und Parteigenossen. Die untere Ritterschaft, von den vornehmen Standesgenossen bei etwaigem Selbst- und Unabhängigkeitsgefühl angegriffen und zertreten, suchte sich an dem Bauern zu erholen, welcher dergestalt das Lastthier der höhern und untern, weltlichen und geistlichen Aristokratie wurde.

Kriegerische Sitte und Zucht versielen immer mehr, machten der Trägheit und Verweichlichung Platz. Zwar bewahrte man in den obern und niederen Volksschichten die angeborne, herzhafte Küstigkeit, wußte sie aber nicht zu pflegen und zu gliedern. Die vielfach entartete schwarze Schaar oder das stehende Heer wurde theils niedergehauen, theils aufgelöst, den fühlbaren Miß des Wehrwesens jedoch auszufüllen, nichts durch Rede und That versucht. Bald geschah es demnach, daß bei einbrechender Landesgefahr Einer stillschweigend Hülfe vom Andern erwartete, die Kosten und Beschwerden des Aufgebots möglichst von sich dem Nachbarn zuzuschieben trachtete, darnach aber den Glauben nährte, daß Alles vortrefflich stehe und gehe. Dabei wuchsen aber Prunklust, Völlerei, Trägheit und Sinnengenuß bei den Magnaten des Staats und der Kirche im Stillen zu einem bisher unerhörten Grade an*) und erweckten bei den Bessern den aufrichtigen, wenn auch eiteln Gedanken, durch möglichst viele Verordnungen dem zerrütteten Gemeinwesen zu helfen. Im Gefühl des sittlich-politischen Verfalls klagte man sich an den Buchstabenglauben und betrachtete, ohne auf der Wirklichkeit zu fußen, die reine Gesezmacherei als ein unfehlbares Heilmittel der laufenden

*) „Res Hungarica adeo deses atque imbellis fuit, ex otii diuturnitate ac belli desuetudine, ut in sola vitia, divitias et luxuriam creverit.“ Turbano XI, 2. p. 362.

Uebel. Statt sich mit der Herausgabe des nützlichen, in drei Abschnitte gesonderten Rechtsbuches (Tripartitum 1512) zu begnügen, erließ der Reichstag eine Reihe von Geboten und Verbotten, welche häufiger mißachtet, denn befolgt wurden. So schaffte er, was zweckmäßig sein mochte, den gerichtlichen Zweikampf ab, schloß, ohne für den Vollzug zu sorgen, Geistliche von Staatsämtern aus, erklärte, ohne an die schädlichen Folgen eines derartigen Aberglaubens zu denken, die Bewahrer und Wächter der heiligen Stephanskronen für lebenslänglich und an den weltlichen Herrenstand gebunden,*) untersagte endlich im Widerspruch mit schon gültigen Verträgen die Uebertragung des Königthums an Fremde.**)

Diese waren aber bereits theilweise tief und, wenn jede Seite ihre Pflicht erfüllte, auf wohlthätige Weise in die Haus- und Reichsangelegenheiten Ungarns verslochten. Denn nicht nur hatte der bereits fünfzigjährige Kadislaus eine schöne, geistvolle Französin, Anna von Foix, geheirathet (1500), sondern auch die baldige Geburt der gleichnamigen Tochter und des Thronerben Ludwig benutzt, um sich durch Blutsbande die mächtigen Habsburger enger zu verknüpfen. Dieß erschien, und nicht ohne Grund, als das kräftigste Gegenmittel wider den wachsenden Andrang der Großen, namentlich des ehrgeizigen, nach der Krone lüsternen Johann Zapolha's, Voivoden von Siebenbürgen, und die stets schwebende Türkengefahr. Also wurde heimlich und ohne Vorwissen der national-eifersüchtigen Stände der Preßburger Erbvertrag erneuert und durch förmliches Bündniß dahin erweitert, daß man eine doppelte Ehe verabredete, einerseits zwischen der Tochter des Königs und dem Enkel Kaiser Maximilians, Ferdinand, andererseits der Schwester desselben, Maria, und dem kaum gebornen Thronerben Ungarns, Ludwig (1506). Die edle und tugendhafte Königin Anna, welche hauptsächlich dafür gearbeitet hatte, überlebte den, wie sie glaubte, rettenden Vertrag nicht lange; der schwache, überdieß von tiefer Trauer ergriffene Gemahl aber verstrickte sich immer fester in die Neze der Parteien, welche ihn frevelhaft als Werkzeug benutzten, allmählig um Ehre, Einkommen und Achtung brachten. Der gutherzige, jedoch keineswegs geistig beschränkte Herr arbeitete ungeru, antwortete, unbekannt mit des Landes Sitte und Sprache,

*) „Duos Proceres constituerant, quibus rex castrum Vissegrad, ab antiquo conservationi S. Coronae destinatum, ad manus nempe fideles, et gravi sacramento exacto, cum Corona traderet etc.“ Tubero p. 696. Die Sache erinnert an die Sibyllinischen Bücher Roms und die Manipulation mit denselben.

**) Tubero p. 696. zum Jahr 1505.

meistens nur mit einem eintönigen Bene oder Dobra (gut), schlug selten die vorgelegte Bitte ab, forderte von den Beamten keine strenge Rechenschaft, sondern ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Natürlich blieb die Strafe nicht aus; Würde und Ehrerbietung verschwanden, spöttische und rohe Witze liefen um; man sprach von dem „Stummen“, dem „Ochsen“, welcher des Apostels Lukas Sinnbild darstelle und den Gegensatz zum König Matthias, dem „Löwen“ des Markus, verkörpere. Unterschleif und Fahrlässigkeit brachten bisweilen am Hoflager sogar wirklichen Mangel hervor; es fehlte in Küche und Keller das Nothwendigste, Speise und Wein; man mußte von auswärts entlehnen, während Edelleute und Bischöfe schwelgten.

Die bitterste Frucht dieses gesellschaftlichen Verfalls war der schreckliche Kuruzen- (d. h. Kreuz-) krieg oder Bauernaufstand, welcher plötzlich, wie ein Sturmgewitter, wider die Placereien der Magnaten losbrach und namenlosen Jammer hervorrief (1514). Den Anlaß dazu gab der halb staatskluge, halb eigennützige Eifer des Erzbischofs von Gran, Thomas Bakacs. Derselbe hatte Monate lang in Rom prachtvoll und freigebig Hof gehalten, eben so sehr aus Eitelkeit, als Berechnung. Er wollte, heißt es, bei dem plötzlichen Tod Julius II. dem eigenen Ehrgeiz Bahn brechen, täuschte sich jedoch darin. Dennoch blieb das Alles nicht fruchtlos. Von Leo X. als Legat für den Osten und Norden bestellt und daneben bevollmächtigt, in jenen weiten Ländern seines geistlichen Bezirks das Kreuz zu predigen, kehrte der Erzbischof als ein zweiter Capistrano, jedoch mit selbstsüchtigen Nebengedanken, in die Heimath zurück. Der Ablassbrief sollte ihm nämlich Mittel für den Wiedergewinn der Italienischen Reisekosten geben, andererseits aber auch den erschlafften Geist der Ungarn und Nachbarvölker wider die Türkengefahr wecken. Diese drohete jedoch unmittelbar damals nicht; es bestand nicht nur Waffenruhe, sondern der Erbfeind des christlichen Namens wurde auch durch innere Unruhen und Kämpfe von der Fremde einstweilen abgezogen. Mit siegender Beredsamkeit entwickelte Thomas im Reichsrath seinen allerdings unzeitigen und zweideutigen Kriegsplan; er wurde trotz einzelner Bedenken von der Mehrheit mit stürmischem Beifall angenommen und sofort vollzogen (April). Von allen Seiten her strömten Schaa-ren Volks herbei, empfingen Sündenverzeihung und Segen, Fahnen, Waffen und Befehlshaber. Unter diesen ragte ein Szeffler hervor, Georg Dosa, ein riesenstarker, mit Faust und Wehr fertiger Mann. Er hatte unlängst vor Belgrad im Zweikampf einem Türkischen Obristen die gepanzerte Hand abgehauen, dadurch Ruhm, Adelsbrief, Gold und Gut

gewonnen. Sein Gemüth war hart, rachgierig und grausam, seine Einsicht beschränkt, ohne feinere Bildung und deshalb leicht fremden Zuflüssen und Rathschlägen offen; seine mehr soldatische, denn ritterliche Tapferkeit gränzte an das Tollkühne; von der Eitelkeit, sich einen Namen machen zu wollen, war er um so weniger frei, je mehr ihn der Ruhm und Reichthum des alten Adels erbitterten. Sein Bruder Gregor, bald zur Theilnahme an der revolutionären Bewegung gezwungen, war milde und versöhnlich. Der grundgefessene Adel, beunruhigt durch den wachsenden Zulauf der Bauern und Tagelöhner, gebrauchte Anfangs Güte, darnach Gewalt. Peitschenhiebe und Kerker, Hunger und Durst, sollten den unheimlichen Kriegeifer des Landvolks ersticken, die Widersetzlichkeit des Unterthanen brechen. Aber dafür war die Zeit abgelaufen. Von Hauptleuten und Priestern gegen die gottlosen Herren, welche ein Werk des Himmels stören wollten, aufgeregt, erhoben sich die Kreuzfahrer (Kuruzen) massenhaft und einhellig wider den Adel, schlugen ihn nieder, zerstörten seine Dörfer und Burgen, oft unter empörenden Grausamkeiten. Von Pesth und Ofen, wo ein kleines Lager zurückblieb, richtete sich der Gewaltthausen in zwei Heersäulen hier nach der Drau und Sau (Kroatien) dort nach der Theiß und Donau; Raub, Mord und Feuer bezeichneten den Weg; ein schrecklicher Kampf entbrannte zwischen Armen und Reichen, Adeligen und Bauern. Umsonst versuchte Thomas Bakacs die leichtfertig herausbeschworne Bewegung zu dämmen. Sie wuchs ihm und selbst den Führern über den Kopf. Man sprach vom Ende der Ritterschaft und machtlosen Krongewalt, von Freiheit und Gleichheit des Eigenthums. Die ganze bürgerliche Gesellschaft drohete aus den Fugen zu weichen. Erschrocken mahnte der König nicht nur in Ungarn, sondern auch in Oesterreich, Mähren und Böhmen zur schleunigen Hülfe. Schon zitterte Stephan Bathori, in seiner Stadt und Burg Temesvar hart bedrängt, für Leben und Eigenthum, als ihm der Todfeind, Johann von Zapolya, Voivode Siebenbürgens, Rettung brachte. Nach mannhafter Gegenwehr wurde das ungeriegelte Bauernheer theils erschlagen, theils zersprengt, darnach über die gefangenen Hauptleute ein schauderhaftes Blutgericht abgehalten, Georg Dosa, „der Szekler“, eine glühende Eisencrone auf dem Haupt, an einen eisernen Sessel geschmiedet und so lange mit Zangen gezwickt, bis er, sonst stumm, mit einem lauten Schrei verschied. Zehn ausgehungerte Gefährten mußten, wenn sie nicht augenblicklich unter dem Schwert des Henkers fallen wollten, von den zerstückten Gliedern ihres ehemaligen Meisters und Herrn zehren, ein Mahl, vor

welchem nur drei zurückschauerten. *) Den jüngern Bruder des „Kuruzenkönigs“, Gregor oder Gezo, traf dagegen wegen früher bewiesener Milde nur einfache Enthauptung. Den Henker- und Folterdienst versahen im adeligen Hauptquartiere die Zigeuner, „die niedrigste und verächtlichste Menschengattung, ungewisser Herkunft.“ **)

Mit diesem Hauptschlage, welchem noch einzelne hartnäckige Gefechte folgten, verblutete der Kuruzenkrieg, nachdem er innerhalb vier Monaten (April — August) mehre hundert Edelleute und an 40,000 Bauern zum Opfer gefordert hatte.

Noch trauriger waren die Nachwehen. Der Besiegte mußte für Mit- und Nachwelt büßen, dem rach- und habgierigen Herrenstand in den theiligten Ortschaften nicht nur durch vermehrte Steuern und Frohnden Schadenersatz leisten, sondern auch ohne Rücksicht auf Schuldige und Unschuldige seine altherkömmlichen Rechte gleichsam als Blut- und Sühngeld für immer darbringen. Denn der um Jahres Ausgang in Ofen versammelte Reichstag beschloß neben Andern: „Alle im Reiche ansässigen Bauern verlieren ihre Freiheiten, denen zufolge sie bis jetzt frei ihren Wohnsitz ändern durften, und bleiben den Grundherren in leib-eigener, ewiger Knechtschaft unterworfen.“ *) Bauernsöhne, wenn sie Geistliche werden, können niemals die höheren Weihen empfangen.“

So zerschnitt man in eigennütziger Verblendung die Lebensadern des Landvolks, während sich der übermüthige Adel in neue Parteiwirren verstrickte, hier dem thronstüchtigen Voivoden, Johann von Zapolya, dort dem um seine Zukunft bekümmerten, rathlosen König beifiel. Kaum hatte dieser den Preßburger Erb- und Heirathsvertrag mit Kaiser Maximilian und Habsburg auf einer prunkvollen Zusammenkunft in Wien bestätigt und vollzogen (Sommer 1515), als der Tod dazwischen trat und das drohende Verhängniß beschleunigte. Was nämlich die Natur an Herzens- und Geistesgaben freigebig dem Sohn und Nachfolger, Ludwig II. (1516—1526), verliehen hatte, das untergruben und minderten schlechter Umgang und schlechte Erziehung. Der ritterliche, auf-

*) Isthuanfi, historiae de rebus Hungaricis. I, p. 47. Viennae 1758. fol. Der Verfasser hatte es als Knabe von einem damals uralten Schmied, Lorenz, einem der Thestesfresser, gehört. Vgl. de Reva p. 703.

**) Isthuanfi, p. 46. „Cigani, vilissimum et abjectissimum hominum genus incertaeque originis, in Transylvania ac utraque Valachia tortorum infamem operam exercere solitum.“

***) „Mera et perpetua rusticitate.“ S. Horvath I, 445.

geweckte und lernbegierige Knabe und Jüngling wurde in Folge seiner verkehrten Umgebung, namentlich durch den rohen, bankett- und schauspiel-süchtigen Markgrafen, Georg von Brandenburg, an Müßiggang, Vergnügen und Launenhaftigkeit gewöhnt. Jagd, Gelage, Theater- und Tanzfreuden füllten einen großen Theil der kostbaren Zeit aus und brachten es dahin, daß der junge König auch nach seiner endlichen Vermählung mit der Erzherzogin Marie (1521), keinen rechten Ernst und Arbeitstrieb aufkommen ließ. Zucht und Ordnung versielen immer mehr, die Parteiumtriebe der Großen gewannen freies Feld, Günstlinge und geschmeizige Hofleute griffen nach Belieben in das schon stockende Räderwerk der Rechtspflege und Verwaltung ein, rauschende Festlichkeiten fanden statt, während Steuerdruck und Mißvergnügen in den untern Volksschichten walteten.

Dazu kamen bald auch die Gährungen der beginnenden Kirchenreformation, welche man umsonst durch peinliche Gesetze abzuhalten suchte. Unterschleife der Beamten blieben dagegen nur zu oft straflos. Dem Bisthumsverweser von Erlau wurde z. B. die pflichtmäßige Rechenschaft mit einem Rückstand von 40,000 Goldgulden um eines wohl abgerichteten Falken willen von dem königlichen Jagdliebhaber erlassen. *) Der einst so kriegerische, waffengeübte Adel gerieth bei dem ziemlich langen Frieden entweder in Erschlaffung und rohen Sinnengenuß oder verstrickte sich in Parteimirren und persönliche Gewaltthätigkeiten. Nirgends traten an den leer gewordenen Platz der alten Feldherrn und Ritter neue, im Thatenruhm glänzende Namen. Selten wurden die Muster- und Turnierplätze besucht, dagegen häufiger Prunk, Eitelkeit und Völlerei von den Schlössern auf die Reichstage verpflanzt. „Ach Gott! klagte ein biederer Augenzeuge, was großes Wesen und Pomp, oder, ob man die Wahrheit dürfte sagen, große Hochart dazumal in Ungarn gesehen was! Das meiste von den Bischöfen, und gleichwohl auch von etlichen weltlichen Amtleuten. Wie sie mit großer Anzahl der Pferde, gerüstet und Hussarisch, mit Silber und Gold geziert, da eingeritten sind! Wie ihre Trommeters zu den Malzeiten in allen Gassen gehört wurden! Wie großmächtige Bankett und Malzeit sie gehalten! Ihre viele Diener da wohl gekleidet gestanden! — Ihr König oft nicht gehabt sein Nothdurft! — Wenn die Botschafter sollten mit kleiner Verehrung abgefertigt werden, hat man erst mit Wucher solches müssen aufbringen und aufschweren. Es hatte eine solche Gestalt, als sollte es nicht lang währen

*) de Reva p. 705. Doch setzt er ajunt etc. hinzu.

(gewaren).“*) Etwa acht Jahre später wurde das prophetische Wort auf den Feldern von Mohacz durch die Türken erfüllt.

Wie sich aber bis zu diesem wichtigen Wendepunkt hin die Verhältnisse und Kämpfe zwischen Islam und Christenthum, Morgen- und Abendland gestalteten, darf um so mehr nur flüchtig berührt werden, je unterschiedener die bezüglichlichen Ereignisse als reine Vorbereitung hervortreten. Denn ein derartiges Merkmal verläugnen weder die ersten, auf Polen gerichteten Raubfahrten (1497), noch die von den Osmanen wider Ungarn und Venedig (s. 1498) wiederum unternommenen Feindseligkeiten. Denn dort brachte der Friede keine wesentliche Aenderung des Besitzstandes (1503), hier verlor die Republik, schlecht geleitet und überdies tief in die Italienischen Angelegenheiten verwickelt, bei dem Abschluß der Waffenruhe (1502) zwar die festen Plätze Modon, Koron, Navarin und Lepanto in Griechenland, rettete aber dagegen nebst der Insel Cephalonia die Freiheit ihres Handels und Gerichtsstandes in Konstantinopel. **) Dadurch hoffte man nämlich, über kurz oder lang das Verlorne wieder einzubringen; schon wurden Geld und Geldeswerth höher geschätzt, denn Menschen und Landschaften. Auf der andern Seite genügte es, für Asien und Europa die ausgedehnten, vielfach unterhöhlten und bedroheten Reichsgrenzen zu bewahren. Der im Ganzen milde und friedfertige Sultan floh den gefährlichen Ruhm des Eroberers, und zog ihm die minder blendende, aber dauerhafte Pflege der Wissenschaften, Künste und gemeinnützigen Werke vor. Dafür zeugten die vielen Moscheen, Schulen, Armenanstalten und Brücken, welche den Namen ihres Stifters der Nachwelt zu lebendigem Gedächtniß überlieferten und bei manchen Großen, z. B. Daud Pascha, dem Gründer der bekannten Moscheen, gleichartigen Wetteifer hervorriefen. Von Natur ernsthaft und etwas schwermüthig, beschäftigte sich Bajazeth am Liebsten mit theologisch-philosophischen Forschungen und mystisch-astrologischen Grübeleien, ohne jedoch dabei das

*) Aus Sigmunds von Herberstein Selbstbiographie in den *Fontes rerum Austriacarum*. Erste Abtheilung: *Scriptores*. I, p. 135. 1855. Preßburger Reichstag 1518. Vgl. zur Sittencharakteristik *Tubero* IX, p. 362 und 364. und *Isthuanfi* p. 71.: „*Omnes (neque iis, qui sacerdotii honore ceteros anteeunt, exceptis) libertate et licentia lascivire, discordias agitare, sua curare, pessimis quibusvis sermonibus aures praebere, denique otium et luxum cupere, disciplinam et laborem aspernari.*“

**) Zinkeisen II, 543. Von Hammer I, 658. Die Hauptquelle bildet der vortreffliche Bericht des Unterhändlers Andreas Gritti bei *Albéri* IX, 9—45. Firenze 1855.

werththätige oder praktische Leben zu verabsäumen. Die jeweiligen Fortschritte im Heerwesen, z. B. durch Aufnahme leichter Feldgeschütze, die gewandten, reichlich bezahlten Späher im Auslande, namentlich in Italien, dem Mittelpunkt der damaligen christlichen Politik, legten dafür unwidersprechliche Beweise ab. „Er ist von Natur, bemerkt Andreas Gritti, melancholisch, zeigt keine auffällige Freude über glückliche Begebnisse, trinkt keinen Wein und ist sehr mäßig im Essen. Sein Reiten und Sagen wird häufig vom Podagra gestört. Ueberaus fromm, gehet er fleißig in die Moschee und spendet reichlich Almosen; in der Philosophie glaubt er etwas gelernt zu haben, noch mehr in der Kosmographie. Von Natur ist er eher groß, denn mittel; seine Gesichtsfarbe fällt in das Olivenartige; seine Haltung verräth Gedankentiefe*.“ — Dieser lebenswürdige, mehr nach innen, denn nach außen gerichtete Fürst nahm einen unverdienten Ausgang; er wurde bei dem Thronzwist der Söhne durch die meuterischen Janitscharen zur Abdankung gezwungen (25. April 1512) und vier Wochen später auf der Reise nach seinem Geburtsort Demitoka 65 Jahre alt durch einen Jüdischen Leibarzt vergiftet.

Im Hintergrund des Verbrechens stand der neue, mit Jubel empfangene Sultan, Selim I. (1512—1520), ein dämonischer Mensch von eben so großer Geistes- und Thatkraft, als rücksichtsloser Bosheit. Wie er den greisen Vater aus Herrschsucht um Ehre und Leben gebracht hatte, so wurde das gleiche Loos über zwei ältere Brüder, Achmet und Korkud, fünf, zum Theil im Kindesalter befindliche Neffen erbarmungslos verhängt, überhaupt jeder Argwohn oder Widerspruch auch an den treuesten Dienern bald im Jähzorn, bald mit Vorbedacht durch Tod, Kerker und Acht mit thierischer Grausamkeit geahndet. Diese wurde nur von der rast- und maßlosen Ruhm- und Herrschgier übertroffen, welcher Treue, Wahrheit und Ehre bei günstigem Anlaß als Opfer fallen mußten. Die vom Glück, selbst vom Alexanderroman erhitze Einbildungskraft umfaßte den ganzen Erdfreis, Asien, Afrika und Europa; Alles sollte einem Herrn gehorchen**). Viele natürliche und durch das Leben entwickelte Gaben begünstigten und unterstützten den Nachahmer Alexanders d. G.;

*) Andreas Gritti S. 20. Vgl. zur Charakteristik Tubero I, 305., welcher auch weitläufig die Thronstreitigkeiten der Söhne schildert.

**) Mocenigo, in den Relationen IX. 54. „Spera esser signor del mondo con Africa, Asia, Europa sotto di sè — Vuol imitar Alesandro Magno.“ — Vgl. Tubero, X, c. 20. „Maximam et solam fero gloriam in maximo imperio sitam esse putabat; maluit metui a suis, quam diligere.“

er war bis zur Tollkühnheit tapfer, klug, beharrlich, fleißig und enthalten; weder Weiber und schöne Knaben, weder Völlerei, noch Vergnügungssucht irgend einer Art nahmen den seiner Ziele und Mittel bewußten Geist gefangen. Daher galt auch kein fremder Rath und Einfluß; Alles geschah nach eigenen Entschlüssen. Nicht leicht wagte Jemand einzureden, sogar, wenn er es konnte*). Sein Aeußeres war bei mittlerer Leibesgröße eher häßlich, denn schön, der Oberkörper lang, das Fußgestell kurz, die Gesichtsfarbe blaß oder erdfahl, das Auge feurig und unheimlich, das Haupthaar geschoren bis auf zwei gewaltige Knebelbärte. Von der Kleidung wurde jedwede Zierlichkeit und Pracht ausgeschlossen; diese sollte nur den Paschen und Dienern anheimfallen. Anständiger Zeitvertreib gewährten bisweilen Dichter und historische Romane, besonders von Alexander; in Arabischen und Türkischen Versen wurden hier und da eigene, kurze Versuche gemacht. Davon abgesehen, fanden Künste und Wissenschaften keine besondere Liebe und Pflege; selbst Religion und Glaubenseifer dienten dem herzlosen Verstandesmenschen nur als Mode und Werkzeug. Soldaten, bisweilen karg bezahlt, und Geld wurden als die bewegenden Kräfte der Welt betrachtet und verwendet, ungerechnet die ansehnliche Beute, durch Steuerdruck und Confiscation zuletzt jährlich über drei Millionen Dukaten beigetrieben und meistens in der Schatzkammer niedergelegt**). Nur das Heerwesen zu Wasser und Lande erfreute sich einer ausreichenden Freigebigkeit; man scheute dafür kein Opfer, zog um hohen Lohn Fremde und Christen in den Dienst, um Kanonen zu gießen und namentlich den noch seltenen Gebrauch des leichten Feldgeschützes als Aufseher oder Feuerwerker zu handhaben; dasselbe geschah in Betreff der Flotte, welche eigentlich jetzt erst durch die Anlage der Schiffswerften und regelmäßige Einübung der Matrosen und Seesoldaten gegründet wurde. Dergleichen empfangen Zeugwarte, Waffenschmiede und ähnliche Handwerker die sorgfältigste Aufmerksamkeit.

Dieser gewaltige Eroberer mit hellem Kopf, starkem Arm und steiner-nem Herzen umspannte gleichzeitig Europa, Afrika und Asien. Jenes suchte er durch Anzettlungen und Friedensverträge einstweilen zu lähmen, dieses

*) „Sempre sta in pensar; è niun può con lui, nè li bassà, che erano, osavano dir nulla: lui solo si governa di sua testa.“ Contarini, Relazioni IX, 58.

**) Mocenigo, p. 54. „Ha di entrata 3,130,000 etc.“ — Zur Charakteristik Selims I. s. besonders Andreas Gritti p. 24. Contarini p. 86sq. und Mocenigo 54. (Relazioni IX), daneben Tubero p. 317.

nebst Afrika durch kräftigen Angriff für Gegenwart und Zukunft möglichst unschädlich zu machen. Der erste Schlag traf im Nordosten die Macht der Neu=Perser oder Sosis (Sufis), welche nach dem Tode Usunhasans, des Turfomanischen Herrschers vom weißen Hammel (1478), ein bisher namenloser Häuptling durch Waffen und Lehre gegründet und ausgebreitet hatte. Denn beide Wege betrat Ismail, Angehöriger eines alten und geachteten Scheich= oder Fürstengeschlechts aus Erdebil in der Landschaft Aderbidshan. Hier lebten seine Vorfahren seit Menschenaltern als halb weltliche, halb mönchische Einsiedler in stiller, wohlthätiger Verborgenheit. Sie rechneten sich zu der uralten Sekte der Schiiten (d. i. Absonderer) welche im Gegensatz zu den damals überwiegenden Sunniten (d. i. Gläubigen der Ueberlieferung oder Tradition) nur die Schrift, den Koran, für verbindlich erklärten und daneben vielfach eigenthümlich auslegten. Staatsbürgerlich galt ihnen die Nachkommenschaft Ali's für allein thronberechtigt gegenüber dem Chalifat; Damiaden, Abbassiden und andere gemeinmoslemitische Königshäuser erschienen diesen Legitimisten oder Doctrinärs als nur thatsächliche, nicht gesetzliche Beherrscher des Islams*). Jahrhunderte lang hatte die dogmatisch=politische Zweigung des letztern geruhet; da griff sie Ismail Soffi aus Erdebil von Neuem auf, gewann durch Geist und Muth, Wort und That binnen kurzer Frist einen so großen Anhang, daß er bei dem steigenden Völkerrath gegen die Osmanen als Vertheidiger der Sunna und Feinde der Freiheit ein bedeutendes Reich stiftete, über Persien, Armenien, Mesopotamien, von der Kaspiischen See bis an den Persischen Meerbusen als Schah der Sosis oder Perser ausbreiten konnte. (1500—1525).

Wider diesen Nebenbuhler nicht sowohl des Glaubens, als der Macht, richtete Selim zuerst die Waffen. Also wurden, damit es auch an der Religionschwärmerei nicht fehlen möchte, auf des Sultans Gebot im gesammten Türkenreich bei 40,000 Schiiten als Keger verhaftet und entweder sogleich hingerichtet oder zur lebenslänglichen Haft verurtheilt, darauf nach förmlicher Kriegserklärung an Ismail, den Abtrünnigen und Glaubensfeind, 140,000 streitbare Männer über Konia, Sinas, den Euphrat und Tigris=Landschan bis an die Gränzen Aderbidshans langsam vorgeschoben. Hier hielt endlich der Schah, bisher zurückweichend und umsonst den Engpässen vertrauend, Stand und lieferte in dem Thal von Tschaldiran die entscheidende Feldschlacht (23. August 1514). Sie ging

**) Vgl. Tubero p. 304 und von Hammer I, 705 ff.

trotz der glänzenden Tapferkeit für die Perser hauptsächlich in Folge des feindlichen, gut bedienten Geschützes verloren. Auf der Wahlstatt fand man viele Frauen, welche Liebe und Heldennuth in die Reihen ihrer kämpfenden Ehegatten geführt hatten. Neun Tage später huldigte auch die damalige Hauptstadt der Sofis, Tebris (Tauris). Mit reicher Beute beladen, kehrte der Sieger durch die Landschaften Karabagh und Georgien nach Vorder-Asien zurück und überwinterte in Amasia. Der zweite Feldzug (1515) brachte den Besitz der Gränzfeste Rumach am Euphrat und des kleinen, bisher unabhängigen Reiches Sulkadr in Armenien und Cilicien; die dritte Heerfahrt (1516) endigte mit der Unterwerfung Kirdistans oder des nördlichen Mesopotamiens, zuletzt der untern Lande zwischen Euphrat und Tigris.

Raum hatte Selim dergestalt den Nebenbuhler Ismail aus Vorder-Asien geworfen und auf Persien nebst Zugehör beschränkt, als eben so schnell ein zweiter Eroberungszug beschlossen und ausgeführt wurde. Derselbe traf Syrien und Aegypten oder die Herrschaft der Mamluken (d. h. Sklaven). Letztere, hervorgegangen anfangs aus Turkomanischen, darauf Tscherkeffischen Knechten und Kriegern bildeten den eigentlichen Herrenstand, welchem die Eingebornen als willenlose Muterthanen zinsin und gehorchen mußten. Ein König (Sultan) und vier und zwanzig Beys stellten die regierende Kraft des Kriegerstaats dar, welchem übrigens verschiedene Rangstufen mit eben so vielen Eifersüchteleien und Zerrwürnissen nicht fehlten. Heldennuth, Troz und vollendete Gewandtheit im Turnen des Rosses und Gebrauch des Schwertes zeichneten den Tscherkeffisch-Mamlukischen Adel aus, die untern Schichten der Kriegskaste waren dagegen oft scheel- und neuerungsfüchtig; nur das Nationalgefühl und der Stolz des gemeinsamen Herrschthums knüpften das Band der militärischen Körperschaft fest und gaben ihr Stärke gegenüber den dienenden, mit dem Handwerk und Ackerbau beschäftigten Eingebornen. Ihnen durfte sich daher immerhin mit gewissem Grund der eroberungslüsterne Radischah als Befreier ankündigen, indeß schon die neue Gränznachbarschaft zu Reibungen und bald auch Feindseligkeiten führen mußte. Diese möglichst schnell und durch starke Schläge zu entscheiden, brach Selim mit überlegenen Streitkräften in Syrien ein und rückte sogleich auf Aleppo, wo der achtzigjährige Mamlukensultan, Kanssu-Gawri, den Kern seiner Krieger, 50,000 Reiter, versammelt hatte. Die heiße Schlacht, hauptsächlich wiederum durch das Türkische Geschütz entschieden, endigte mit der vollkommenen Niederlage Gawri's und seiner Getreuen (24. August 1516). Bald darauf huldigte die reiche, feste Stadt durch Verrath, indeß der

flüchtige Greis am gebrochenen Herzen starb. Sofort öffnieten Hama, Hims, Damaskus und beinahe alle Plätze Syriens, unter ihnen Jerusalem, ohne Widerstand dem Sieger die Pforten. Jener, nach einem neuen Treffen bei Gaza Herr der westlichen Gränze und unermesslicher Beute, beschloß den ungesäumten Angriff Aegyptens, durchzog, von Arabischen Horden umschwärmt, zehn Tage lang rastlos die Wüste und lagerte am 21. Jänner 1517 unweit Kairo, der Hauptstadt des Nilreichs. Umsonst entfaltete der junge, unlängst erwählte Sultan, Tumanbeg, mit seinen getreuen Reitern in der Feldschlacht und den Straßengefechten die glänzendste Tapferkeit; er mußte von der mit Blut, Brand und Raub erfüllten Hauptstadt nach Dschise auf dem linken Flußufer, von hier nach dem wiederum unglücklich vertheidigten Nil-Delta flüchten, zuletzt Obdach bei einem Arabischen Scheich der Nachbarschaft suchen. Von diesem ausgeliefert, endigte der letzte Mamlukenkönig in Kairo am Galgen. Uebermacht und Verrath hatten an ihm, welcher eines bessern Looses würdig war, die Sünden der Väter heimgesucht, den Sieger aber in seinen wilden Gelüsten mehr befestigt, denn geschwächt.

Raum nämlich war Selim nach der Einverleibung Aegyptens und Syriens in das jetzt drei Welttheile umspannende Reich gen Konstantinopel und Adrianopel nach fast zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt, als für den Christenkrieg gewaltige Rüstungen getroffen wurden. Sie galten zunächst den Rhodisern oder Johannitern und sollten die hier einst unter dem Großvater Mohammed erlittene Schmach mit einem, wie man hoffte, glücklichen Schlage zu Wasser und Lande tilgen. Aber plötzlich trat der Tod dazwischen; die Pest machte dem stürmischen Leben zu Eschorli, dem armseligen Dorfe zwischen beiden Hauptstädten, ein unerwartetes Ende*) (21. Herbstm. 1520.) Nichts desto weniger gingen die Pläne des Vaters, obschon in veränderter Gestalt, auf den einzigen sechs und zwanzigjährigen Sohn und Nachfolger über.

Suleiman (Soliman) I. nämlich, zubenannt der Herrliche (1520—1566), vertauschte gewissermaßen den Westen mit dem Osten, den Bürger- und Moslemkrieg mit dem äußern Erbfeind, dessen Gleichgültigkeit und Zwietracht allerdings Aussicht auf bedeutenden Erfolg gewährten. Zwar feierte man in Rom und anderswo Freudenfeste über den Eintritt des gefürchteten Sultans Selim, aber an weitere Vorgehr wurde nicht gedacht. Ja, Papst Leo X, welcher durch Briefe und Boten nicht ohne

*) „Ward durch seines unverschonten Tods Sig eines Athemzugs aller seiner Anschläge beroubet.“ Anshelm V, 284.

Aufrichtigkeit an einem allgemeinen Frieden und Kreuzzug wider die Ungläubigen gearbeitet hatte, hielt jetzt die Gefahr für beseitigt. An den Platz eines blutdürstigen Löwen, meinte der heilige Vater, sei ein sanftmüthiges Lamm gekommen. Nichts konnte aber irriger und deshalb schädlicher sein, als ein derartiges Urtheil. Denn Suleiman, bisher in seiner Statthalterschaft zu Magnesia allerdings den Freuden der Wissenschaft und häuslichen Zurückgezogenheit ergeben, nährte im Stilleben, vielleicht sich und Andern unbewußt, desto eifriger die Flamme des kriegerischen, für Macht, Ruhm und Rechtgläubigkeit streitenden Ehrgeizes. Ein schöner, schlanker Jüngling mit milden und doch Hoheit verkündenden Gesichtszügen, starker Adlernase und bläßer Hautfarbe, eben so flug, als ritterlich tapfer, gedachte er, die sieghaften Ahnen durch Thaten zu überbieten, dem Reiche und in ihm verkörperten wahren Islam die Weltherrschaft vollends zu erwerben *). Dafür dienten ihm nicht nur die äußern, hervorstechenden Mittel, Geld und Soldaten, sondern auch die innern, sittlich-religiösen Kräfte. Denn seine offene Natur, im Wust roher Leidenschaften rein gehalten, neigte entschieden zur strengsten Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe; jene achtete, wenn nicht ränkevolle und parteiische Umgebung verführte, kein Ansehen der Person, diese, die Aufrichtigkeit, erklärte durch Wort und That den Tren- und Vertragsbruch für die schwerste Sünde. Dem Glauben der Väter wurde bis zur schwärmerischen Unduldsamkeit Folge geleistet, der Christ und Islamitische Absonderer, namentlich in Persien, mit gleichem Eifer bekämpft, jede Religionsvorschrift gewissenhaft beobachtet, für Moscheen, Kranken- und Armenhäuser, Brücken und andere gemeinnützige Bauten ein beträchtlicher Theil des wohl geordneten Jahreseinkommens von drei, zuletzt neun Millionen Dukaten

*) „Soliman ist diß Jahrs nach seines Vaters Selims Tod türkischer Kaiser worden, unter seinen sieghaften Vordern der mächtigst, jung, frech und dörstig.“ (b. i. unternehmend.) Aushelm V, 393. Vgl. Petrus Bizarus, de bello Pannonico p. 705. bei Schwandtner I. „Qui ejus naturam observarunt, illum ab aequitate, continentia, liberalitate, magnitudineque animi, plurimum commendant etc.“ — Pietro Bragadin bei Albéri IX, 101. „È di natura melancolico, molto libidinoso, liberal, superbo, subito, e tal' ora umilissimo.“ — Minio ebend. p. 116. „È giusto, chiamato filosofo, sa ben la sua legge.“ p. 78 „È di natura collerico, di qualità bruno e pallido, li occhi in dentro, porta un tolopan molto su gli occhi, sicchè li rende un aspetto oscuro etc.“ Vgl. Thuanus, histor. sui temporis lib. XXXIX. p. 461. ed. Francof. „Princeps inter suos pietate, justitia, magnitudine animi et continentia, ac denique fide insignis, et in quo nihil praeter veri Dei notitiam facile desiderares.“

freigebig verwendet, Wissenschaft und Dichtkunst durch Ehre und Belohnung unterstützt, überhaupt nichts versäumt, was zur Wohlfahrt, Macht und Herrlichkeit des Reichs dienen mochte. Härte und Grausamkeit lagen zwar nicht im ursprünglichen Wesen des Sultans, aber Kriegsgang und Despotensitte führten dennoch bisweilen zu schweren Missethaten an Feinden. Jene wurden schonungslos theils gemordet, theils in die Knechtschaft verkauft, diese, wie der Großvezir Ibrahim und der Lieblingssohn Mustapha, Weibern und Hofränken willig aufgeopfert. Denn zu den Schattenseiten des sonst liebens- und ehrenwerthen Fürsten gehörten maßlose Ruhm- und Weiberliebe, welche ihn nicht selten zum Werkzeug und Spielball bald der Eroberungsläunen, bald der Haremstränke machten. Nichts desto weniger gewann er, etliche Janitscharenauflstände abgerechnet, einen unbedingten Gehorsam seiner Großen und Völker; ohne Murren ertrugen jene als Sklaven des Herrn den Sturz, bisweilen auch den Tod, diese den Druck der Steuern und rastlosen Waffenaufgebote*).

Solche Geduld und Treue mochten zum Theil aus der Achtung und Ehrfurcht vor der persönlichen Sittenstrenge des Sultans fließen; denn derselbe war, die erwähnten Gebrechen abgerechnet, in der Lebensweise mäßig und nüchtern; keine Völlerei und eitle Prunkgier besleckten ihn; Arbeit und Drangsal bildeten seine Freude, sei es im Kriege, oder im Divan und auf der Jagd**). So war der Mann, welcher beinahe ein halbes Jahrhundert lang neben Asien und Afrika den Süd-Osten Europa's größtentheils beherrschen und „als der Schatten Gottes***)“ leiten, Wien bedrohen, die Welt mit der Furcht oder Bewunderung seines Namens erfüllen sollte. Allerdings erschienen die Umstände günstig; Kaiser Maximilian war todt (s. 12. Jänner 1517), sein Nachfolger und Enkel Karl V., König von Spanien, jung und unerfahren, die Italienische Frage trotz ihrer bitteren Früchte immer noch offen und beliebt, die schon früher sichtbare Eifersucht zwischen Habsburg-Spanien und Valois-

*) Relazione di Antonio Erizzo bei Albéri, IX. p. 131. „E la maggior laude, che possono darsi, e li bassa e li altri più grandi, è, quando si chiamano schiavi del suo Signor e obbedientissimi alli comandamenti suoi.“

**) Vgl. Navagero bei Albéri III, 72. wo es unter Anderm von der Haltung heißt: „È magro, di color fosco, ed ha in faccia una mirabil grandezza insieme con una dolcezza, che lo fa amabile a tutti, che lo veggono. E molto sobrio nel mangiare, mangiando raro e poca carne. Nè beve vino, come è fama, che facesse al tempo d'Ibrahim, ma acque molte delicate, alterate secondo i tempi. etc.“

***) Im Titel Solimans bei Albéri IX. p. 118.

Frankreich für den Durchbruch reif, zumal der gleich starke Ehrgeiz des königlichen Herrscherpaares, Franz und Karl, keine billige Verkommeniß duldete, die Eintracht der Christenheit endlich dadurch für viele Menschenalter gelöst, daß man im kirchlichen Hader auf beiden Seiten an die Sturmglocke schlug und sich jählings in eine Bewegung stürzte, welche hier als „Reformation“ gefeiert, dort als „Rebellion“ geächtet wurde. Dazu trat schließlich eine zwar langsamere, aber nicht minder einschneidende Umkehr der „materiellen Interessen“ durch Kolonien, Entdeckungs- und Eroberungsfahrten in beiden Indien. So wurde denn die vom Osten her nahende Gefahr dem christlichen, schon bedeutend verdunkelten Gesichtskreise mehr und mehr entrückt, ja bisweilen, weniger als menschliche Schuld, denn schicksalsvolle Fügung, betrachtet und geduldet. Mancher redliche Deutsche und Ungar mochte in seinem leidenschaftlichen Kircheneifer mit Luther dafür halten, daß „wider die Türken streiten eben so viel sei, als Gott widerstreben, der mit solchen Ruthen unsere Sünden heimsuche!“ — Dergestalt war das muselmanische Kanzelgebet um Zwietracht unter den „Jahuren“ oder Irrgläubigen*) eine Wahrheit geworden; sie lag als vollendete Thatsache offen am Tage und bedurfte keines Fürbitters mehr.

Kaum hatte unter solchen Verhältnissen König Ludwig von Ungarn die stolze Zumuthung der Zinspflicht zurückgewiesen und, wie es heißt, den Gesandten eingekerkert, als Suleiman Rache und den Krieg beschloß. Sein nächstes Ziel war Belgrad, die Pforte des Diagharenreichs und somit der westlichen Christenheit. Die Feste fiel nach kurzer, heldenmüthiger Gegenwehr vor der plötzlich heranstürmenden Uebermacht (29. August 1521); gleiches Schicksal hatte Schabacz. Indeß der Sieger die neuen Waffenplätze mit erlesener Mannschaft besetzte und von ihnen aus die Umgegend brandschatzte, verblieben die Bedroheten am rechten Donauufer in ihrer Sorglosigkeit, Genußgier und Zwietracht. Letztere hatte von den kirchlichen Neuerungen frische Kräfte bezogen; man kämpfte für und wider dieselben, setzte peinliche Strafen auf die Verbreiter Lutherscher Lehren und Schriften, konnte aber durch schon machtlose Gebote den störrischen Geist weder beugen, noch eindämmen. Ueberdies schien

*) S.: Tubero p. 271. „Ut ex gnaris Tureaicae linguae accepi, hoc maxime Christianis, quos ipsi sua voce Jahuros, i. e. hallucinantes, nuncupant, imprecantur, ut hi videlicet nulla unquam societate et amicitia unjungantur, sed semper bellum gerant, mutisque inter se odiis continenter digladiantur.“ Ebenso Grizzo bei Alféri IX, 139.

sich das Gewitter von Seiten des Erbfeindes zu verziehen. Derselbe wandte sich nämlich, wie wenn ihm das Nächste nicht genügte, südostwärts auf Rhodus. Nach sechsmonatlicher, zu Wasser und Lande geführter Belagerung nöthigte Suleiman mehr durch Mangel, denn Sturm, die heldenmüthig vertheidigte Stadt und mit ihr die Insel zur Uebergabe unter ziemlich ehrenhaften Bedingungen (21. Christmonat 1522). Wer bleiben wollte, dem wurde Leben, Eigenthum, Gewerbs- und Religionsfreiheit zugesichert, dem Abziehenden, wohin auch immer, Schutz verheißen. Sämmtliche Johanniterritter unter ihrem Großmeister Willers d'Ile-Adam wählten Kandia, darnach Süd-Italien so lange zum einstweiligen Aufenthalt, bis sie nach achtjährigem Umhertreiben endlich auf Malta eine dauerhafte Stätte für die Wiedergeburt des Ordens als Malteserritter fanden (s. 1530). Manche Griechische und Lateinische Kaufleute, Handwerker und Grundbesitzer verließen dagegen die alte, ihnen theuer und einträglich gewordene Heimath nicht, dem Worte des Sultans vertrauend. Konnte auch dieser bei einem Verlust von 100,000 Mann nicht überall der Rache- und Beutegier des Soldaten zügelnd begegnen, so hat er dennoch im Ganzen treu seine Zusage gehalten und die neue, kostspielige Erwerbung für Handel und Seemacht trefflich zu benutzen gewußt. Andererseits fehlte es bei den zwieträchtigen, um des Glaubens willen tief gespaltenen Christen nicht an Stimmen, welche den Verlust der Stadt und Insel Rhodus als „eines Ablagers der schädlichen Papstgewalt“ für einen „Gewinnst der guten, evangelischen Sache“ erklärten und dadurch, ohne es zu wollen, auf die traurige Blöße und unergründliche Tiefe des neuen Partei- und Kottengeistes hinwiesen*). Zwar erschrakten hin und wieder, besonders in Teutschland, Fürsten und Völker über die reißenden Fortschritte des Erbfeindes oder Großtürken, aber gegenüber der laufenden Hauptfrage, der Reformation, haderten sie nichts desto weniger mit wachsender Leidenschaft, bisweilen auch Gemüthlichkeit, für und wider den Papst entweder fort, oder verstiegen sich höchstens in Betreff der äußern Gefahren zu unfruchtbaren Reden und Beschlüssen. Denn, was bereits Selim geurtheilt hatte: „Lasset sie rathen und uns thaten!“ —

*) So moralisirt und politisirt der wackere Ansheim VI, 116. wider den Orden, als „das kleine Rom“ und den Nebenquell „überlästiger Schatzung und Beschwerung der ganzen Christenheit.“ Auch könne, wird beigelegt mit Rücksicht auf die Seeräuberei, „der Türke zu Land und Meer bessere Sicherheit schaffen, denn der reiche, muthige (hoffärtige) St. Johanner.“

galt auch jetzt noch in voller Wahrheit *). Nicht nur brannte der Glaubens- und Kirchenstreit in starker Flamme fort, sondern es hatte auch der Kampf zwischen Habsburg, Spanien und Valois-Frankreich, namentlich über Mailand und Italien, seine verhängnißreiche Laufbahn betreten. Denn der ritterliche König Franz I., in der vorläufig entscheidenden Schlacht bei Pavia besiegt und gefangen (1525, 24. Hornung), entblödete sich nicht, durch geheime Boten und Briefe den lauern- den Sultan wider Oesterreich und Kaiser Karl V. aufzustacheln.

Dieß war zwar nur der flüchtige Gedanke des augenblicklichen Unmuths, bald darauf durch die entgegengesetzte, türkenfeindliche Zusage im Madrider Befreiungsvertrag völlig widerlegt (14. Jänner 1526), immerhin aber ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Auch erkannte und deutete man dasselbe in Konstantinopel vortrefflich, betrieb und vollendete anfangs im Geheimen, darnach offen umfangreiche Rüstungen, verkündete laut, daß Ungarn über kurz oder lang, durch Güte oder Gewalt fallen und den Weg nach Italien, insonderheit Rom, bahnen müsse**). Mit ungewöhnlichem Pomp verließ das Hauptquartier, oder die Pforte, mit 1500 Zelten am Georgentag, den 23. April 1526, die Hauptstadt. Paschen und Heerführer, namentlich der allmächtige Großvezir Ibrahim, schimmerten in Juwelen, Seiden-, Gold- und Silberstoffen; die Tschau-sche (Policisten) hatten ihre Galatracht angelegt, Beinkleider aus schwarz-rothem Sammet; dem prachtvoll gekleideten Padischah (mehr, als Schah) folgte in einer Sänfte sein Lieblingskind, Mustapha; sogar zwei Elephanten schlossen sich der acht morgenländischen Ausfahrt an; Tausende waren, sie zu schauen, von nahe und ferne herbeigeströmt. Langsam setzte sich der Zug gen Sophia in Bewegung, wo die von allen Seiten herbeigeeilten Schaaren gesammelt und geordnet wurden. Sie betrugen mindestens 150,000 Reisige und Fußknechte, ungerechnet den eben so zahlreichen Troß; dreihundert Geschütze größern und kleinern Kalibers, bei 800 Fahrzeuge, welche ohne Hinderniß der Donau aufwärts folgten, machten die Heereskraft vollständig. Um den Anfang Heumonats traf sie in und bei Belgrad ein; ihr Zögern, zum Theil Folge der vom Regen verdorbenen Wege, hier und da auch wohl absichtlich, hörte nun auf.

*) „Consulant Christiani, consultant, et ego faciam!“ Nach dem Referat des Polnischen Gesandten Erasmus Vitellius auf dem Augsburger Reichstage (1518). S. Joh. Caspar Ruhn zu Stephani Broderici narratio de proelio ad Mohatzium. p. 79. Argentorati, 1688. 8.

**) „E dicono, espedita questa impresa, vuol andar (il Signor) a Roma tosto.“ Bragadin als Augen- und Ohrenzeuge bei Albéri IX, p. 111. Die

Der gewaltige Kriegerstrom drängte rasch und nirgends bedeutend aufgehalten, von Belgrad über die Sau und Drau, wo die geräumte Stadt Essek in Flammen aufging, nach der Donau vor, erstürmte Peterwardein (27. Heumonath), nöthigte Illok nach siebentägiger Belagerung zur Uebergabe und rückte unter Raub, Mord und Brand auf die am linken Donauufer in fruchtbarer, hier und da sumpfiger Ebene gelegene Stadt Mohacz vor. Eben daselbst zogen sich beinahe gleichzeitig die schwachen Streitkräfte der Christen, namentlich der Ungarn, zusammen; 24,000 Reiter und Fußsoldaten stellten sich mit achtzig Geschützen dem vierfach überlegenen Feinde entgegen und beschloßen, Alles auf die Spitze einer Feldschlacht zu setzen. Dahin drängten nicht minder Absicht, als Schicksal, oder vom menschlichen Willen unabhängige Macht der Persönlichkeiten und Verhältnisse. Dafür zeugt die Entwicklung der nächst vorgegangenen und noch laufenden Dinge.

Auf die erste Kunde von den feindlichen Anstalten nämlich hatte der König bereits im Mai einen Reichstag versammelt, im Einverständniß mit demselben Adel und Volk zu den Waffen entboten und Tolna am rechten Donauufer für den zweiten Heumonath als Sammelplatz bezeichnet, mit Genehmigung des Papstes Klemens VII. Kirchen und Klöster besteuert, die Hälfte der hier niedergelegten Gold- und Silberschätze in die Münzstätten geschickt, kurz, nichts verabsäumt, um für die Schirmung des Glaubens und Vaterlandes die handgreiflichen (materiellen) Kräfte in Bewegung zu setzen. Aber es fehlten ordnender Ueberblick, Zucht und Gehorsam; die langen Wirren und blutigen Zusammenstöße hatten besonders seit dem unglücklichen Bauernkriege den sittlich patriotischen Hebel gelähmt, Eigennutz und Selbstsucht, Zwietracht und Hoffahrt genährt. Die Parteien des Wojwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, und des Palatins Stephan Bathori bewachten einander nach wie vor mit mißtrauischer Eifersucht. Alles geschah daher unordentlich und langsam, die geplagte Nation entbehrte trotz ihrer Tapferkeit des freudigen Aufschwunges, welchen der junge, edelmüthige Fürst aus

zwei vorzüglichsten Quellen der folgenden Ereignisse sind die schon erwähnte narratio de proelio ad Mohatzium, deren gelehrter Verfasser, Broderich, Kanzler, als mithandelnder Augenzeuge spricht, und Nikolaus Istvanffy, histor. lib. VIII, p. 72—83. Beide Schriftsteller zeichnen sich auch, besonders Broderich, durch Kunst und Reinheit der Sprache aus, man verkennet nicht die Nachwirkung der unter Matthias belebten klassischen Studien. Der Ausgabe Broderichs vom Jahre 1688 hat Kaspar Kuhn schätzenswerthe Anmerkungen beigelegt.

Mangel an Erfahrung und gebietender Macht nicht bringen konnte. Er brach daher, als der Feind über die Sau vordrängte, ein Beispiel zu geben, mit kaum zweitausend Bewaffneten von Ofen nach Tolna auf (24. Heumonath), wohin sich allmählig von verschiedenen Seiten her die weltlichen und kirchlichen Großen mit ihren mehr oder weniger vollständigen Bannern zogen. Aber auch jetzt verläugnete im Angesicht der nahenden Gefahr die parteisüchtige Adelschaft ihren störrischen Trotz nicht; sie weigerte sich, dem Palatin für die Deckung der Draufeste Essek zu folgen; sie rief ihr Vorrecht an, nur unter dem unmittelbaren Befehl des Königs zu stehen. Da verließ diesen die Geduld. „Ich sehe, sprach er im Kriegsrath, daß Jeder Entschuldigung und Rettung seines Lebens durch mein Haupt sucht. Ich habe Leib und Kopf hieher in die Noth gebracht, um für euch und das Reich jedem Schicksal entgegenzugehen. Damit also Niemand seine Freiheit durch Rücksicht auf mein Haupt bemänteln könne, werde ich morgen mit Gottes Hülfe selbst dorthin ziehen, wohin Andere ohne mich nicht gehen wollen*)." Damit waren die Würfel gefallen; man zog, indeß nur wenige Besonnene warnten, immer stromabwärts über Bata auf Mohacs dem von der Drau her nahenden Feinde entgegen. Die Gesamtstärke belief sich nach dem allmählichen Eintreffen der verschiedenen Abtheilungen auf 26,000 Reizige und Fußknechte mit achtzig Geschützen. Den Oberbefehl führten Paul Tomori, Franziskaner, darnach Erzbischof von Colocza, und Georg Zapolya, des Woiwoden jüngerer Bruder. Jener hatte in frühern Jahren als fühner Reiterobrist Ruf gewonnen, dieser besaß keine kriegerische Erfahrung und verließ sich auf den „Bruder Paul,“ wie er den streitbaren Prälaten zu nennen pflegte. Beide Herren hatten übrigens lange die Feldhauptmannschaft abgelehnt, aber König und Adel bestanden auf der Annahme. Eben so fruchtlos begehrten etliche Männer von Voraussicht, daß man die Ankunft des Woiwoden und anderer Befehlshaber abwarten solle. Kampfgier und Verblendung, durch glückliche Vorpostengefechte gesteigert, drängten zur entscheidenden Feldschlacht. Eine Weile, wie im Vorgefühl des Unglücks, widerstrebte der König. Endlich gab er, da auch Tomori feste Siegeshoffnung aussprach, nach; er wollte nicht als Feigling inmitten des Kampfungestüms erscheinen, davon abgesehen, daß der Feind bereits den Rückzug, wo nicht unmöglich gemacht, doch erschwert und theilweise abgeschnitten hatte. Wohl war der Augenblick verhängnißvoll;

*) Brodericus p. 32. „Verba regis, sicut fuerunt, ita ponemus.“
 Mehr rhetorisch Si huan si p. 76.

denn noch etliche Tage Aufschub brachten die herbeieilenden Hülfschaaren des Voivoden, bei 30,000 Mann, des Befehlshabers in Dalmatien und Illyrien, Christoph Frangepani mit 15,000 Kriegeren, endlich die Fähnlein Schlesiens, Böhmens, Mährens, Oesterreichs, welche schon die Gegend von Stuhlweißenburg erreicht hatten. So vereinigt und unter trefflichen Führern konnte man nicht ohne Grund auf Sieg hoffen, während die dermaligen Streitkräfte hinsichtlich des Oberbefehls und der Zahl im schneidenden Mißverhältniß zu der Unsicht und Uebermacht des Feindes standen. Dennoch war die Kampflust so allgemein und ungestüm, daß der auf Lagerbefestigung lautende Antrag des Polnischen Genieoffiziers, Leonhard Guojenski, als zwecklos verworfen wurde. Nicht ohne Wahrheit bemerkte daher vorahnend im Kriegsrath der witzige Bischof von Großwardein, Franz Perényi, der Schlachttag werde das Blut von sechs und zwanzig tausend Ungarischen Märtyrern heiligen; man möge also den mit der päpstlichen Kurie schon vertrauten Kanzler Broderich wegen der künftigen Heiligsprechung im Voraus nach Rom schicken *).

So ordnete sich denn am 29. August früh Morgens — der heitere, lichte Tag bezeichnete die Enthauptung des Apostels Johannes — das Heer auf dem Blachfeld von Mohacs zur schicksalsvollen Schlacht. Den rechten Flügel befehligten Batthyani und Tahi, den linken Peter Perényi, die Mitte der Oberführer Paul Tomori; hinter ihm stand der König, umgeben von den Hofleuten und geharnischten Böhmisch-Mährischen Reitern unter Stephan Schlick. Ueberall, wo er, vom Palatin Báthori begleitet, zu Roß erschien und mit etlichen Worten anfeuerte, traf man auf Jubel und Kampflust. Das Ganze bildete zwei, durch geringen Zwischenraum getrennte Treffen; in jenem standen, schicklich vertheilt, die achtzig, unlängst von dem Donaugeschwader ausgeschifften Geschütze. Die Reichsfahne mit dem golddurchwirkten Bild der heiligen Jungfrau trug Johann Drágfi; die Flucht zu erschweren, hatte man ihm nach altem Brauch die Sporen abgesehnallt.

Lange ließ der Feind auf sich warten; endlich nahm er in hellen Haufen um Mittagszeit die schon früher von ihm besetzten Höhen ein, welche sich in einem weiten Halbkreise fortzogen. Unachtsamkeit oder blindes Selbstvertrauen hatten von Seiten des christlichen Hauptquartiers diesen beherrschenden Schlüssel der Ebene nicht berücksichtigt. Auf und hinter ihm breiteten sich daher ungehindert in zwei Treffen die Moslemin aus;

*) Istihuanfi p. 79, wo der witzige Bischof ein *elegans nec indoctus iuvenis* heißt.

im ersten stand der Beglerbeg von Rumelien und Großvezir, Ibrahim, mit hundert und fünfzig Geschützen, im zweiten das Aufgebot Anatoliens mit eben so vielen Feuerschlünden; die Mitte nahm der Sultan, umringt von der Pforte und den Janitscharen, ein. So verging in gegenseitiger Beobachtung und leichten Plänkelgefechten der Tag. Schon nahte der Abend, gedachten die müden Ungarn der Rückkehr in das Lager, als Suleiman das Zeichen zur Schlacht gab. Bis zu Thränen gerührt, flehete er Gott an um Hülfe und Sieg für Mohammeds Volk; durch den Anblick des betenden Herrn begeistert, stürzten sich alsbald dichte Heersäulen zu Roß und zu Fuß von den Hügeln auf die Ebene herab, brach Bali-Beg mit 50,000 Reifigen links aus dem Thal hervor, die Seite und das Lager des Feindes zu überraschen. Dieser begann dagegen unter Geschrei und Geschmetter der Trompeten mit solchem Ungestüm die Schlacht, daß nach kurzem Widerstand die erste Treffenlinie der Türken durchbrochen und bis zu den Geschützen verfolgt wurde. Hier aber setzte sich von neuem der jetzt allgemein gewordene Kampf. Denn auch die zweiten Treffen kamen in das Handgemenge; sogar König Ludwig, welcher bei dem Aufsetzen des Helmes unwillkürlich erblaßte, räumte die ihm angewiesene Stelle und stürzte sich mit seiner Umgebung in das dichteste Schlachtgetümmel. Dieses dauerte etwa mit wechselndem Glück anderthalb Stunden; kein Theil wich entschieden vor dem andern; sogar in der unmittelbaren Nähe des Sultans wurde gefochten. Er jedoch, vertrauend auf Stellung und Uebermacht, blieb ruhig und besonnen; neue Schaaren mußten die jeweilige Lücke ausfüllen, die Ermatteten ablösen, die Geschütze, anfangs lässig bedient, mit verdoppeltem, bald wirksamem Nachdruck feuern. Denn plötzlich löste sich, von dem Verlust erschöpft und überdies vom Balibeg im Rücken bedroht, der rechte Flügel des ersten Ungarischen Treffens zur Flucht auf. Diese theilte sich auch bald der Mitte und dem linken Flügel mit; Alles rannte und sprengte wild durch einander, auf den Fersen verfolgt, niedergehauen, selten gefangen. Die Kunde, daß die Lagerstätte, wo übrigens Kühe und Troßbuben bis zum Tode kämpften, genommen sei, versetzte der hier und da noch erhaltenen Ordnung den letzten Streich. Nur die Nacht, herabströmender Regen und die Furcht vor Verstecken hemmten eine Weile die Verfolgung. Diese wurde jedoch desto kräftiger, sobald man sich in seinen ersten Besorgnissen getäuscht oder widerlegt sah. Ueberall breiteten sich daher Meilen weit die regellosen, leichten Reiter oder Akindschi mit Mord, Raub und Brand aus. Da ist es geschehen, daß bisweilen zagende Mütter ihre Kinder lebendig begruben, um nicht auf der

Flucht vom Gewimmer verrathen zu werden. Vor Allem aber beklagte man den Untergang des jungen, kaum zwanzigjährigen Königs; unweit dem Dorf Esellhe stürzte er rücklings in den gleichnamigen Sumpfbach und versank mit dem Roß in den grundlosen Morästen. Gleichen Ausgang nahmen mehre Begleiter. Ueberhaupt fielen von den Christen in dieser Vernichtungsschlacht, welche mit Kopflosigkeit beschlossen, mit Heldennuth durchgeführt wurde, bei 12,000 Fußknechte und 10,000 Reiter, unter den letztern sieben Prälaten, voran der Erzbischof und Oberfeldherr, Bruder Paul Tomori, acht und zwanzig weltliche Bannerführer, unter ihnen Georg Zapolha, Johann Drágfi, Franz Drßág, und fünfhundert Edelleute niedern Ranges. Nur wenige vornehme Gefangene wurden später gegen hohe Summen ausgelöst, fünfzehnhundert aber am nächsten Tage auf Befehl und unter den Augen des jetzt grimmigen Sultans enthauptet*). Von allen Kriegern mögen etwa drei bis vier tausend, meistens vom Fußvolf, im Schein der Dunkelheit und des grausen Ungewitters entkommen sein. Daneben gingen natürlich alle Geschütze und Lagergeräthschaften verloren.

Lange rastete der blut- und beutegierige Sieger, welcher eine namhafte Einbuße erlitten hatte, auf der Wahlstatt nicht; unter Brand, Raub und Mord breitete er sich in der nun schutzlosen Ebene bis an den Plattensee aus, zündete, erbittert über den Widerstand der Burg, Fünfkirchen an und hieb die Einwohner auf dem Marktplatz mit thierischer Wuth nieder, besetzte endlich am 10. Herbstmonat die fast menschenleere Hauptstadt Ofen. Denn, wer es nur irgendwie vermochte, war mit der Königin Maria gen Preßburg und anderswohin entflohen; ein panischer Schrecken lähmte jede Gegenwehr des sonst streitbaren Volks. Die Hülfschaaren Johannis von Zapolha bei Segedin, Christophs Frankepani bei Agram, der Böhmen, Mähren und Oesterreicher in der Gegend von Stuhlweißenburg blieben entweder unthätig oder zogen sich ruhmlos zurück; die gemeinsame Heimath und Sache wurde theils aus Furcht, theils aus Mißtrauen und Selbstsucht dem Zufall überlassen. Jeder dachte an sich und das Nächste; was etwa noch Nüthliches geschah, ging aus der Nothwehr hervor. So vertheidigten sich in dem Orte Maroth am linken Donauufer 20,000 Flüchtlinge bis auf den

*) *Coram exercitu victore capite sunt truncati, Caesare sanguinem illorum libante diis suis, pauci ex captivis servati, ut essent, a quibus Caesar et Hibrabim Bassa ea, quae opus erant, possent seiscitari*“. Brodericus p. 66.

letzten Mann, stieß der heldenmüthige Michael Dobozi die bittende Gattin nieder, um dann selber im dichtesten Kampfgewühl zu endigen. Von Ofen, welches mit Ausnahme des prachtvollen, durch Matthias erbauten Schlosses größtentheils in Flammen aufging, wandte sich nach achttägigem Aufenthalt Suleiman heimwärts (17. Herbstmonat); etliche Bücher und Handschriften, die ehernen Standbilder der Diana, des Apollo und Herkules begleiteten den Eroberer als friedliche Siegeszeichen. Flammende Dörfer, bei Tausenden hingewürgte oder in die Knechtschaft verschleppte Menschen bezeichneten dagegen den langen Weg, welcher zwischen Pesth, Segedin und Peterwardein nur Blut und Trümmer zeigte. Ueberhaupt sollen auf der ganzen, furchtbaren Heersfahrt 200,000 Ungarn und anderweitige Einwohner theils das Leben, theils die Freiheit verloren haben. Was aber das Schrecklichste war, es entwickelte sich eine neue, bisher unerhörte Parteiung. Etliche vom Adel und Volk erstrebten für den ehrgeizigen Voivoden, Johann von Zapolya, ein Nationalkönigthum unter Türkischer Schutz- und Lehensherrlichkeit, Andere und zwar die Bessern erwarteten allein Rettung von der verfassungsmäßig begründeten Thronnachfolge des Erzherzogs Ferdinand.

Sollte überhaupt dem jetzt befestigten und wahrhaft furchtbaren Reich des Islams und Türkenthums im Süd-Osten nicht durch Unterhandlungen, sondern Waffen mit Aussicht auf Erfolg Widerstand geleistet werden: so vermochte das allein die Gründung einer möglichst ausgedehnten und starken Großmacht im christlichen Süd-Westen. Aber auch dann, wenn sie nun, wie sich zeigen wird, wirklich unter Kaiser Karl V. als Erben zweier Welten und zweier Häuser in Habsburg-Burgund und Spanien auftrat, stellten sich dem Gelingen noch außerordentliche Hemmnisse und Gefahren entgegen. Dahin gehören nicht nur die Kämpfe zwischen Frankreich und Habsburg-Spanien über Italien, sondern auch in einem weit schärfern Gegensatz die Religionsparteiung und die neue, namentlich aus beiden Indien hervorgegangene Geld- und Handelsfrage, endlich die vielfach umgewandelte Sitten- und Geistesrichtung mit ihrem gewissermaßen weltbürgerlichen Rückschlag. Dieser aber mochte den mittelalterlichen Glaubens- und Völkergegensatz des Christenthums und Islams, des Morgen- und Abendlandes, eben so wenig der Lehre als That nach für gültig anerkennen. Denn er hatte sich ja bereits von außen nach innen gewandt und hier unter wachsendem Hader die Katholischen von den Protestanten u. s. w. durch dieselben Schlagbäume getrennt, welche sonst Christen- und Heidenthum abmarkten und kennzeichneten.

Für das Alles zengte mittelbar schon die Gleichgültigkeit und Kälte,

welche von Seiten der christlichen Staaten die Noth und den Untergang Ungarns begleiteten. Alle, die nahe und ferne Stehenden scheueten mit geringen Ausnahmen offene Hülfe und mieden das einst mächtige Magyarenreich, wie kluge Kaufleute ein dem Bankerott nahendes Handelshaus fliehen. Während nur der schwer bedrängte Papst, Klemens VII., durch seinen Gesandten, Burgio, Geld und Mannschaft schickte, blieben Venedig aus Handelsrücksichten, Polen unter König Sigmund, Ludwigs II. von Ungarn väterlichem Dheim, aus Furcht parteilos und hielten den mit der Pforte erneuerten Frieden gewissenhaft aufrecht. Höchstens durften, wie das auch in Oesterreich geschah, etliche Fähnlein Freiwilliger wider den „Erbfeind“ ausziehen. Deutschland, bei wachsender Glaubensspaltung durch Zwietracht und Scheelsucht der Fürsten und Völker gelähmt, brachte nur leere Worte dar. In Augsburg, Worms, Nürnberg, Speier sprach man viel von „eilender Hülfe,“ Türkennoth und Türkensteuer, that aber nichts. Ja, die Reichsstände und ihr Statthalter, Erzherzog Ferdinand, beschloßen noch kurz vor dem Unglück bei Mohacz eine nähere Erkundigung an Ort und Stelle. „Und damit, hieß es neben Anderm im Speierer Reichstagsrecess, solch eilend Hülfe desto fruchtbarer angelegt und geleistet werden möge, so haben Wir die wolgeborenen, Georg Grafen zu Wertheim, Philipp von Fehlitsh, Ritter und Veit Claernberger mit Instruction, Credenz und etlichen Artifeln zur Königlichcn Würde in Hungarn gefertigt, sich auf Form und Maß zu unterreden, wie solche Knecht (10,000) zum nützlichsten und fruchtbarlichsten gebraucht werden sollen u. s. w.“*)

Dieses Zeugniß der Armuth und Ohnmacht eines noch zahlreichen und kriegerischen Volks bedarf keiner weitem Auslegung; man setzte Rath der That entgegen und brachte sich dadurch um den schönen Ruf, weltgeschichtlichen Dingen mit eingreifender Kraft die Bahn anzuweisen.

Glücklicher in Bezug auf volksthümliche Einigung war dagegen der Slavische Nordosten Europa's. Der Russische, in Moskau siedelnde Großfürst nämlich, Iwan Basiljewitsch, (1462—1505) warf nicht nur das zweihundertjährige Mongolen- oder Tatarenjoch ab, sondern nöthigte auch die eingebornen Häuptlinge, seiner Oberleitung zu huldigen, welche im Uebrigen den Ehrennamen des Czaren oder Selbstherrschers mit sprödem Stolz verschmähet. Denn thatsächlich übte Iwan, später der Große geheißcn, unumschränkte, nur selten durch Herkommen und Gesetz gebundene Machtbefugniß, schärfte durch strenge Ordnungen dem

*) S. Ruhn zur narratio Broderichs S. 107.

Adel oder den Bojaren unbedingten Gehorsam ein, gebot Untheilbarkeit der Erbfolge, verließ der Geistlichkeit die freie Wahl ihres Metropolitens oder Patriarchen, welcher bisher von Konstantinopel Bestätigung empfangen hatte, suchte aber, obschon in zweiter Ehe der Tochter des letzten Griechischen Kaisers, Sophie, vermählt, auf keine Weise den siegreichen Gang des christlichen Erbfeindes aufzuhalten. Im Gegentheile begrüßte die erste Russische Botschaft zu Stambul den Sultan Bajazet gerade in demselben Jahre, als jenseit des Weltmeers ein neues Erdreich aufging, und schloß Freundschafts- und Handelsvertrag ab. Dieß geschah hauptsächlich in Folge einer geheimen, triebartigen Wahlverwandschaft zwischen dem islamitischen und christlichen Selbstherrscher. Keiner von Beiden ahnte die künftige Stellung des feindlichen Gegensatzes, welcher etwa nach Ablauf von zwei Jahrhunderten die Reiche des Ostens zur unverföhnlichen Fehde aufrufen und bewaffnen sollte.

Dagegen wandte sich Swan, nur auf die Sammlung der eingebornen Kräfte gerichtet, mit zähem Nachdruck wider Alles, was von innen oder außen her den selbstherrlichen Einheitsstaat der Russen hemmen oder beschränken mochte. Also wurden die freien, durch Umgang mit den Deutschen Hanseleuten reich und mächtig gewordenen Städte Pleskow und Nowgorod durch List und Gewalt unter das Joch des Czaren gebeugt, die gemeinheitlichen Einrichtungen, namentlich Bürgermeister (Posadnik), Tribun (Tysäkoi), Bürgerrath (Bojaren) und beim Schall der Sturmglocke (Weischnei Kolokol) versammelte Volksgemeinde für immer aufgelöst, Schoß und Steuer bestimmt, später die reichsten und angesehensten Geschlechter der Großhändler (Schitii ljudi) nach Moskau verpflanzt, und nur die Krämer (Kupzi), Handwerker, Arbeitsleute und Tagelöhner (die Tschernie ljudi) den tief gesunkenen Städten gleichsam als Trümmer ihrer frühern Blüthe vergönnt*). Dem Alles sollte in dem neuen, mehr und mehr geeinigten Rußland einen möglichst gleichförmigen, dem Willen und Stoß des Selbstherrn folgamen Ausdruck bekommen, jeden staatlichen und volksthümlichen Hemmschuh aufgeben, in Sprache und Sitte, Religion und Kirche einer starren Abgeschlossenheit nachstreben und die Berührung mit den Bildungstößen der Fremde nur auf das Nothdürftigste und Handgreifliche beschränken. Daher kamen zwar um reichlichen Lohn einzelne Bau- und Werkmeister, wie z. B. Aristoteles, der Bolognese, den Kremel besetzte; aber auf den Umlauf der geistigen Kraft

*) Vgl. Müllers Sammlung Russischer Geschichte 1760. V, 460 flg.

durch Kunst und Wissenschaft gewannen sie keinen Einfluß. Jener freiere Umschwung, welcher gewöhnlich die Völker nach abgeschüttelter Diensthbarkeit des Auslandes ergreift, fehlte den wiedergeborenen Russen; sie hatten das schimpfliche Mongolenjoch gleichsam zu wohlfeil abgeworfen und die Unabhängigkeit nicht durch langen, wechselvollen Kampf, sondern durch glücklichen Anprall errungen und bald gegen die unumschränkte Macht des eigenen Gebieters ohne Widerstand und Schmerz eingetauscht. Daher fand denn auch bei dem rohen, naturkräftigen Volk kein Bedenken Raum, als der eroberungsgierige Czar oder Großfürst die Waffen wider die christlichen Schwert- und Teutschritter kehrte, welche jedoch unter der klugen, tapfern Leitung des Ordensmeisters Walter von Plettenberg das hart bedrängte Liefland einstweilen retteten. (1502).

Eben so feindselig blieb die Stellung zu den stammverwandten, zwieträchtigen und zu weit ausgedehnten Polen. Diese räumten, namentlich in dem Lehen Litthauen, ein Stück Land nach dem andern vor der enger geeinigten Moskowitemacht, welche neben Nowgorod, Pleskow und Sererien, der Errungenschaft Zwans, unter dem Sohn und Nachfolger desselben, Wafilei Iwanowitsch (1505—33), auch Smolensk und Umgegend hinwegnahm. (1514).

Freundlicher gestaltete sich das Verhältniß zu den Teutschen, welche im Bergbau und Hüttenwesen, namentlich durch die Entdeckung der Gold-, Silber- und Kupferminen am Uralischen Petschorafluß (1491), in der Glocken- und Stüßgießerei und manchem andern feinern Handwerk die Lehrer der Russen wurden. Diese bezeugten sich ihrerseits dadurch dankbar, daß sie ohne Brotneid den Fremden Niederlassung und Vortheil gönnten, selbst den Hansestädten in dem unterthänigen Nowgorod die alten Handelsfreiheiten durch erneuerten Vertrag einräumten (1514), in der Rechtspflege aber volle Gegenseitigkeit bewilligten*). Auch Teutsche Aerzte wurden neben den Griechen am Czarenhof gerne gesehen und reichlich belohnt.

Unfruchtbar blieb dagegen das mehrmals, zuerst 1490, mit den Kaisern Habsburgischen Stammes für Schutz und Trutz ausgerichtete Freundschaftsbündniß. Eigennutz und Wankelmuth hinderten den Gebrauch desselben wider den gemeinsamen Feind der Christenheit. Maximilian nämlich dachte dabei zunächst an die Erwerbung Böhmens und Ungarns,

*) Karamjin, histoire de l'empire de Russie. VII, 69. Pariser Ausgabe von 1820.

der Großfürst Iwan an den Gewinnst Litthauens auf Kosten des Polnischen Nachbarn. Jeder Theil sagte Hülfe zu mit stillschweigendem Vorbehalt des nächsten Ziels und Lieblingswunsches. Den Heiland und die rechtgläubige Kirche führte man auf den Lippen, des Herzens Lust aber stand auf irdischen Gewinn. So konnte denn ungeachtet der gegenseitigen Ehrenboten und Schreiben die Osmanenflut sich immer ungefüger längs der Donau ausbreiten und festsetzen; der Russe, auch dem Sultan für Handel und Verkehr durch Gesandte befreundet, saß still, als die Gefahr den Siebenbürgern und Magyaren näher rückte; der Deutsche, befriedigt durch die Böhmisches-Ungarische Erbfolge, zauderte mit thatkräftigem Dreinschlagen und wartete dabei stets auf den glücklichen Augenblick. Dieses schwankende, unstäte Benehmen, von dem alten, müden Kaiser zunächst auf die Enkel, Ferdinand und Karl übergehend, beschleunigte die Entscheidung und hatte den Unglückstag von Mohacs zur Folge.

Demnach hat der Aufgang Rußlands als eines selbstständigen Völkergebiets zunächst für den Kampf zwischen Christenthum und Islam keineswegs die gehofften Früchte getragen. Rohheit, Hab- und Herrschgier wirkten mehr gegen als für die Glaubensgenossen, welchen man überdieß rücksichtlich der Sprache und Sitte, kirchlichen und weltlichen Regierungsweise häufig als entweder räthselhafter oder halb heidnischer Fremdling erscheinen mußte*).

Ueberhaupt stellt es sich heraus, daß der feindselige Gegensatz des Morgen- und Abendlandes als Folge unverträglicher Volksthümlichkeiten und Religionen meistens nicht mehr vorhanden war. Denn jene ritterlich-abenteuerliche Glut, welche Jahrhunderte lang im Mittelalter von oben nach unten und umgekehrt vorwärts drängte, ist größtentheils verloscht; selbst die Osmanen haben von der früheren Glaubensschwärmerei nur so viel beibehalten, als die Nothdurst ihrer rein sinnlichen, erobernden Kraft fordert; die Anhänger des Kreuzes aber sind so zerstückelt und zwieträftig, daß nur äußerlich die Einheit des Bekenntnisses besteht, übertünchte Gräber, drinnen voll Fäulniß und Moder. Denn, abgesehen von dem alten Bruch zwischen Griechischer und Lateinischer Kirche, haben sich in der letzten die bedenklichsten Zeichen der innern Zersetzung an Haupt und

*) Am meisten entfremdete die Trennung der griechischen und lateinischen Kirche in Verfassung und Glaubenssätzen. Mit dem Mangel an eigentlichem Verständnisse der unterscheidenden Lehren schien der wechselseitige Glaubenshaß zu wachsen.

Gliedern kund gegeben. Während sich hier im stillen, wachsenden Gährungsproceß der Geister und Gemüther ein entscheidender Wendepunkt vorbereitet, tritt plötzlich auch ein durchgreifender Umschwung zunächst der „materiellen Interessen“ im Handels- und Pflanzermwesen auf; eine neue Welt mit unermesslichen Räumen für jedwede Thätigkeit der alten wird entdeckt, durch die Propaganda des Worts und der Waffen bezwungen, der Europäischen Sitte und Unsitte mehr oder weniger einverleibt. — In diesem gewichtigen, folgenschweren Ereigniß liegt der letzte Hebel verborgen, welcher den politischen Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit bewerkstelligt und vollendet.

Zweites Buch.

Der commercielle und industrielle Uebergang
aus dem Mittelalter in die Neuzeit.

Erstes Hauptstück.

Uebersicht der Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Spanier. Christoph Colombo und Ferdinand Cortéz.

Noch um die Mitte des fünfzehnten, später nach den Entdeckungen zubenannten Jahrhunderts galt das Vorgebirge und Dorf Finisterrae in Galicien als wirkliches Erdende. Was jenseits dieses finstern Sternes gen Abend liege, hieß es bei Wälschen und Teutschen, sei nichts, als Himmel und Wasser mit unendlichen, nur Gott bekannten Gränzen. Zwieliht und zuletzt Nacht umschlössen die finstere See; Untiefen, bis zu den Wolken ansteigender Wogenschwall und Sturmwirbel machten, abgesehen von den zahlreich auflauernden Seeungeheuern, die Schifffahrt unmöglich. Und doch gebe es weit jenseits große, fruchtbare, von Gold und Kleinodien strahlende Inseln. Sie aufzusuchen, hätten drei Portugiesische Schiffe gewagt; zwei seien von den Fluthen verschlungen worden; mit genauer Noth hätten sich die Leute des dritten, etwas fern gebliebenen Fahrzeugs aus der Nacht und Windsbraut gen Hause gerettet, abschreckende Zeugen des finstern, westlichen Meeres. Was also Herr Leo von Rózmítal aus Böhmen auf seiner dreijährigen Reise durch die Abendlande (1465—67) an Ort und Stelle vernahm und aufzeichnete, *) ist nicht aus der Luft gegriffen; es spiegelt den Glauben des Volks und der Gebildeten ab und deutet hin theils auf die dunkle Ahnung des Westlandes, theils und vornehmlich auf den Schrecken des Zauberbannes, welcher gleichsam über dem „Jenseits“ ruhet und zurückdrängt, was ihn lösen will. In der That mieden auch die kühnsten und kenntnißreichsten

*) S. 89. der Ausgabe des Stuttgarter literarischen Vereins. J. 1844, Lieferung VII.

Steuerleute das finstere Meer; sie streiften behend nur den Rand und versuchten Umgehung; sie warfen sich, nachdem die Kanarischen und Azorischen Inseln gefunden waren (um 1448), mit steigendem Eifer auf die Westküste Afrika's. Von hier aus den Weg nach dem gold- und gewürzreichen Ostindien zu bahnen, sandte der Portugiesische Prinz, Heinrich, der Seefahrer (st. 1460), die besten Segelschiffe und Steuermänner aus. Umgeben von Erd- und Sternkundigen, Kartenzeichnern und Piloten, grübelte er Jahre lang auf seinem Landsitz Terzanabal am Ufer der Sagresbai in Algarbien über Plänen Afrikanischer Küstenentdeckung und erweckte einen edlen Wettstreit bei dem Adel und den Gemeinen, bei dem Fürsten und Volk. Wißbegier und Gewinnjucht, Glaubenseifer und Abenteuerlust durchdrangen einander. Wenn das Werk eine Weile stockte, ging es mit frischer Kraft auf. Die Könige Johann II. (1481—95) und Emanuel d. G. (st. 1521) wandten ihr Sinnen und Trachten der Afrikanischen Ostfahrt zu. Auch fehlte das Glück nicht. Hatte man mit Zaghaftigkeit einst das für unüberwindlich gehaltene Vorgebirge Bojador entdeckt und umschifft, den Senegal und die grünen Vorgebirgsinseln gefunden: so überschritt bald der kühne Nachfolger die Linie (den Aequator), fand die Küste von Guinea und das goldreiche Congo, ja, drang zwei Jahre später (1486) Bartholomäus Diaz bis zum Vorgebirge der Stürme oder der guten Hoffnung vor und umsegelte dasselbe. — Dem finstern Westmeer aber wollte sich Niemand nahen; es war wie geseit durch den Schrecken. Nur auf dem Afrikanischen Küstenwege schien die Straße gen Indien, obschon unter großen Gefahren und Drangsalen, allfällig offen zu stehen. Daß man vom Abend her zur Niederlage der Gewürze, edlen Metalle und Kleinodien gelangen könne, dem widerstrebten, als einer Unmöglichkeit, der gesunde Menschenverstand, die Wissenschaft und der phantastische Aber- und Wunderglaube des Zeitalters. Eben so unmöglich erschien ihm folgerichtig das Dasein von Ländern, Thieren und Menschen in einem wüsten, unendlichen Wasserraum voller Finsterniß und Grausen. Selbst davon abgesehen, hieß es, und die Kugelgestalt der Erde angenommen, wer könnte und wollte da an Gegenfüßler (Antipoden) glauben? Müßten doch allfällig westwärts getragene Schiffe für die Heimkehr zu Berg steuern und etwas rein Widersinniges versuchen! Schon der Gedanke an ein derartiges Unternehmen müsse deshalb Mitleid und Argwohn der Unvernunft wecken.

Da trat ein Unbekannter dazwischen und löste den Knoten, welchen Jahrtausende geschürzt und mit dem Zauberstempel des untrüglichen, unverjährbaren Glaubens besiegelt und durch die Macht des Schreckens wi-

der Neuerung gesichert hatten. Gedanke und Begeisterung, Wort und That, Wissenschaft und erfahrungsreiches Leben wirkten für den kühnen Wurf, dessen Frucht die Entdeckung einer neuen Erde und Welt geworden ist. Unscheinbar sind die Anfänge, mannichfaltig und überschwänglich die Drangsale gewesen, unter welchen die Vorsehung einen ihrer Lieblinge für den Vollzug seiner hohen Lebensaufgabe prüfte und erzog. Christoph Colombo (Colon, Columbus), 1435 zu Genua geboren, war von drei Brüdern und einer Schwester das älteste Kind ziemlich unbemittelter, ehrbarer Eltern. Der Vater, Dominiko, betrieb das Geschäft eines Wollschlagers und Tuchhändlers, die Mutter, Susanne, Tochter des Landmanns, Jakob Fontanarossa aus Bisagno, stand dem beschränkten Hauswesen in der engen, bergigen Straße Mulcento mit Fleiß und Geschick vor. Wegen früh ausgezeichneten Fähigkeiten nicht dem Gewerbe, sondern den Studien bestimmt, vollbrachte der erstgeborne, vierzehnjährige Knabe ein Jahr auf der Lombardischen Hochschule Pavia, unterstützte darnach eine Weile den Vater, welcher ihn nicht länger unterhalten konnte, in seinem Gewerbe und wählte schließlich als Jüngling die Laufbahn des Seemanns. Zu dieser führten innerer Beruf und Empfehlung ferner Verwandten. Dabei wurde der Dienst von unten auf genommen, jegliche Beschwerde, Noth und Gefahr muthvoll bestanden, manches Abenteuer und Gefecht bald mit Freibeutern, bald offenen Feinden unter dieser oder jener Fahne aufgenommen und ehrenhaft durchgeführt, für die Befriedigung der Wißbegier jeder Hafen und Platz des Mittelmeers besucht und sorgfältig erkundet, selbst auf der Atlantischen See hundert Meilen über Island hinaus eine entdeckende, freilich fruchtlose Fahrt unternommen, zuletzt (1470) in der Jahre Blüthe zu Lissabon, dem Mittelpunkt und Feuerherd des damaligen See- und Handelswesens, die mehrjährige Wohnstätte aufgeschlagen, sei es in Folge eines lebensgefährlichen Schiffsbruchs, oder, was wahrscheinlicher ist, aus freier Wahl und um einen weitem, seemannischen Spielraum zu finden. Mit Felippa, der Tochter eines begüterten, kenntnißvollen Rhebers, Bartolomeo Perestrello, vermählt und im Besitz der Papiere, Karten und Pläne des abgeschiedenen Schwiegervaters, lebte sich Colombo fortan in einen wissenschaftlich = praktischen Gedanken ein, die Westfahrt gen Ostindien.

Dafür wurde Alles in Anschlag genommen, das Kleine und Große, das Entlegene und Nahe, die Wissenschaft und Erfahrung, die Vernunft und der Glaube, ein zerfließender Wink Platon's oder Aristoteles' über die Atlantis, eine nebelnde Dichterstelle Seneca's, ein unbestimmter Aus-

druck des Propheten Jesaias oder der Offenbarung des heil. Johannes und der Kirchenväter dienten für den Zweck so gut, als die zerstreuten Nachrichten und Sagen der Seeleute oder die schreckhaften Märchen von dem „finstern Stern und dem finstern Meer.“ Gewichtiger und folgenreicher waren natürlich die Lehren von der Kugelgestalt des Erdballs, welcher sich um seine Achse drehe und die Tag- und Nachtseite öffne, von dem irrthümlich angenommenen Verhältniß des Festen zum Flüssigen, dessen Stellung zu jenem, wie ein Siebentel zu sechs Siebentheilen, sei, von der weit gen Abend vorgeschobenen Lage Asiens, zu dessen wunderbar reichen Landen Indien, Cipango (Japan) und Kathai (China), man auch auf dem westlichen Seewege über kurz oder lang gelangen müsse, von der heiligen Christenpflicht, Millionen jenseitiger Heiden dem Heiland zu gewinnen, ja, demselben am Ende des Entdeckungswerks die geweihten Stätten, voran Jerusalem, durch eine Kreuzfahrt wieder zu geben und dafür auch die Schätze der neuen, unzweifelhaft vorhandenen Welt zu benutzen. Das „Gesicht, die Vision“ derselben beschäftigte, quälte und hob zwei und zwanzig Jahre lang, bis es erfüllt wurde, den Geist und das Gemüth eines eben so kühnen und opferwilligen, als wissenschaftlich-praktisch ausgebildeten Sehers und künftigen Entdeckers. Oft arm und verlassen, in Folge neuer Widerwärtigkeiten um den Lebensbedarf durch Kartenzeichnen und Bücherhandel kämpfend, bot er seine Welt lange umsonst den freien und fürstlichen Regierungen an. Niemand wollte sie kaufen; die Vaterstadt und das seestolze Venedig gaben abschlägigen Bescheid. Gleiches that nach mehrjährigem Zaudern und Hinhalten der Portugiesische Hof; Neid und Scheelsucht, Beschränktheit und Nationalstolz wirkten wider den eingebürgerten, sonst wegen seiner gebietenden Persönlichkeit geachteten Fremdling. Da schüttelte derselbe, durch den Tod der geliebten Gattin überdies vereinsamt, den Staub ab und wanderte heimlich mit seinem mutterlosen Knaben Diego aus der undankbaren Adoptivvaterstadt gen Spanien. Hier von Johann Perez de Marchena, dem tugendhaften und wissenschaftlich gebildeten Prior des kleinen Franciscanerklosters Rabida bei Palos in Andalusien, zufälligerweise erkannt, nach seinem Werth gewürdigt und gastlich empfangen (Sommer 1485), legte der Genuese seinen Entdeckungsplan nach langem Warten den katholischen Königen vor, folgte, von einem gelehrten, zur Begutachtung angewiesenen Ausschuß als abenteuerlicher Träumer abgewiesen, dennoch dem wechselnden Hof- und Feldlager, diente als Freiwilliger vor Malaga und Granada, rüstete schon nach dem Fall der Maurischen Hauptstadt und erneuertem, fruchtlosem Antrag, müde der langen Placereien, zur

Reise gen Frankreich, als ein plötzlicher Rückschlag erfolgte. Die hochherzige, weise Isabella gehorchte dem Zug ihres Herzens und Geistes, indeß der kalte, berechnende Gemahl nur zögernd dem Rath erleuchteter Diener Folge leistete. Diesen gehörten namentlich Hochgeistliche an, wie der Dominikaner und spätere Großinquisitor Diego de Deza, der Cardinal Mendoza und Perez de Marchena. Unter den weltlichen Staatsbeamten zeichneten sich durch warme Fürsprache aus die Finanzminister Quintanilla von Kastilien und Luis de Sant-Angel von Aragonien. Also wurde in Santa Fé bei Granada nach siebenjährigem Warten und Unterhandeln Colombo durch einen förmlichen Vertrag zum lebenslänglichen, auf die Erben übergehenden Admiral des Oceans ernannt, in gleicher Weise als Vicekönig und Oberstatthalter aller etwa entdeckten Inseln und Festlande anerkannt und bevollmächtigt, für die Provinzialregierung drei Männer vorzuschlagen, von welchen die katholischen Könige den ihrem Bedünken nach Schickslichsten wählen sollten, endlich mit dem Zehnten von Gold, Silber, Perlen, Edelgesteinen, Gewürzen und anderweitigen Waaren in den geöfneten Landen belohnt, mit dem achten Theil des Gewinns aber, sobald ein Ahtel für die dormaligen oder künftigen Entdeckungsschiffe beige-steuert werde. Auch sollten er oder seine Vertreter in allen Handelsstreitigkeiten zwischen Spanien und den neuen Landen allein die richterliche Entscheidung haben.

So freigebig diese Uebereinkunft (17. April 1492), verbunden mit der Aufnahme in den hohen Adelsstand, lautete, geschah dennoch die Rüstung langsam und armselig genug. Denn erst gegen Ende Heumonats waren drei Karavellen (leichte Schiffe) in der Hafenstadt Palos für den Aufwand von 20,000 Pesos (Goldgulden) seefertig gemacht, mit 120 Leuten, nicht selten leichtfertiger Art, besetzt und für ein Jahr mit Lebensbedarf versehen. Das größte, etwas bau- und schwerfällige Fahrzeug, die Santa Maria, war für den Admiral bestimmt, die zwei kleineren Schiffe ohne volles Verdeck standen unter den Gebrüdern Pinzon, reichen Rhedern aus Palos; Martin befehligte auf der Pinta, Vincenz auf der Nigna (Niña = Kind), dem gewandtesten Schnellsegler.

Früh Morgens, den dritten August, an einem Freitag, lichtete das kleine Geschwader nach feierlicher Beichte, Messe und Communion im Namen Jesu Christi, wie ihn der Admiral verkündigte, die Anker, erreichte am 23. die Kanarischen Inseln, am 6. Herbstmonat von Gomera aus das hohe, unübersehbare Meer mit seinen Schrecknissen, Neuigkeiten und wunderbaren Erscheinungen, schwebte 33 Tage und Nächte lang zwischen Furcht und Hoffnung, schon der Meuterei und dem Verzagen

nahe, als am 12. Weinmonat zwei Stunden nach Mitternacht Licht gesehen und „Land“! gerufen wurde. Ein vielstimmiger Freudenschrei antwortete dem Matrosen der Pinta, Rodrigo de Triona, von welchem die erste Botschaft kam. Der Lobgesang drang nach dem Vorgang des jetzt wiederum hochverehrten Führers aus dem Grunde des Herzens. Dieselbe Stimmung mochte bei der feierlichen Besitznahme des eben entdeckten Eilandes herrschen. Unter den Bannern der Krone und des Kreuzes, dem Schall der Geschütze und Heerpauken, betraten Colombo und sein Gefolge den Boden Guanahani's, welches zur Ehre des rettenden Heilandes in St. Salvador umgetauft wurde, knieten dankend und mit Freudenthränen nieder, verkündeten im Namen der katholischen Könige das fortan Kastilien zustehende Hoheitsrecht, pflanzten für die christliche Kirche das Kreuz auf und hörten andächtig die erste, jenseits des Weltmeers gelesene Messe an. Staunend sahe und hörte das beinahe nackte Geschlecht der schlanken, kupferfarbigen Eingebornen (Indier) das Geschehene an. Es betrachtete die Fremdlinge als Söhne des Himmels (Turny)*), tauschte freundlich und ehrerbietig Früchte und Goldblättchen gegen Glascorallen, Nügel, Nadeln, Schellen und andere Kleinigkeiten aus, zeigte überhaupt eine eben so große Unschuld der Sitten, als Beschränktheit des Geistes. Gleichen Schlages und Wesens waren die Bewohner der andern Bahama- und Lufaheninseln, welche bei weiterer Westfahrt den Reisenden aufstießen. Etwas entwickelter und reifer erschienen dagegen die Eingebornen der großen, theilweise entdeckten Inseln Cuba (Juana) und Hayti = Hochland, St. Domingo oder Hispaniola, Española; auch Bohio = Haus). Mit wachsender Verwunderung und Freude betrachteten die Reisenden den Umfang, Reichthum und Naturreiz dieser bedeutenden, anfangs für Festland gehaltenen Gebietsstücke, welche im Zusammenhang mit Cipango und Kathai zu stehen schienen und eben deshalb auch nach längst zerstreutem Irrthum den willig verliehenen Zunamen Westindien behielten. Mais, Batatas, ein kartoffelähnliches Knollengewächs, Tabako oder Rauchkraut, Hänchematten (Hamads), unzählige Baumwolle, theils roh, theils gesponnen oder zu Zeugen verarbeitet, fielen besonders in Cuba dem staunenden Spanier auf. Unter den fremden Bäumen überraschten ihn vorzüglich die himmelhohen Palmen, die duftenden Mastix- und Aloëstäuben; von vierfüßigen Thieren sah er fast allein die stummen Hunde, von den Bö-

*) Munnoz, Historia del nuevo mundo I, 213. der Teutischen Uebersetzung.

geln bewunderte man das schillernde Gefieder zahlloser Papageien und den lieblichen Sang der Nachtigallen, welche hier und auf den kleinern Inseln inmitten des Europäischen Winters schlugen. So abgetrennt und im Stande der Naturanschuld die Eingebornen auch lebten, bereitete dennoch der Gebrauch kleinerer und größerer Canoes oder aus Baumstämmen gefertigter Barken einen oft sehr lebhaften Verkehr. Nirgendso sprang aber das Neue und fast Wunderbare in Betreff der Natur und Menschheit schärfer hervor, als auf St. Domingo. Davon zeugt am Besten der Brief Colombo's an den Schatzmeister St. Angel. Der sonst kaltblütige, schon 57 Jahre alte Mann wird feurig und jugendlich bei dem Anblick des schönen Landes und seiner Bewohner. „Die Insel Española, heißt es neben Anderm, ist ein Wunder und Alles prächtig; Gebirge, Ebenen und Acker sind so schön und fett, daß man da säen und pflanzen, Viehzucht treiben, Städte und Dörfer bauen kann. Wer das Land nicht gesehen hat, macht sich keinen Begriff von der Lieblichkeit seiner Häfen und Flüsse, welche im herrlichen Wasser meistens Gold rollen; Bäume, Früchte und Pflanzen dieser Insel sind von denjenigen Juana's (Cuba's) sehr verschieden. — Die Eingebornen haben keinen Gottesdienst, sind aber auch nicht Gözendiener; alles Mächtige und Gute (tayno), glauben sie, komme aus dem Himmel, wie sie denn auch uns dahin verlegen. Dieß geschieht nicht aus Beschränktheit, — denn an Verstand und Bekanntschaft mit den Meeren und Inseln fehlt es ihnen nicht, — sondern, weil sie nie bekleidete Menschen und Schiffe, wie die unsrigen, sahen. — Alle gehen nackt; nur hier und da bedeckt ein Blatt oder Baumwollentstreif des Weibes Schaam. Die Leute sind alle scheu und furchtsam, dabei aber, wenn sie sich vom Schrecken erholt haben, so freundlich und gutmüthig, daß sie selbst ihre Herzen hergeben würden. — In einem Bezirke Cuba's, welcher Cibau heißt, gibt es noch Menschen, welche mit einem Schwanz (con cola) geboren werden. — Eigentliche Wilde sind uns bisher nicht aufgestoßen. Man findet sie jedoch, sagt man, in der heißen Zone am Wege gen Indien auf etlichen Inseln; da sollen rechte Menschenfresser hausen mit langen Haaren, Bogen und Pfeilen, freche Seeräuber, welche weithin auf ihren Canoes streifen, am Ende aber doch nicht besonders gefährlich sein mögen. Wenn sie Gözendiener sind, könnte man sie mit dem Gold, Gummi, Ranel u. s. w. als Handelsartikel gebrauchen.“*)

*) Navarrete, relations des quatre voyages entrepris par Christophe Colomb. II, 346 sq. Französisch 1828 von Verneuil und Roquette. — Beach-

Wie richtig man das gutmüthige Wesen der Eingebornen aufgefaßt hatte, zeigte gegen Ende des Jahrs ein empfindlicher Unfall. Durch Schuld der Steuerleitung nämlich scheiterte unweit dem Hafen Puerto-real in St. Domingo das größte Fahrzeug, die Santa Maria; die Mannschaft aber und ein Theil des Geräthes wurden hauptsächlich durch den Eifer der Landsassen und ihres Caziken (Fürsten) Gnacionahari gerettet, darauf wiederum mit Hülfe derselben die erste christliche Niederlassung, Natividad (d. i. Weihnachten, Geburt des Herrn) gestiftet, und nothdürftig befestigt, 38 Freiwilligen übergeben, mit der übrigen Mannschaft aber ungesäumt die Rückreise angetreten (4. Jänner 1493) und ohne Gefährde bis in die Gegend der Moren verfolgt. Hier aber brach ein furchtbarer, mehrtägiger Sturm aus; nur ein plötzlicher Umschlag des Wetters entriß die beiden Fahrzeuge dem sichern Verderben; von einander getrennt, verfolgten sie den Weg und langten auf abweichenden Straßen ungefähr gleichzeitig am 15. März nach etwas mehr denn siebenmonatlicher Abwesenheit in dem Hafen von Palos an.

Das Gerücht davon durchflog, wie ein Lauf- und Freudenfeuer, Spanien, Portugal und Europa. Der große, für unmöglich gehaltene Wurf war gefallen, eine neue Welt mit unermesslicher Fernsicht und Folgewirkung entdeckt. — Auch entsprachen der Wichtigkeit des Ereignisses die Ehren und Huldigungen, welche Hof, Adel und Volk dem Urheber des großen Werks zollten. Er wurde auf der Reise nach Barcellona überall, wie ein sieghafter Held, begrüßt, bei der öffentlichen Berichterstattung von den katholischen Königen auf alle mögliche Weise ausgezeichnet durch Wort und That; er durfte sitzend seinen lehrreichen und anmuthigen Vortrag halten, die Zeugnisse der Wahrheit in den mannichfaltigsten Proben der aufgefundenen Lande darlegen, von den Sämereien und Pflanzen an bis zu den sechs nackten Indiern aufwärts, welche halb willig, halb gezwungen gefolgt waren. Ihm blieb es vergönnt, als Grande die Wappen Leons und Kastiliens neben dem seinigen mit der Umschrift zu führen: „A Castilla y a Leon nuevo mundo dió Colon“ d. h. „Kastilien und Leon gab eine neue Welt Colon.“ Kurz, es wurde nichts gespart, um durch die

tenswerth ist auch die erste Nachricht über den Mann und sein Werk bei Petrus Martyr *Opus epistolarum* fol. 32. vom 14. Mai 1493. „Post paucos inde dies, heist es da neben Andern, rediit ab autipodibus occiduus Christophorus quidam Colonius, vir ligur, qui a meis Regibus ad hanc provinciam tria vix impetraverat navigia, quia fabulosa, quae dicebat, arbitrabantur, rediit, preciosarum multarum rerum, sed auri praecipue, quae suapte natura regiones illae generant, argumenta tulit.“

reichste Belohnungen und Gnadenspenden den Dank der vereinigten Kronen auszusprechen. Denn drei gewaltige Hebel standen in voller Wirksamkeit, der weltliche, abenteuerliche Ehrgeiz, die Gewinnsucht und der glühende, auf die Befehrung der Heiden gerichtete Glaubenseifer.

Dem gemäß gestalteten sich auch die neuen Rüstungen an Schiffen, Geräthe und Menschen; sie erschienen gegenüber der frühern Nermlichkeit wahrhaft großartig. Siebenzehn, zum Theil ansehnliche Fahrzeuge wurden unter dem neuen Oberrechnmeister Indiens, dem Erzbischof Fonseca von Sevilla, in Cadix ausgerüstet, mit fünfzehnhundert Soldaten, Künstlern und Handwerkern jeder Art, daneben mehrern Priestern und Mönchen unter der Aufsicht des Catalanischen Benedictiners Bernardo Boil, bemant, mit Mund- und Kriegsvorrath, Hausthieren, Getreide, Reis, Weinreben, Zuckerrohr, Pflanzen und Sämereien, Waaren und Spielsachen reichlich versehen, wie wenn nichts für eine bleibende, umfassende Niederlassung in der neuen, Westindien geheißenen Welt fehlen sollte. Es zeigte sich mit einem Wort ein unerhörtes Drängen und Treiben, Rathen und Thaten, wie es gewöhnlich weltgeschichtlichen Ereignissen ähnlich dem Brausen eines siedenden Kessels vorangeht.

Selbst die in ihren Grundlagen bereits schwankende, vielfach von weltlichen Sorgen bewegte Kirche blieb nicht zurück. Dem Papst Alexander VI., hoch erfreut über die Entdeckung, trat willig als Schiedsrichter über die Ansprüche der eifersüchtigen Spanier und Portugiesen auf und urtheilte durch eine Bulle dahin, daß jenen gehören solle, was hundert (später 370) Seemeilen westlich einer über die Azoren vom Nord- zum Südpol gezogenen Mittagslinie liege, diesen, was ostwärts davon sich finden würde. Dabei mußte man aber pflichtmäßig für die katholische Befehrung der Heiden durch rechtschaffene, gottesfürchtige, gelehrte und kluge Männer Sorge tragen und gute Sitten auszubreiten trachten. So der heilige Vater, unbekümmert um den Stand des eigenen, vielfach zerrütteten Hauses (4. Mai 1493.)*.

*) Zu verwundern ist, daß dieser Papst in der neuen Welt für Ausbreitung guter Sitten sorgen wollte, von dem der päpstliche Geheimschreiber Burcardus bei Eccard tom. II, p. 2144fl. sagt: „Vergebens klagt die christliche Religion über Mahomed, ihren alten Feind, da dieser neue Mahomed durch jede Scheußlichkeit der Verbrechen jenen bei Weitem übertrifft. Die Zeiten sind gekommen, in denen schon der Antichrist erscheint; auch kann durchaus keiner geboren oder ersehen werden (excogitari), der mehr als ein offener Feind Gottes, Bekämpfer Christi, Unterwühler des Glaubens und der Religion erfunden würde.“ — „Es gibt keine Laster oder Schandthaten, die nicht zu Rom öffentlich und im

Als Großadmiral, Vicekönig und Generalstatthalter mit fast unumschränkter, jedoch widerspruchsvoller Machtbefugniß ausgerüstet, lichtete Colombo fröhlichen Herzens und voller Hoffnung am 25. Herbstmonat vor Cadix die Anker, entdeckte, durch das Wetter im Ganzen begünstigt, Guadeloupe und andere Inseln der gefürchteten Karai ben (d. h. Tapfern), „welche das Menschenfleisch, sagt der begleitende Arzt Chanca, für die schmackvollste Speise erklärten und die Knochen, wie der Anblick zeigte, bis auf die letzte Faser abnagten*),“ dabei nicht ungeschickt Wurfspere und Bogen mit vergifteten Pfeilen gebrauchten, fand, über Puerto rico in St. Domingo angelangt (22. Wintermon.) die Burg Natividad zerstört, die Besatzung in Folge ihrer maßlosen Frechheit und Gier erschlagen, die Eingebornen bei dem Verschwinden des Glaubens an die Himmels söhne in voller Gährung, gründete, sie zu ersticken, die erste, regelmäßige Stadt, Isabella, auf der Nordküste und begann, lüstern nach dem Gold des Hochlandes Cibao, einen schonungslosen Unterjochungskrieg, für welchen etliche Hundert Fußknechte, zwanzig Reisige und eben so viele Doggen wirken mußten. Im Hintergrunde standen eisernen Sinnes der unerbittliche Glaubensschwärmer Pater Boil und die ihn begleitenden Priester. Die schwach bewahrten, dabei zwieträchtigen Indier wurden auf der binnenländischen Ebene (Vega) massenhaft theils erschlagen, theils unter das Joch harter Knechtschaft gebeugt. Denn der Admiral, bei mildem Gemüth durch das lange Seeleben an rauhe, unnachsichtliche Begriffe, Wege und Mittel des Handelns gewöhnt, wollte durch Schrecken den Widerstand lähmen, durch Vertheilung von Grundstücken und Leibeigenen (repartimientos) den Eifer und die Treue der Pflanzler befestigen, überhaupt mehr militärisch, denn bürgerlich, in der neuen Welt schalten und walten lassen.

Zu diesen nicht unverschuldeten Fehlgriffen, welche neben andern Inseln der Fund des romantisch-schönen Jamaica (1494) nicht auf-

Gaule des Papstes begangen werden. Man übertrifft die Scythen im Rauben, die Punier in der Treulosigkeit, die Nerone und Caligulas in Unmenschlichkeit und Grausamkeit, denn Mord, Raub, Hurerei, Blutschande aufzuzählen, wäre eine unendliche Arbeit. Es würde lange gehen, diejenigen anzuführen, die entweder getödtet, oder verwundet, oder lebendig in die Tiber geworfen, oder vergiftet worden sind. Da ihre Zahl unendlich ist, und das Verderben täglich zunimmt, so ist in der Stadt (Rom) kein Mann von Privatvermögen, der nicht für sich und die Seinigen fürchtet,“ Schändlichkeiten ohne rednerischen Schmuck werden als Thatfachen a. a. O. S. 2134. erzählt. R. M.

*) Navarrete, II, 401 fl. gibt den Bericht.

wiegen konnte, gesellten sich noch außerordentliche, in keiner Berechnung gelegene Mißgeschick und Drangsale; feuchtenartige Krankheiten, Folge des feuchten, heißen Himmels und der ungewohnten Lebensweise, brachen aus, rafften Hunderte hinweg oder erzeugten in ihnen die Keime eines langsamen Siedthums, indeß bei den Gesunden Unordnung und Zügellosigkeit wuchsen. Pater Boil hörte dabei nicht auf, durch geheime Umtriebe und Anzettlungen den schleichenden Unfrieden zu nähren. Der Admiral, welcher bereits früher etliche Schiffe mit Kranken und Mißmuthigen in die Heimath entlassen hatte, sah daher keinen andern Rettungsweg gegen die steigende Noth und Verläumdung, als rasche Rückkehr und persönliche Rechtfertigung. Also übertrug er dem Bruder Bartholomeo die vorläufige Statthalterschaft, (Adeantado), verließ plötzlich mit 225 franken und gesunden Spaniern, dreißig Indischen Gefangenen, unter ihnen dem heldenmüthigen Caziken (Fürsten), auf zwei Fahrzeugen St. Domingo (10. März 1496) und erreichte auf einem weiten Umwege über Guadeloupe und Caonabó, die Caraißen, unter tausendfältigen Gefahren und Drangsalen, selbst des bittersten Hungers, am 11 Brachmonat glücklich den Hafen von Cadix.

Kummer, Alter und Beschwerde beugten für kurze Zeit den „Entdecker und von Gott gesandten Boten eines neuen Himmels und einer neuen Erde*.)“ Müde der Welt, legte er die Tracht des Franciskaners an und zog sich, dem Gebet und der innern Betrachtung obliegend, in die Einsamkeit zurück. Bald aber wachten die alte Lebensfrische und Thatkraft wieder auf. Wenige Stunden des mündlichen Gesprächs reichten hin, um in Burgos am königlichen Hoflager die Einflüsterungen der Feinde niederzuschlagen und den Eifer für das große Werk von Neuem zu wecken. Aber die Leere des Schatzes, welchen anderweitige Ausgaben gemindert hatten, die Scheelsucht und List der zahlreichen, von dem Indischen Seckelmeister Fonseca geleiteten Widersacher hemmten den Vollzug der Ausrüstungsbefehle. Noch stärker wirkten von jener Seite her die trüben, über den Stand der Pflanzung auf St. Domingo einlaufenden Nachrichten, die Aussagen der heimgekehrten Kranken und Mißvergnügten, welche den Himmel und die Erde der neuen Welt als das offene Grab der Gesundheit schilderten und davon in ihren blaffen, abgekehrten Ge-

*) „Die heilige Dreieinigkeit, beginnt der dritte Reisebericht, offenbarte Euren Hoheiten dieses Indische Unternehmen und wählte mich nach ihrer unendlichen Güte zum Dolmetsch. Deßhalb begab ich mich als Gesandter des Allerhöchsten zu Euren Kön. Hoheiten als den mächtigsten Fürsten der Christenheit.“ Navarrete III, 2.

sichern hinlängliches Zeugniß abzulegen schienen. Endlich entsprachen die bisherigen Gewinnste an Gold, Kostbarkeiten und Gewürzen den Auslagen nicht; ja, der Nationalstolz behauptete, daß kein Spanischer König bisher durch auswärtige Unternehmungen wahrhaft Krone und Volk gestärkt habe; den Zersplittern heiße nicht Einigen. Kurz, es erfolgte gemach ein förmlicher Umschlag des öffentlichen Urtheils; trotz des glänzenden, ausgesetzten Soldes meldeten sich nur wenige Freiwillige, sei es für den Dienst des Soldaten und Matrosen oder des Handwerkers und Ackerbauers. Alles gerieth in Stockung und Langsamkeit; es fehlte an Lebenstrieb und Vertrauen; dem Schwindel der zweiten Fahrt war die argwöhnische Nüchternheit der ersten gefolgt.

Bei solcher Lage beschloß die Regierung, um doch etwas zu thun, auf den Rath des ungedulbigen Admirals ein heillofes, unverantwortliches Gegenmittel; sie kündigte den peinlichen und bürgerlichen Gefangenen gänzlichen oder bedingten Strafnachlaß an, wenn sie in eigenen Kosten oder im königlichen Sold eine bestimmte Zeit lang in Westindien dienen wollten; Kezer, Falschmünzer und Hochverräther sollten jedoch ausgeschlossen bleiben. Das wirkte; der Abschaum des Menschengeschlechts strömte herbei; Diebe, Mörder, Betrüger und andere Mißethäter beiderlei Geschlechts eilten aus den Kerker und von den Galeeren gen St. Lucar, um für Bildung, Ehre und Christenthum zu streiten; nur dünn stand der Weizen unter diesem Volsch und Giftkraut.

Dennoch lichtete Colombo mit dem, sechs Schiffe zählenden Geschwader zum drittenmal im Namen der heiligen Dreifaltigkeit die Anker (30. Mai 1498), sandte von den Kanarischen Inseln drei Fahrzeuge auf dem kürzesten Wege gen St. Domingo und richtete die übrigen so sehr südwestwärts, daß man nahe der Linie etwa unter dem fünfsten Breitengrade in den Bezirk der Windstillen hineingerieth und acht Tage lang, wie in einem erstickenden Gluthosen, schmachtete. Das Pech und Harz der Planken zerschmolz, die Faßdauben und Ringe sprangen auf und verschütteten den Inhalt. Kein Mensch wagte es bei der allgemeinen Lähmung herabzusteigen und dem Unheil zu wehren; unter Regen und Schwüle dauerte die Noth, welche einen förmlichen Brand befürchten ließ, acht Tage und Nächte lang. Endlich erhob sich ein günstiger Wind, die Schiffe trieben unaufhaltsam westwärts, häufig durch Meilen weite Strecken grünender Seepflanzen, darnach unter milderem Himmel und bei oft wechselndem Stand der Gestirne, selbst der Magnetnadel. Das dauerte siebenzehn Tage lang und verwirrte sogar bisweilen den kundigen, an Gott und sein Schicksal gläubigen Admiral; schon wollte er die Richtung

ändern, nordwärts zu den Karaißen ablenken. — Da rief plötzlich um Mittagszeit den ein und dreißigsten Heumonat vom Mastkorb herab ein Matrose: „Land! Land!“ — Freudiger Lobgesang erscholl von den Schiffen, welche sich für wunderbar gerettet hielten. In der That war wiederum ein großer Wurf geschehen; man hatte nicht nur die Insel „Trinidad“ (Dreieinigkeits), sondern auch, ohne es anfangs zu wissen, das wirkliche Festland, die Tierra Firma der neuen Welt entdeckt, die fruchtbaren Küsten von Paria und Cumana, hinter welchen sich unabsehbare Räume von hochgelegenen, waldbedeckten Landschaften fortzogen. Die nächsten zwei Wochen verstrichen in der mühsamen und gefährvollen Erforschung des wasserreichen, klippenvollen Sundes zwischen Trinidad und dem Festgebiet; mit Schrecken und Staunen beobachteten Colombo und die Mannschaft den Kampf des süßen und salzigen Wassers, welches sich dort vom Westen, hier vom Osten her in dem gewaltigen Becken zusammendrängte, südlich die Schlangenenge, nördlich den Drachenschlund bildend. In riesenhaften Massen stürmte der Wogendrang heran, gipfelte sich auf zu thurm hohen Bergen, welche dann wieder plötzlich unter Wirbeln und Brausen gewissermaßen einsanken, und, was sich nahete, in den Abgrund zu reißen droheten.

In diesem wilden Streit behielt das süße Gewässer, welches sich dem Eintritt der vom Morgen her einströmenden Salzflut widersetzte, in der Regel die Obhand. Man konnte beobachten, wie „in den flüssigen Hügel die innere Seite süß, die äußere salzig war und schmeckte.“*). Dieses außerordentliche Naturspiel und die Kunde von ungeheuren Strömen im Hintergrunde führten an sich schon auf die wohl begründete Vermuthung eines wirklichen Festlandes, die Aussagen der Bewohner, welche gen Süden und Norden deuteten, mußten den Glauben an den großen Fund verstärken, die häufigen Goldbleche und Perlen den Eifer der Entdecker steigern, dafür auch die augenfälligen Fortschritte der Eingebornen dienen. Diese, ein schlanker, braunfarbiger Menschengeschlag, gingen nicht mehr nackt einher, sondern warfen über den Kopf und Unterleib ein bunt streifiges Baumwollenzeug, führten als Waffen Schilde, Bogen, Pfeile und Wurfspeere, siedelten theils, wie die bisher aufgefundenen Indier, in zeltartigen Laubhütten, theils steinernen, von der Kreisform abweichenden Häusern; ihre Canoes waren verhältnißmäßig geräumig, für den Herrn und die Frauen mit gedeckter Cajüte ausgerüstet; im Benehmen und Han-

*) Dritter Reisebericht bei Navarrete III, 27.

deln leuchtete eine gewisse Ueberlegung hervor; Offenheit und Milde sah man selbst bei einzelnen feindseligen Zusammenstößen; Gold und Perlen galten ihnen als Schmuck, weniger als Werthgegenstand, sie vertauschten ihn leicht gegen abendländische Kleinigkeiten. — Eine Unzahl Affen fiel besonders an etlichen bewaldeten Küstenstrichen dem gelandeten Matrosenvolk auf; Alles, was lebte und webte in der großartigen Natur, hatte etwas Neues und Wunderbares in seinem Gepräge. Der Admiral, mystisch-träumerisch trotz klarer Anschauung und überzeugt von der Gewißheit des Festlandes, konnte nicht umhin, hieher das Paradies zu verlegen. So schön fand er den Himmel und die Erde der ansteigenden, unermesslichen Hochebene, so gewaltig die Fülle des süßen Gewässers, aus welchem der Ganges in Indien, der Nil in Aethiopien, der Euphrat und Tigris in Mesopotamien als die vier Paradiesströme nach seiner Ansicht hervorgehen mochten; denn Asien, Afrika und die neue Festlandswelt erschienen im ununterbrochenen Zusammenhange, das Paradies aber lag dann gleichsam auf der Warze des birnartig gebildeten Erdballs. Eben so fest stand der Glaube an eine Durchfahrt, welche die östliche Hälfte mit der westlichen verbinde; einmal aufgefunden, müsse sie auf dem kürzesten Wege gen Morgen in das Land der Gewürze und Kostbarkeiten führen.

Sorge um Hispaniola oder Hayti, Mißmuth der Mannschaft und Mangelhaftigkeit der Schiffe nöthigten jedoch den Entdecker, einstweilen vom weiteren Verfolgen des südöstlichen Reiseplans abzulassen und dermalen nordwärts zu steuern. Kaum aber war am 19. August das Ziel, der Hafen von Oyamá und die neue, von dem Bruder Bartholomeo gegründete Stadt St. Domingo erreicht, als eine wirkliche Prüfungs- und Leidensgeschichte für den Admiral begann. Er mußte bald die gemißhandelten und des Drucks müden Eingebornen, bald die meuterischen, von dem frühern Obrichter Noldan geleiteten Spanier bekämpfen, hier Ränke und Anzettungen der geheimen und offenen Feinde aussuchen und bestrafen, dort dem trotzigen Aufruhr entgegentreten und die Waffen entwenden. Letzteres aber geschah weniger durch Ueberlegenheit der Macht und Bestrafung der Missethäter, denn durch kleinmüthige Nachgiebigkeit und unzeitige Milde gegen die Verbrecher. Diese, wie Noldan, durch das Gelingen ihrer Meutereien zu neuen Forderungen und Widerseßlichkeiten ermuntert, gewannen am Ende nicht nur vollkommenen Strafnachlaß, sondern auch den vollen Besitz ihrer angemasteten Ehren und Güter; Aufrehrer sollten Wächter der Zucht und Ordnung werden. Colombo, seinem Wesen und Leben nach mehr für die Laufbahn des wissenschaftlich-praktischen Entdeckers, denn obrigkeitlichen Verwalters bestimmt, ging über-

dieß von einem durchaus unrichtigen, obschon vielfach getheilten und begünstigten Regierungsgrundsatz aus. Er betrachtete die Insel als ein erobertes Land, dessen Hoheitsrecht und Nutznießung auf die Spanische Krone und die vollziehenden Werkzeuge derselben übergehen mußten. Nichts sei daher billiger, als die Belohnung der Soldaten und Pflanzler durch die Aecker und Leiber der unterjochten, mit den Waffen in der Faust ergriffenen Eingebornen.

So entstanden die später vollkommener ausgebildeten Vertheilungen oder Repartimientos, eine Art des größten, rohsten Lehenwesens, welches auf Menschenverachtung und Menschenhandel ruhte, ein schöner Hohn gegen das gleichzeitig verkündete Christenthum als Religion des gesammten Menschengeschlechts und der ihm verbundenen Liebe. — Ja, man entblödete sich nicht, Brasilienholz und Indische Sklaven auf die Messen Kastiliens zu senden und gleichzeitig die daheim gebliebenen Eingebornen bald als Leibeigene, bald als angeblich Freie für harte Feldarbeiten und Bergwerksfrohn auszubeuten. Dieß geschah natürlich oft nicht ohne große Ungerechtigkeit und Härte. Die neuen Grundbesitzer wollten möglichst schnell reich werden und sparten daher keine Mühe und Plackerei; sie lebten, wie die Freiherren, im Ueberfluß von ihren Ländereien und zugeheilten Indiern; in den unlängst auf Cibao entdeckten Minen gewann der Arbeiter täglich sechs bis zwölf Goldcastellanos. Etliche brachten es sogar auf fünfzig bis hundert und zwanzig, ja, noch höher. Ob der Eingeborne dabei zu Grunde ging oder nicht, darum bekümmerte sich der Eigenthümer wenig; die Gerichte und Beamten aber waren in der Regel taub für die Klagen der Unterdrückten; selbst der Admiral war bei blutendem Herzen unfähig, einem Uebel zu begegnen, dessen Anfänge in einem falschen Wirthschaftsgrundsatz lagen. Was die Menschenfreundlichkeit wider etwa einwandte, wurde nach kurzem Kampf beseitigt. In dem allgemeinen Wirrwar und Parteigebränge beachtete man nur, was einstweilen Ruhe und scheinbare Ordnung brachte; so erschien es z. B. ganz geregelt und zweckmäßig, wenn der zinspflichtige Eingeborne als Zeichen des entrichteten Goldes und Baumwollentoffes eine kleine Kupfer- oder Messingmünze am Halse trug und alle drei Monate änderte, um den säumigen und willigen Zahler zu unterscheiden. Auch die Züchtlinge und Verbrecher, welche das Pflanzergeschäft als Strafe betreiben sollten, waren nicht geeignet, das Werk der Gesittung zu fördern.

Man begreift daher, wie neben den zahllosen Antrieben und Anschuldigungen der bösen Feinde und Neider auch mancher begründete Vorwurf den gequälten, in unauf löbliche Widersprüche verwickelten Entdecker

bei Hofe treffen konnten. Müde der Ueberlast hat er sofort dringend um die Absendung eines gelehrten Oberrichters, um den Verläumdungen der unruhigen Köpfe zu begegnen, welche stets über Strenge und Härte klagten. — Dieser Wunsch wurde plötzlich auf eine eben so unerwartete, als gewalthätige Weise erfüllt. Es zog sich nämlich allmählig ein schwarzes Ungewitter über dem Haupt des nicht ganz schuldfreien Admirals zusammen; was er in Betreff der Leibeigenschaft und neuen Grundherrlichkeit aus Irrthum und Noth gefehlt haben mochte, wurde von den persönlichen Feinden als Beweis berechnender Hab- und Herrschlust aufgefaßt und dargestellt. Der fremde, glückliche Abenteurer wolle sich, hieß es, mit der Zeit unabhängig von der Krone machen, durch Willkür und Knechtschaft, Zügellosigkeit und Reichthum dienstbereite Werkzeuge gewinnen; dem zu begegnen, müsse man endlich kräftig dazwischen treten, die gemißbrauchten Vollmachten widerrufen und einem außerordentlichen Vertreter übertragen, welcher Fähigkeit und Willen besitze, um die schwer bedrohte Pflanzung zu retten. Lange widerstrebte Isabella aus Edelmuth und Weisheit den hinterlistigen Anzettlungen und rachsüchtigen Vorschlägen, welche besonders von Fonseca, dem Generalintendanten Indiens und persönlichen Feinde Colombo's, ausgingen. Als sich aber die Klagen und Beschwerden der Mißvergnügten erneuerten, drei hundert Eingeborne mit Erlaubniß des Admirals als Sklaven Spanischer Herren öffentlich dem Meistbietenden zugesprochen werden sollten: da wich die alte Ehrfurcht vor dem Entdecker der christlichen Menschenfreundlichkeit. „Wer darf, rief die Königin zornig aus, so über meine Unterthanen verfügen?“ und gebot, daß man sie unverzüglich bei Todesstrafe in Freiheit setze und der Heimath zurückgebe. Fortan kam Eines zu dem Andern; bald stand der Entdecker vereinsamt und wehrlos zahlreichen und mächtigen Feinden gegenüber; selbst seine unschuldigen Kinder, Diego und Ferdinand, welche als Edelknaben dienten, traf Verfolgung; man schimpfte sie Söhne eines betrügerischen Windbeutels, dessen neu aufgefundene Nebellande Kastilianischen Rittern Elend und Grab bereiteten. — Andere Schaaren heimgekehrter Abenteurer rotteten sich, wenn der ihnen wohl gesinnte König Ferdinand vom Alhambra Granada's ausfuhr, zusammen, liefen hinter dem Wagen her und schrieen: „Zahlung! Zahlung!“

So wirkte denn Alles von verschiedenen Seiten aus und mit mannichfaltigen Hebeln für den endlichen Sturz des großen, nur von Wenigen begriffenen Mannes; er mußte einzelne Fehlgriffe als Sühnopfer und Sündenbock büßen und den alten Satz von Neuem bestätigen, daß

wer dem Bösen einen Zipfel darreicht, mit dem ganzen Rock zu schließen genöthigt wird.

Die katholischen Könige nämlich bevollmächtigten nach langem Schwanken den Großkonthur des Salatravaordens, Franz von Bobadilla, einen rauhen, gewaltthätigen Menschen, in bürgerlichen und peinlichen Sachen rechtsgültige Urtheile rücksichtlich der Aufstände und Unordnungen auf St. Domingo zu fällen, als außerordentlicher Oberstatthalter „über Festen und Häuser, Schiffe und Waffen, Geräthe, Rosse und Heerden“ nöthigenfalls zu verfügen (21. und 26. Mai 1499). Diese dictatormäßige Amtsbezugniß, scheinbar nur für den Schutz des Gesetzes bestimmt, wurde auf die schändlichste Weise wider den Entdecker und die Angehörigen desselben gerichtet. Bobadilla, kaum am Ort seiner Bestimmung angelangt (24. August 1500), trat sogleich als zürnender Richter auf, ließ Bartholomeo, Diego und zuletzt Christoph Colombo als Hauptschuldige verhaften und in Ketten legen, die beweglichen und unbeweglichen Güter der Brüder und ihrer Mitthafen einziehen, selbst die Papiere und Karten nicht ausgenommen, zuletzt die Gefangenen, welche Alles schweigend hinnahmen, nach Spanien für weitere Untersuchung wohl bewacht und gefesselt abführen. Am 20. Wintermonat ankerten die beiden, dahin bestimmten Schiffe nach kurzer, glücklicher Fahrt vor Cadix.

Ein Schrei des Entsetzens und Zornes durchslog die Stadt und das Reich; selbst die Feinde verstummten, beschämt durch die stille Größe, mit welcher der Admiral den schwarzen Umdank getragen und unterwegs die Abstreifung der Ketten zurückgewiesen hatte. „Sind sie mir, lautete sein Wort, auf Befehl meiner Oberherrn, wie Bobadilla sagte, angelegt worden, so sollen sie auch bleiben bis auf Widerruf.“ Dieser erfolgte nicht nur auf der Stelle, sondern es reichten auch wenige Stunden des Gesprächs hin, um den ungeheuerlichen Rechtshandel niederzuschlagen, Wiedereinsetzung in Ehre und Gut, mindestens dem Wesentlichen nach, zu gewinnen. Denn, während das erbliche Vicekönig- und Oberstatthalterthum über Indien einstweilen (provisorisch) thatsächlich aufhörten, blieb die Bestallung des Admirals mit allen Rechten, Einkünften und Befugnissen unangefochten. Für den erlittenen Schaden sollte überdies voller Ersatz Statt finden. So handelte Ferdinand hauptsächlich aus Mißtrauen und Eifersucht gegen eine Amtsgewalt, welche der Kronhoheit mit der Zeit gefährlich werden könnte, Isabella aber mochte trotz ihres bewährten Eifers für die Indische Sache glauben, daß der hochverehrte Entdecker aus Mangel an praktischer Menschen- und Verwaltungskenntniß für die oberste Beamtung auf St. Domingo nicht ganz

geeignet sei. Man müsse wenigstens damit so lange warten, bis sich dort die leidenschaftliche, wenn auch ungerechte Aufregung gegen den Admiral etwas gelegt habe, und dafür einstweilen die Hülfe eines jüngern, weniger betheiligten Mannes gebrauchen. Derselbe erschien in dem bisherigen Ronthur von Alcántara, Nikolaus von Ovando, einem Herrn von redlichem Willen und ehrenhafter Gesinnung. Er sollte unverzüglich den rachs- und habgierigen Vorgänger, Bobadilla, zur Rechenschaft nach Spanien senden, für die Colombo's von ihm und den Mitschuldigen vollen Schadenersatz eintreiben, die Indier als freie Leute behandeln und weniger durch Gewalt, denn Güte, für Christenthum und Gesittung zu gewinnen trachten, überhaupt mit Kraft und Umsicht schalten. So hohem Vertrauen entsprachen auch die Rüstungen; eine Flotte von dreißig Segeln und 1,500 Mann starker Bemannung stand nach Ablauf von sechs Monaten zur Abfahrt bereit da; viele Adelige befanden sich am Bord, wie man denn niemals für überseeische Pläne einen ähnlichen Nachdruck und Prunk entfaltet hatte; am 15. Hornung 1502 lichtete das Geschwader im Hafen von Sanlucar de Barrameda die Anker und langte ohne wesentliche Hindernisse glücklich am Ort seiner Bestimmung an.

Etwa drei Monate später, den 11. Mai, verließen vier Caravellen, mit 150, meistens tüchtigen und auserlesenen Seelenten besetzt, die Bucht von Cadix: sie sollten den Großadmiral auf seiner vierten und letzten Entdeckungsbreise begleiten. Unablässig hatte jener, weder durch Alter und Schwächlichkeit, noch Mißgunst des Hofes und Ränke der Feinde abgeschreckt, Jahre lang einen neuen Gedanken verfolgt und in Werththätigkeit zu bringen getrachtet. Derselbe galt dem Auffinden einer Durchfahrt aus dem Atlantischen in das jenseitige, sog. stille Meer, welches dergestalt, wurde gemuthmaßt, geraden Weges nach Indien leiten und die Schätze des Ostens dem alten Welttheil ohne Afrika's Umschiffung zuführen müsse. Die entscheidende Stelle dieser großen Wasserstraße aber, welche beide Indien und beide Hälften der Erdkugel verbinde, sei unsern und zwar nördlich der unlängst aufgefundenen Küste von Paria oder der Tierra Firma zu suchen. Wie auch dieser prophetenartige Blick in die Zukunft den Grund und Boden traf, liegt auf der Hand; die Erdenge Panama stellt jenes Mittelglied der Ost- und Westsee dar, nur in so weit von dem Entdecker falsch aufgegriffen und bestimmt, als es sich thatsächlich nicht um eine Wasser-, sondern Landstraße handelt. Wohl bedurfte der kühne Plan, an dessen Grundgedanken sich die erste Weltumseglung knüpft, großer Hülfsmittel; die Kargheit des Hofes aber, welcher für St. Domingo und Ovando sich gleichsam erschöpft hatte, ge-

währte nur das Unentbehrlichste, eben vier, theilweise gebrechliche Fahrzeuge und Bedarf für zwei Jahre. Colombo, begleitet von seinem kriegserfahrenen, kundigen Bruder Bartholomeo, und zweiten, dreizehnjährigen Sohn Ferdinand, suchte durch Auswahl der Mannschaft und Befehlshaber den Mangel an stofflichen (materiellen) Mitteln möglichst zu ergänzen. Sein unbedingtes Gottvertrauen that das Uebrige. Inmitten feindlicher Ränke und Angriffe, und oft so drückender Geldverlegenheit, daß er borgen mußte und „seine Beche nicht bezahlen konnte,“ blieb der Entdecker eines neuen Welttheils stets ungebeugt und gläubig an seine Mission. Sie sollte, meinte er, unbekannte Lande und Völker auffinden und dem Christenthum gewinnen, endlich mittelst eines großen, durch die Schätze Indiens unterstützten Kreuzzugs Jerusalem und die heiligen Städten den Heiden entreißen. Selbst Bibelfstellen wurden herbeige Holt und etwas gezwungen ausgelegt, um die feurigen Wünsche und Entwürfe des Vertreters zweier Zeiten, der mittelalterlichen und neuen, zu beglaubigen. Je lauter die Thatfachen, namentlich in Bezug auf den siegreichen Islam, dawider zu sprechen schienen, desto inniger vertiefte sich bei wachsendem Alter und Zermürnung mit der Gold suchenden Welt Colombo in den Jugend- und Völkertraum. Kein Drangsal und keine Enttäuschung vermochten ihn zu zerstreuen; an dem Schild der ritterlich wissenschaftlichen Gottesfurcht prallten selbst die Geschosse unerhörter Leiden und Gefahren ab, welche, so zu sagen, die letzte Reise vom Anfang bis zum Ende begleiteten.

Das erste Beispiel davon zeigte St. Domingo. Der Statthalter Ovando verweigerte laut königlichem Befehl die dringend erbetene Aufnahme des Geschwaders in den Hafen (29. Brachm.); man möge sich anderswo umsehen; bei hellem Wetter an Sturm zu denken, sei lächerlich. Noch einmal flehete und warnte der Admiral, nicht für sich und seine Leute, sondern für die, achtzehn Segel zählende Flotte, welche eben nach Spanien abgehen sollte. Sie trug den Bobadilla, Noldan und viele andere Abenteurer, welche in der Heimath die Früchte ihres Raubbes ruhig zu genießen hofften. Aber auch mancher Unschuldige befand sich unter den mit Mord und Erpressung besleckten Menschen; auch sie lachten des abmahuenden, alten Feindes und belobten den öffentlich verkündigten Schimpf. Derselbe war übrigens wohl weniger auf den Mann, als auf die Begleiter desselben gerichtet. „Sie wurden, sagt der Reisebericht, überaus kleinmüthig und glaubten, bei Bedrängnissen nirgends

Hülfe zu finden. Etliche vermeinten sogar, die künftig etwa entdeckten Lande werde der Statthalter, nicht der Admiral, regieren.“ *)

Während dieser in einer benachbarten Bucht vor Anker ging, brach nach lichtem Tage gegen Abend der Sturm mit furchtbarer Gewalt aus; bei fünfhundert Menschen, unter ihnen Bobadilla, und unermessliche Schätze, neben Anderm ein gebiegenes Goldstück von 2,300 Pfund Gewicht, wurden von der See verschlungen; kaum vier Schiffe entrannten, unter ihnen ein Fahrzeug, welches vier tausend Unzen Gold als Eigenthum Colombo's trug. Dieser setzte, in dem Unglück Gottes Finger und strafende Gegenwart erkennend, nach etlichen Tagen Rast die Westreise fort, fand die Hondurassbai, lenkte, ohne die Nähe der goldreichen Abendlande (Mexiko) zu ahnen, gen Süden ab, entdeckte Puerto bello (Schönhafen) und landete nach unendlichen Gefahren und Drangsalen für längere Rast an der Mündung des Flusses Belem (Bethlehem, Yebra) im Lande Veragua (6. Jänner 1503). Wochen hindurch konnte man nirgends einlaufen; „Stürme, heißt es im Bericht, Wasserströme und Wasserwirbel (trombouas), Donner und Blitze schienen uns das Weltende anzukündigen. Ich erreichte das Vorgebirge „Gott sei Dank“ (gracias à Dios) und von da gewährte mir der Herr guten Wind und günstige Seeströmungen; das geschah am 12. Herbstmonat. Acht und achtzig Tage lang hatte mich ein so entsetzlicher Sturm verfolgt, daß ich weder Sonne noch Sterne schauete, daß die Schiffe leck, die Segel morsch wurden, Anker, Taue und Chaluppen losrissen und mit einem großen Theil des Mundvorraths verloren gingen. Meine Leute waren krank und niedergeschlagen; Viele gelobten Annahme des Mönchthums, Alle aber Pilgerfahrt; Mehre beichteten einander abwechselnd; auch dem Beherztesten sank der Muth.“ **)

Aber neue, wo möglich, noch härtere Prüfungen standen bevor. Unaufhörliche Stürme und Regengüsse setzten das morsche Geschwader an der Küste in die peinlichste Gefahr, an Wuth und Umfang zunehmende Feindseligkeiten der Eingebornen zerstörten einen Theil der schwachen, von Bartholomeo Colombo gegründeten Niederlassung und schnitten die andern von der See ab. Man konnte dergestalt weder rück- noch vorwärts und ging einem unvermeidlichen Tode entgegen, sei es durch Hungersnoth und Elend, oder durch die Keulen und Geschosse der erbitterten, von dem Caziken Quibian befehligten Indier. Mancher tapfere Mann

*) Bericht über die vierte Reise bei Navarrete III, 108.

**) Navarrete III, 111.

war bereits gefallen; der glänzendſte Heldenmuth, wie ihn namentlich der ſpättere Ritter Diego Mendez aus Segura entwickelte, erſchien fruchtlos; am Bord, wie auf dem Lande, herrſchte die allgemeinſte Niedergelagtheit; man hörte nur Klagen und Seufzer; Niemand wußte aus und ein; Rath und That ſtockten. Selbſt der Admiral verzagte. Hinausſtretend in die Nacht hatte er vom höchſten Verdeck aus umſonſt, wie er ſagt, mit kläglichem Stimme die vier Winde zu Hülfe gerufen und endlich in Folge der Angst und Abmattung einen kurzen Schlummer gefunden. Jedoch bald begleitete ihn auch hierher der ſtets wache Gedanke; vernehmbare Worte des Mitgefühls ſchlugen an das Ohr. „Thor und Kleinmüthiger, lauteten ſie neben Anderm, warum vertraueſt du nicht deinem Gott? Was hat er mehr gethan für Moſes und für David, ſeinen Knecht? Seit deiner Geburt trug er Sorge um dich. Als er dich in dem Alter ſah, wo du ihm gefallen konnteſt, ließ er wunderbarer Weiſe deinen Namen über den Erdfreis erſchallen. Indien, einen ſo reichen Theil der Welt, hat er dir verliehen. Du vertheilteſt es nach deinem Belieben und er gab dir Macht dafür. Du empfingeſt von ihm die Schlüſſel zu den Schranken des Oceans, welchen bisher eiserne Ketten feſſelten. Du fandest Gehorſam in unermeßlichen Landen und gewanneſt unſterblichen Ruhm bei den Chriſten. Was geſchah Größeres für das Volk Iſraël, als es aus Aegypten erlöſet wurde, oder für David, welcher aus einem einfachen Schäfer der König über Juda wurde? Kehre um zu deinem Gott, erkenne endlich deinen Irrthum! Unendlich iſt die Gnade des Höchſten. Dein Alter wird dich nicht hindern, große Dinge zu vollführen. Viele und zwar die reichſten Erbschaften hält der Herr in ſeinen Händen. Hatte Abraham nicht hundert Jahre, als er den Iſaak erzeugte, und war Sara ſelber denn jung? — Du forderſt eine ungewiſſe Hülfe. Sprich, wer hat dich ſo oft und ſo tief betrübet? Iſt es Gott oder die Welt? Gott hält immer ſein Verſprechen; er ſagt nicht, daß es anders zu verſtehen ſei, und quält nicht, um ſeine Stärke zu offenbaren; er handelt, wie er ſpricht, das iſt ſein Brauch.“ — Als Stille und Thränen folgten über die begangenen Irrthümer, ſchloß der himmliſche Kuſer alſo: „Fürchte dich nicht und faſſe Vertrauen! Alle dieſe Drangſale bleiben eingegraben in den Marmor, und nicht vergeblich.“*)

Gleichſam neu geboren erhob ſich der Träumende, mit Thränen

*) Vierter Reiſebericht bei Navarrete III, 131 ſq. Vgl. von Humboldt, Kritiſche Unterſuchungen über die hiſtor. Entwicklung der geographiſchen Kenntniſſe von der neuen Welt. II, 162 ſq. (Deutſch von Ideler. 1836.)

seine Fehler bekennd und fortan unverzagt. Allmählig nahm der Sturm innerhalb neun Tagen ab. Auf drei morschen, wie ein „Bienenkorb durchlöcherten Schiffen“ — die vierte Karavelle blieb stehen — konnte in der Osternacht 1503 die unwirthliche Küste verlassen und der Rückweg eingeschlagen werden. Denn der Gedanke, eine Durchfahrt zu finden, erschien jetzt eben so wichtig, als der Niederlassungsplan in Veragua. Allein das Maß der Leiden war noch nicht erschöpft. Das Mißgeschick hängte sich, so zu sagen, überall an die Fersen der kühnen Reisenden. Im steten Kampf mit dem Ungewitter mußten sie zuletzt durch halb freiwilliges, halb gezwungenes Stranden an der Nordküste *Tamaca's* im schon früher entdeckten Hafen von *Santa Gloria* Schirm suchen (23. Brachm.). Unter unglaublichen Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren vollbrachten hier der Admiral und sein Gefolge ein volles Jahr; denn bald zerrissen meuterische Soldaten den schwachen Faden der Ordnung und Zucht, bald verweigerten die anfangs gastlichen Eingebornen den Lebensbedarf, um durch Hunger des lästigen, oft gewaltthätigen Fremdlings Meister zu werden. Bei einem solchen Anlaß ist es geschehen, daß Colombo durch die Vorhersagung der Mondfinsterniß als göttlichen Bornes den Aufstand der Indier unterdrückte und die frühern Freundschaftsverhältnisse wieder herstellte. Was den fränklichen, von Kummer, Sorge und Arbeiten darniedergebückten Entdecker auch jetzt in dem abgeschnittenen Winkel der neuen Welt standhaft und aufrecht erhielt, war der Glaube an Gott und die Mission desselben. Davon zeugt der eben so freimüthige als wahrheitsgetreue Bericht an die katholischen Könige (7. Febr. 1504). „Sieben Jahre lang, hieß es da neben Anderm, habe ich an dem Hofe Eurer Hoheiten verweilt. Alle, welche dort von dem Unternehmen redeten, hatten immer nur das Wort *Thorheit* im Munde. Und jetzt verlangen Alle, selbst die Schneider, neue Länder zu entdecken; muthmaßlich wollen sie nur plündern und man gewährt es ihnen zum Schaden meiner Ehre und zum Verderben der Sache.“ *) Der kühne, opferbereite *Diego Mendez*, welcher den Brief überbringen und schleunige Hülfe begehren sollte, langte auf gebrechlichem Kanoe glücklich in *St. Domingo* an und meldete die wachsende Noth der Gefährten. Der Statthalter *Ovando* aber, schon zur Härte, Habgier und Eifersucht vollkommen umschlagend, hielt den treuen Boten von einem Monat zum andern auf; er mußte sogar theilweise Zeuge der schmachlichsten, an den unglücklichen Indiern ausgeübten Gewaltthatigkeiten werden. Unter dem

*) Navarrete III, 160.

Schein einer entdeckten Verschwörung nämlich wurden in der Landschaft Baragua 84 Häuptlinge bei Anlaß eines Turnspiels überfallen und im Saale verbrannt, Anacoana (Goldblume), die anmuthige, freundlich gesinnte Königin und mehre Edelfräulein nach der christlichen Hauptstadt geschleppt und nach kurzem Scheinverhör als schuldig des Aufruhrs öffentlich gehenkt.

Fortan herrschte auf dem unglücklichen Eiland die Ruhe des Graues; Tausende der Eingebornen, nach dem jetzt vollständig ausgebildeten Grundsatz der Lehen (Repartimientos, Encomiendas) zur Leibeigenschaft der Europäer verurtheilt, starben in den Bergwerken, andere Tausende erlagen den harten Feldarbeiten; Viele flüchteten in die Waldungen, von Hunden und Jägern gleich dem Gewild aufgestöbert, zerrissen und niedergestoßen; gar Mancher gab sich freiwillig den Tod. Jetzt erst gedachte Ovando, in der Macht befestigt und dem Ablauf der zweijährigen Statthalterschaft nahe, des verlassenen Entdeckers und der Gefährten. Zwei Fahrzeuge gingen nach Jamaica ab, indeß der rath- und thatkräftige Diego Mendez mit dem Brief seines Herrn gen Spanien eilte, um ihm die Wege zu ebnen. Colombo, am 13. August in St. Domingo festlich empfangen und mit kalter Höflichkeit behandelt, säumte nicht lange, dem treuen Freunde und Diener zu folgen. Von den Wünschen aller Wohlgesinnten begleitet, verließ er vier Wochen später auf eigenem Schiff für immer die neue Welt (12. Herbstm.) und traf nach stürmischer, beschwerde- und gefahrvoller Fahrt krank und abgemattet in dem Hafen von St. Lucar de Barrameda ein (7. Winterm.).

Fortan folgte ein harter Schlag dem andern. Mit dem Tode der edlen, aufgeklärten und standhaften Königin Isabella (9. Winterm.) sank die letzte Stütze und Hoffnung; Ränke, Neid und Undank gewannen freien Spielraum; auch der treue Freund und Anwalt, Marchena, der Franziskanerprior von Rabida bei Palos, stieg bald in das Grab. Weder Ferdinand von Aragonien, noch sein junger Schwiegersohn Philipp, Erbe Kastiliens, hatten hinlängliches Rechtsgefühl für die begründeten Ansprüche des Entdeckers. Monate lang mußte derselbe fruchtlos um Wiedereinsetzung in die verbrieften Ehren, Würden und Gefälle bitten; er erschien als unbequemer Mahner, mit kalter Höflichkeit empfangen, mit gleißenden Worten abgewiesen und vertröstet. Dazu kamen körperliche Leiden, namentlich Gliederschmerzen und Sicht, endlich wachsende Geldverlegenheit, bisweilen wirkliche Armuth, welche zu Anleihen und Schulden führte. Denn es lag in der Art des außerordentlichen Mannes, daß er in guten und bösen Tagen lieber für Andere, denn für sich

und die Seinigen sorgte, große Summen an die Armen und Kirchen schenkte, um dann im Greisenalter bisweilen buchstäblich zu darben. Zwar stellte er pomphaft den Werth des handgreiflichen Guts mehrmals heraus, in der Lebensrichtung aber diente es nur als Nahrung und Mittel für einen höhern Zweck, die Propaganda der Wissenschaft und christlich-katholischen Religion, selbst die Befreiung des heiligen Grabes. „Das Gold, urtheilte z. B. der letzte Reisebericht, ist eine herrliche Sache. Mit Gold bildet man Schätze, macht der Besitzer Alles in dieser Welt, was er will, und fördert die Seelen in das Paradies,“ wobei natürlich nur an Almosen, Messen und fromme Werke gedacht wird. *)

Mag nun auch ein starker Erwerbtrieb als Zeichen der Zeit häufig den Entdecker gefaßt und geleitet haben, der Wissens- und Thatendrang schüttelten ihn ab, wie denn eben deshalb die Armuth kam und den Lebensabend verdüsterte. — Aehnlich dachte, fühlte und handelte auch der ritterliche Schüler, Freund und Gefährte, Diego Mendez; als Lohn kühner Thaten und unendlicher Mühen hinterließ er ein sehr geringes Vermögen, dessen Glanzpunkt neun gedruckte Bücher und ein marmorner Mörser bildeten. Aus diesen Gegenständen stiftete letztwillig der Besitzer ein Majorat, und mahnte die Söhne, dasselbe treu zu bewahren. **) Ueberzeugt von der Unmöglichkeit, den stolzen, undankbaren und ränkevollen Hof zu beugen und im Bewußtsein der wachsenden Leibeschwäche, hielt Colombo gleichsam eine innere Einkehr, müde „der rauhhen, drangsalvollen Welt.“ ***) Es ist eben so rührend, als lehrreich, wie er sein Haus bestellt, den ältesten Sohn und Haupterben, Diego, an Dienstbeflissenheit gegen den König, „das Haupt der Christenheit,“ mahnt, ihm zärtliche Liebe zu dem jüngern Bruder, Ferdinand, empfiehlt, dieweil Brüder die köstlichste Freundschaft bildeten, mit einer Art Seelenangst und „um sein Gewissen zu entlasten,“ für Beatriz Enriquez aus Cordova, die nicht ehelich verbundene Mutter Don Ferdinands, allerdings pflichtschuldige Sorge trägt und ihr einen anständigen Lebensunterhalt aussetzt, alle, auch die kleinsten Geldverbindlichkeiten zu tilgen befiehlt, der Armen und Bedrängten gedenkt und nach förmlicher Ausfertigung des letzten Willens (19. Mai 1506) in Valladolid unter dem Gebet von

*) Navarrete III, 152.

**) Derselbe III, 194. „Ich hinterlasse euch diese Bücher (die Kunst, selig zu sterben von Erasmus; Josephus, de bello judaico etc.) als Majorat.“

***), „Aspero y fatigoso mundo.“ Worte aus einem Brief an seinen Sohn Diego über den Tod der Königin bei Navarrete III, 222.

Psalmen und nach dem Empfang des heiligen Abendmahls seinen Geist dem Schöpfer empfiehlt und ohne merklichen Todeskampf stirbt (20. Mai Himmelfahrtstag). Der Körper wurde einstweilen bei den Franziskanern Valladolids beigesetzt, sechs Jahre später auf Befehl des „Katholischen“ nach Sevilla abgeführt und dem Grabgewölbe der Karthäuser übergeben, 1536 auf Geheiß Kaiser Karls V. gen St. Domingo gebracht und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts (1795), als die Insel aus Spanischem Besitz in Französischen überging, in der Kathedrale Havanna's, der Hauptstadt Cuba's, mit kirchlich-weltlichem Pomp beigesetzt. Es war, wie wenn dem großen Entdecker weder im Leben, noch im Tode Ruhe beschieden sein sollte. Diese lag freilich überhaupt nicht in seinem feurigen, vorwärts strebenden Wesen, welchem die begeisterte Weihe des gläubigen, von der Mitwelt meistens verkannten Propheten, die Rauheit des kriegerischen, rastlosen Abenteurers und der sittliche Ernst eines schöpferischen Jüngers der Wissenschaft auf gleiche Weise beimohnten. „Er war, urtheilt Gomara, der nahe stehende Geschichtschreiber, ein Mann von schönem Wuchse, kräftigem Gliederbau, länglichem Gesichte, frischer und röthlicher Hautfarbe, voll von Sommersprossen, zum Zorne geneigt, hart in Ertragung von Mühen und Beschwerlichkeiten.“*)

Seine Stellung zur Mit- und Nachwelt spiegelt sich am deutlichsten in der bekannten Fabel vom Ei ab. Denn, nachdem der entscheidende Anstoß gegeben und der Hauptwurf vollzogen war, entwickelte sich das folgenreiche Werk mit wetteifernder Schnelligkeit und gewissermaßen planloser Einheit. Von allen Seiten der Europäischen Westlande her drängte man sich zu den Gestaden der „finstern See“ und durchfurchte die entzauberten Fluten derselben nach den verschiedensten Richtungen und Straßengeleisen hin. Es galt nicht sowohl der Wissenschaft und Heidenbekehrung, als dem Gold- und Thatendurst. Dafür steuerten die Obrigkeiten und Unterthanen; Freiheit oder Sklaverei der Eingebornen kam dabei in keinen Betracht. „Das Naturrecht und die Religion, meinte Peter Martyr von Anghiera, verlangen, daß das gesammte Menschengeschlecht frei sei. Die Staatsklugheit urtheilt anders. Selbst Brauch und Erfahrung zeugen zu Gunsten der Knechtschaft, ohne welche der bekehrte Indier leicht zum alten Götzendienste zurückkehren würde.“**) So

*) Gomara, hist. de las Indias f. 15 bei von Humboldt II, 219. Dieses Werk bleibt immer noch der eigentliche Grundstock. Besondere Biographien von Washington-Irving, Lamartine und Roselly de Lorgues 1856.

**) Brief Martyrs vom Jahr 1525, 1. März, an den Erzbischof von Co-

entbrannte denn, zumal die Spanische Regierung frühere Schranken fallen ließ und die Fahrten unter Vorbehalt einer Bürgschaft und gewisser Bedingnisse frei gab (1503), eine förmliche Jagd auf die Lande, Menschen und Erzeugnisse der neuen, unermesslichen Welt, welche in riesenhaften Unrissen mit zunehmender Schärfe aus der Nacht und dem Nebel hervortrat.

Also fanden die Gebrüder Johann und Sebastian Cabot, zu Bristol in England sesshaft gewordene Venediger, auf Kosten dortiger Kaufleute und unter dem Schutz König Heinrichs VII., an der Küste Labradors die Insel Newfoundland (Tierra nueva, Terre neuve, Neuland, 24. Brachm. 1497) und das äußerste Vorgebirge von Florida (1498); gelangte der Portugiese Vasco de Gama, wie sich bald genauer herausstellen wird, nach Umschiffung der Afrikanischen Südspitze zur Hauptstadt Ostindiens, Kalikut (20. Mai 1498); erforschte, den Spuren seines ehemaligen Meisters und Freundes, Colombo, folgend, der kühne, ehrgeizige Alphons von Djeda, die Küste Paria's und der Orinocomündung (1500), bald vom Ruhm seines gewandten, federfertigen Begleiters verdunkelt. Denn Amerigo Vespucci aus Florenz wußte seinem sprachlich geglätteten und ausgeputzten Reisebericht solches Ansehn zu geben, daß allmählig, mit Beihülfe Teutscher Gelehrten*), auf Kosten des großen Genuesfischen Landsmanns und Gönners die neue Festlandswelt mit Zubehör Amerika benamset wurde.

senza im Opus epistolarum nr. 806. bei von Humboldt II, 218. Nach der Originalausgabe Compluti 1530 ist das Schreiben nr. 809. fol. 197 a. „Jura naturalia, heißt es da, pontificiaque jubent, ut genus humanum omne sit liberum. Imperiale distinguit, usus adversum aliquid sentit, longa experientia hoc censet, ne servi sint, ne liberi sint hi (en, ne servi sint liberi), qui a natura sint in abominabilia vicia proclives, ad obscoenos errores, ducibus et tutoribus deficientibus, illico revertuntur.“ Dominikaner- und Franciskanermönche, durch langen Aufenthalt mit Indiern vertraut, hätten vor dem Rath sich für die Freiheit der Eingebornen ausgesprochen. Ehre ihnen!

*) Dieß beziehet sich namentlich auf den gebornen Freiburger Martin Waldseemüller (Hylacomylus), welcher als Lehrer und Buchhändler zu St. Die in Lothringen nicht nur die vier Reisen Vespucci's in seinem Abriß der Kosmographie als ein Ganzes zum erstenmal veröffentlichte (1507), sondern auch für die neue Welt (novus orbis, novo mondo) die Benennung Amerika mit Glück vorschlug. S. von Humboldt kritische Untersuchungen 2c. II, 359. 1522 erschien der Name Amerika das erste Mal auf einer von Waldseemüller (Hylacomylus) der Straßburger Ausgabe des Ptolemäus beigegebenen Weltkarte.

Minder beachtete man es dagegen, wenn Vincenz Pinzon aus Palos, Colombo's alter Gefährte, die Linie durchschnitt, den Riesenstrom Marañon oder Amazonasfluß anstaunte, das Vorgebirge Augustin umsegelte (8° 20' s. Br.), noch südlicher Diego de Lope längs der Küste vordrang, und der Portugiese Alvarez Cabral, vom Sturm verschlagen, Brasilien entdeckte (1500). Ueberhaupt war für die Spanier und ihre westlichen Nachbarn die Zeit nicht sowohl des langsamen Auffindens, denn wilden Zugreifens, gekommen. Der Eroberer drängte sich vor. Die grundsätzliche, wenn auch bisweilen gemißbrauchte und nachgiebige Milde Isabellens hatte für den herrsch- und habgierigen Gemahl keine Geltung mehr. Perlen und Gold waren in Betreff der neuen Welt die Schlagworte des Katholischen, seiner Diener und Werkzeuge. Umsonst eiferte Bartholomeo de las Casas, der edle Bischof von Chiope (st. 1566), durch Wort und Schrift für die Menschenrechte des Indiers; er predigte in der Wüste und vor tauben Ohren. Es ist eben ein merkwürdiges Zeichen des eingetretenen Umschwungs der Dinge, daß sich die kriegerisch ritterliche Propaganda der Kirche und Christenheit, wo sie etwa noch wirkte, mehr auf die Schwachen und Entfernten, denn auf die Starken und Nahen, warf, oder mit andern Worten, von den furchtbaren Osmanen ablassend, die harmlosen Bewohner des Westens in Elend, Leibeigenschaft und Tod brachte. Diesem Unfuge konnte um so weniger Abbruch geschehen, je kleinfügiger die amtliche Oberbehörde, das berühmte Kaufhaus von Sevilla (casa de contratacion seit 1503), unter dem obersten Rath von Indien, nur den laufenden Vortheil berechnete und ohne Sinn für die höhern Aufgaben des Pflanzermwesens und der Gesittung meistens lediglich nach den Vorschriften einer schachernden, dem augenblicklichen Gewinnst dienstbaren Krämerpolitik verfuhr. Weil man trotz dieser Mängel auf keinen namhaften Widerstand stieß und alle Mittel für erlaubt hielt, breitete sich dennoch die überseeische Markung der Spanier rasch und leicht genug über unermessliche Räume aus. Denn, während Diego Colombo, ohne viceköniglichen Namen in des Vaters Ehren und Einkünfte als Admiral und Oberstatthalter wieder eingesetzt (s. 1508), die Eroberung St. Domingo's vollendete, unterjochte der rohe und verschlagene Diego Velasquez, ehemals Beamter und Hauptmann Bartholomeo Colombo's, als Unterstatthalter des Admirals, Cuba (1511), fand Ponce de Leon, der Eroberer Puerto-Rico's, Florida (1512) und erblickte der kühne Vasco Nuñez Balboa von den Gebirgen der Darischen Landenge aus zuerst die Südsee (25. Herbstm. 1513). So stark wirkten der unendliche Wasserspiegel und die Kunde von mittagwärts

gelegenen, reichen Landen (Quito, Peru) auf die Einbildungskraft des heldenmüthigen Mannes, daß er herabstieg und bis an die Kniee im Wasser, den Degen in der Faust, feierlich von dem neu entdeckten Weltmeer Besitz nahm. Zwar fiel vier Jahre später Balboa, durch königliche Gnadenbriefe zum Statthalter der Südländer oder Gold-Kastiliens (Castilla del oro) bestellt, als Opfer seines neidischen Schwiegervaters und Bogtes über Darien, Pedrarias Davila, aber die Errungenschaft seines Lebens blieb; das Bild der sog. stillen See und dessen, was dahinter lag, verlosch nimmer. Man sprach auf der Landenge Panama, deren Urwäldungen allmählig gelichtet und von festen Straßen durchschnitten wurden, gar häufig von den Perlen und dem Gold, den streitbaren und gebildeten Völkern, welche da drunten im Süden wohnten; hier finde, sah man bald ein, nicht sowohl der Entdecker, als der Eroberer, lohnenden Spielraum.

Ähnlich und noch schneidender gestalteten sich die Verhältnisse in der mittlern und nördlichen Neuwelt. Was für die südöstliche, noch ganz verhüllte Hälfte Darien und die Landenge Panama als Stütz- und Ausgangspunkte leisten sollten, das übernahmen etwas früher gegenüber dem gleichfalls unbekannten Nordosten die großen Inseln St. Domingo (Hispaniola) und Cuba (Fernandine). Dort schaltete als Oberstatthalter und Admiral, wie schon gemeldet wurde, Diego Colombo, hier als Unterstatthalter (Abelantado) der Schützling und Diener des wieder zu kurzem Glanz aufsteigenden Entdeckerhauses, Diego Velasquez. Mehr eitel, denn ruhmbegierig, und weniger durch Helden-, denn Verwaltungsgaben, ausgezeichnet, hatte derselbe den schnell gewonnenen Reichtum theilweise für glückliche Rundschafterfahrten verwendet. Von ihm nämlich unterstützt, war Ferdinand von Cordova mit einem kleinen Geschwader bis an die östliche Spitze der Halbinsel Yucatan, Cabo de Catocha, vorgedrungen (1517), sein Nachfolger in der Hauptmannschaft (1518), Johann (Juan) von Grijalva, längs der nordwestlich streichenden Küste anfangs bis zum Tabasco-(Grijalva-)fluß gelangt, darnach Tagereisen weiter aufwärts bis an den Panuco, welcher in den großen, später nach Mexiko zubenannten Meerbusen einmündet. Die Endergebnisse beider Unternehmungen mußten bei der allgemeinen Stimmung zu gesteigertem Kraftaufwand reizen. Denn man hatte nicht nur ein überaus schönes und fruchtbares Land von unübersehbarem Umfang gefunden und in des Herzens Freude Neuspanien getauft, sondern auch Menschen gebildeter Art angetroffen. Zierliche Häuser und massenhafte, aus Stein gefertigte Tempel, mannichfaltige Geräthschaften und Schmucksa-

chen zeugten für seltene, bisher nirgends sichtbar gewordene Kunstfertigkeit; überall traten dabei rücksichtlich des Stoffes Gold, Silber und Edelgesteine als eben so viele und mächtige Antriebe zur weitem Nachforschung hervor. Andererseits erfüllten hier und da die deutlichen Spuren von Menschenopfern, namentlich auf der darnach benannten Opferinsel, mit Schrecken und Abscheu. Was aber noch stärker hier die Gewinnsucht, dort den Thatendrang anregen mußte, war die dunkle Kunde vom Dasein eines mächtigen Binnenreichs, welches die dahin zinsenden Küstenbewohner „Columbia“ hießen.

Mit den vielartigsten Proben seiner Entdeckung, besonders goldenen und silbernen Geräthen, welche man gegen die üblichen Kleinigkeiten ausgetauscht hatte, kehrte Grijalva nach sechsmonatlicher Reise gen Cuba zurück. Fortan hing der Oberstatthalter Velasquez nur einem Gedanken nach, der genauern Erforschung und bleibenden Besitznahme Neuspaniens. Während daher getreue Unterhändler in die Heimath abgingen und von dem jungen Könige Karl I. ausgedehnte Gnaden- und Bestallungsbriefe empfangen, legte der ungeduldige Herr und Meister persönlich Hand an das Werk. Er rüstete Schiffe, warb Soldaten, Handwerker und Seeleute, munterte auf durch Wort und That, wie wenn Verzug Gefahr, oder die Einbuße der Früchte bereiten könnte. Zögernd geschah dagegen der wichtigste Schritt, die Ernennung des Feldherrn; denn von mehreren Seiten her drängten sich die Bewerber vor, unter welchen sich auch nahe und ferne Blutsverwandte befanden. Die Wahl fiel endlich auf Ferdinand Cortéz, einen jungen Mann von außerordentlichen Gaben des Leibes, Geistes und Gemüths.

Von Seiten des Vaters, Martin Cortez von Monroi, und der Mutter, Katharina Pizarro Altamirano, alten, jedoch wenig bemittelten Adelsgeschlechtern angehörig, vollbrachte Ferdinand Cortez, anfangs ein schwaches Kind, die Knabenzeit in seinem Geburtsort Medellin, einem Marktflecken Estremadura's, besuchte vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahr, das Recht zu erlernen, die Hochschule Salamanca, schiffte sich darauf, die Kriegerlaufbahn verfolgend, mit Erlaubniß und Beihülfe der Eltern, als neunzehnjähriger Jüngling, nach Westindien ein (1504), und gewann hier anfangs in St. Domingo, darnach in Cuba durch Muth und Umsicht einen so ausgezeichneten Namen, daß ihn der sonst mißtrauische Statthalter Velasquez zum Geheimschreiber wählte. Aber in Folge seines abenteuerlichen, auf Liebes- und Kaufhandel gerichteten Wesens mit dem Gönner und Herrn zweimal zerfallen, dann jedoch wieder nach vielfachen Fährlichkeiten nothdürftig und scheinbar aus-

geköhnt, verlebte der junge Mann mehre Jahre ruhig und dem Ackerbau ergeben auf seinem Landgut bei St. Jago an der Seite seiner schönen Gemahlin, Katharina Suarez, welche er halb freiwillig, halb gezwungen als Unterpfand der Sühne mit dem fernher verwandten Statthalter heimgeführt hatte. Da kam die Kunde von den Entdeckungen in Yucatan und an der Nordostküste, weckte bei dem jetzt gereiften Krieger die schlummernde Thatkraft und führte ihn von Neuem in das Vertrauen der gebietenden Amtsgewalt zurück, welche aber eben so schnell wieder umschlug und den Bestallungsbrief unter verschiedenen Vorwänden als ungültig bezeichnete. Dafür wirkten zahlreiche Feinde und Neider, selbst der Aberglaube. Cortez jedoch gehorchte nicht, verließ trotzig mit einem Theil des Geschwaders die Südostspitze der Insel, um an der Nordwestküste bei Havanna die Rüstungen zu vollenden. Umsonst trat Velasquez dazwischen; seine Befehle wurden überhört; selbst Freunde und Sippen folgten der Fahne des widerspänstigen Feldherrn. Um die Mitte Hornungs 1519 hatte derselbe seine Anstalten vollendet, eif, meistens geringe Schiffe mit 553 Spanischen Soldaten, unter ihnen sechszehn Reitern, 110 Matrosen, 200 Indiern, zehn Berggeschützen und vier Falkonetten oder Feldschlangen, reichlichen Vorräthen an Pulver, Blei und Lebensbedarf bemannt, zum Schirmherrn den Aostelspürsten St. Peter erwählt und in die schwarze Sturmflagge mit Goldrand und rothem Kreuz die Worte aufgenommen: *In hoc signo vincemus*, „in diesem Zeichen werden wir siegen.“ — Nach sorgfältiger Musterung und kurzer, kräftiger Ansprache von Seiten des Oberbefehlshabers, lichtete die Flotte am 18. Hornung die Anker vom Vorgebirge St. Anton aus und erreichte, längs der Küste Yucatans steuernd, am grünen Donnerstag (20. April) glücklich bei dem spätern St. Juan de Ulua den erschuten Boden Colua's oder Mexico's. Ohne Hinderniß und unter den Augen zahllosen Volks wurden alsbald am Charfreitag (21. April) die Krieger ausgeschifft und auf den Dünen in einem Hüttenlager untergebracht. Man konnte es dabei als besonders günstige Schickung betrachten, daß in dem Andalusier Aguilar, welcher acht Jahre bei den Wilden Yucatans gelebt hatte, und der jungen, schönen, ebendasselbst befreiten Mexikanerin, Malinche, oder Donna Marina, wie sie nach der Taufe hieß, vermittelnde Dolmetscher erschienen und den Schlüssel zum mindestens nothdürftigen Verständniß der Ankömmlinge und Eingebornen lieferten. Jene bildeten zu diesen allerdings einen schneidenden Gegensatz, dessen Kluft nur die Zeit allmählig einigermaßen ausfüllen konnte. Was bisher in der neuen Welt gefunden und ohne erheblichen Kampf darniedergeworfen wurde, stand in

keinem Verhältniß zu den jetzt nahenden Beschwerden und Gefahren; denn man traf nicht nur auf wilde, sondern auch vielfach gesittete und gesellschaftlich entwickelte Völker, deren Religion, Regierungs- und Kriegswaise bereits festen, abgeschlossenen Grund und Boden besaßen. Jeder Schritt vorwärts bot daher für den erobernden Fremdling ein kaum geahntes Feld der bittersten Drangsal und Todesweih. Ohne heldenmüthige Ausdauer, kühne und weise Leitung, endlich günstigen Glücksumschwung mochte das abenteuerliche Unternehmen schon bei dem ersten Anlauf scheitern. Es ist daher unabweislich, die Kampfmittel beider Theile, wenn auch nur flüchtig, vor dem Beginn des großen Wettstreits zu mustern.

Die Hochebene Anahuac, d. h. nahe am Wasser, bekam um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts ihre berühmtesten und kraftvollsten Bewohner, die Azteken. Diese, ein rohes Jäger- und Hirtenvolk, welches bisher nur spärlich Ackerbau in der nordwestlichen Heimath betrieben hatte, nahm nach langem Umherziehen feste Wohnsitze an und gründete um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts (1325) inmitten des Hauptsee's und an dem südwestlichen Ufer desselben die bleibende Hauptstadt Tenochtitlan oder Mexico. Jenen Namen empfing sie, wie die Sage meldet, von Cactus (Tunal), auf welchem ein Flügel schwingender Adler saß, diesen von dem Kriegsgott Mexitli, oder, was wahrscheinlicher erscheint, von der Fülle an See- und Quellwasser; denn das bedeutet die Wortwurzel „Atl.“ *) Wie es sich auch damit verhalten möge, das rasche Wachsthum der Stifter unterliegt keinem Zweifel; sie nahmen vielfache Gewerblichkeit und Bildung an, besonders von den ältern, weit südwärts zurückgedrängten Tolteken und bewahrten dabei ihre frühere Kraft und streitbare Rüstigkeit. So wurde denn anfangs unter republikanischen, darnach königlichen Häuptlingen, etwa seit 1352, eine bedeutende Reichsherrschaft gewonnen, welcher nach beiden Meeren hin Waffengewalt und Klugheit Bahn brachen. An der Atlantischen See bezeichnete der Fluß Guasacualco bis zum Tuspan die Gränze, welche am stillen Ozean von der Ebene Xoconochco bis zum Hafen Zacatula hinaufging; ja, zuletzt mußten selbst tief im Süden die ausgedehnten Lande Yucatan und Guatemala, wo wohl die verjaagten Tolteken in und neben ihrer Hauptstadt Palenka siedelten, dem neuen Eroberer huldigen. Was diesen allein hemmte und zügelte, kam nicht von

*) Gomara, historia de Mexico, 1554, Antwerpen. p. 115. „Quiere Mexico dezir manadero, o fuente segun la propiedad del vocablo y lengua.“

außen, sondern von innen; denn zwischen dem fürstlichen Mexico und dem freistaatlich gebliebenen Tlascala herrschte, trotz der Stammesverwandtschaft, unfühnbare Erbhaß, welcher sich in häufigen und blutigen Fehden entlud. Dasselbe galt von der kleineren, aus gemischter Bevölkerung hervorgegangenen Freistadt Cholula, deren Sitten bereits an dem Wendepunkt eines gewissen überverfeinerten Lebens standen; die Vetelei war bekannt. „Man sieht, bemerkt Cortez, sehr viel armes Volk auf den Straßen und Märkten und in den Häusern die Reichen anbeteln, gerade wie es die Armuth in Spanien macht, und in andern, von vernünftigen Volke bewohnten Ländern.“*)

Gemeinsam war dagegen allen Azteken, trotz einzelner Verschiedenheit und Zwietracht, das Gefühl und Bewußtsein der gleichen Abstammung und Ursprünglichkeit. Dafür zeugten Sprache, Lebensweise und verhältnißmäßig weit vorgerückte Bildung. Die rauhe, stark mit Rehl- und Gurgellauten versezte Mundart entbehrte doch hier und da auch des Wohlklanges nicht. Es fehlte eben so wenig an Helden- und Götterliedern, als an Musterstücken in gebundener Rede, wie sie etwa die Spruchweisheit des Gesetzgebers, Sehers und gefeierten Heerführers liefert. Kantig und wie zerhackt stehen diese hier und da erhaltenen Proben zur Seite der verwitterten, räthselhaften Wurzelworte und Sprachtrümmer, deren Sinn und Bedeutung bisweilen ein glücklicher Zufall bewahrt hat. Dennoch fehlte auch eine gewisse Blüthezeit dieser dürftigen Mundart nicht, bleibt aber größtentheils in unzuverlässige Sagen eingehüllt. Dahin gehört wohl sogar der gefeierte König von Tezcuco, Nezahualcoyotl (d. h. der hungrige Fuchs, wegen seiner Trübsal und sitzenden Schlaueit, st. 1470), welcher, heißt es, eine Art Hochschule und Akademie der Wissenschaften und schönen Künste gründete, ein zweiter Perikles oder Lorenz Medici, für Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber Ehrenpreise aussetzte, kurz, der Schöpfer und Erhalter eines wahrhaft geistigen Lebens für sein Volk gewesen ist. Allein das Alles beruht mehr auf verklärenden Ueberlieferungen der Nachwelt, denn festen Zeugnissen und Denkmälern.**) Schwerlich genügte die arme Sprache für

*) Die Berichte des Don Fernando Cortes an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen von Dr. W. Koppe. Berlin 1834. S. 49.

**) Der König ist eine Art modern Aztekisches Musterbild, von dem christlichen Nachkömmling und Geschichtschreiber Ixtlilxochitl eben so poetisch ausgestattet, als von Prescott in dem sonst trefflichen Buche über die Eroberung Mexico's I, C. 6. gläubig angenommen. — Anders mag es sich mit den Bauwerken Tezcuco's trotz einzelner Uebertreibungen verhalten.

den Fluß und die Gebundenheit erheblicher Arbeiten dichterisch-literarischer Gattung; das tägliche Bedürfniß mochte nichts weiteres wollen und können.

Dagegen weist die äußere Leibesbeschaffenheit ziemlich sicher auf gemeinsames Volksthum hin, obschon sich dasselbe natürlich bei einzelnen Brechungen und Stämmen verschieden gestaltete. Der Azteke war mittleren, gedrungenen Wuchses, kupferfarbiger Haut, breiter Stirn, großer Augen, schwarzer, dicker Haare, gewöhnlich mit Seitenlocken, dünnen Bartes, welchen überdies die Sitte nicht aufkeimen ließ, breiter, durch allerlei Schmuck erweiterter Nasenflügel, von Natur und durch Uebung ebenso stark, als gewandt. Jagd, Krieg, Waffenspiele, Tänze und Gauklerkünste unterhielten die körperliche Kraft und Rüstigkeit. — Grelle Farben, theils eingestrichen, theils auf Mänteln und Federbüschen hervorstechend, galten als eine Hauptzierde des Mannes, welcher, wie die schwarzhaarige, oft hübsche, jedoch schwermüthig blickende Frau ziemlich bekleidet einherschritt. Der viereckige, bei den Reichen mit Gold, Silber und Edelmetall ausgeschmückte Mantel bildete den Kern der Volkstracht.

Die Ehen wurden frühzeitig abgeschlossen, feierlich von den Priestern eingesegnet und streng gehalten; den brüchigen Theil traf die Todesstrafe. Im Ganzen genügte eine Frau; nur Königen, Fürsten und Hochadeligen waren neben der rechtmäßigen Gattin Nebenweiber ohne gesetzliche Zahl vergönnt. Im Erbrecht galt gewöhnlich für die Liegenschaft männliche Erstgeburt, die übrigen Geschwister wurden als untergeordnete Glieder des Hauses für jeweilige Dienstleistungen abgefunden.

Das gesellschaftliche Leben war in dreifacher Reihe gegliedert. Obenan stand der König oder bei späterem Wachsthum des Reichs der Kaiser. Seine Machtbefugniß war beinahe unumschränkt; er gebot über Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Steuern. Der richterliche Kreis, welchen für die einzelnen Landschaften lebenslängliche Beamte ausfüllten, war dagegen ziemlich unabhängig; Bestechlichkeit und Parteisucht wurden am Leben gebüßt. Vier, aus dem Adel entnommene Churfürsten wählten nach dem Tode des Oberhauptes den Nachfolger aus dem gleichen Geschlecht; zuerst kam der Bruder, dann der Nefte; die männliche Erstgeburt wurde aus Furcht vor den Mißbräuchen einer völligen Erbmonarchie ausgeschlossen, ohne daß man sich dadurch vor den Folgen der Eifersucht bewahrte. Der neue Kaiser trat mit religiös-weltlichem Prunk seine Würde an; er mußte neben Anderm durch Eid Sorgfalt für das gemeine Beste angeloben. Die vorzüglichsten Einkünfte flossen aus den bedeutenden, stets im Wachsthum begriffenen Kronländereien, welche

theils verpachtet, theils in eigener Rechnung verwaltet wurden. Die Adelschaft, durch lockeren Lehenverband mit dem Oberhaupt zusammengehalten, war reich an Grundstücken und abhängigen Unterthanen, dabei kriegerisch und selbst durch eine Art Ritterzunft gehoben. Der Landmann, theils den großen Herrn, theils den Tempeln und Kronbesitzungen angehörig, entbehrte des ächten Eigenthums und Gemeinderechts; er war dienstbar und meistens an die Scholle gefesselt, welche der Nutznießer und Arbeiter, der s. g. Macahuët, ohne Erlaubniß nicht verlassen durfte. — Die Priesterschaft, außerordentlich zahlreich, jedoch keineswegs erblich, beherrschte als Dolmetscherin der Gottheit die Seelen; in ihren Händen lag überdieß die Erziehung der vornehmen Jugend und die Hut der mit Aberglauben versetzten Wissenschaft. Diese kannte neben Andern die genaueste Berechnung des Jahrs auf 365 Tage und achtzehn Monate, einen jeden Lonn (= Monat) von zwanzig Tagen nebst den nöthigen einzuschaltenden Bruchtheilen. Dergestalt besaß das Aztekenland einen sorgfältig abgestuften Kalender von überraschender Klarheit, zu welcher die Sterndeuterei mit ihrem mystischen Beiwerk, wie in der alten Welt, den schroffsten Gegensatz bildete.

Ob schon es an Städten mit gegliederten Bürgerordnungen und Freiheiten fehlte, blüheten dennoch zunstmäßig überliefert alle Arten der Gewerbe und Handarbeiten. Obenan standen die Kaufmannschaft und der Ackerbau; jene durchzog karavanenmäßig das In- und Ausland, dieser wandelte so ziemlich jedes Erdreich in fruchtbringende Acker und Gärten um. Man sah dabei auch auf das Schöne und Anmuthige, beinahe kein Bürger-, Bauern- und Adelshaus war ohne eine reiche, duftende Blumenflur. Die Lust an derselben fühlten alle Stände und Berufsreise, vom Kaiser bis zum Hüttenbewohner. Unter den Handwerkern hatten besonders der Goldschmied, Steinmetz und Juwelier wahrhafte Meisterschaft gewonnen, ob schon ihnen zum Werkzeug das Eisen nicht zu Gebote stand. Man wußte dasselbe durch den dunkeln, überharten Obsidianporphyr, den s. g. Igli, und durch eine Mischung von Zinn und Kupfer ziemlich zu ersetzen. — Während Bildhauerei und Malerei hinter dem Mittelmäßigen zurückblieben, erweckte die s. g. Federarbeit; durch Sorgfalt und Treue ausgezeichnet, mit Recht die Bewunderung der Europäer. Denn in dieser Farbenmosaik, welche auf feine Baumwollenzeuge das schillernde Gefieder der einheimischen Prachtvögel flete, traten gleichmäßig technische Geduld und prüfender Schönheits Sinn auf glänzende Weise hervor. Dasselbe begegnete nicht minder in der ziemlich entwickelten Bilderschrift, welche wenigstens im Stande war, äußere

oder in die Sinne fallende Gegenstände und Verhältnisse oder Begebenheiten eben so schnell, als wahrhaftig, darzustellen. Wie solche Kunstfertigkeit durch einander ablösende Eilboten auch für tägliche Bedürfnisse der Regierung benutzt und fruchtbar gemacht wurde, zeigen unwidersprochene Thatfachen. Von der Abfassung wissenschaftlicher Werke, mögen sie den logischen Gedankengang oder die gegliederte Geschichte, endlich das feine, dichterische Geäder betreffen, kann aber dabei schwerlich die Rede sein. Denn dafür war der Hauptstoff, die verarbeitete innere Rinde der Aloe oder Magneypflanze zu roh und die Schriftzeichen trotz der Zahl und Mannigfaltigkeit zu dürftig. Dem sei nun, wie ihm wolle, innerhin bleibt der Anlauf zum literarischen Festhalten der Eindrücke und Wahrnehmungen eben so verdienstvoll, als beachtenswerth. „Die Zeichen, urtheilte Peter Martyr, weichen von den unsrigen sehr ab; sie bestehen aus Würfeln, Feilen, Haken, Strichen, Sternen und Aehnlichem, auf unsere Art reihenweise aufgestellt und den Aegyptischen Schriftzügen nach-eifernd. Zwischen den Zeilen findet man Gestalten von Thieren und Menschen, insonderheit Königen und Großen. Daher die Vermuthung, man möge da die Thaten der Vorfahren eines Königs, wie das auch bei uns geschieht, beschrieben haben. Oft bemerken wir auch, wie sie, die Käufer anzulocken, den Geschichten und Märchen Abbildungen des zu erzählenden Gegenstandes voransetzen. (Illustrationen.) Auch über Gesetze, Opferbräuche, Zeitrechnung, Ausfaat und derartiges gibt es bei ihnen Bücher“*). — An geprägtem Gelde fehlte es gänzlich; man bediente sich dafür des Waarenaustausches, mit Cacaobohnen gefüllter Säckchen, der Goldkörner und des Goldstaubes in durchsichtigen Federkiefern. — Eine Art Posten, durch Eilboten besorgt, diente als wirksames Verbindungsmittel zwischen der Hauptstadt und den Landschaften; Privatleute waren jedoch, wie bei den Alt-Perfern und den Ostgothen Theodorichs d. Gr., davon ausgeschlossen.

Das starke und verderbliche Gegengewicht zu diesen und ähnlichen Bildungskräften lag aber in der rohen und blutigen Religion, deren Lehren und Anstalten hier den fanatischen und fühllosen Volkssinn entwickelten und stützten, dort den dumpfsten Aberglauben und niederträchtigsten Gehorsam gegen die Befehle der Obern einimpften. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß auf den eigenthümlichen, widerspruchsvollen

*) Petrus Martyr de insulis nuper inventis. p. 563. ed. Bas. Vgl. Prescott I, C. 4 und Müller, Geschichte der Amerikanischen Urvreligionen. 1855. §. 104.

Charakter des Azteken zwei Faktoren zurückwirkten, die alte, volksthümliche Jäger- und Raufucht mit ihrem Gefolge und die jüngere, von den Tolteken oder frühern Bewohnern Anahuacs übereilt und künstlich angenommene Gesittung. So kam es denn, daß man im Lauf der Zeit den wilden, auf Sonne, Mond und Gestirne hauptsächlich gerichteten Naturdienst mit allerlei mythisch-ascetischer Lehre versetzte, enger in den Staat verslocht und zu einem gegliederten Cultus des Bluts und Menschenopfers emporzuschraubte. Weltliche Eroberungsgier und priesterliche Herrschlust reichten dabei einander, wie es auch sonst geschehen ist, bundesgenössisch die Hände. Die Tempel (Ocallis, Teocallis, Coös), reich und umfanglich, glichen eben so vielen Burgen, die prachtvollen, geräumigen Schlösser des Kaisers und seiner Lehensfürsten eben so vielen Heiligthümern und Capellen. Monarchie und Theokratie lebten hier, was nicht häufig begegnet, in brüderlicher Eintracht und ebneten einander die Wege zu dem gleichen Ziel, der Herrschaft über Gemüth und Leib, Blut und Gut der in blinde Werkzeuge umgewandelten Unterthanen. Auch die hier und da bestehenden Freistaaten z. B. in Tlascala, zeigen zu Gunsten des herrschenden Adels dieselben Grundsätze und Verhältnisse. Schwarz gekleidet, die Köpfe aus scheinbarer oder wirklicher Demuth gesenkt, durch lange Nägel, harte, besonders auf Fasten und Blutlassen gerichtete Ascetik ausgezeichnet, haben in Mexico und Tezcuco, Sigen der Monarchie, Cholula und Tlascala, erklärten Republiken, die Priester neben der Weltlichkeit regiert. „Blut und wiederum Blut!“ lautete das Feldgeschrei beider, einander sonst feindseligen Staatsgewalten. Diese zahllosen Menschenopfer, in Tenochtitlan besonders dem obersten Kriegsgott, Huizilopochtli (d. i. Kolibri links *) dargebracht, haben hauptsächlich für den Verfall und Untergang des sonst fähigen und rüstigen Aztekenvolks gewirkt und entschieden. Denn die schon ursprünglich rauhe, wilde Gemüthsart bekam nun eine künstliche, religiös-politische Weihe durch erobernde Herrscher und Priester (Quiene, Papas, Tlamacazlis), welche den rohen Ungeßüm des anfänglichen Jäger- und Hirtenvolks gleichsam zu systematisiren und mit dem blutigen Firniß des Glaubenseifers und fremdartigen Bildungsstoffes zu überziehen wußten. Das Menschenopfer nämlich galt nicht nur als Leckerbissen, wie bei andern Indiern, sondern auch als Siegespreis und Kriegsregel. Haben letzterer gemäß edlere Völker des Morgen- und Abendlandes, um keine Gefangenen zu machen,

*) Der heilige Vogel saß auf dem linken Fuß des Gottes. S. Müller, S. 592.

den Feind niedergestoßen, so bewahrte der abgefeimte Rachegeist des Mexikaners den überwundenen Widersacher zum schmachvollen Opfertode auf, welcher hier schrecken und betäuben, dort vorwärts stacheln und entflammen sollte. Ueberdies gaben häufige, von den Priestern und Weltlichen vollzogene Blut- und Bußübungen dem Selbstpeiniger etwas Hartes und Unempfindliches; man stumpfte sich durch Stiche in die Zunge, Lippe, das Ohr u. s. w. allmählig gegen den Schmerz ab und gewöhnte sich daran, bei hohen Festtagen in dem blutbesleckten Opferpriester den geweihten Boten des Himmels und Verkündiger irdischer Glückseligkeit zu erblicken. Auch die Plage- und Schutzgeister oder Zemes konnte in der Regel nur Blut versöhnen und gewinnen.

So überall von den unheimlichen Gewalten der Furcht und des Schreckens umstellt, folgte das Volk willig dem Befehl seiner weltlichen, von der Geistlichkeit unterstützten Gebieter. Von diesen war Montezuma, dem Zweiten, (Mochauzuma d. i. trüber oder strenger Mensch) die Höhe der Macht und Demüthigung beschieden. Als Jüngling in mancher Fehde geprüft, darnach Jahre lang im Tempel des Kriegsgottes dem priesterlichen Stillleben ergeben und wegen des doppelten Berufsfreises bei der Thronbesetzung dem ältern Bruder vorgezogen (s. 1502), besaß der letzte Kaiser Tenochtitlan eine seltsame Mischung von Hoch- und Kleinmuth, Aberglauben und Verstandesklarheit, Thatkraft und pomp-hafter Trägheit, Rechtsgefühl und Willkür, überhaupt von Gegensätzen, wie sie sich bei mehr launenhaften, denn selbstbewußten Fürsten mittelmäßigen Schlages zu finden pflegen. Nichts desto weniger brachten Waffen und List dem Aztekenreiche eine bedeutende Ausdehnung; es zählte bei zwölf Millionen Unterthanen, dreitausend obere Lehenträger, an hundert größere Städte, voran Mexico mit 60,000 Häusern, mindestens 200,000 Einwohnern, 50,000 Gondeln, 2000 Tempeln und Capellen. Die meisten Heerfahrten des gefürchteten Kaisers hatten Erfolg gehabt; man beugte sich vor ihm in den entferntesten Landschaften am Meerbusen, selbst im tief südwärts gelegenen Nicaragua und Honduras. — Aber inmitten der steifen, geregelten Hofpracht und der von Siegen begleiteten Kriegsmacht bildete sich eine unheimliche Stimmung aus; es droheten nicht nur offene Feinde, wie die republikanischen Tlaskalaner, sondern auch sonst treue, geduldige Städter und Landsassen klagten über Vergewaltigung und Steuerdruck. Vor Allem jedoch beunruhigte der auch von Montezuma getheilte Glaube an ein naheß Verhängniß. Vom Osten, der ursprünglichen Heimath, her sollte nächstens, wie die Propheten und Zeichen sagten, der Wohlthäter des Aztekengeschlechts, Huehualcoatl (d. i. ge-

flügelte Schlange) zurückkehren in das Land seiner Väter; mit ihm, „dem weisen und weisen Manne“, werde ein neues Zeitalter der Glückseligkeit beginnen und den Jammer der Gegenwart verdrängen.

War auch dieser weit greifende Wahn dem angreifenden Fremdling des Morgens mittelbar günstig, so standen doch die eigentlichen Streitkräfte im schneidenden Mißverhältniß. Die kleine Abenteurerschaa, welche, wie bisher, auf harmlose, rohe Wilde zu stoßen und mühelos zu siegen hoffte, fand allmählig ein ganzes, theilweise in der Bildung vorgerücktes Volk unter den Waffen. Der auch hier anfangs günstige Eindruck des unüberwindlichen, mit Donner und Blitz vertrauten Götterlieblings oder Sonnenkinds (Tonatiuh) mußte über kurz oder lang schwinden, selbst der Schrecken des nie gesehenen Reiters, in welchem Mann und Roß zusammengewachsen erschienen, nach kurzer Prüfung seine Zauberkraft verlieren. Wohl waren die meisten Fußknechte kühn und kampfsgeübt, aber bei ihnen überwog nicht, wie bei den größtentheils adeligen Reisigen, das Ehr- und Glaubensgefühl den Gold- und Beute-durst. Unerwartete Beschwerden, Drangsale und Gefahren konnten nur zu rasch die Rauflust abkühlen, für die Einflüsterungen der Kleinmüthigen und Mißvergnügten Spielraum gewinnen. Sogar unter den ritterlichen Hauptleuten fehlte es nicht an unruhigen Tadeln und geheimen Freunden des Oberstatthalters Velasquez, oder, was hier denselben Sinn hatte, der schleunigen Rückkehr. Ja, selbst dem kaltblütig erwägenden Recht gegenüber durfte die Unternehmung mehr als eigenmächtige, denn gesetzliche That gelten. Alles hing demnach in der fast beispiellosen und verzweifelten Lage zumeist von dem Heerführer ab. Außerordentliche Gaben mußten ihn auszeichnen und daneben unberechenbare Glücksfälle begleiten, wenn vor einer Handvoll christlicher Abenteurer das mächtige Reich und Kaiserthum der heidnischen Azteken zusammenbrechen sollte. Abgesehen von den unlösbaren Widersprüchen desselben, der maßlosen Rohheit und sittlich=technischen Verfeinerung, besaß Cortez allerdings genug der ungewöhnlichen Gaben und Eigenschaften, um den verhängnißvollen Kampf zwischen zwei Welten anzunehmen und siegreich zu beendigen.

Der damals etwa 33 Jahre alte Mann war von einem eben so annuthigen, als würdevollen Aeußern. Ein mittelmäßig hoher Leib von starkem, geregeltem Gliederbau, gewölbter Brust, großem, feurigem Auge, dichtem Haupthaar und dünnem Bart kündigte Kraft und Gewandtheit an. Natur und Übung hatten in allen ritterlichen und mannhaften Fertigkeiten, namentlich dem Fechten, Reiten und Schwimmen, eine wirk-

liche Meisterschaft gebracht. Das zu tollen Streichen verführende Jugendfeuer brannte nicht mehr; es hatte der Selbstbeherrschung Platz gemacht, nur selten fähig, die schirmende Decke des besonnenen Ernstes zu sprengen. Wohl wirkten noch jetzt und später Weiber-, Spiel- und Prunklust, aber diese Leidenschaften mußten dem Gebot des höhern Lebenszwecks, eines edlern, vorwärts drängenden Ehrgeizes, gehorchen. Dieser verfolgte die Unterwerfung Mexico's mit Zubehör als eigentliches Ziel; nahe liegende Gedanken an eine etwa unabhängige Stellung drängte jedesmal die Lehentreue gegen den Landes- und Kriegsherrn zurück. Dagegen lag hinter der offenen, leutseligen Soldatennatur gar oft kalt berechnende Schlaueit versteckt. Auch die Triebe und Sägungen des kirchlich-christlichen Glaubenseifers fanden ein ziemlich freies Feld. Der strenge Katholik, welcher fleißig die Messe besuchte, Psalmen und Chorgebete auswendig wußte, um des Seelenheils willen reichlich Almosen entrichtete *), verabscheute auf gleiche Weise Heiden- und Ketzerthum. — In Gefahr und Noth ging der Führer allen Waffengenossen mit leuchtendem Beispiel voran; er wußte zu dürsten und zu hungern trotz der etwas lieb gewordenen Eßlust. Dagegen gefielen ihm für den öffentlichen Auftritt eine zahlreiche, glänzende Dienerschaft und kostbare, wenn auch gerade nicht prunkvolle Kleidung.

Seine Beredsamkeit war ausgezeichnet, angemessen den Personen und Verhältnissen, sein Sinn für Gegenstände der Wissenschaft und Kunst trotz der rauhen, zerstörenden Laufbahn offen und ungeheuchelt seine Geldliebe mit geringen Ausnahmen nur das Werkzeug für kriegerische und staatsmännische Zwecke. — Reise Ueberlegung, rascher Entschluß und Zähigkeit im Vollzug bezeichneten den großen Feldherrn, Geduld, Zucht und abenteuerlicher Heldennuth den Soldaten, welcher, wie das Leben in der Schlacht, so das Gut im Würfelspiel auszusetzen und meistens zu retten wußte. — Die Klarheit und Tiefe seines Geistes, die fast alterthümliche Einfalt und zusammenfassende Kürze des Ausdrucks spiegeln sich am treuesten in den mündlichen Ansprachen und schriftlichen Berichten ab. Diese, an Kaiser Karl V. erlassen, entrollen ein eben so anschauliches, als unparteiisches Gemälde jener wechselvollen Kämpfe und diplomatisch-militärischen Künste, durch welche das große Aztekenreich anfangs verwirrt und geschwächt, darnach auf Tod und Leben angegriffen

*) „Era devoto, rezador y sabia muchas oraciones y psalmos de coro, grandissimo limosnero, y assi encargo mucho a su hijo, quando se moria, la limosna.“ Gomara p. 349.

und in Trümmer gelegt wurde. Von dem Allen kann hier jedoch nur ein dürftiger Schattenriß Platz finden.

Schon in den ersten Tagen und Wochen nach der Landung bei St. Juan d'Ulloa enthüllten sich den Spaniern durch Auge und Ohr die anfangs dunkeln, bald hellern Umrisse des neuen Landes, seiner Bewohner, Kräfte und Hülfsmittel. Es erschienen nicht nur zahlreich die Häuptlinge (Caziken) und Unterthanen der Umgegend, sondern es kamen auch, Gruß und Geschenke bringend, die Gesandten des gefürchteten Oberherrn und Kaisers von Tenochtitlan. Die Fremdlinge, forderte zuerst höflich, darnach gebieterisch Montezuma, sollten innerhalb gesetzter Frist heimkehren gen Osten, von wo sie ihrer Aussage nach gekommen seien. Dieses Ansinnen aber wurde entschieden zurückgewiesen, dieweil der Beherrscher des Morgenlandes, König und Kaiser Karl, seinem Bevollmächtigten eine persönliche Zusammenkunft um eines hochwichtigen, geheimen Zweckes willen anbefohlen habe. Sofort schlug die Stimmung der Eingebornen um; sie wurde mißtrauisch, hier und da feindselig; der freundliche, beiden Theilen gewinnreiche Tauschhandel stockte, das Lager verödete, die übliche Zufuhr an Lebensbedarf hörte auf, die Dinge nahmen eine ernste, kriegerische Wendung; sogar der übliche Schrecken vor den Geschützen und Pferden wollte nicht mehr auf die Länge hin verfangen. Das Alles wirkte auf einen großen Theil der Ankömmlinge lähmend zurück, indeß die geheimen Freunde des Velasquez offener hervortraten, den Mißmuth und Argwohn durch allerlei Reden und Umtriebe steigerten. Man müsse, hieß es gemach, schleunigst heimkehren und Verstärkung holen; es sei Unsinn, mit einer Handvoll Menschen die Bahn des Eroberers zu betreten, solche Tollkühnheit werde auf gewissen Untergang stoßen. Wer büрге überdieß für die Gesezlichkeit des Oberbefehlshabers?

Dieser handelte jetzt eben so klug, als männlich; er ließ, von den Getreuen unterstützt, die Lagergemeinde beschließen, daß eine bleibende Pflanzstadt unverzüglich gegründet und ein vorläufiger Verwaltungsrath, welchen der König zu genehmigen habe, ohne Säumniß erwählt werde. Raum hatte das Statt gefunden, als Cortez die bisherige Vollmacht vor seinen neuen Obern niederlegte, um sie bald darnach unter dem Namen des Generalkapitans und ersten Richters bis auf weitere Befehle des Landesherrn wieder zu gewinnen. — Alles jubelte, selbst Mißvergnügte stimmten bei.

Sofort wurden die benachbarten Caziken und Völkerschaften von Zempoal und Quiabixlan wider Montezuma in die Spanische Bundes- und Schutzgenossenschaft öffentlich aufgenommen, mit Beihülfe

der neuen Freunde hart am Seegestade die Mauern, Gräben und nothdürftigsten Wohnungen der reichen Stadt des wahren Kreuzes — Villa rica de la vera Cruz — in unglaublich kurzer Zeit aufgeführt und mit den entsprechenden Kriegs- wie Friedensbeamten versehen, schließlich bei wiederholten Untrieben der Mißvergünstigten die Rädelsführer am Leben gestraft, vor Allem aber, um die Brücken der Heimkehr für immer abzutragen, sämmtliche Schiffe mit Ausnahme eines einzigen für die Ueberbringung der Botschaft an den Kaiser Karl bestimmten Fahrzeuges im Geheimen abgetakelt und verbrannt. Als ob dieser festen That viele Soldaten in lärmende Unruhe geriethen, wirkte die rechtfertigende Ansprache des Feldherrn so stark, daß Alle einstimmig ausriefen: „Nach Mexico! nach Mexico!“ (Ende Heumonats).

Dahin geschah denn auch, sobald man den Rücken gesichert wußte, unverweilt der Ausbruch, welchem sich Montezuma einstweilen nicht widersetzte; ihn lähmten theils Aberglaube und Furcht, theils die Hoffnung, der übermüthige Fremdling werde auf dem langen Wege genug der Blößen geben, der Hindernisse und Feinde finden. Letztere traten wirklich in den bisherigen Erbgegnern Tenochtittlans, den tapfern und freiständisch regierten Tlaskalanern oder Brotländern auf. Das harte, mäßige, nur dem Ackerbau, Krieg und Gewerbe ergebene Volk bildete seit dem dreizehnten Jahrhundert einen aristokratischen Bundesstaat unter vier, wie es scheint, lebenslänglichen Häuptlingen oder Stammesvorstehern und eben so vielen, aus dem Adel durch wechselnde Wahl bestellten Feldherrn und Richtern. Die Großen lebten in vier, durch Mauerwerk geschiedenen Quartieren der Hauptstadt; ihre Lehenleute betrieben im Frieden den Ackerbau und die bürgerlichen Handthierungen, unter welchen sich besonders die Töpferarbeiten auszeichneten. Bilderschrift war unbekannt, man bediente sich statt ihrer der Schnüre oder Quippus. Der National- und Kriegsgott hieß Camaxtle, wie bei den Azteken, durch Menschenopfer und eine zahlreiche, schwarz gekleidete, langhaarige und langnägelige Priesterschaft geehrt. — Die Hauptfahne, ein goldener Kranich mit ausgespreizten Flügeln, wurde dem Heere nicht vor-, sondern nachgetragen. — Ueber Krieg und Frieden, Wahl der Obrigkeiten u. s. w. entschied die allgemeine Tagesagung der Häuptlinge und Adeligen; das arbeitende, dienstbare Volk steuerte für das Gemeinwesen nichts desto weniger willig sein Gut und Blut. Gewohnheit und ununterbrochene Fehde mit dem kaiserlichen Mexico hatten jedweden Keim eines etwaigen demokratischen Gegenstrebens entweder erdrückt oder abgeleitet. Wohl mochten auch deshalb und aus Furcht vor Neuerungen die regierenden Herren dem nahen-

den Fremden Eintritt und Durchzug versagen. Genug, alle Versuche gütlicher Uebereinkunft scheiterten; die Waffen mußten daher um so rascher entscheiden, je trotziger die Tlaskalaner durch den Tod zweier Pferde gestimmt wurden. „Sehet, riefen sie bei dem triumphähnlichen Herumtragen der abgeschnittenen Köpfe aus, diese Ungeheuer sind sterblich!“ — Auch der anfängliche Schrecken vor dem Donnern und Blitzen „der Sonnensöhne“ verschwand bald. Als aber selbst ein nächtlicher Ueberfall scheiterte und den abergläubigen Zusammenhang mit dem Tagesgestirn Lügen strafte, wandelte sich plötzlich Haß in Freundschaft um. Häuptlinge und Adel huldigten dem unüberwindlichen Herrn des Ostens, Kaiser Karl V., gelobten seinem Boten und Feldhauptmann treues Bündniß gegen jedweden Widersacher, namentlich den Landesfeind Montezuma, wenn er etwa den geforderten Besuch verweigern oder gar Gewalt wider die neuen, mächtigen Freunde gebrauchen sollte.

Sofort hielten diese nach etwa dreiwöchentlicher, blutiger Fehde ihren glanzvollen Einzug in die hoch erfreute, jetzt aufrichtig versöhnte Hauptstadt Tlaskala (23. Herstm.), deren gleiche man bisher in der neuen Welt nicht gesehen hatte. Größer, stärker befestigt und bevölkert — man zählte 150,000 Einwohner —, denn Granada vor seinem Fall, bot sie das Bild eines eben so mannigfaltigen als rührigen Lebensverkehrs dar. „Es gibt hier, berichtet Cortez dem Kaiser, einen Hauptmarktplatz, wo täglich und alle Tage über 30,000 Seelen als Verkäufer und Käufer zusammenkommen, außerdem viele kleinere Märkte für die einzelnen Stadtbezirke. Auf jenem Markte findet man Alles, so von Lebensmitteln, wie von Kleidungsstücken aller Art, die sie gebrauchen und besitzen können. Es gibt Kleinodien von Gold, Silber und Edelmetall und eine Art Federschnuck, so trefflich gearbeitet, wie man nur auf irgend einem Plage und Markte der Welt es finden kann. Fayence gibt es von allen Arten und sehr gut, und der besten Spanischen gleich. Man verkauft viel Holz und Kohlen, und esbare und Medizinal-Kräuter. Es gibt Barbierbuden, wo man den Kopf sich waschen und scheeren läßt; es gibt auch Bäder. Kurz, man findet bei ihnen jegliche Art guter Ordnung und Polizei; und ein sehr verständiges und praktisches Volk ist es, so sehr, daß das beste in Afrika ihm nicht gleichkommt.“*)

Der dreiwöchentliche Aufenthalt in dem gastfreien, jetzt enge verbündeten Tlaskala erfüllte den Feldherrn und die Soldaten mit neuen Hoff-

*) Bericht vom 30. October 1520. S. 36. Vgl. Gomara p. 85 fl.

nungen und Bürgschaften des Glücks. Vener fand in dem offenen Haß gegen Mexico ein Hauptmittel des Erfolgs, diese aber, die Waffengefährten, welche bei den letzten Kämpfen und Bedrängnissen ihren Führer oft mißmuthig den leibhaften Peter Kohlenbrenner (Pedro Carbonaro) oder Gottseibeimns gescholten hatten, *) hielten fortan nichts für unmöglich und verlangten ungestüm nach dem geheimnißvollen, zauberhaften Tenochtitlan. Dahin geschah denn auch, ob schon wiederum Montezuma und die treuen Freunde von Tlascala dringend abmahnten, gegen Ende Weinmonats der Ausbruch; 5—6,000 Eingeborne schlossen sich als Freiwillige aus Erbhaß gegen die Kaiserlichen an. Das nächste Reiseziel war gemäß wiederholter Einladung die, sieben Meilen südwärts in der fruchtbaren Ebene gelegene Freistadt Cholula oder Choruhtecel. Sie zählte zwanzig tausend Häuser innerhalb und eben so viele außerhalb der Ringmauern; ihre Bürger waren wohlhabend und gewerblich, betrieben neben dem mannigfaltigsten Handwerk besonders Ackerbau und Handel; „jede Handbreit Erde war bestellt.“ Dennoch gab es viele Arme, weil der Grund und Boden meistens dem Adel und der Priesterschaft angehörte. Die anfangs reine, darnach auch mit Menschenopfern besleckte Verehrung des Luft- und Sonnengottes Quetzalcoatl „d. i. gefiederten Schlange“ zog viele Gläubige heran. Der ungeheure, pyramidenförmig ansteigende, oben abgeplattete Haupttempel überragte, wie ein Riese, die weltlichen und heiligen Wohnungen, von welchen die letztern bei vierhundert Thürme trugen. Von der vorgeschrittenen Bildung zeugte der Gebrauch des rothen Cochenilsfärbestoffes und der viereckigen, dem Arabischen Albornoz ähnlichen Mäntel. Ob schon äußerlich selbstherrlich und aristokratisch-theokratisch regiert, stand die Freistadt in Abhängigkeit von Montezuma. Derselbe stiftete die Vornehmen und Obrigkeiten gegen die unheimlichen Söhne des Ostens, die „weißen Männer oder Götter“ (teules) auf; unter dem Deckmantel der Freundlichkeit wurde eine weit ausgedehnte Verschwörung angezettelt, von der wachsamem Dolmetscherin Marine (Malinche Nzt.) entdeckt, durch Cortez mittelst eines blutigen Staatsstreichs und Ueberfalls im Keime erstickt. Fortan huldigte Cholula, die heilige, halb verbrannte Stadt, dem Herrn des Ostens und bevollmächtigten Boten desselben; schon flatterte die Kreuzesfahne auf der Kuppe des theilweise eingestürzten Haupttempels.

Etwa zwei Wochen nach dem Gemetzel wurde der Zug auf Mexico

*) Bericht S. 31.

fortgesetzt, zwischen den himmelhohen, schneebedeckten Vulkanen Popocatepetl („der rauchende Berg“) im Westen und Itzaccihuatl („der weißen Frau“) im Nordosten der enge Gebirgspfad unter unfäglichen Beschwerden verfolgt, endlich auf dem Kamm der Sierra von Ahualco das wunderschöne Thal mit seinen Seen, Bergen, Waldungen, Städten, Dörfern und Landhäusern erblickt und durchmustert. Die Fülle und Lieblichkeit der Gegend, mehr aber noch der Zuspruch des Heerführers, verscheuchten den Kleinmuth, welcher bei dem Bilde der Zukunft hin und wieder des Rückwegs aus dem gelobten Lande gedachte; in fröhlicher Stimmung stieg man die Halben herab und näherte sich in kleinen Tagemärschen mit wachsender Bewunderung des Neuen dem Ziel der verhängnißvollen Reise. Auch der Aztekenkaiser, unschlüssig und furchtsam, wie er war, setzte ihr kein Hinderniß entgegen; er empfing vielmehr die unheimlichen Fremden als scheinbar willkommene Gäste mit aller Freundlichkeit und pomphafter Ehrerbietung; er überließ ihnen, nachdem sie auf dem Hauptdamm von der östlichen Vorstadt Itzapalapan aus die triumphähnliche Einfahrt gehalten hatten, einen geräumigen Palast in der Nähe des Haupttempels und führte sie hier persönlich ein. „Ihr seid, redete der sonst stolze Fürst zu Cortez, in Eurem eignen Hause; esset, ruhet aus und erlustiget Euch! Sind doch unsere Altvordern nach dunkeln Sagen blutsverwandt und gehören auch wir dem Osten an, dessen gewaltiger König unser angestammter Herr sehn mag.“*) (8. Wintermonat.)

Diesem freundlichen Willkomm entsprach auch das Betragen; überall wurden die Gäste mit Wohlwollen, Neugier und Ehrfurcht behandelt, indeß sie selber nicht ohne Staunen und eine gewisse Beklemmung die große Stadt durchschritten, ihre Tempel und Paläste, Marktplätze und Hallen, Thier-, Frucht- und Blumengärten mit Verwunderung über den mannigfaltigen Kunst- und Gewerbsleiß betrachteten. Das Gedränge der Leute in den Straßen und Kanälen, auf den Plätzen und Dämmen der Venedig ähnlichen Lagunenstadt überraschte sogar den Kundigsten; er sah sich bald nach Granada, bald nach Cordova oder Sevilla in der neuen, bisher für roh und armselig gehaltenen Welt versezt. Allmählig änderte sich aber auf beiden Seiten die Stimmung; Mißtrauen, Argwohn und Furcht tauchten auf; die Gebärden der Priester und Adligen wurden düsterer und geheimnißvoller, die Volksrotten dichter und unruhiger, wie

*) Cortez's Bericht S. 70 fl. Gomara S. 101. „En vuestra casa estays, comed, descansad y aved plazer,“ lautete der erste Willkomm.

wenn etwas vorgehen sollte. Dieselbe Spannung und Beklommenheit traten bald auch in dem Spanischen Quartier hervor; man verdoppelte die Wachen, hütete sorgfältiger die Ein- und Ausgänge, erweiterte Schanzen und Berrammungen. „Wie, flüsterten einander Gemeine und Hauptleute zu, wenn der zahllose, falsche Heide und Götzenbieter die Brücken abwirft und uns mit einem Schlage, sei es durch Anlauf oder Hunger, vernichtet?“ — Gleichzeitig meldeten Briefe aus Vera Cruz, ein Statthalter des Mexicanischen Kaisers habe offene Feindseligkeiten begonnen, sieben Christen und viele der verbündeten Tempoallen seien gefallen. —

Während im Kriegsrath die meisten Stimmen schwankten, für offenen oder heimlichen Abzug entschieden, beschloß Cortez, bald von den Gleichgesinnten und Muthigsten unterstützt, einen verwegenen, nichts desto weniger auf die Zeit-, Volks- und Sachlage wohl berechneten Staatsstreich. Er überlegte, daß bei den Azteken zumeist die Persönlichkeit und Weihe des unumschränkten Herrschers den Grundstock und Eckpfeiler des Reichs bilde; daß er ferner in seinem ersten Bericht an Kaiser Karl V. feierlich gelobt habe, „den großen Heidenkönig gefangen, todt oder unterthänig der christlich-Spanischen Krone zu überliefern,“*) und daß endlich trotz aller schlimmen Vorzeichen, Nöthen und Gefahren „Gott über der Natur stehe**). Die beispiellose, allerdings dem Recht und der Gastsfreundschaft widerstrebende Denk- und Handlungsweise ging also sichtbarlich von reiflich erwägender Staats- und Menschenkenntniß, ritterlicher Treue gegen das abgegebene Wort und flammendem Glaubenseifer aus. Solchen Triebfedern und Hebeln gegenüber traten hier gemeine Habgier und Abenteuerlust, dort Bedachtsamkeit und Furcht in den Hintergrund. Wie man darüber auch urtheilen möge, genug, die vielleicht kühnste That, welche jemals geschah, wurde beschlossen und ausgeführt, Montezuma, der unumschränkte Gebieter über Millionen streitbarer, kriegerischer Unterthanen, inmitten seiner Hauptstadt und unter den Augen der höchsten Diener durch den Befehlshaber von 450 Fremdlingen für einverstanden mit dem meuterischen Küstenstatthalter Quauhpopoca, dem Mörder der sieben Spanier, erklärt und nach fruchtloser Rechtfertigung aus dem Palaß seiner Väter in das benachbarte Quartier der weißen Männer als Gefangener abgeführt, ohne daß sich dawider ein Arm regte (17. Winterm.). Denn theils untersagte der unglückliche, rathlose Fürst, seine Freiwillig-

*) Bericht. S. 7.

**) Bericht 2. S. 29.

keit zu bezeugen, jeden Widerstand, theils hatte der plötzlich fallende Streich Volk, Adel und Priesterschaft mit lähmendem Schrecken erfüllt.

Fortan mußte der Schattenkaiser, obgleich von Höflichkeit und Ehrerbietung umgeben, eine Demüthigung nach der andern erleben, die Verurtheilung und den Feuertod seines Dieners Quauhpopoca und mehrerer Großen dulden, ja, für etliche Augenblicke als Mitschuldiger zur Buße Fuß- und Handfesseln tragen, darauf, mit den Gästen scheinbar ausgeföhnt, dem Herrn des Ostens förmlich Krone und Reich zu Lehen übergeben, Schätze und Einkünfte ausliefern, Befehle für die Oeffnung fern gelegener Bergwerke zu Gunsten der Fremden erlassen, mit knirschendem Zorn und darin übereinstimmend mit Volk, Adel und Priesterschaft zusehen, wie man im Haupttempel die ungeschlachteten Götterbilder theils verstümmelte, theils neben ihnen das Kreuz und das Bild der heiligen Jungfrau in einer Sonderkapelle aufrichtete und für immer die Menschenopfer untersagte, mit einem Wort, in weltlichen und geistlichen Dingen als Landesherr handelte. So vergingen zwischen Furcht und Hoffnung, innerem Grimm und äußerer Höflichkeit Monate; der gefangene, bisweilen durch Jagden und andere Kurzweil zerstreute Azteken-Kaiser diente seinen Wächtern als Unterpfand und Staatsiegel; durch ihn beherrschte und regierte Cortez die Hauptstadt und das Land. Für den Nothfall und um nicht eingeschlossen zu werden, hatte man überdies vier Brigantinen erbaut und mit Feldschlangen bewaffnet.

Da unterbrach plötzlich eine Unglücksbotschaft den bisher festen unaufhalt samen Gang des Eroberers und setzte allen, beinahe fabelhaften Gewinnst in Frage und Ungewißheit. Es hatte nämlich der Statthalter von Cuba, Velasquez, ohne die oberstrichterliche Entscheidung seiner nicht unbegründeten Beschwerden von Seiten des Kaisers abzuwarten, eigenmächtig Selbsthilfe beschloffen, achtzehn Schiffe mit 1,400 Soldaten und Matrosen ausgerüstet, den stellvertretenden Befehlshaber, Pampilio de Narvaez, einen zwar tapfern, aber eiteln und hochmüthigen Krieger, bevollmächtigt, ohne weiteres wider den Eroberer Mexico's und die Anhänger desselben nach der Strenge des Gesetzes einzuschreiten. Das bedeutende Geschwader landete am 23. April (1520) ohne Hindernisse bei St. Juan d'Ulloa, fand aber trotz seiner vielfachen Ueberzahl weder bei dem waffenkundigen und treuen Befehlshaber von Vera Cruz, noch bei den Eingebornen, welche den Ausgang des Streits abwarten wollten, die im voraus angenommene Willfährigkeit. Ohne sich jedoch dadurch im Mindesten beunruhigen oder aufhalten zu lassen, lehnte Narvaez jeden gütlichen Ausgleichungsversuch, welchen Mittelspersonen machten, trotzig ab und

rückte langsam mit dem Gewalthaufen bis zu den Tempoallern vor. Von hier wollte man dann, falls keine schnelle Unterwerfung erfolge, geraden Wegs auf die, wie es wohl bekannt war, gährende Hauptstadt losgehen. —

So zwischen zwei Feuer, äußere und innere Feinde, gestellt, verlor Cortez keinen Augenblick Zeit; nur Schnelligkeit, Umsicht und Kraft konnten, wie so oft früher und später, in der verzweifelten Lage retten. Also wurde Peter von Alvarado, von den Eingebornen wegen seines Vorkenntnisses und offenen, ritterlichen Wesens „Sonnenkind“ (Tonatiuh) zubenannt, als Oberbefehlshaber über Mexico gesetzt und vor Allem an Mäßigung gemahnt, aus der gesamten Mannschaft, welche mit sämmtlichem Geschütz und Geräthe zurückblieb, eine Schaar von siebenzig leicht gerüsteten und bewaffneten Kernkriegern gewählt und um die Mitte Maimonats so rasch über Cholula, Tlaskala von dem hohen Tafellande in die üppigen Ebenen der heißen Gegend herabgeführt, daß sie plötzlich und fast ungesehen nach zweiwöchentlichem Marsche in der Nähe des Feindes stand.

Dieser, mit dem Hauptquartier in Tempoalla, blickte hochmüthig und lange ungläubig auf den winzigen, mehrmals in Reden und Aufrufen zum Galgen verurtheilten Gegner. Denn, hatte sich derselbe auch durch Zuzüge unter Sandoval und Velasquez de Leon auf 250—60 Mann, unter ihnen fünf Reiter, verstärkt, so blieb das Mißverhältniß der Zahl, Stellung und Waffe noch schneidend genug. Denn Narvaez fand bei der letzten Heerschau unter seinen Fahnen achtzig Büchsen-, hundert und zwanzig Armbrustschützen, sechshundert gewöhnliche Fußsoldaten, achtzig Reiter und fünfzehn, wohl bediente Feldschlangen. Der Haupttempel und zwei Nebentempel (teocallis) waren nebst den Höfen und daran stoßenden Wohnungen hinlänglich besetzt, in Betreff der Wachsamkeit aber keine entsprechende Voranstalten getroffen worden. Nur zwei schwache Posten standen außerhalb der Stadt; man hielt sich, abgesehen von der Uebermacht, durch die stürmische, regnige Nacht für hinlänglich gesichert und überließ sich sorglos dem Schlummer. Cortez, durch Späher und heimliche Anhänger von dem Stand der Dinge genau unterrichtet, säumte nicht länger; mit Wort und That ging er den Gefährten, welche der lange Tagesmarsch abgemattet hatte, voran, setzte über den durch Regen angeschwollenen Canoesfluß und näherte sich in drei Haufen und möglichster Stille der etwa eine Stunde entfernten Stadt. Das Feldgeschrei lautete wegen des Pfingsttages „heiliger Geist!“ — Unter demselben geschah eine Stunde nach Mitternacht der Angriff; obschon kurz vorher durch eine entlaufene Feldwache gewarnt, mißtraute dennoch der Ober-

befehlshaber so lange der Nachricht, bis ihn das Waffen- und Kampfgetümmel von der Nähe des Feindes überzeugte. Dieser lief so plötzlich und ungestüm an, daß die Geschütze nach einer Ladung genommen, die Reiter meistens durch vorher gefertigte Lanzen abgetrieben, die Eingänge und Treppen zu den Tempeln mit stürmender Faust geöffnet und erstiegen, bald darauf mit der Gefangennehmung des schwer am Auge verwundeten Felbherrn die nächtlichen Kämpfe beendet wurden. Sie hatten etwa eine Stunde gedauert und um den geringen Preis von zwei Todten und etlichen Verwundeten dem Angreifer einen vollständigen Sieg gebracht. Freundlichkeit und Großmuth befestigten ihn; willig, durch Aussicht auf Ehre und Beute gereizt, traten die Leute des schwer und nicht schuldlos heingefuchten Narvaez in den Dienst seines an Gaben und Glück unendlich überlegenen Widersachers. — Kaum hatte aber dieser etliche Tage gerauset, als neue Gefahren heranrückten; Mexico stand in vollem Aufruhr, die schnellste Hülfe wurde Pflichtgebot; denn bei längerem Zaudern mußte die kleine Besatzung dem Ueberdrang weichen, mit ihrem Tod oder ihrer Gefangenschaft aber das Zeichen zu einer allgemeinen Volkserhebung geben.

Dieß durfte um so eher erwartet werden, je rücksichtsloser die Spanier in Mexico Gebote der Klugheit und Mäßigung vergessen, schleichende Untriebe und Anzettlungen bei Anlaß eines Nationalfestes und Tanzes auf dem Platze des Haupttempels durch plötzlichen Ueberfall erdrückt, von sechshundert, meistens unbewaffneten Edelleuten aus Beutegier und Glaubenseifer auch keinen einzigen Mann verschont hatten (Ende Mai's). Statt aber durch dieses unverantwortliche Schreckensgericht, wie Alvarado und seine Helfersknechte gehofft hatten, das Volk einzuschüchtern, erhob sich jetzt die Gesamtheit zur gerechten Wiedervergeltung, wandelte jedoch den offenen, in Stürmen und Gefechten dargestellten Krieg auf Montezuma's Bitten in eine enge Absperrung um, welche bereits zehn Tage gedauert hatte. Der Augenblick eines neuen, rasch entscheidenden Angriffs oder einer langsam tödtenden Hungersnoth rückte also näher; nur Cortez konnte retten. Dieser eilte daher, nachdem Vera Cruz und Umgegend durch hinlängliche Besatzung wider etwaige Handstreichs gesichert waren, mit allem entbehrlichen Volk nach dem Hauptschauplatz der Gefahr, musterte bei Tlascala, ungerednet die Hülfschaaren der treuen Eingebornen, ungefähr tausend Mann zu Fuß und hundert Reiter, trat darnach ungesäumt den Marsch zu den Seen an und erreichte ohne Gefechte über Texcuco am St. Johannisstage (24. Brachmonat) den Ort seiner Bestimmung, das besetzte Hauptquartier. Alles jubelte und pries den Retter; selbst die Bevölkerung schien durch ihre stille und leidende Haltung dem gefürchteten Manne

von Neuem zu huldigen. Aber nach kurzer Rast brach der Angriffskrieg mit verdoppelter, nachhaltiger Wuth aus; ganze Reihen der stürmenden Haufen wurden von dem Geschütz niedergeworfen, jedoch augenblicklich die Lücken durch ergänzende Mannschaft wieder ausgefüllt. Eben so fruchtlos blieben die Straßengefechte der kühnen, von Cortez oft persönlich befehligten Reiter; sie wurden bald durch die abgeworfenen Brücken, bald durch Berrammlungen oder Barrikaden gehemmt, indeß von den flachen Dächern (Azteken) herab Pfeile, Steine, Wurfspeere und anderweitige Geschosse flogen. Auch die Einäscherung der benachbarten Häuser fruchtete wenig oder nichts; von dem glühenden Schutt aus setzte der ergrimnte Azteke den gerechten Kampf fort. Selbst die versuchte Mittelung des sonst geehrten Oberherrn blieb wirkungslos; ein Regen von Pfeilen und Steinen traf den unglücklichen Friedensredner; tödtlich am Haupte getroffen, Volksfeind und Verräther gescholten, endigte Montezuma seine wechselvolle Laufbahn. (30 Brachm.) Der streitbare Bruder, Quetzlavaco, zur Nachfolge berufen, setzte aber den Freiheits- und Glaubenskrieg mit solchem Nachdruck und umsichtigen Eifer fort, daß den Belagerten endlich kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als heimlicher Abzug. Dieser hat als Schmerzen- und Kummernacht (*la noche triste*, *la noche de la desolacion*, 1. Heumonat) eine traurige Berühmtheit gewonnen; es starben theils vor dem Feind, theils im Wasser bei 450 Christen, unter ihnen Franz von Morla und Velasquez von Leon, 4,000 Tlaskalaner und 46 Reiter sammt den Pferden; alles Geschütz und Geräthe bis auf die letzte Handbüchse ging mit der reichen Beute und den unschätzbaren Papieren des Oberbefehlshabers verloren. In der Dunkelheit, welche allein von den Feuerflammen der Teocallis hier und da erhellt wurde, auf dem engen, durch sieben Einschnitte unterbrochenen westlichen Damm von Tecuba zusammengepreßt, plötzlich im Rücken und auf den Seiten von der See und dem Lande her angefallen, bildeten die Flüchtlinge zuletzt nur einen wirren Knäuel, aus welchem hier glänzende Tapferkeit, wie bei Cortez und dem kühnen Springer Alvarado, dort glücklicher Zufall die überlebenden Trümmer retteten. Auch die Hab- und Nachgier des Feindes hinderte den gänzlichen, sonst kaum vermeidbaren Untergang. Denn Tage lang begnügten sich die Sieger mit dem Auflesen der Beute, dem Reinigen des Dammes, dem blutigen Menschen- und Dankopfer in den Tempeln.

Schwach verfolgt, im wachsenden Kampf mit Hunger und Elend zog sich die kleine Heersäule, ihre Wunden und Kranken in der Mitte, langsam nordwärts, nahm darnach zwischen den Seen von Tezcuco und

St. Christoph eine mehr nordöstliche Richtung, überstieg mühsam das öde, durch räthselhafte, hohe Spitzsäulen bezeichnete Gebirge von St. Johann Teotihuacan, um von hier südlich das befreundete Tlascala zu erreichen, fand aber plötzlich den Weg versperrt. Ein kaum übersehbares Heer, meistens von den Caziken und Unterthanen der Mexico zins- und lehnspflichtigen Tezcucaner, lagerte in dem Thal von Otumba. Selbst den Muthigsten mochte die Furcht anwandeln. „Wahrlich, heißt es im Bericht an den Kaiser Karl, wir glaubten unsern jüngsten Tag gekommen nach der großen Macht der Indier und dem geringen Widerstande, welchen sie an uns finden konnten, denn wir zogen gar ermattet einher, und waren beinahe Alle verwundet und durch Mangel entkräftet.“ *) — Nichts desto weniger, weil kein Umlenken möglich erschien, stiegen Reiter und Fußknechte in die Ebene herab, um die Schlacht zu liefern (7. Heum.). Lange wogte sie unstät auf und ab; endlich drohete die ungeheure Ueberzahl, durch neue Haufen jede Lücke ausfüllend, der kleinen, abgematteten Christenschaar über kurz oder lang obzusiegen. Da rettete Cortez; mit Ungestüm warf er sich, von etlichen Reitern begleitet, auf die feindliche Reichs- und Sturmflagge, stieß den Caziken, welcher sie trug, und die Wache nieder, bemeisterte sich des Banners und wandelte sofort das nahe Verderben in vollkommene Rettung um. Denn in wirrer Flucht und auf den Fersen verfolgt, zerstäubten die Azteken nach allen Seiten hin; Aberglaube und Schrecken hatten sie gelähmt. — Vollkommene Sicherheit brachte jedoch erst die Ankunft auf dem Grund und Boden der Tlascalaner, welche schaarenweise herbeieilten und den abgematteten Bundesgenossen trotz der eigenen, herben Verluste, den gastlichsten Empfang bereiteten. Der Haß gegen Mexico überwog bei diesen tapfern, Freiheit liebenden Männern die Rücksicht auf gemeinschaftlichen Ursprung und Vortheil. Sie bedachten nicht, daß die Unterjochung der königlich regierten Nachbarn auch den jetzigen Freunden des gefürchteten Fremden den Untergang bereiten werde; ihnen schwebte nur die Gegenwart mit ihren Leidenschaften, nicht die Zukunft mit ihren Besorgnissen vor Augen. Umsonst luden daher Abgeordnete des Kaisers Quetzlavaco zur Vergessenheit des Geschehenen ein; sie wurden, obschon von etlichen jungen Häuptlingen unterstützt, von dem Rath der Ältesten mit Entrüstung abgewiesen und zur schleunigen Flucht genöthigt.

Gestützt auf den starken Arm seines treuen, obschon irre geführten Bundesgenossen, bereitete daher Cortez Alles zum erneuerten Angriffskrieg

*) Zweiter Bericht S. 170.

vor, beruhigte kleinmüthige Landesleute, welche den Rückzug an die Küste forderten, durch Gewährung ihres feigen, dennoch nur von Wenigen thatsächlich vollzogenen Wunsches, unternahm, den Folgen des Müßigganges zu begegnen und als Waffenübung kleinere und größere Heerfahrten gegen binnenländische Völkerschaften, z. B. die Tepeaker, erbaute im Gebiet der letztern und um die Verbindung mit Vera Cruz zu sichern, den befestigten, später mit Stadtrechten bewidmeten Platz Segura de la Frontera (Hort der Gränze), zog durch den steigenden Ruf seines Namens trotz des neulichen Mißgeschicks kühne und heutelüsterne Abenteurer aus Cuba, St. Domingo, Jamaica, selbst dem Mutterlande heran, verschaffte sich auf dieselbe Weise und durch reichlichen Lohn Geschütze, Schwerter, Handbüchsen und anderweitigen Kriegsbedarf, ja, sah sich endlich sogar befähigt, unter der Leitung geschickter Werkmeister, namentlich des Martin Lopez, die Haupt- und Nebenstücke für dreizehn Renschiffe oder Brigantinen vollständig anfertigen zu lassen. Denn ohne ein beigegebenes Geschwader erschien dem umsichtigen Feldherrn jedweder Angriff auf die Hauptstadt eben so leichtsinnig, als fruchtlos. Nur von jenen tragbaren und nach geschehener Zusammenfügung der Glieder, wie auf Zauberschlag, hervorgegangenen Renschiffen wurde die Beherrschung des See's und mit ihr die vollkommene Sperre des feindlichen Platzes erwartet. Dazu kam denn die gesicherte Aussicht auf massenhafte Beihülfe der Eingebornen, welche theils aus Stammeseifersucht, theils aus Haß gegen die Mexicanische Reichsherrschaft in dem wunderbaren, längst durch Göttersprüche angekündigten Fremdling eher ihren Befreier, denn Unterdrücker, erblickten.

Nach solchen Vorbereitungen und, weil die Dinge im Fluß waren, glaubte Cortez trotz des Mißverhältnisses der Streitkräfte und der winterlichen Jahreszeit mit dem Angriff nicht länger säumen zu müssen. Zwar ergab die Musterung am zweiten Tage nach dem Christfest nur vierzig Reiter, fünfhundert und fünfzig Fußsoldaten, unter ihnen achtzig Armbrust- und Büchschenschützen, und acht Feldstücke, aber die Auswahl der Leute und die Gewißheit eines ununterbrochenen, vom Glück genährten Nachschubs entschädigten für die Dürftigkeit der Zahl. Auch unterließ es der Heerführer nicht, durch eine kurze, nachdrückliche Ansprache die Seinigen, wie gewöhnlich, zu entflammen. Sie kämpften, sagte er neben Anderm, für die Ausbreitung des christlichen Glaubens im Heidenlande, für die Ehre und den Dienst ihres königlichen Kriegsherrn, für die Sicherheit des eigenen Lebens, endlich für die befreundeten Eingebornen und eine pflichtmäßige Rache, welche man an dem treulosen, grausamen Feind für sich selber und die gemordeten Brüder nehmen müsse.

— Einhelliger Jubelruf war die Antwort, gleich wie auch die zahlreich anwesenden Hülfsvölker der Indier in einem wilden Geschrei oder vielmehr Geheul ihre Zustimmung offenbarten. — Nicht auf diese zügellosen Haufen, sondern auf die christlichen Schaaren waren hauptsächlich die Lagergesetze berechnet, welche jetzt der Heroldsruf feierlich verkündigte. Während sie die Befehlung der Heiden und Gözendiener als Hauptzweck des ganzen Unternehmens bezeichneten, wurden Flüche und Gotteslästerung bei schwerer Geldstrafe untersagt, dergleichen Spiel mit Würfeln gänzlich, mit Karten unter Bedingungen bei wiederum harter Geldbuße verboten, Raufereien und Zweikämpfe schwerer Ahndung unterworfen, Angriff des Feindes ohne Befehl, Zueignung der Beute, welche man den dafür bestimmten Offizieren übergeben sollte, ohne weiteres mit dem Verlust des Lebens und Eigenthums belegt, überhaupt Glaubenseifer, Ehrgefühl, Furcht und Gewinnsucht benützt, um möglichst einen kriegerischen Geist und Leib aus den zwar tüchtigen, aber bunten und vielartigen Stoffen zu bilden.

So gerüstet und von zehn tausend Tlascalanern und andern einheimischen Bundesgenossen begleitet, trat der Oberfeldherr sechs Monate nach dem unglücklichen Rückzug die zweite Heerfahrt wider Mexico an (28. Christm. 1520). Sie ging auf einem rauen, beschwerlichen Umwege über die östliche Hochebene und erreichte ohne bedeutende Hindernisse ihr vorläufiges Ziel, Tezcucó, die zweite Stadt des Aztekenreichs. Indem es gelang, das neue Hauptquartier theils durch die Aufstellung eines günstig gesumten Tziziken, theils durch die Wiedergeburt der alten Eifersucht zu gewinnen, konnte man mit Muße die Ankunft der Schiffe und Verstärkungen abwarten, gleichzeitig aber Land und Leute des Feindes durch Kundschafter und Streifzüge erforschen. Das Endergebniß lautete gegenüber etwaigen Hoffnungen versöhnlicher oder ausgleichender Art durchweg ungünstig. Seitdem nämlich der thätige und kundige Kaiser Quetlavaco *) an der wie eine Pest wüthenden Blatternkrankheit den Tod gefunden hatte, gewann durch den Beschluß der Churfürsten sein fünf und zwanzigjähriger Nefse, Guatimozin, die Nachfolge. Mit Tecuicipo, der schönen und klugen Tochter seines Oheims Montezuma vermählt, besaß der junge, durch ritterlichen Heldenmuth und nicht gewöhnlichen Geist ausgezeichnete Mann eine doppelte Pflicht, Haus und Heimath zu schirmen. Er haßte auch gründlich die wunderbaren Fremdlinge als Feinde der Götter und Menschen. Für Tod oder Sieg entschieden, wies der letzte Vertheidiger des überlieferten Glaubens und

*) Bei Koppé Cuitlahuacín, nach Prescott Cuitlahuac.

Volksthum jede Unterhandlung auf Kosten der Unabhängigkeit eben so fest zurück, als er durch seine rastlose Thatkraft und Gemüthsstärke den Unterthanen vorleuchtete. Allein an Reife des Urtheils, Kriegskunst und Staatsflugheit blieb er natürlich weit hinter seinem großen Gegner zurück, fand auch keinen Rath und Gehülfsen, um die Lücken des eigenen Wissens und Könnens einigermaßen auszufüllen. Dieß erhellte schon daraus, daß er ruhig den Anzug und die Festsetzung des Feindes duldete und ihm nirgends mit einigem Nachdruck den Weg zu verlegen trachtete. Das geschah zum Theil deßhalb, weil man im blinden Selbstvertrauen und aus Aberglauben die vereinigten Feinde mit einem Schlage zu vernichten hoffte und daher so lange stille saß, bis das Netz enger zusammengezogen und die eigentliche Belagerung begonnen wurde.

Cortez nämlich hatte endlich die dreizehn Kenschiffe, in Stücke zerlegt, glücklich auf den Rücken der Indischen Tamanes (Lastträger) über Berg und Thal von Tascala gen Tezcucó, achtzehn Spanische Meilen weit, fördern, dann wiederum verbinden und unter Paukenschall vom Stapel in den See laufen lassen (28. April 1521). Mit diesem Augenblick und der gleichzeitigen Ankunft bedeutender Verstärkungsmannschaft, sowohl an heimischen, als verbündeten Kriegern, begann allmählig die engere Einschließung Mexico's. Mehr und mehr sah sich die große, mindestens von 200,000 Menschen bewohnte Stadt von dem Festlande abgeschnitten, auf die Dämme und das eigene, immerhin noch geräumige Weichbild beschränkt. Bald auch größtentheils Herren der See, welche von den feindlichen Rähnen nicht gehalten werden konnte, drängten die Belagerer gleichzeitig von drei Seiten und Standquartieren vor. Im Süden zu Cojohuacan befehligte Christoph von Olid, im Westen zu Tacuba Peter von Alvarado, im Osten zu Tezcucó und Itzapalapan Goncalvo von Sandoval, durch die Hülfschaaren der südwärts am gleichnamigen See gelegenen Stadt Chalco unterstützt, Cortez endlich, an keinen Ort gebunden, leitete die Flotte, um je nach Umständen diesen oder jenen Angriffspunkt zu verstärken. Jetzt stehe man, lautete seine Ansprache an das Kriegsvolk, dem Ziel so langer Mühen nahe und habe Mexico vor Augen; der Kampf für Glauben, Ehre, Reichthum, Rache beginne; Jeder möge seine Schuldigkeit thun. Ein jubelnder Zuruf war die Antwort.

Sofort begann eine blutige, wechselvolle und lange Reihe von Stürmen, Gefechten, Zweikämpfen, bei Tag und Nacht unternommenen Ausfällen und Angriffen. Denn jeder Theil erkannte, daß es sich um Leben und Dasein handele, nicht aber um einen vermittelnden Zwischenzustand. — Die Belagerer aber, allmählig von 70—80,000 Indischen Bundes-

genossen als Befreier unterstützt, hielten, seitdem die Einschließung der Stadt vollständiger begonnen hatte, halb freiwillig, halb gezwungen ein seltsames Verfahren ein. Sie drangen nämlich meistens gleichzeitig auf den drei Hauptdämmen bis in das Innere vor und zogen sich dann Abends wiederum in die Standquartiere zurück. Der Feind besserte inzwischen nach Kräften das schadhast Gewordene aus, warf von Neuem Barrikaden und Erdwälle auf, machte frische Durchstiche, sammelte seine Kähne, welche im offenen Kampf den Brigantinen nicht gewachsen waren, für Hinterhalte und Ueberfälle, kurz, schuf mit reger, bisweilen umsichtiger Thätigkeit Hindernisse, welche der an Hülfsmitteln überlegene Feind bei dem nächsten Angriff wiederum beseitigte. Jener wagte es seinerseits nicht, sich drinnen die Nacht über zu halten, theils, weil er in der Dunkelheit Gefahr drohenden Ueberfall oder wenigstens ermüdende Plackerei fürchtete, theils aus Unvermögen, die hinterrwärts gelegenen Brücken bewachen zu lassen. Denn diesen doppelten Dienst konnten die von des Tages Kämpfen ermatteten Spanier ihrer geringen Zahl wegen nicht aushalten; die Indier aber waren dafür schon ihrer Unzuverlässigkeit halber wenig geeignet. An einzelnen, gewissermaßen romantischen Zügen fehlte es dabei freilich nicht. „Und die Anführer des Volks von Tlascaltecal (Tlascala), meldet Cortez, bestanden viele Einzelkämpfe mit denen von Temichtitan, und es wurde nicht nur äußerst tapfer zwischen beiden gefochten, sondern auch viel in allerlei Redensarten verkehrt mit gegenseitiger Bedrohung und Beschimpfung, und es war wahrhaft merkwürdig anzusehen. — Zuweilen stellten sie sich, als wollten sie uns Raum geben, und riefen dann: „Herein! Herein! auf daß wir unsere Kurzweil mit Euch haben!“ und ein andermal sagten sie: „Meint Ihr, es sei ein zweiter Mutezuma hier, um Alles zu thun, was Euch gelüstet?“ *)

Diese Neckereien mochten bei dem empfindlichen Ehrgefühl der Belagerer wesentlich dazu beitragen, daß nach Ablauf eines Monats der Oberbefehlshaber, von allen Seiten her gedrängt, dem bisherigen, vorsichtigen Verfahren entsagte und einen allgemeinen Sturmangriff beschloß. Das Ziel desselben sollte für die drei, auf den Hauptdämmen vorbrechenden Abtheilungen der große Marktplatz oder Tlatelulco mit dem daran stoßenden Tempel des Kriegsgottes bilden. Ausdrücklich schärfte man daneben ein, die jeweiligen genommenen Durchstiche unverzüglich trocken zu legen und dadurch den etwaigen Rückzug offen zu halten. Diese Vorsichtsmaßregel wurde aber gerade auf dem Wege, welchen Cortez von

*) Zweiter Bericht an Kaiser Karl V. S. 248.

der Südseite oder Cojohuacan her einschlug, nicht beobachtet; der dazu befehligte Ritter, Julian von Alderete, des Kaisers Schatzmeister und Kassirer, vollzog aus ungestümer Kampfeslust die Arbeit nur halb und mischte sich dann in das vorwärts tobende Schlachtgetümmel. Denn schon hatten die drei Abtheilungen nach heftigem Widerstand eine Barrikade und Brücke nach der andern genommen und bereits den verabredeten Sammelplatz in der Stadt erreicht. Kaum bemerkte aber der eben so tapfere, als umsichtige Guatimozin den begangenen Fehlgriß, als er ihn rasch benutzte, den unbedachtsamen Feind durch scheinbare Flucht tiefer verwickelte und plötzlich, nachdem die große, von den Priestern gerührte Trommel des Kriegsgottes das Zeichen gegeben hatte, von den Seiten und der Stirne her mit solcher Uebermacht und Ordnung angriff, daß die Heersäule des südlichen Dammes die Reihen löste und in wirrer Flucht Rettung suchte. Roß und Mann stürzten in den halb verschütteten Durchstich, indeß der Feind nicht nur zu Lande, sondern auch auf unzählbaren Rähnen von der See her vorbrach. Zwei tausend Indier, drei bis vier Pferde, ein Geschütz und mehr, als sechszig Spanier, gingen dabei zu Grunde, vierzig der Letztern kamen lebendig und unverfehrt in Gefangenschaft, ein schreckliches Loos, welchem der mehrfach verwundete Oberbefehlshaber nur durch die Treue seines Dieners, Franz von Olea, entging.

In der Nacht dieses heißen Kampftages (3. Heum.) war das Christenlager voll Trauer und Bangigkeit, die Heidenstadt voll Jubel und Freude. Hörner und Trommeln ertönten, unzählige Feuer erhellten das Dunkel, Tänze und Gastgelage wurden auf den öffentlichen Plätzen abgehalten, die Rauchpfannen mit Harz und dufenden Kräutern bestreut, vor Allem aber die Gefangenen im Tempel des Kriegsgottes geopfert, die Leiber zerstückt und dem Siegesmahle beigegeben. So überwältigend war der erste Schreck, daß die erhitzte Einbildungskraft der Soldaten von Tacuba aus die Gesichtszüge der unglücklichen Landsleute zu erkennen, ihren Weheruf zu vernehmen glaubte. Selbst die Treue der Indier, welchen die hochmüthigen und abergläubigen Mexicaner auf Befehl der Götter den Untergang der weißen Männer innerhalb acht Tagen versprochen hatten, schwankte und kehrte nicht eher wieder zurück, als bis die Frist wirkungslos in Folge der beobachteten Waffenruhe verstrichen war. Hätte der Sieger statt des schauerlichen Dankopfers und rohen Geprahls mit Nachdruck und Plan einen ununterbrochenen Angriff bei Tag und Nacht fortgesetzt, so würde der Kampf ohne Widerrede eine andere, den Belagerern verderbliche Wendung genommen haben. Indem man sich

aber in der Stadt einem unnützen Plänkeln und Lärmen überließ, ging der rettende Augenblick unwiederbringlich und folgenlos vorüber.

Cortez nämlich, gestützt auf den massenhaften Beistand der Eingebornen, beschloß eine neue Weise des Angriffs zu Wasser und zu Lande, das gleichmäßige Vorgehen und Behaupten der gewonnenen Stellungen innerhalb der Stadt. Während also die Spanier auf den Dämmen und in den Straßen Raum eroberten, füllten die Indier rückwärts die Durchstiche, Gräben und Brückenplätze rasch mit dem Schutt der niedergerissenen Häuser aus und unterhielten die Verbindung zwischen den Standquartieren. Dafür wirkte natürlich auch mit besonderm Nachdruck die in zwei Geschwader eingetheilte Flotte, vor welcher die kümmerlichen Boote und Rähne nicht bestehen konnten. So geschah es denn, daß die Belagerten trotz ihrer tapfern Abwehr den großen Markt und Tempel preisgeben, ja, sich bald auf ein Viertel, zuletzt ein Achtel der Stadt beschränken mußten. Wo aber in diesem furchtbaren Straßen-, Häuser- und Barrikadentkampf die Belagerer siegten, da vertilgten Feuer und Brecheisen die Wohnstätten der Götter und Menschen, bezeichneten Tausende von Schlachtopfern die Nähe eines unerbittlichen Feindes, welcher fühllos „Weiber und Kinder mordete“ *), nicht ersättigt durch den Tod der streitbaren Männer und Jünglinge. Was dann nicht unter dem Schwert und der Lanze fiel, kam meistens durch Hunger und Krankheit um. Diese Plagen, bei dem frühzeitigen Abschneiden der Röhren durch den Mangel an Trinkwasser vermehrt, wuchsen mit jedem Tage zu einer gräßlichen Höhe an. Dennoch verweigerten die Ueberlebenden Unterwerfung; „gelb und abgezehrt, erweckten sie selbst bei den Spaniern Mitleid.“ **) Wollten aber diese, des schrecklichen Kampfes meistens überdrüssig, aufrichtig den Frieden, so bäumte sich dawider im entscheidenden Augenblick der Stolz des Azteken. „Wir halten dich, sagten etliche Große zu Cortez, für den Sohn der Sonne. Gib uns den Tod innerhalb kurzer Frist, damit wir ausruhen bei Quetzalcoatl, welcher uns erwartet! Unwandelt doch die Sonne im Raum eines Tags und einer Nacht die Welt!“ ***) Den Gedanken der Uebergabe aber wiesen diese trotzig und doch zerfnirschten Männer ab; sie wollten in der Schlacht fallen.

*) „E hizo (Cortes) gran matanza en ellos, como los mas eran mugeres y muchachos, y los hombres yvan casi desarmados.“ Gomara p. 209.

**) Gomara p. 210. „Y los hombres tan flacos y amarillos, que hizieron lastima a nuestros Españoles.“

***) Cortez's zweiter Bericht. S. 361. Gomara p. 211.

Bei solcher Lage entschied zuletzt ein Zufall. Guatimozin, welcher auf einer Barke flüchten und die Lauschaft unter die Waffen rufen wollte, wurde durch den Brigantinenhauptmann Garcia Holguin ohne Gegenwehr gefangen und sogleich vor den Oberbefehlshaber geführt. „Ich habe, sprach der unglückliche Fürst, für meine und der Meinigen Vertheidigung Alles gethan, was die Pflicht vorschrieb. Jetzt verfahre Du nach Willkür mit mir! Stoße diesen Doldh — und dabei zeigte er auf die Waffe — durch meine Brust!“ — Cortez, welcher wohl etwas Menschliches empfand, antwortete freundlich und verhiess ehrenhafte Behandlung. — Sobald sich das Gerücht von dem Fall des Oberhauptes verbreitet hatte, hörte aller Widerstand auf. Die Stadt, eigentlich nur ein ungeheurer Trümmerhaufen, größtentheils inmitten des Wassers, huldigte; etwa 70,000 Menschen, meistens abgezehrt und kränklich, legten auf den Befehl ihres Herrn die nicht ruhmlos geführten Waffen nieder. Dieß geschah Dienstags, am St. Hippolytustage, den 13. August, nachdem die Belagerung, vom 30. Mai an gerechnet, fünf und siebenzig Tage gedauert und mehr oder weniger eben so viele Gefechte gefostet hatte. *)

Nachdem man die Räummung und Reinigung der von Todten und Mauerbruchstücken besäeten Straßen und Plätze in den nächsten Tagen nothdürftig beendigt hatte, wurden die Indischen Hülfsschaaren entlassen, die Spanischen Krieger vorläufig in das Standquartier Cojohuacan verlegt, geräuschvolle Freudengelage und andächtige Umzüge und Dankgebete abgehalten, zuletzt die Gewinnsie an beweglicher Beute vertheilt. Sie warfen, den kaiserlichen Fünfstel eingerechnet, nur die dürstige Summe von hundert und dreißig tausend Gold-Castellanen ab und entsprachen so wenig der allgemeinen Erwartung, daß Manche nichts annahmen, Alle aber laut murrten, von Unterschleif und Betrug munkelten. Ja, die Habgier ging bald zur offenen Treulosigkeit über; Guatimozin wurde mit einem vertrauten Diener auf die Folter gelegt. Als nun dieser, die steigenden Qualen des Feuers zu beseitigen, einen bittenden Blick auf den Herrn warf, schauete ihn derselbe ernst an und fragte dann strafend: „Glaubst du, ich ruhe auf einem Blumenbette?“ — Dieser wahrhafte Heldenmuth blieb nicht wirkungslos; die peinliche Untersuchung wurde eingestellt, der junge Fürst anfangs strenge, dann milder überwacht, ohne daß jedoch den vaterländischen Stolz und Troß desselben die weniger aufrichtige, als scheinbare Freundlichkeit des Siegers zu brechen vermochte.

*) Zweiter Bericht des Cortez S. 373.

Etwa drei Jahre später mußte der letzte Aztekenkaiser, auf dem drangsalierten Zuge nach der Hondurashai, hochverrätherischer Umtriebe beschuldigt, durch den Strick hüßen. „Malinche, Gott wird dafür Rechenschaft von dir fordern!“ sprach der Unglückliche kurz vor der Hinrichtung zu Cortez, welcher sich um jeden Preis von dem gefährlichen Gefangenen befreien wollte. Es ist das ein Schandfleck, welchen auch die ausgleichende Gerechtigkeit nicht vergessen hat.

Mit derselben Härte und Grausamkeit verfuhr man schließlich gegen die tapfern und des fremden Joches ungeduligen Bewohner der nördlichen Küstenlandschaft Panuco; ein für allemal ein Beispiel zu geben, ließ Sandoval im Einverständniß mit seinem sonst ritterlichen Oberbefehlshaber siebenzig Tzizen und vierhundert Vornehme von Stand und Vermögen fassen, vor ein Kriegsgericht stellen und als Hochverräther in dem Hauptort St. Stephan öffentlich verbrennen. Ihre Söhne und Erben mußten dem Trauerspiel beiwohnen, darauf als Herren der Lehengüter dem Kaiser Karl Treue, den Spaniern und Christen unverbrüchliche Freundschaft geloben. Allerdings wirkte die schreckliche Strafhandlung; Panuco wurde beruhigt. *) „Diese Völkerschaften, bemerkte der Eroberer, sind so lärmfüchtig, daß jede Neuigkeit, jede Gelegenheit zum Getümmel irgend einer Art, sie auch sicher in Bewegung bringt; denn so sind sie es gewohnt auch gegen ihre eigenen Herren sich zu empören und aufzustehen, und niemals werden sie dazu Gelegenheit ersehen, daß sie es nicht sogleich auch thäten.“ **)

Sobald nun durch Gewalt und List die alte, vielfach grundverderbene und unnatürliche Ordnung der Dinge aufgelöst war, suchte Cortez auch wieder aufzubauen und, wie früher, der zerstörenden, so jetzt der schaffenden Kraft Spielraum und Geltung zu erwerben. Vom Kaiser endlich nach dem Sturz des feindlich gesinnten Bischofs von Burgos, Fonseca, und des neidischen, vom Aerger überwältigten Nebenbuhlers, Diego Velasquez, als Statthalter, Oberbefehlshaber und Oberrichter Neuspaniens mit bedeutenden Vollmachten ausgerüstet (15. Weim. 1522), schritt er, einstweilen ungehemmt, an die Einrichtung der innern Verhältnisse, vollendete innerhalb fünf Jahren (1524—1529) die Wiederherstellung Mexico's, welches eine eben so schöne, als feste und wohl bevölkerte Stadt wurde, belebte hauptsächlich von hier, als dem Mittelpunkt, aus den Land- und Seeverkehr, gründete mehre Ansiedelungen, für deren ra-

*) „Pero en fin se allano Panuco.“ Gomara p. 228.

**) Cortez im dritten Bericht S. 454.

schere Aufnahme Straßen und Brücken erbaut, Heirathen begünstigt und Thelose um Geld gebüßt wurden, entdeckte die Zinn- und Silberminen bei Tasco, legte nach der Gewinnung des nöthigen Salpeters und Schwefels eine Pulverfabrik und Stückgießerei an, dehnte die Gränzen der rasch aufblühenden Pflanzung über Guatimala bis an den Meerbusen von Honduras und Darien aus, fand an der stillen See zwar nicht die vermuthete Durchfahrt zur Atlantischen, wohl aber die große Halbinsel Californien (1536), deren Beschaffenheit und reiche Hilfsmittel jedoch Jahrhunderte lang Geheimniß blieben, führte, obschon nach veredeltem Maßstab, die heillosen Encomienden oder Güterverleihungen ein, welche den Stand der Herren oder sog. „Eroberer“ (conquistadores) reich, den angehörigen Indier arm und leibeigen machten, sorgte endlich mit aufrichtigem Eifer und überraschendem Scharfblick für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden. Der weltkundige und auf seine Art freisinnige Mann nämlich wollte vor Allem sittlich und durch werththätige Beispiele auf die Gözendiener zurückwirken; deßhalb beehrte er von dem Kaiser nicht üppige Prälaten und Bischöfe, sondern schlichte, an Zucht gewöhnte Franciskaner- und Dominikanermönche, welchen dann der Papst als Subdelegaten die nöthige Bischofsgewalt übertragen möge. „Hochgeistliche, heißt es in dem Bericht, haben zur Strafe unserer Sünden heutiges Tages eine seltsame Gewohnheit angenommen; sie disponiren über die Kirchengüter, d. h. verschwenden sie in Pomp und andern Lastern und errichten daraus Majorate für ihre Söhne oder Vettern. Dazu würde noch ein anderer Uebelstand treten. Die hiesigen Eingebornen hatten nämlich zu ihrer Zeit geistliche, in Bräuchen und Ceremonien erfahrene Personen, welche in Ehrbarkeit und Keuschheit so eingezogen leben mußten, daß jede fund gewordene Abweichung mit dem Tode belegt wurde. Und, wenn sie nun jetzt unsere kirchlichen Angelegenheiten und unseren Gottesdienst in der Gewalt jener Kanoniker und anderer Würdenträger sähen und erführen, daß diese angeblichen Diener Gottes alle jene Laster und Schändlichkeiten üben sähen, welche sie heutigen Tags wirklich in den jenseitigen Königreichen üben, so würden sie verleitet werden, unsern Glauben gering zu schätzen und ihn für ein Possenspiel zu halten. Alle Predigt bliebe aber sodann fruchtlos.“ — Als Hauptgut für die kirchliche Ausstattung mußten übrigens, schließt der Brief, die Zehnten dienen, welche, dem Meistbietenden verpachtet, schon dermalen etwas Bedeutendes abwürfen. *) Im Betreff der Landwirtschaft,

*) Dritter Bericht vom 15. October 1524. S. 489.

welche doch eine Hauptquelle des Einkommens liefere, dürfe, so beschwerlich das auch manchen Grundherrn erscheinen möge, die Stätigkeit des Aufenthalts als Hauptgesetz gelten. Denn nichts sei schädlicher, als der häufige Wechsel; dieser habe die Pflanzungen auf den Inseln theils gehemmt, theils verdorben, indem die Besitzer nur daran gedacht hätten, des raschen Gewinnstes halber die Aecker abzuernsten, auszusaugen und dann zu verlassen. Es würde aber ein großer Fehler sein, wenn man die Erfahrungen der Vergangenheit nicht für Gegenwart und Zukunft benutze. *)

Diesen merkwürdigen Bericht, dessen staatswirthschaftlich-kirchenrechtliche Ansichten von dem herkömmlichen Schlage wesentlich abwichen, begleiteten kostbare Geschenke, unter ihnen eine silberne, 24 $\frac{1}{2}$ Centner schwere Feldschlange. Nichts desto weniger wurde das Geschrei über Amtsmißbrauch, Erpressung, ungesetzlichen, nach Unabhängigkeit lüsternen Ehrgeiz so stark und allgemein, daß der junge Kaiser Karl endlich Mißtrauen schöpfte und für die Prüfung der Anklagen einen Stellvertreter mit unumschränkter Vollmacht ernannte. Dieser, Ponce de Leon, ein zwar junger, aber urtheilsreifer Mann von gemäßigter Denkart, war kaum angelangt (Heum. 1526), als er an einem heftigen Fieber erkrankte und starb. Der vorläufige Erbe seiner Regierungsgewalt, Alphons von Estrada, königlicher Schatzmeister, trat jetzt als offener Feind auf und unterließ nichts, um durch Wort und That seinen großen Nebenbuhler entweder zu demüthigen oder auf die schlüpfrige Bahn des Ungehorsams zu verlocken. Mußte doch der Eroberer Mexico räumen und sich auf sein Landhaus bei Cojohuacan zurückziehen! Dieselbe ruhige und stolze Haltung blieb, als auf Befehl des Hofes ein außerordentlicher Ausschuß unter dem Namen des königlichen Gerichtshofs von Neuspanien (*audiencia real*) an die Stelle des ungeschickten, leidenschaftlichen Schatzmeisters kam, um theils zu untersuchen, theils vorläufig zu regieren. Mannigfaltige Unordnungen und blutige Parteiwirren waren die nächste, natürliche Folge. Cortez, ruhm- und ehrbegierig, aber treu dem gebornen Ober- und Kriegsherrn, faßte in dieser schwierigen Lage einen eben so kühnen, als klugen Entschluß; im Gefühl seines Werthes und seiner Unschuld nahm er auf zwei reich beladenen Fahrzeugen mit etlichen vertrauten Freunden plötzlich den Weg nach Spanien und landete ziemlich geräuschlos in der kleinen, berühmten Hafenstadt Palos (Mai 1528). Von hier ging nach kurzer Rast im Franciskanerkloster la Rabida, wo

*) Dritter Bericht vom 15. October 1524. S. 495.

der treueste Freund und Waffengefährte, Gonzalo de Sandoval, seine Grabstätte fand, die Fahrt nach dem damaligen Hoflager Toledo. Ueberall eilte das Volk, der Reiche und Arme, der Hohe und Niedere, herbei, den gefeierten Helden der neuen Welt zu sehen. Ueberdies reisete derselbe, wie ein großer Herr*), umgeben von einem glänzenden Gefolge, in welchem sich neben dem Sohn Montezuma's viele Ritter und Bornehme aus Mexico und Tlascala befanden. Selbst Gaukler und Possenreißer dieses Landes, für den Papst Klemens VII. als willkommene Gabe bestimmt, fehlten nicht. Dazu kam, daß Gold, Silber und Kostbarkeiten, sogar nie gesehene Raubthiere und Vögel, Pflanzen und Steine ein lebendiges Bild des entdeckten und bezwungenen Aztekenreichs gewährten, durch ihre Pracht und Mannigfaltigkeit hervorstachen und die Verläumder Lügen strafte. Auch der Kaiser blieb hinter dem öffentlichen, so rasch geänderten Urtheil nicht zurück; er empfing den „Eroberer“ mit ungeheuchelter Achtung und Freundlichkeit, ehrte den augenblicklich Erkrankten durch persönlichen Besuch, bald, da die Gesundheit binnen Kurzem wiederhergestellt war, durch vertraulichen Umgang, glänzende Gnaden und Belohnungen; er ernannte ihn zum Markis des Thales von Oaxaca (marques del Valle de Huaxacac) mit einer wahrhaft fürstlichen Schenkung an Land, Leuten und bei 60,000 Goldgulden jährlich abwerfenden Einkünften, bald darauf zum Oberfeldherrn Neuspaniens und der Südseeküste mit der Vollmacht, im Südmeer Entdeckungen und Ansiedelungen um den Zwölftheil des Gewinns für sich und seine Erben zu unternehmen (Sommer 1529). Dagegen blieb die wiederholte Bitte um Zurückgabe der Oberstatthalterschaft fruchtlos; denn diese wurde nach einem schon festen Grundsatz des Mißtrauens und der Gewaltentrennung vom Heerbefehl abgelöst und anfangs dem Gerichts- und Verwaltungsausschuß (der sog. Audienz), nicht lange darnach dem ersten Unterkönig (virrey) Neuspaniens, Antonio de Mendoza, verliehen (1534).

Darob empfindlich und des halben Müßigganges müde, kehrte Cortez, seit geraumer Zeit Wittwer, nach fast zweijähriger Abwesenheit mit seiner jungen und schönen Gemahlin, der hochadeligen Johanna von Zunñiga, in das zweite Vaterland zurück (Frühling 1530), wo er in Cuernavaca, dem Mittelpunkt seiner ausgedehnten Besitzungen, den Wohnsitz aufschlug. Entdeckungsreisen, meistens eben so kostspielig, als erfolglos, und umsichtig nach großem Maßstab betriebene, gewinnreiche Landwirthschaft bildeten fortan die Beschäftigung des zwar alternden, aber

*) „En fin venia como gran señor.“ Gomara p. 284. a.

noch rüstigen Felbherrn und Staatsmanns. Wohl mochte bisweilen den feurigen, ehrgeizigen Geist das Unbehagen der politischen Abhängigkeit ergreifen und eine leise Reue ob des verscherzten Augenblicks einer mehr oder weniger selbstherrlichen Stellung überschleichen. Denn der stolze, an das Gebieten gewöhnte Mann konnte sich nur mühsam in die Rolle des Gehorchens gegenüber den oft kleinlichen Placereien der regierenden Oberbehörden hineinfinden. Selbst mit dem frühern Freund, dem Vizekönige Mendoza, gerieth er bald in Streitigkeiten, deren Schuld so ziemlich beide gleich stolze und auf ihre Machtbefugniß eifersüchtige Männer trugen. Der neue Marquis vom Thal betrachtete sich nämlich als fast unumschränktes Haupt einer ausgedehnten, aber räumlich nicht abgerundeten Erbherrschaft, über deren Gränzen, Rechtsame und Gefälle die oberste Krongewalt leicht Anstände und Ansprüche erheben konnte. Dazu kam, daß der Besitzer, seiner glänzenden Hofhaltung und wachsenden Entdeckungslust zu genügen, die sog. „materiellen Interessen“ mit beinahe ausschließlichem Eifer wahrnahm, die Landwirthschaft durch Einführung des Zuckerrohrs, Flachses und Hanfes, Maulbeerbaumes und Merinoschafes vielfach verbesserte, Gold- und Silberminen öffnete, für die Pflege und Erziehung des Menschen aber, trotz der katholischen Glaubensschwärmerei, wenig oder nichts that. Dagegen sorgte Antonio de Mendoza, ohne das Irdische zu vergessen, mit Umsicht und Nachdruck für Christenthum und Bildung, versammelte häufig die jetzt überall eingeführten Bischöfe, Aebte und Priester, um über kirchliche Angelegenheiten, die Bekehrung und den Unterricht der Eingebornen zu rathschlagen, von welchen viele das Lateinische, Spanische und den Gesang mit Leichtigkeit erlernten, führte die Druckerpresse und den Münzschlag in die Hauptstadt ein, förderte ebendasselbst die Vereitung der Seide und des Glases, kurz, handelte als ein wohlwollender, aufgeklärter Regent. *) Als Vertreter des Königs schirmte er dabei eifersüchtig alle wirkliche oder vermeintliche Rechte der Krone, bestritt seinem gleich stolzen und spröden Nebenbuhler für sein fürstliches Gebiet bald einen Landbezirk, bald ein Gefäß, besonders von den zugetheilten Indiern, ja, mischte sich in den Heerbefehl ein und erschwerte die Entdeckungsfahrten, als welche nur mit Beirath und Erlaubniß des Königs geschehen dürften.

Wie gewöhnlich, fehlte es auch hier nicht an leidigen Zwischenträgern und Unterbeamten, namentlich Rechtsgelehrten, welche die Spannung

*) Vgl. Gomara p. 346. Prescott hat das Alles in seinem sonst weitläufigen Werk übersehen.

der beiden hochgestellten Männer bis zum völligen Bruch steigerten. So geplagt und hin und her geworfen, in Folge der meistens unglücklichen Reisen trotz des geordneten, an Einkünften wachsenden Haushalts schwer verschuldet und von den Verichten mit seinen Klagen auf Wiedererstattung der für den öffentlichen Dienst gemachten Auslagen abgewiesen, beschloß Cortez die zweite Rückkehr nach Spanien (1540). Hier mit seinem ältesten, damals achtjährigen Sohn, Martin, angelangt, fand er statt der gehofften Dankbarkeit und bewundernden Theilnahme höfliche Kälte und ausweichende Gleichgültigkeit. Es waren andere Zeiten, Verhältnisse und Personen gekommen. Peru's Goldminen und Pizarro's Ruhm verdunkelten Mexico und den Eroberer desselben; die Reformation mit ihren Freunden und Feinden, der Kampf für und wider das Uebergewicht Habsburg=Spaniens, diese und andere großartige Gegensätze moralisch-politischer Art standen in voller Blüthe. Ihnen gegenüber mußte daher der alternde, für die eigene, nicht öffentliche Sache haderende Held des Westens als unbequemer Mahner und Bittsteller erscheinen. Dennoch ließ er nach seinem zähen, stolzen Wesen nicht ab, um Geld und Gut zu streiten, selbst als übel belohnter Freiwilliger den unglücklichen Heerzug wider Algier zu begleiten und hier im Sturmgewitter ein kostbares Zumel, 10,000 Goldgulden gewerthet, zu verlieren. So lief ein Jahr nach dem andern ab in fruchtlosen Besuchen und Rechtsverwahrungen bei dem Kaiser, dem Rath von Indien und andern hohen Behörden; die Dinge blieben ungeändert. Da erkrankte Cortez vor Kummer, Aerger und Langeweile, bestellte sein immerhin noch reiches Haus und starb fast 63 Jahre alt in dem Dorf Castilleja de la Cuesta unweit Sevilla (2. Christm. 1547). Der Haupterbe des großen Landbesitzes wurde als Markis vom Thal (del Valle) der älteste, damals fünfzehnjährige Sohn, Don Martin. Daneben bedachte der letzte Wille freigiebig neben der Mutter drei Töchter, zwei natürliche Söhne, mehrere Hausbediente und milde Stiftungen. Man darf bei so reichlichen Mitteln also weniger über die Undankbarkeit des Hofes, als über die Gewinnsucht des sonst edlen und uneigennütigen Eroberers klagen, welcher sich unnöthigerweise die sieben letzten Jahre eines thatenreichen Lebens durch die leidenschaftliche Unruhe eines geplagten Geschäfts- und Geldmannes verbitterte. Andererseits spiegelt sich auch darin das bereits üblich gewordene Bündniß zwischen dem Ritter, Heidenbekehrer und gewerblichen Kaufherrs ab, Kräfte, welche mehr und mehr bei den vorragenden Persönlichkeiten der Zeit, namentlich des romanischen Westens, vereinigt wirken. Wo aber das ritterliche Wesen ganz zurück-

tritt, da entwickelt sich eine rohe, aber auf schwärmerischen Glaubenseifer und zügellose Gewinnsucht gerichtete Mißgestalt der Eroberung. Davon legte besonders der Süden Amerika's ein sprechendes Zeugniß ab, welchem gerade wegen seiner überwiegend materiellen Hebel und Mittel eine sorgfältige, möglichst zusammenfassende Berichterstattung gebührt.

Zweites Hauptstück.

Peru und die Pizarro's.

Seitdem Balboa, von Eingebornen geführt, das Südmeer entdeckt hatte, richteten sich die Gedanken und Wünsche der in Panamá und Darien angesiedelten und abenteuernden Spanier hauptsächlich auf die geheimnißvollen Lande und Völker im Süden und Osten. Dunkle Kunde vom fabelhaften Reichthum derselben an Gold, Silber, Perlen und Edelstein entflammte die Einbildungskraft und drängte zu wiederholten, fruchtlosen Unternehmungen längs den bewaldeten, sumpfigen und ungesunden Küsten der benachbarten sog. Tierra Firma. Wer nicht den Drangsalen, Krankheiten und Angriffen der rohen Bewohner erlag, hielt heimgekehrt die aufgewendete Mühe für verloren und die angekündigten Siegespreise derselben für eitle Traumgebilde und Indische Märchen. Dazu kam auch wohl lähmend die alte Spannung und Zwietracht zwischen waghalsigen Glücksrittern und kaltblütig berechnenden Geschäftsleuten oder ränkevollen, proceßsüchtigen Rechtsgelehrten. „Königliche Hoheit, schrieb z. B. Balboa an Ferdinand, den Katholischen, möge keine graduirte Person mehr nach dem Lande Darien schicken, es seien denn Doctoren der Arzneikunde, am allerwenigsten Advokaten (bachilleros en leyes), welche sammt und sonders eingefleischte Teufel wären und ein satanisches Leben führten.“*) — Allein bei dem Allen blieb die Lust am Entdecken, Kriegen und Befehlen gegenüber dem Süd-Osten lebendig, zum Theil in Folge der zurückgreifenden Heerfahrt wider Mexico. Denn, wie Künge

*) S. Alex. von Humboldt's Kritische Untersuchungen über die neue Welt I, 263. (Deutsch.)

einer Kette, hingen die Züge in der neuen Welt zusammen und arbeiteten triebartig, von verwandten Kräften getragen, für dasselbe Ziel, die Eröffnung des ungeheueren Festgebiets. — Dabei wirkten aber, wie schon früher, so auch jetzt in Betreff der mittäglichen Lande Glaubenseifer, Abenteuerlust und Habgier, letztere in so stärkerem Grade, je mehr oder beinahe ausschließlich ihr die bunt zusammengewürfelten Haufen Panama's und die leitenden Persönlichkeiten huldigten. Dieß darf um so weniger befremden, je günstiger bereits die Sitte geworden war, kleinere und größere Land- oder Seeunternehmungen mit Erlaubniß der Krongewalt als ein Glücksspiel zu betrachten, bei welchem die Betheiligten gegen verhältnißmäßige Einsätze Schaden und Gewinnst in gleichen Kosten zu tragen hatten. Es kann daher nicht auffallen, wenn in der rührigen, südlichen Hafenstadt der Tierra Firme oder Gold-Castiliens ungeschreckt durch die bisher mißlungenen Versuche für die Entdeckung des reichen, Peru geheißenen Südländes ein neuer Vereins- oder Associationswurf geschah. Den eigentlichen Kopf desselben stellte ein Priester und gewesener Schulmeister dar, Ferdinand von Luque; seit Jahren auf der Landzunge sesshaft, hatte er durch Amt und Umgang Ansehen, durch Gewandtheit in Geschäften ein beträchtliches Vermögen erworben; ihn zeichneten Welt- und Menschenkenntniß, Glaubenseifer, Umsicht und Beharrlichkeit in gleichem Grade aus; er wollte nicht sowohl Reichthum, als Ruhm und Ehre des Entdeckers und Heidenbefehrs gewinnen, zumal er dem Greisenalter schon nahe stand. Von ihm gingen wahrscheinlich Anstoß und Plan zunächst aus, während er an die Kosten den höchsten Beitrag steuerte, 20,000 Gold-Pesos (1 Peso = 3 Dollars).

Den ritterlichen, abenteuerlichen Geist, gleichsam das Herz des Unternehmens verkörperte am meisten der zweite Genosse, Diego von Magro, ein armer Findling, nach dem gleichnamigen Städtchen in der Mancha zubenannt; ohne Eltern, Haus und Vaterland, hatte er sich unter Gefahr und Trübsal durch Muth und Einsicht zum geachteten Befehlshaber, wenn man will, Freischaarenhauptmann emporgearbeitet. Er war offen, freigebig und bisweilen großmüthig, aufbrausender, jedoch leicht versöhnlicher Gemüthsart, in entscheidenden Augenblicken nicht genug kaltblütig und selbstsüchtig. Diese, bei Partei- und Kriegswirren unentbehrliche Eigenschaft des kalten Blutes besaß dagegen in hohem Grade und vereinigt mit ausdauerndem, bisweilen tollkühnem Muth der Dritte im Bunde, Franz Pizarro. Unehelicher Sohn Gonzalo Pizarro's, eines adeligen Hauptmanns aus Truxillo in Estremadura, und der Francisca Gonzales, eines armen, dem untersten Stande angehörigen Weibes derselben Stadt, wuchs

der künftige Eroberer, vom Vater schmähslich vernachlässigt, in Armuth und Unwissenheit auf; er lernte, wie Almagro, nicht lesen und schreiben, mußte Jahre lang die Schweine hüten und andere niedere Feldarbeiten verrichten, darauf, als die edlere Natur zur Flucht trieb, Jahre lang unbemerkt der Soldatenfahne in Italien, vorzüglich Westindien folgen. An Gefahren, Entbehrungen und Drangsalen fehlte es nicht, wohl aber an Glück; denn trotz des glänzendsten Muthes, der mannhaftesten Ausdauer und mit List gepaarten Gewandtheit rückte der junge Abenteuerer nur langsam auf zu Ehren und Gütern; ihm verschafften weder die Dienste unter dem waghalsigen Alphonso von Njeda in Darien, noch ebendasselbst unter dem kühnen Balboa, Entdecker der stillen See, und dem rührigen Statthalter der Landenge, Pedrarias, eine namhafte Stellung und entsprechende Einnahme. Auch die Bekanntschaft mit Cortez, dem fernen Verwandten und rasch aufsteigenden Helden und Eroberer, blieb wenigstens einstweilen wirkungslos. Dennoch leuchtete aber gerade dieses Beispiel dem bisher vom Glück wenig begünstigten Manne vor; er wollte für den Süden werden, was jener für den Norden geleistet hatte, und traute sich die dafür erforderlichen Gaben und Kräfte vollkommen zu. Und in der That war er bei schlankem und starkem Körper, welcher etwas Gebietendes besaß, eben so verschlagen, als tapfer, bei brennender Ehr- und Habgier Herr über die niedrigen Leidenschaften der Völlerei und Wollust, trotz der vernachlässigten Erziehung wohl beredt und in die Kunst des Regierens von obenher durch ein reiches, abenteuerliches Leben eingeweiht, bei ziemlicher Selbstständigkeit des Urtheils ein unbedingter Sohn der katholischen Kirche, deren Bräuche und Vorschriften ängstlich beobachtet wurden, endlich gegenüber den Mitteln für die Erreichung eines vorgesteckten Ziels und Plans ohne Rücksicht auf Treue und Sittlichkeit, wie er denn, oft betrogen, die Menschen eigentlich gründlich haßte und zu täuschen suchte, die Heiden aber ohne Anwandlung zarteren Gefühls geradezu verachtete und schonungslos, sei es durch die Waffen des Eisens oder durch die Plackereien und Frohnarbeiten des Friedens, auszutilgen trachtete. Kein Strahl der Menschenliebe hat dieses finstere, vom Leben kalt empfangene Soldatenherz jemals getroffen und erwärmt. Jedoch ein freundlicher Zug tritt dabei hervor, die kameradschaftlich-sippische Neigung, welche an erprobten Anhängern und Blutsverwandten festhielt, ja, bisweilen eine Art persönlicher und befreundeter Unabhängigkeit (dynastisch) gegenüber dem sonst gläubig verehrten Königthum erstrebte. Was aber bei dem Allen besonders hervorsticht und auf eine angeborene Naturwüchsigkeit hinweist, ist das bei dem Beginn der glänzenden Lauf-

bahn bereits hinlänglich vorgerückte Alter; denn der Eroberer Peru's, geboren um 1471, stand schon im 54. Lebensjahre, ein Umstand, welcher andererseits dadurch an Gewicht geschwächt wird, daß keine Ehe und Hausgenossenschaft der Willenskraft Schranken setzten. Anfangs nur der vollziehende Arm des Unternehmens wurde Pizarro allmählig Haupt desselben und Selbstzweck, eine Richtung, welche bei dem gänzlichen Mangel an ritterlich-menschenfreundlichen Eigenschaften nicht leicht befremden kann.

Mit Erlaubniß des Statthalters Pedrarias und seines Nachfolgers, Pedro de los Rios, schlossen die drei Männer zu Panama einen anfangs, wie es scheint, nur mündlichen, darauf schriftlichen Gesellschaftsvertrag ab. Derselbe, durch Stadtschreiber und Zeugen förmlich beglaubigt, sprach jedem der Betheiligten von dem zu erobernden Reiche Peru gleichen Gewinn zu, möge er unter Vorbehalt der königlichen Gnade und Hoheit „Land und Leute, Gold, Silber, Edelgestein, Schätze und sonstige Einkünfte“ betreffen, verpflichtete die beiden Hauptleute Almagro und Pizarro „bei Strafe des Meineides und der Ehrlosigkeit“ Leib und Arbeit ausschließlich an die Eroberung besagter Lande zu setzen, auch dem mitbetheiligten Vater und Priester im Fall des Mißlingens die Auslage der 20,000 Goldpesos um jeglichen Preis zu ersetzen, verkündigte endlich für dem Vertragbrüchigen alle Bußen und Strafen, wie sie von den Ordnungen des Königreichs festgestellt seien. — Das Alles und der Eid auf die Evangelien- und Meßbücher genügten aber den ängstlichen, mißtrauischen Parteien noch nicht; Priester Luque besiegelte durch Messe und Abendmahl, wobei die Hostie in drei Theile gebrochen und genommen wurde, den Gesellschaftsvertrag. Das weltliche Unternehmen bekam gleichzeitig die Weihe einer religiös-kirchlichen Handlung und beziehungsweise vom Himmel gebotenen Kreuzfahrt wider die Ungläubigen. *)

Die ersten Erfolge entsprachen aber auch den bescheidensten Aussichten und Hoffnungen nicht; denn eine fast ununterbrochene Kette von Drangsalen und Gefahren, Kämpfen mit den Wellen und Indiern, Hunger und Elend lähmte die Eroberer, welche das Erstemal mit einem

*) Der schriftliche Vertrag vom 10. März 1526, bei Prescott history of the conquest of Peru II, nr. 6 des Anhangs zuerst im Original abgedruckt, setzt natürlich eine weit ältere Uebereinkunft mündlicher Art voraus. Diese gehet mindestens auf das Jahr 1525 zurück, wie Zarate, Zeitgenosse, in seiner Geschichte der Entdeckung und Eroberung Peru's I, c. 1 (Frz. Uebersetzung von 1719) annimmt. Andere Berichte führen auf das Jahr 1524 (14. Winterm.) als Anfang des Unternehmens zurück.

winzigen Schiff und hundert und zwölf Mann aus dem Hafen von Panama in unbekannte Gewässer, Inseln und Küstenstriche auf gut Glück hineinsteuerten (s. 14. Winterm. 1524). Während Almagro den Nachschub theils persönlich, theils durch Unterbefehlshaber besorgte, Luque die haushälterisch-staatsmännische Seite des Unternehmens leitete: stand Pizarro der eigentlichen That als Feldherr und Soldat vor. Er zeigte dabei meistens eine so kaltblütige Umsicht, als unerschütterliche, wahrhaft heldenmäßige Ausdauer. Sieben Monate lang auf dem wüsten Hölleneiland (Gorgona) abgesperrt, trotzte er allen herben Prüfungen des Mangels und der Krankheit, lehnte den Befehl zur Rückkehr, welcher von dem Statthalter Nios kam, auf die Gefahr des offenen Ungehorsams hin entschieden ab und gewann, daß dreizehn erprobte Gefährten dem Beispiel des Führers folgten und so lange ausharrten, bis auf Luque's und Almagro's Drängen der Statthalter von Panama zur Rettung des kleinen, verlorenen Haufens ein neues, jedoch nur nothdürftig bemanntes Fahrzeug absandte. Dieses bestieg jetzt Pizarro mit seinen getreuen Leidensgenossen, nicht um heimzukehren, wie es befohlen war, sondern um endlich unter der Leitung etlicher Eingebornen das Goldland Peru aufzufinden. Auch fehlte das Glück nicht. Ohne erhebliches Ungewitter durchschnitt man die Linie, umschiffte das Vorgebirg St. Helena, lief in den weiten, schönen Meerbusen von Guayaquil ein und landete zwanzig Tage nach der Abreise vom Hölleneiland bei der Insel St. Clara, im Angesicht des beträchtlichen, durch einen reichen Sonnentempel und Incapalast ausgezeichneten Küstenorts Tumbez. Hier, wie in den bald darauf bis zum neunten Grad südlicher Breite besuchten Plätzen, Flecken und Höfen gaben sich eine überraschende Wohlhabenheit und Gesittung der gastfreundlichen Bewohner kund; vor Allen aber zog natürlich das edle Metall, häufig im Hausverkehr und Bauschmuck, den gierigen Blick der Spanier an. Daneben mochte sie wohl das erste Hausthier der neuen Welt, Lama (Alama) heißen, in nicht unbegründete Verwunderung setzen; denn sie sahen in diesem „kleinen Kameel“ mit Zug und Recht das sichere Unterpfand einer verhältnißmäßig weit vorgeschrittenen Bildung durch Ackerbau und Gewerblichkeit. Von etlichen Peruanischen Schafen und für den Dolmetschdienst bestimmten Jünglingen begleitet, langte Pizarro nach fast dreijähriger Abwesenheit in der Hafenstadt Panama als glücklicher Entdecker wieder an (Ende 1527).

Dem anfänglichen Jubel, welcher nur von Goldländern träumte, folgten jedoch bald von Seiten der Behörden Abspannung und Gleichgültigkeit. Um etlicher Gold- und Silbergeschirre und ungesehener Schafe

(Panama) willen dürfe man nicht Gut und Blut wagen, die Sache habe schon genug Geld und Menschenleben gekostet. Die drei Verbündeten, bei solchem Urtheil und Benehmen des mißtrauischen Statthalters ohne Aussicht auf nahe Hülfe und überdies bereits tief verschuldet, beschloßen, so zu sagen, einen letzten Handstreich, die unmittelbare Beiziehung ihres obersten Landesherrn. Also begab sich Pizarro, von den Musterproben des entdeckten Südens begleitet, im Sommer des nächsten Jahres (1528) gen Spanien, schilderte, am Hofe von Toledo freundlich empfangen, die erduldeten Drangsale und Gefahren auf der einen, die Hoffnungen und Gewinnste auf der andern Seite mit solcher Wärme und Anschaulichkeit, daß Kaiser Karl V. augenblicklich in den vorgelegten Plan einging und in der darüber ausgestellten Urkunde (26. Febr. 1529) alle geforderte Vollmachten dem Bittsteller bewilligte. Derselbe nämlich sollte als Statthalter, Feldherr und Unterstatthalter (adelantado) in den entdeckten und für die Krone zu erobernden Länden vom St. Jagostrom südwärts an zwei hundert Seemeilen weit die bürgerliche und kriegerische Gewalt lebenslänglich ausüben, für den Unterhalt seines Gefolges die jährliche Besoldung von 725,000 Maravedis beziehen, Kriegs- und Friedensämter besetzen, Festen bauen und beaufsichtigen, mit Vorbehalt der verfassungsmäßigen Schranken Ländereien und Indier befehlungsweise vertheilen, für die Befehrung der Letztern „als ein Werk Gottes“ mit Beihülfe der beigegebenen Geistlichen eifrig sorgen und jeden Druck nach Kräften meiden, den Einwanderern im Namen der Krone die Steuern ganz oder theilweise erlassen, keine Rechtsgelehrte und Procuratoren in den öffentlichen Stellen dulden, dem Priester Luque das Bisthum Tumbez und dem Hauptmann Almagro die Befehlshaberschaft ebendasselbst übertragen, als Ersatz für alle diese Ehren und Vortheile aber innerhalb sechs Monaten zwei hundert und fünfzig Soldaten nebst dem nöthigen Zeug und Geräthe liefern, endlich sechs Monate nach der Heimkehr gen Panama von dieser Hafenstadt aus den Eroberungszug beginnen. *)

Großmüthig von seinem gefeierten Vorbild, Cortez, mit Geld und Rath unterstützt, verließ Franz Pizarro, ohne vollständig die ausbedungene Rüstung erreicht zu haben, fast heimlich vor der Ankunft des amtlichen Musterungsausschusses St. Lucar, den kleinen Hafen Sevilla's

*) S. die hier zuerst gedruckte Urkunde bei Prescott II, 293. nr. 7 des Anhangs. Die Unerfättlichkeit und List Pizarro's zeigte sich auch darin, daß er sich die Statthalterschaft auf der Panama benachbarten Insel Flores (Florida?) übertragen ließ. Gelang das Eine nicht, so mußte das Andere Ersatz bringen.

(Zänner 1530), landete glücklich mit seinen drei Schiffen bei Nombre de Dios, versöhnte sich in Panama, wohin man sogleich aufbrach, mit dem etwas mißtrauisch gewordenen Almagro durch die Zusage der Unterstatthalterschaft oder des Adelantadopostens und gewann endlich mit Beihilfe der Freunde so viel, daß ein Geschwader von drei Fahrzeugen 180 Soldaten, unter ihnen 36 Reiter, innerhalb vierzehn Tagen an die Küste Pern's tragen und an der St. Matthäusbai landen konnte (Ende Hornungs 1531).

Langsam, unter häufigen Kämpfen mit den Eingebornen, oft unleidlichen Drangsalen, welche Hunger und Krankheit brachten, ging der Zug zu Lande und Wasser auf Tumbez und die vorliegende Insel Puna zu. Drei Monate lang mußte man hier stille liegen, die schwachen Verstärkungen abwarten und heranziehen, darnach, den Rücken zu sichern, an der Mündung des Flusses Piura den ersten, nothdürftig befestigten Pflanzort St. Michael gründen, vor Allem aber über die Beschaffenheit und den Stand des großen Peruanischen Reichs vorläufige Rundschaft gewinnen. Was davon damals und im Gang der spätern Ereignisse hervortrat, war stark genug, um hier die kühnste Thaten- und Gewinnlust zu wecken, dort durch das Gegengewicht der Schwierigkeiten und Gefahren niederzuschlagen. Dafür wird schon ein flüchtiger Rückblick auf die äußere und innere Lage jenes ausgedehnten und verhältnißmäßig entwickelten Festgebiets zeugen.

Dasselbe, durch die überhohen, romantisch schönen Urgebirge der Anden (d. i. Kupferberge) in Hoch- und Flachland geschieden und etwa zwischen dem zweiten Grade nördlicher und sieben und dreißigsten südlicher Breite gelegen, bot und bietet den mannichfaltigsten Wechsel des Erd- und Himmelstriches dar. Denn, während der schmale Küstenrand häufig Sand- und Morastflächen zeigt, führen fruchtbare Gelände in terrassenförmiger Abstufung zu den gesunden, lustigen Hochebenen der oft von gewaltigen Klissen und Schneekuppen durchfurchten Cordilleren, welche sich bald gelinde, bald jäh zu heißen, üppigen Blachfeldern abdachen und dem Ackerbau einen eben so ergiebigen Boden öffnen, als die Gebirge und Flüsse den edlen Metallen und Steinen, insonderheit dem Gold, Silber, Diamant und Smaragd. Reich und bunt, wie die Natur, war die Menschenwelt; von dem vielschichtigen Leben roher Wilden unter unabhängigen Stämmen und Häuptlingen arbeitete sie sich aufwärts empor zu dem geordneten Einheits- und Centralstaat priesterfürstlicher Erbherrn, der gefeierten Incas, d. h. Gebieter. Wohl haben Sage und Geschichte hier Manches übertrieben und verurbildlicht (idealisiert),

aber im Ganzen stehet doch fest, daß Waffen und Bildung die machtlose Zersplitterung armseliger, selbst an Menschenfresserei gewöhnter Völkerschaaren bewältigten und unter das Joch einer mildern Oberherrschaft und Religionslehre beugten. Wie der erobernde und umgestaltende Stoß vom südlichen Hoch- und Alpenland ausging, in dessen Mitte zwei tausend Fuß über dem Meerspiegel der zwei hundert und fünfzig Viertemeilen umspannende See Titicaca liegt*), das erhellt deutlich aus der bekannten, kulturgeschichtlichen Ueberlieferung. Die Sonne, lautet sie, das wohlthätige Tagesgestirn, erbarmte sich der elenden, thierischen Menschen; sie sandte zwei ihrer Kinder, Bruder und Schwester, Gatten und Gattin, Manco Capac (d. i. groß) und Mama (Mutter) Dello Huasco; jener lehrte, nachdem eine goldene Ruthe durch plötzliches Sinken und Verschwinden den künftigen Hauptsitz Cuzco (d. i. Nabel der Erde) bezeichnet hatte, die Menschen den Ackerbau und andere nützliche Gewerbe, diese unterrichtete im Stricken und Weben. So traten allmählig Ordnung und Gesetz an den Platz der Zügellosigkeit und frevelnder Willkür, der Sonnendienst nahm die Stelle des blutigen Gözenthums ein, und eine wohlthätige Zucht regelte alle Handlungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Das kleine, kaum acht Meilen umfassende Reich breitete sich unter zwölf ebenbürtigen Nachfolgern, den Incas, durch Waffen und Lehre im ununterbrochenen Glücksgange über die früher bestimmten Hoch- und Flachlande von Chili bis gen Quito aus; die Spanier nannten es, sagt man, in Folge eines sprachlichen Mißverständnisses Peru (d. i. Fluß), die Eingebornen richtiger nach den Hauptbezirken und Himmelsgegenden die „vier Weltquartiere“ oder Tawantinsuyu**), ungefähr wie die Hindus im Osten vom Pendschab oder Fünfstromland reden.

Die dergestalt etwa um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts gegründete Oberherrschaft der Incas ruhte auf einer doppelten Grundlage, der religiös-staatlichen Gewalt und der möglichsten Beschränkung des landschaftlichen, körperschaftlichen und persönlichen Willens durch Concentration der regierenden und verwaltenden Macht. Das Gemeinwesen hatte, um es kurz zu bezeichnen, ein priester-fürstliches Gepräge (Theokratie) mit patriarchalisch-communistischer Färbung. Das jeweilige Haupt nämlich, im Geschlechte der s. g. Sonnenkinder vom Vater auf den ältesten Sohn nach Erbrecht übergehend, schaltete unumschränkt in weltlichen und geistlichen Sachen; es galt nicht nur als der geborne Herr über die Leiber

*) S. Schacht, Erbkunde 611. Vierte Auflage.

**) Prescott I, 24. nach Garcilasso de la Vega II, 11. Vgl.: Müller, 312.

und Güter der Unterthanen, sondern auch als unantastbarer, geweihter Mitgenosse der Gottheit, welche er auf Erden mit dem Anspruch auf eine gewisse Heiligkeit vertritt. Sein An- und Aufzug vereinigte daher die höchste Förmlichkeit mit dem ausgesuchtesten Prunk; als Hauptabzeichen galt die farbige, mit Franzen besetzte Borla oder Kopfbinde, welche fast bis auf die Augen herabreichte; die dem Diener etwa übergebene Troddel forderte und erhielt überall, wo sie sich zeigte, den unbedingtesten Gehorsam. Niemand durfte sich dem Herrn anders nähern, denn gerufen, haarsfuß und mit einer kleinen Last auf dem Rücken als Sinnbild der Unterwürfigkeit. Das einmal getragene Kleidungsstück oder Handtuch wurde zurückgelegt, in Körben gesammelt und zuletzt verbrannt, damit sich kein Sterblicher auch von fern her des Besitzthums rühmen dürfte. Bei öffentlicher Ausfahrt saß der Inca auf einem niedrigen, reich verzierten Throne, dessen goldene Sänfte die Schultern der Großen trugen. Wer etwa strauchelte, mußte sterben, falls nicht Gnade eintrat. Tausend Standespersonen folgten, ungerechnet die zahlreichen Leibwächter. Ohne den Willen des Herrn, hieß es sprichwörtlich, kann sich weder die Welle im Fluß, noch das Blatt am Baum bewegen. —

Um das Blut möglichst rein zu erhalten, wurde die älteste Schwester zur Ehegattin als Coya gewählt, deren älteste Söhne allein thronfähig waren. Diese erhielten unter der Aufsicht der s. g. Amautas d. i. weisen Männer, eine sorgfältige Erziehung durch Zucht und Unterricht. Letzterer erstreckte sich auf allerlei, selbst theologische Wissenschaft und geordnete Leibesübung. Mit dem vollendeten sechzehnten Jahre bestanden der Kronprinz und die neben ihm unterwiesenen Hochadeligen eine strenge Probe des Erlernten und erhielten, wenn sie glücklich ausfiel, dadurch eine Art Ritterwürde, daß ihnen der Landesherr die Ohren durchbohrte und ein schweres, dafür bestimmtes Geheuke verlieh. Die so Ausgezeichneten hießen fortan Großohren (orejones) und standen obenan.

Was aber hier durch Ehe und Haus gewonnen wurde, ging mittelst einer früh angenommenen Unsitte wieder verloren. Man hielt nämlich in den Harems Hunderte, ja, Tausende von Kebsweibern, welche gewöhnlich als Sonnenjungfrauen in klösterlicher Einsamkeit lebten und manche Kunst- und Handfertigkeit, namentlich Weben und Stricken, erlernten. Sie durften nur dem höchsten, mit dem Großherrschaftsblut verwandten Adel angehören. Diesem, welcher die ersten Priester- und Staatsämter, z. B. Statthaltereien und Feldherrnstellen verwaltete, folgte in der Rangordnung die Ritterschaft der Curacas oder ehemaligen Stamm- und Volkshäuptlinge (Caziken), welche von der neuen

Herrschaft bald größere, bald kleinere Bezirke für die kriegerische oder friedliche Verwaltung als Erbtheil empfangen. — In dem eigentlichen Volk, welches entweder Ackerbau oder Gewerbe betrieb, bildeten die *Banacónas* den untersten, der Indischen Variassklasse ähnlichen Stand. Nachkömmlinge unterjochter Urbewohner, dienten sie als Lastträger, Hirten, Tempel- und Palasthüter ohne bürgerliche Ehre und Selbstbestimmung, sie waren, wie die Heloten Sparta's, Leibeigene des Staats.

Die Wehrpflicht kannte, wenn Körper und Alter genüigten, keine Ausnahmen; jede Landschaft diente unter ihrem besondern, durch Farbe und Schnitt bezeichneten Banner. Die Reichsfahne, mit dem Regenbogen als Sinnbild des Sonnenursprungs versehen, hielt die einzelnen Haufen zusammen. Der Inca befehligte in der Regel das Ganze; den einzelnen Abtheilungen standen Glieder seines Hauses vor. Für die Abwehr gebrachte man hölzerne, oft mit Gold und Silber geschmückte Helme, Schilde und starke Baumwollengewänder, für den Angriff kürzere und längere Speere, den Helarden ähnliche Streitkolben, Schwerter von mäßiger Länge, Schleudern, Pfeile und Bogen. Die Schaaren waren ziemlich gut eingeschult, standen in der Schlacht und auf dem Marsch unter strenger Zucht und Regel; Plünderer traf Todesstrafe. Die Kriege, welche für die Herrschaft des Glaubens und Reichs geführt wurden, bereitete man durch kluge Unterhandlungen und durch Wahl des geschickten Augenblicks meistens so günstig vor, daß sie nur kurze Zeit dauerten und dem Feind günstige Bedingungen stellten. Denn, nahm jener den Frieden an, so erfolgte ohne weiteres die gleiche Berechtigung mit den alten Unterthanen; selbst die Götterbilder des Besiegten, welcher dagegen den Sonnendienst mit Zubehör empfang, wanderten gen Cuzco, wo sie als Bürgschaften der Treue und Zeichen der geschehenen Verschmelzung in besondern Capellen aufbewahrt wurden. Bisweilen nöthigte auch Störrigkeit zum Bodenwechsel; ein Theil mußte auswandern, der andere seinen Platz einnehmen. Bei derartigen, auch im erobernden Morgen- und Abendlande angewandten Verpflanzungen handelte der Peruaner mit gleicher Umsicht und Menschenfreundlichkeit; die Auswanderer oder *Mitimaes* bekamen ein ihrem bisherigen Leben möglichst entsprechendes Adoptivvaterland sowohl hinsichtlich des Himmelsstriches, als der Gewerblichkeit. Wer also in kalten oder warmen Gegenden gesiedelt hatte, erhielt eine ebenso beschaffene, neue Heimath, indeß ebendasselbst der Fischer oder Ackerbauer seine bisherige Betriebsamkeit fortsetzen durfte. Auch Vorrechte und Steuerbefreiungen suchten diesen immerhin schmerzlichen Ortswechsel bei den „*Mitimaes*“ zu erleichtern.

Die Religion, deren Mittelpunkt der Sonnendienst bildete, schrieb einen prunkvollen, in die Sinne fallenden Cult vor. Die Tempel waren reich an eigenthümlichem Land, Gaben der Gläubigen, Vermächtnissen und Beutestücken. Die nicht kastenartig abgeschlossene, sondern frei aus dem hohen Adel genommene Priesterschaft unterließ es nicht, durch häufige, unblutige Opfer, welchem nur sehr selten ein Menschenleben fiel, durch Umzüge und Gebete das Volk im Bewußtsein des Heiligen zu erhalten. Auch an Zeichendeuterei fehlte es nicht. — Bei Finsternissen der Sonne und des Mondes herrschten Angst und Schrecken; mit Jubel wurde das zurückkehrende Licht begrüßt.

Man glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, welche nach mannichfaltigem Wechsel zu dem Körper zurückkehren werde; man suchte deshalb leßtern, wenigstens bei den Königen und Vornehmen, durch Balsamirung dem Zerfall in Staub und Asche nach Kräften zu entziehen. Auch Strafen und Belohnungen im jenseitigen Leben wurden als Mittel zum Abschrecken vom Bösen gebraucht; der gute Mensch wanderte zum Sonnenhause, der schlechte zur Hölle. — Den abstrakten Begriff des Schöpfers stellte der alte Feuergott des Südens, Pachacamac d. i. Weltbeleber, dar; in seinem Gegensatz, Con, dem Nordriesen ohne Knochen und Gebein, und dem Viracocha oder Schaumgebornen, tritt der frühere Wassergott hervor, indeß Manco Capac als Sonnensohn und höhere Einheit die rohen Kräfte und Widersprüche ausgleichen mag. So haben sich ähnlich bei den Hindus die Begriffe Vishnu (Wasser), Schiwa (Feuer) und Brama (Einheit) in freilich vollkommenerer Weise sinnbildlich-dogmatisch entwickelt, ohne daß jedoch die geschichtliche Wahlverwandtschaft mit Peru nachgewiesen werden kann.*)

Die sehr entwickelte, vielfach eigenthümliche Abergesetzgebung litt an groben Widersprüchen; hier wollte sie den Landbau um jeden Preis und als Hauptgeschäft fördern, dort durch rücksichtslose Bevormundung wiederum beengen und lähmen. Dieß geschah, weil bei den hohen Ansprüchen des weltlich-kirchlichen Incaregiments für die Volksmasse der Begriff des freien, ächten Grundeigenthums völlig fehlte und einer armseligen, nur auf die äußere Noth gerichteten Communistenwirthschaft Platz machte. — Der gesammte, des Aubaues fähige Boden nämlich zerfiel in drei Abtheilungen. Aus dem Sonnenland wurden die Kosten der Gottesverehrung und Priesterschaft bestritten, aus dem Inca-land die Ausgaben des Hofes und der Regierung geschöpft, mit dem an

*) Vgl. Müller 320 flg.

Umfang kleineren Volksland die Haushaltungen alljährlich zu ungleichen, unveräußerlichen Stücken versehen. Größere Antheile oder Loose fielen auf die Häuptlinge (Curacas) und Adeligen, kleinere, in ihrer Art gleiche auf die eigentlichen Gemeindeseute, deren Kinder noch eine besondere Beigabe empfingen. Das gewöhnliche Ackermaß für ein junges Ehepaar betrug anderthalb Fanegas oder 150 Pfunde Indischen Kornes. In jedem Jahr geschah eine neue, den jeweiligen Stand der Familie berücksichtigende Vertheilung; Gesang und Instrumentalmusik feuerten zur Arbeit an, welche zuerst das Sonnen-, darauf das Gemeindeland und zuletzt die Incaäcker bestellte. Da man auch für Alte und Gebrechliche, Wittwen und Waisen hinlänglich sorgte, so fehlten Armuth und Hausnoth so gut, wie Müßiggang und Bummellei. Der Feldbau, selbst religiös dadurch geweiht, daß der Inca bisweilen die Hand an den einfachen Pflug legte, besaß einen hohen Grad der Ausbildung. Man war nicht minder fleißig, denn sinnreich, leitete durch ein Netz von Kanälen das Wasser auf die bedürftigen Stellen ab, schuf an den Abhängen des Gebirgs Terrassen, füllte Moorgründe aus und zwang den dürrn Sandboden durch den unererschöpflichen Dünger der Seevögel, den s. g. Guano, zur Fruchtbarkeit. Gegen allfälligen Mißwachs sicherten die wohl angefüllten Vorrathshäuser oder Tambos, welche, in bestimmter Entfernung aufgerichtet, gleichmäßig für die Bedürfnisse des etwa durchziehenden Kriegsvolks dienten. Die zahlreichen Lamaherden in den Gebirgen, mit Sorgfalt und Umsicht gepflegt, waren Eigenthum der Sonne und des Königs. Man gebrauchte dieses einzige Hausthier eben so sehr für die Küche, als den Gewerbsleiß; die zarte Wolle und das feine Haar der gemusenähnlichen Vicunna wurden für verschiedenartige Tücher benutzt.

So glänzend nun das Alles hervortritt, fehlte dennoch eine Hauptbedingung der öffentlichen Wohlfahrt, das freie, ächte Grundeigenthum und mit ihm die nachhaltige, für den Besitz kämpfende Volkskraft. Peru wurde regiert, wie etwa im 18. Jahrhundert Paraguay unter den Jesuiten; die communistisch-patriarchalische Bevormundung, überall sichtbar und durch Tausende von Agenten betrieben, nährte den Körper, nicht aber den Geist und die Mannheit. Alles hing von dem einen, untheilbaren Haupt ab; fiel dieses, so wich die ganze, zwischen Naturstand und künstlichem Staat befindliche Gesellschaftsmaschine aus ihren Fugen *).

*) Die Hauptquelle für den merkwürdigen Communismus der Peruaner ist

Für diesen Mangel an persönlicher oder ständisch-landschaftlicher Betheiligung brachten die bedeutenden Fortschritte der Baukunst und anderweitiger Technik keinen genügenden Ersatz. Denn was half es bei der geringen Lebhaftigkeit des innern Verkehrs und bei dem Absperren gegen die Fremde, daß unter dem vorletzten Inca, Huaina Capac, zwei große Straßen von Cuzco im Süden nach Quito im Norden führten? Wofür brach man im Gebirg dem 500 Spanische Meilen weiten Wege nicht selten die Richtung durch Felsen, neben Abgründen und Schluchten, Bergwässern und Stürzen, wenn dadurch höchstens die Heere und Schnellboten des Inca, allfällig die einzeln wandernden Unterthanen gefördert werden sollten? Denn bei dem Stillstand des Handels und regen Verkehrs, welchen der beschränkte Genuß des Grundeigenthums kaum gönnte, blieben der Gebirgsweg und die Landstraße der Ebene meistens eine todte, nur der polizeilich-administrativen Obergewalt nützliche Erfindung. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den Holz- und Strickbrücken, den Flößen und an Tauen vor- oder rückwärts bewegten Körben, wodurch man auf eine bisweilen kühne und sinnreiche Weise die Ströme und Flüsse des Gebirgs und der Ebene zu überschreiten wußte. — Die gleiche, mehr auf Prunk und Macht der Herrschaft, denn auf gemeinen Nutzen und Volksgefühl zielende Richtung spiegelte sich in den massenhaften, aus Unkenntniß der Winden und Hebekräfte niedrigen Bauten der Tempel und Paläste ab. Was ohne den Gebrauch des Eisens, wie der gemeinsten Werkzeuge, z. B. der Säge, Zange, Scheere, und ohne Einsicht in die Gesetze der Schönheit lediglich durch Anwendung der Massen ausgeführt werden kann, ist hier geschehen und kündigt sich selbst in den noch vorhandenen Trümmern an. Dieselbe Bewandniß hatte es mit den häufigen Stein- und Holzbildern, welche in den s. g. Guacas oder Capellen der bald feindseligen, bald freundlichen Schutz- und Hausgeister verehrt wurden. Zierlicher, als in diesen plumpen, mit einer Art Bischofsmütze versehenen Denkmälern des ältern Aberglaubens erschien das Peruanische Kunstvermögen in den mannichfaltigen, aus Gold, Silber und Thon gefertigten Geschirren und Schmucksachen.

In der Wissenschaft stand man weit hinter den Azteken zurück;

Garcilasso de la Vega (st. 1616), *Commentarios reales* V, 2, welchen Robertson, II, 7. Prescott I, 28 fl. und Müller 348 fl. vorzüglich benutzt haben. Es fragt sich jedoch, ob nicht die damals im Schwunge begriffenen Idealstaaten eines Morus, Campanella u. A. auf den Spanischen, etwas für Peru schwärmerisch eingenommenen Geschichtschreiber unwillkürlich zurückgriffen.

es fehlten die Bilderschrift, deren Mangel von den Quippus oder Knoten- und Rechenschnüren nicht ersetzt wurde, die genauere Kenntniß des Sternenhimmels und Jahreslaufs, der von überschwänglichen Sagen gereinigten Geschichte. Dagegen besaß man eine ziemlich vollständige Landeskunde, wofür schon die aus Thon, Steinchen und Stroh in halberhobener Arbeit gefertigten Karten zeugten.

In der Rechtspflege und Verwaltung herrschten Strenge und mißtrauische Aufsicht vor. Die Gesetze, im Namen der Gottheit und ihres Stellvertreters auf Erden verkündigt, kannten beinahe die Milde nicht. Diebstahl, Mord, Brandstiftung, Ehebruch wurden ohne weiteres am Leben bestraft, Auführer schonungslos bis herab zu den Weibern, Kindern und Wohnungen vertilgt, überhaupt lediglich Furcht und Schrecken angewandt, um den sündhaften Trieb zu ersticken.

Das Alles bildet zu der landesväterlichen Sanftmuth und Güte zwar einen scharffen Gegensatz, erklärt sich jedoch leicht dadurch, daß die geschlossene Reichsmacht mehr oder weniger auf dem Wege der Eroberung aus oft rohen und verschiedenartigen Völkern zusammengewürfelt wurde. Dabei schonte man freilich einzelne Bräuche, Sitten und Trachten, führte jedoch in allen wesentlichen Stücken den Grundsatz der gemeinsamen Regierung und Religion mit der möglichsten Kraft durch. Eben deßhalb griffen auch für die Einheit der Verwaltung die kleinsten und größten Beamtenringe so in einander, daß sie eine gegliederte, büreaukratische Kette zu Gunsten des allgewaltigen Oberhauptes bildeten. Das gesammte Volk nämlich zerfiel in aufsteigende Körperschaften von zehn, fünfzig, hundert, fünfhundert, tausend und zehntausend Haushaltungen, deren Vorsteher vom Zehner bis zum Statthalter königlichen Geblüts die Polizei und Gerichtsbarkeit handhabten und monatlich an die vier Vizekönige oder Oberlandpfleger, durch diese mittelbar an den Inca berichteten. So stieß auf eine vielleicht beispiellose Weise in der Peruanischen Theokratie die schärfste Concentration, etwa nach Art des modernen Frankreichs, mit dem patriarchalisch-communistischen Wesen zusammen. Das künstliche Element lag hart neben dem naturwüchsigen. Aber gerade darin trat denn auch, wenn die Prüfungsfunde kam, die Unhaltbarkeit des buntschedigen Staatenconglomerats hervor. Dennoch befand man sich bei dem Gedeihen „der materiellen Interessen“ und der milden, unblutigen Sonnenreligion im Ganzen sehr wohl und zufrieden, ja, es walteten nach Augenzeugen hier und da eine wirkliche Sittenschule und Redlichkeit. „Man fand, bezeugt leztwillig ein Spanischer Veteran, keinen Dieb und Bösewicht, keinen Müßiggänger, nicht einmal ein schlechtes oder ehebrecherisches Weib.

Die Menschen hatten ihr ehrliches und anständiges Auskommen; Bergwerke und Minen, Wiesen, Jagd und Forst waren gut vertheilt und verwaltet, also daß Jeglicher sein Besizthum hatte und Niemand Eingriffe unternahm oder Proceffe führte. Vom Größten bis zum Kleinsten hatte Alles seine Ordnung. Man ehrte und fürchtete die Incas und Obrigkeiten. — Wer über hundert tausend Goldgulden gebot, ließ so gut, als der minder Begüterte, sein Haus offen stehen. Ein an der Thüre aufgestecktes Hölzchen deutete an, daß der Herr abwesend war; so wenig kannte oder fürchtete man Dieberei. *)“ — Allein der alte Sünden, welcher sein Gewissen erleichtern wollte, schilderte hier wohl Manches in zu hellen Farben; denn Trunkenheit, Tanz- und Wollust, selbst entgegen dem Natur- und Schaamgefühl, waren bei den Peruanern nur zu gewöhnlich; vor Allem aber hatte sie die priester-fürstliche Oberherrschaft an den Leidenden Gehorsam gewöhnt und mit ihm des männlichen, vaterländischen Selbstgefühls und ausdauernden Muthes größtentheils beraubt. Dazu kamen schließlich zum Unheil der bald schwer bedroheten Freiheit Zwietracht und Bürgerkrieg.

Der zwölfte Inca nämlich, Huaina Capac, ein sonst durch Waffen- und Regierungskunst ausgezeichneter Fürst, beging bei seinem Tode (um 1529) einen verhängnißvollen Fehlgriß; er gab den bisher treu beobachteten Grundsatz der untheilbaren, gesetzlichen Thronnachfolge auf, überließ das unlängst bezwangene und einverleibte Reich Quito im Norden aus Bärtlichkeit dem jüngern Sohn, Atalipa, dessen Mutter die Tochter des dortigen Erbkönigs gewesen war, und übertrug Cuzco im Süden nebst Zugehör dem ältern, mit einer ächten Sonnentochter erzeugten Nachkömmling, Huascar. Die schleichende Eifersucht beider Brüder, von den Parteiungen der Großen genährt, brach bald in offenen, verheerenden Feindseligkeiten aus. Diese endeten nach manchem Glückswechsel dahin, daß der schlaue, gewalthätige Besizer Quito's siegte, durch Hinterlist den arglosen, seinem Recht vertrauenden Gegner in Gefangenschaft brachte und, um sicherer zu herrschen, viele Sonnentinder, Söhne und Töchter, mit schonungsloser Härte durch Tod und Haft beseitigen ließ. Jetzt, wie er glaubte, hinlänglich befestigt, beurlaubte der Inca den größten, kampfundigsten Theil seines Heeres und lagerte mit andern, immerhin noch beträchtlichen Schaaren bei dem Städtchen Caxamalca, um

*) Vorrede zu dem Testament des Conquistador Pejesema vom J. 1589. bei Prescott II, 287.

das Benehmen der geheimnißvollen, inzwischen an der Küste angelangten Fremdlinge zu beobachten.

Diese zauderten ihrerseits nicht lange; Franz Pizarro, in dessen Gefolge seine vier Brüder „von gleicher Armuth, Habgier und Kühnheit“ waren, beschloß, sogleich in die laufenden Zwistigkeiten einzugreifen und ungeachtet der Schwäche in das Innere des weiten, unbekannten Landes vorzurücken. Der gewöhnliche Vorwand, ein großmächtiger Herr des Ostens habe seinem Diener eine persönliche Ehren- und Vertrauensbotschaft übertragen, fehlte auch hier nicht und hatte die gewünschte Wirkung; denn der Gebieter des Westens nahm nicht nur gerne den Gruß des Gleichen an, sondern hoffte auch, listig und stolz, wie er war, der wunderbaren Gäste trotz ihrer Donner, Blitze und Vierfüßler über kurz oder lang, sei es durch Güte oder Gewalt, Meister zu werden. Deshalb wurden auch dem kühnen Zuge, welcher mindestens zwölf Tagereisen forderte, weder in der Sandwüste zwischen St. Michael und Motupe, noch in den Pässen und Abgründen des Andengebirgs Hindernisse entgegengestellt; es erschienen vielmehr zu wiederholten Malen Gesandte mit freundlichen Worten und Geschenken, theils Kostbarkeiten, theils Mundvorräthen. Bisweilen schauerte wohl der eine oder andere Soldat vor den Gefahren der Gegenwart und Zukunft zurück; aber eben so schnell hob der Führer den Muth durch den Hinweis auf Gott, den Helfer im Heidenkriege, und die Aussicht auf unermessliche Beute. — Es war Nachmittags am 15. Wintermonat, als die Spanier zwei und sechzig Reiter, hundert und zwei Fußknechte und zwei Feldstücke stark, in das von den Bewohnern verlassene Caxamalca einrückten und in einem großen, von Erdwällen umgebenen Hofe mit Palast und Sonnenempel ihr Quartier aufschlugen. Eine halbe Stunde davon stand bei den heißen Quellen das wohl geordnete Hof- und Feldlager der Peruaner, etwa 30,000 Bewaffnete zählend. Sobald man es begrüßt und freundlichen Empfang erhalten hatte, wuchsen bei den bisher glücklichen Abenteurern plötzlich Unruhe und Verlegenheit. Im Angesicht einer ungeheueren Uebermacht, tief im Fremdlande und von dem Rückzuge abgeschnitten, wußten sie nicht aus und ein; auch die festen Hauptleute begannen zu zagen. Denn wie leicht konnte der verheißene Gegenbesuch in Angriff, Haft und Untergang umschlagen! — Schon die Absperrung mußte, wenn die Freundlichkeit aufhörte, dahin führen.

In solcher Noth beschloß und vollzog Franz Pizarro mit Zustimmung des rasch versammelten Kriegsraths einen s. g. rettenden Staats- und Vubensfreich. Also wurden in den Hallen und benachbarten Ge-

bänden das Fußvolk und die Reiterei in den Hinterhalt gelegt, auf den Haupteingang des Hofes die zwei Feldgeschütze gerichtet, vor Allem aber Stille und pünktliche Ordnung geboten. In dieser Lage erwartete man am nächsten Tage (16. Wintermonat) zwischen Furcht und Hoffnung den zugesagten Besuch. Lange zauderte derselbe; endlich kurz vor Sonnenuntergang nahete der Inca, umgeben von allem Glanz und Prunk. Der mit Juwelen, Gold und Silber geschmückte Thron ruhte auf einer reich verzierten, von der hohen Adelschaft getragenen Sänfte. Das gesammte, entweder unbewaffnete oder nur für die Schau bewehrte Gefolge mochte in verschiedenen Abtheilungen fünf bis sechs tausend Leute zählen, während das eigentliche Heer im nahen Lager und Blachsfelde zurückblieb. Sobald Atahualpa, durch die Hauptpforte des Spanischen Quartiers ohne Gruß einziehend, die Mitte des Platzes erreicht hatte, ließ er halt machen und fragte: „Wo sind die Fremden?“ — Sie hätten sich aus Scheu versteckt, lautete die Antwort der betrogenen Räthe. Als bald aber nahete sich, von dem Dolmetsch „Philippchen“, (Felipillo), einem gebornen, jungen Peruaner, begleitet, der Kaplan und Dominikanermönch Vincenz Balverde, in der einen Hand das Brevier, in der andern das Crucifix. Der Inhalt seiner weitschichtigen, von der Schöpfung, dem Heiland und allmächtigen Papst wie dem weltlichen Vertreter desselben, dem Kaiser, handelnden Rede ließ darauf hinaus, der Ungläubigen König möge Christ und Lehensmann Karls, des gewaltigen Herrn vom Morgenlande, werden. Beides wurde, wie sich erwarten ließ, rundweg, nicht ohne Verwunderung und Zorn, abgeschlagen; ja, der Inca warf das ihm als Glaubensquelle übergebene Brevierbüchlein nach kurzem Durchblättern, Betasten und, so zu sagen, Aushorchen auf die Seite. „Es ist ja stumm und still!“ soll er entrüstet geschrien haben. Ruhig hob der Mönch das geschmähete Heiligthum vom Boden auf, ging raschen Schritts zu den versteckten Landsleuten und meldete das Geschehene. „Der Heidenhund, sprach er, hat Gott und den Heiland gelästert. Was zaudert ihr? Drauf, drauf! — Ich verkündige euch Sündenerlaß.“ — Sofort gab Pizarro das verabredete Zeichen, eine weiße Schärpe emporhaltend; der Lärmschuß fiel. Mit dem Kriegsgeschrei: „St. Jago!“ — drangen Reiter und Fußknechte auf den dicht gefüllten Platz vor, hieben und stachen in den wirren, betäubten Menschenknäuel hinein, tödteten und zersprengten ihn beinahe ohne allen Widerstand. Auch der Schatten desselben verschwand, sobald der Inca nach dem Fall vieler Edlen unter Pizarro's Mitwirkung bei den Haaren und Armen vom Thronsfessel herabgerissen und als Gefangener hinweggeführt war. Wenige Reiter genügten, um auf diese

lähmende Kunde hin das vor und bei Caxamalca gelagerte Heer zu zer Sprengen. Auch hier ließ man sich in der Betäubung, „wie die Schafe“, hinmeheln, ohne daß auch nur ein Spanier getödtet oder schwer verwundet wurde. Dagegen fielen mindestens drei tausend Peruaner; „ein Schlachten war's und keine Schlacht.“ — Die Beute an Gold- und Silberschirren, Edelsteinen, reich verzierten Gewändern und andern Kostbarkeiten übertraf jede Erwartung; unter den Gefangenen befanden sich viele Frauen und Jungfrauen des obersten Ranges, zum Theil Angehörige des königlichen Harems.

So endigte der entscheidende Stoß, welchen die gewissenlose Verwegenheit des Eroberers und die stolze Selbstüberschätzung des allmächtigen Landesfürsten herbeigeführt hatten. Jener warf Treue und Redlichkeit, dieser Vorsicht und Wachsamkeit über Bord. Dort wollte man sich durch den frechen Bruch des Worts und Gastrechts aus der Sackgasse retten, hier durch die volle Entfaltung des herrschaftlichen Glanzes und Pompes die Handvoll unheimlicher Fremdlinge einschüchtern und gleichsam ohne Wassenkampf moralisch besiegen. Aber, wie gewöhnlich, meisterte auch jetzt die feste, rücksichtslose That den unbehüllichen, an die Weihe seines Rechts gläubigen Rath. — Damit war natürlich einstweilen und halb Wegs der Zauber gelöst, welcher durch den Inca das gesammte Reich zusammenhielt; die Demüthigung des Oberhauptes lähmte den Umschwung und Gebrauch der Gliedmaßen; hießen früher die wunderbaren Ankömmlinge wegen eines unterscheidenden Merkmals die Bartleute, so nannte man sie fortan ob des außerordentlichen Werks die „Viracochas,“ oder Gottes söhne.

Der Gefangene, übrigens höflich und achtungsvoll behandelt, auch nach alter, steifer Soffitte von den Seinigen bedient, gewährte bei seinem angeborenen Urtheilsvermögen bald den ungeheuren, durch eigene Fehlgriffe zum Theil herbeigeführten Wechsel der Dinge; er begann, an die Freiheit zu denken und dafür den hervortretenden Golddurst der Sieger zu benutzen. Würde ihm, lautete der Antrag, die Haft erlassen, so solle binnen gesetzter Frist ein Zimmer von siebenzehn Fuß Breite, zwei und zwanzig Fuß Länge bis auf die Höhe der emporgestreckten Hand am Grund und Boden wie an den Wänden mit goldenen Platten, Gefäßen und Geräthschaften bedeckt werden. — Willig wurde die überreiche Lösung angenommen, williger noch auf des Herrn Befehl von den treuen Unterthanen vollzogen; aus Quito, Cuzco, nahen und fernen Ortschaften, flossen die Gaben nach Caxamalca; Tempel und Paläste, Priester und Krieger, Bauern und Handwerker steuerten bei; eine Unmasse edler Me-

talle, meistens kunstreich verarbeitet, häufte sich an, ohne jedoch die durch einen Strich an den Wänden bezeichnete Höhe zu gewinnen. Selbst, als man unter Aufsicht Spanischer Bevollmächtigten in der Hauptstadt den Sonnentempel der goldenen Mauerplatten entkleidet hatte, blieb die Erfüllung der Zusage noch in weiter Ferne. Dennoch lag schon eine beispiellose Summe bereit, deren endliche Vertheilung Habgier, Neid und Zwietracht forderten. Umagro nämlich war mit ansehnlicher Verstärkung zu Roß und zu Fuß im Hauptquartier eingetroffen (Christmonat). Seinem und der Gefährten Ansprüchen auf gleichen Mitbesitz der Lösegelder zu begegnen, warfen nach langen, heftigen Zänkereien Pizarro und die alten Soldaten hundert tausend Pesos als absindendes Geschenk aus und brachten, was übrig blieb, unter sich zur Vertheilung. Diese, am St. Jago-fersttag (25. Febr. 1533) mit Gebet und kirchlicher Feier eröffnet, lieferte nach Abzug des königlichen Fünftels und mehrer Kunstarbeiten in den eingeschmolzenen, nach Maß und Gewicht berechneten Barren einen wirklich riesenhaften, beispiellosen Beutestoff. Denn an gediegenem Golde warf er eine Million, drei hundert sechs und zwanzig tausend fünfhundert und neun und dreißig Pesos ab (ungefähr drei und ein halb Million Pfd. Sterl. = 33 $\frac{1}{2}$ Mill. Gulden) und an reinem Silber ein und fünfzigtausend sechshundert und zehn Mark, jede zu acht Unzen. — Vier tausend Pesos, nach dem heutigen Münzfuß eben so viele Pfund Sterling, fielen auf den Fußgänger, acht tausend auf den Reiter und so fort nach Rang und Würde *).

Ueber sechzig der plötzlich reich gewordenen Abenteurer kehrten darnach in die Heimath zurück, den Gewinnst in Behaglichkeit zu genießen; eben dahin begab sich mit den Berichten und Geschenken Ferdinand Pizarro, des Statthalters edler, aus rechtmäßiger Ehe entsprossener Bruder. Mit ihm und dem ritterlichen, auf Kundschaft abgesandten Ferdinand von Soto verlor der unglückliche Inca die letzte Stütze. Alles vereinigte sich fortan für seinen Untergang, zumal die unlängst aus Neid und Furcht gebotene und vollzogene Ermordung des Bruders Huascar trotz des Geheimnisses ruchtbar geworden war. „Heute mir, morgen dir!“ hatte der Sterbende ausgerufen, ein prophetisches Wort, welches nur zu bald in Erfüllung ging. Denn um einen lästigen Gefangenen, dessen ungeheure Lösegelder, buchstäblich gedeutet, noch nicht genügten, los zu werden, beschloßen die vornehmen Wächter seinen Tod. Um ein Ver-

*) Zarate II, c. 7. Vgl. Prescott I, 278 ff.

brechen mehr oder weniger kummerten sich weder Almagro, noch Franz Pizarro und die habgierigen Genossen derselben.

Beide Häuptlinge ließen sich daher mit zwei Besitzern zu einem außerordentlichen Gerichtshof ernennen, welcher auf die vom öffentlichen Ankläger im Namen Königs Karl vorgelegte Beschuldigung ein für alle mal entscheiden sollte. Atahualpa, lautete letztere, habe ungeachtet seiner unehelichen Geburt den rechtmäßigen Erben und leiblichen Bruder um Thron und Leben gebracht, daneben Götzendienst und Menschenopfer nicht nur geduldet, sondern auch befohlen, eine große Menge Beischläferinnen gehalten, königliche Schätze seit seiner Verhaftnahme verschwendet und unterschlagen, endlich seine Unterthanen zu den Waffen wider die Spanier aufgewiegelt. — Die Haupturheber dieser unvernünftigen und ungerechten Anklage waren der ränkevolle, sittenlose Priester Valverde, der habgierige Schatzmeister Riquelme und ein verdorbener, gewissenloser Schreiber. *) Auch der Dolmetsch Philippchen, welcher um eine Sonnentochter buhlerisch warb, that Alles, um durch Lügen und Verdrehungen seinen gebornen Landesherrn in den Untergang zu bringen. Im Hintergrunde standen aber als eigentliche Dränger die beiden Feldherrn, welche trotz ihrer sonstigen Eifersucht in dem Tode des Inca die stärkste Handhabe und Bürgschaft der fernern Eroberung, vielleicht nicht ohne Fug, zu besitzen glaubten. Umsonst betheuerte und bewies der Gefangene durch Zeugen und Vernunftgründe seine Unschuld; er wurde als überführt der angegebenen Anklagepunkte zum Scheiterhaufen verurtheilt, jedoch aus Gnaden und nach Annahme der vom Bruder Valverde aufgedrungenen Taufe am Pfahle — erdroßelt, dreißig und etliche Jahre alt (29. Aug.). Da gaben sich viele Weiber und mehrere Männer, vor Schrecken und Kummer, freiwillig den Tod; sie wollten den letzten Herrn nicht überleben und hofften ihn in dem strahlenden Sonnenhause jenseit der Erde wieder zu finden. Wenn übrigens Atahualpa, ein sonst verständiger und standhafter Fürst, am Rande des Grabes den Glauben seiner Väter abschwor, so geschah das theils aus Härlichkeit gegen die unmündigen, dem Schutze Pizarro's empfohlenen Söhne und Töchter, theils in der her-

*) S. Oviedo, historia general de las Indias. Ms. bei Prescott II, 307. nr. 10. „E todo aquello, heißt es da, fue rodeado por malos e por la inadvertencia é mal consejo del Gobernador, é comenzaron á le hacer proceso mal compuesto y peor escrito, seyendo uno de los adalides, un inquieto, desasosegado é deshonesto clerigo, y un escribano falto de conciencia é de mala habilidad etc.

förmlichen Ueberzeugung, daß der angebrohete, durch die Taufe vermiedene Feuertod nicht nur den Leib, sondern auch die Seele treffen werde.

Sobald sich die Kunde von dem furchtbaren, kaum für möglich gehaltenen Ende des geweihten und gewissermaßen gezeigten Oberhauptes verbreitet hatte, lösten sich überall die Bande der Zucht und Ordnung auf. Mit dem sittlich-politischen Fall des unumschränkten Führers ging auch leiblich das große, bisher in dieser Rücksicht etwa durch Waffen nicht überwundene Reich „der vier Weltquartiere,“ gewöhnlich Peru geheißen, aus den Fugen. Herrenlosigkeit, Mord und Plünderung griffen, wie ein Lauffeuer, um sich. Zu Quito bemeisterte sich der aus Caxamalca mit 5,000 Kriegerern am ersten Unglückstage Atahualpa's entflohenen Befehlshaber Ruminagui der Gewalt, tödtete die Sonnenkinder und erklärte sich für unabhängig, im Süden huldigte das Volk von Cuzco und Umgegend einem Bruder Huascars, Manco Capac, als Inca, und in der Mitte zu Caxamalca mußte der junge Toparca, Bruder Atahualpa's, als Schattenkönig und Werkzeug der Fremden auftreten.

Diese, lüstern nach den Schätzen der Hauptstadt und durch frische Abenteurerschaaren bedeutend verstärkt, beschloßen endlich, ohne das bisherige Standlager und den Küstenplatz St. Michael zu entblößen, den Zug in das zerrüttete Binnenland. Dahin geschah, um den Anfang des Herbstmonats, mit fünf hundert Bewaffneten der Ausbruch. Man folgte der großen Kunststraße über Berg und Thal bis zu dem Städtchen Tauxa ohne wesentliche Hindernisse; aber von da an leisteten die Peruaner unter ihrem kundigen Feldherrn Quizquiz in den Pässen und an den Flußfurten hartnäckige, bisweilen erfolgreiche Gegenwehr. Diese mußte jedoch, wie gewöhnlich, dem Ungestüm der Reiterei und der Ausdauer des Fußvolks weichen. Am 15. Wintermonat (1533) wurde die glänzende, von mindestens 300,000 Menschen bewohnte Sonnenstadt besetzt, ihrer ungeheueren Tempel- und Palastschätze, welche in eine neue Theilung fielen, beraubt, darnach dem Inca, Manco Capac, — sein Nebenhuhler Toparca lebte nicht mehr — als Lehensmann Kaiser und König Karls V. unter Spanischem Schutz übergeben, gemacht mit Kirchen und Klöstern, Gemeinderäthen, Richtern und Polizeibeamten versehen, indeß Bruder Valverde als Bischof von Cuzco mit päpstlicher Bewilligung auftrat. Seinen rohen Glaubenseifer ermäßigten jedoch bald die zahlreich eintreffenden Dominikaner und andere Ordensgeistliche, welche mehr durch Predigt und Schule, denn Schwert und Gewalt, die Propaganda der Römisch-Katholischen Kirche zu betreiben trachteten.

Inzwischen hatte Benalcazar, der kühne und waffentüchtige Be-

fehlshaber von St. Michael, unter unsäglichen Drangsalen und Gefahren in eigener Rechnung Quito und die Hochebene desselben erobert, eben dahin Pedro de Alvarado, Statthalter Guatimala's, aus alter Abenteuerlust und wachsender Gewinnsucht von der Guayaquilbucht aus über die Schnee- und Eisgebirge eine durch Mühen und Verluste hervorstechende Fahrt mit fünf hundert erlesenen Waffengenossen unternommen, endlich, unbefugtem Einbruch zu wehren, Diego Almagro trotz seines Alters mit jugendlicher Kraft den Einzug angetreten. Schon drohete auf der Ebene von Riobambo Bürgerkrieg auszubrechen, als beide Parteien durch Mittelsmänner ihre Streitigkeiten ausglich, der ritterliche Sonnensohn oder Tonatiuh, wie ihn die Mexicaner genannt hatten, für eine Entschädigung von hundert tausend Pesos Flotte und Mannschaft größtentheils den Eroberern Peru's überließ und gen Guatimala heimkehrte, Almagro und Pizarro aber den weitem Ausbau der ungeheuren Gewinnste in Ruhe und einstweiliger Eintracht verfolgten (1534).

Dies konnte um so eher geschehen, je freigebiger Kaiser Karl, hingerrissen von den glänzenden Geschenken und Berichten Ferdinand Pizarro's die geleisteten Dienste beider Gesellschaftsfreunde (Associés) belohnt hatte. Während nämlich der gewandte und fein gebildete Bote neben Andern die hohe Würde des St. Jagoritters empfing, erhielt sein Bruder Franz nicht nur die Bestätigung in der durch eine Zugabe von siebenzig Seemeilen längs der Küste vergrößerten Oberstatthalterschaft, Neu-Castilien, sondern auch den Titel eines Markis von Atavillos im Gerichtskreise (Audienz) Lima's *) und somit die Aufnahme in den beneideten Kreis der Granden. Auch der Vereinsgenosse ging diesmal nicht leer aus; denn er erhielt als unabhängiger Adelantado die Befugniß, zwei hundert Seemeilen südwärts die bald unter dem Namen Chili oder Neu-Toledo bekannt gewordenen Küstenlande zu entdecken, zu erobern und zu verwalten.

Raum hatte Almagro auf dem Wege sicherer Kunde die endliche Erfüllung seines alten Lieblingswunsches vernommen, als er noch vor dem Eintreffen des amtlichen Bestallungsbrieß aus Ungeduld des Ehrgeizes persönlich zugriff und sich Cuzco's zu bemächtigern trachtete. Denn dieses, lautete die Ausrede, gehöre, südwärts der Scheidungslinie gelegen, ihm und nicht dem Vereinsgenossen. Da nun die Brüder des Letztern, Johann und Gonzalo Pizarro, entschieden widersprachen, so kam es bald

*) Lafuente, historia de España. XII, 47. nennt irrthümlich Charcas als Titel.

von Worten zu Thätlichkeiten. Dem drohenden Ausbruch eines eigentlichen Bürgerkrieges setzte jedoch einstweilen der Sühnvertrag Ziel, welchen beide unverföhnliche Nebenbuhler, Rache im Herzen, wiederum mit scheinbarer Aufrichtigkeit abschlossen, durch Eid und Abendmahl vor zahlreichen Zeugen bekräftigten. Almagro, lautete der Hauptinhalt, möge ohne Säumniß die Eroberung Chili's versuchen und hier im Fall des Gelingens als unabhängiger Statthalter in bürgerlichen und kriegerischen Angelegenheiten schalten; wo nicht, werde ihm Franz Pizarro zur Schadloshaltung die Hälfte Peru's abtreten. Den Bundesbrüchigen möge Gott um Leben, Gut und Seligkeit büßen! (12. Brachm. 1534.)

So für die Gegenwart und nächste Zukunft ausgesöhnt, schritten die Betheiligten auf verschiedenen Wegen langsam den Zielpunkten ihres Ehrgeizes entgegen, der Eine mehr auf innere und ordnende, der Andere auf äußere und erobernde Thätigkeit gerichtet. Der bisher rein kriegerische Pizarro nämlich entfaltete in überraschender Weise das vergrabene Pfund verwaltender und gesetzgebender Einsicht, der etwas ältere, bisher hauptsächlich auf den Nachschub der Geldmittel und Söldnerrotten gewandte Nebenbuhler gefiel sich plötzlich trotz der Jahre in eben so gefähr- als drangsalvollen Heerfahrten nach dem äußersten Süden; der Erste schuf einen neuen Mittelpunkt der Peruanischen Verwaltung, der Zweite bahnte den Pfad zur Unterjochung des langen, schmalen Küstenstrichs zwischen den Anden und der See.

In Betreff der ersten, auf das Innere gerichteten Handlung lag es am Tage, daß die bisherige, in einen Winkel fallende Hauptstadt eben so wenig dem Bedürfniß der Einheit, als des wachsenden See- und Landverkehrs genügen konnte. Auch ruhet, so zu sagen, über Cuzco der Schatten des kaum und nothdürftig unterdrückten Heidenthums, während es die christlich-militärische Propaganda nicht verstand, brauchbare oder unschuldige Stoffe des alten, heimischen Glaubens für den neuen Bau zu benutzen. Pizarro wählte daher für seine politisch-kirchlichen Zwecke einen gewissermaßen jungfräulichen Boden, das fruchtbare Rimakthal, welches ein gleichnamiger Fluß bewässerte und mit dem Meere verknüpfte. Die hier zu Ehren der Weisen aus dem Morgenlande beschlossene (6. Jänner 1534) und mit außerordentlichem Eifer ins Werk gesetzte Stadt der Könige (*la ciudad de los reyes*), bald aber Lima (verdorben aus Rimak) geheißene Hauptstadt hatte alle Vortheile der See- und Festlandslage. Gestützt auf den etliche Stunden entfernten Hafenort Callao an der Rimakmündung, konnte sie leicht die Schifffahrt nach Norden und Süden bemeistern und gleichzeitig für den Landverkehr als

Stapelplatz auftreten. Auch ihr Aeußeres entsprach dieser folgenreichen Bestimmung. Breite, einander rechtwinklig durchschneidende Straßen, feste und dabei schöne Gebäude, unter welchen die Hauptkirche und der Palast des Statthalters hervorragten, Gärten und Kanäle bezeichneten Lima bald als die bedeutendste Niederlassung in Peru, zu welcher schon wegen der frischen, gesunden Luft und des fruchtbaren Bodens Ansiedler der alten und neuen Heimath zahlreich herbeiströmen mußten. Daneben vergaß der Stifter auch die Pflege des bürgerlichen und gewerblichen Lebens nicht; er gab Vorschriften für die Feldwirthschaft, welche sich beinahe allen Europäischen Sämereien anzupassen mußte, den Bergbau und Handel; kurz, er zeigte eine seltene Gabe des Ordnen und Verwaltens, welche den Mangel an Schule und Bildung durch werththätige Lebenskenntniß zu ergänzen trachtete. Dazu tritt denn als zweites Merkmal das Streben nach einer gewissen häuslichen Genossenschaft. Franz Pizarro, unvermählt, sorgt für seine vier Brüder als nächste Erben, gleich wie diese wiederum für ihn als Aeltesten und Stammhalter arbeiten. Die natürlichen Kinder, deren der Markis später mehre mit Indianerinnen erzeugt hat, gelten nur als Nebensache und helfen keinen häuslichen Ehrgeiz mit begründen. Einfach von Kleidung, Lebensart und Tafel mied er, feierliche Gelegenheiten ausgenommen, Prunk und Aufwand; glänzende, gleichsam zur Schau gestellte Freigebigkeit war ihm widerwärtig; im Stillen und ohne Aufsehen wurden Freunde und treue Anhänger oft sehr reichlich belohnt.

Inzwischen verfolgte Almagro oder der Präsident (Aldantado), wie man ihn seit dem königlichen Gnadenbrief gewöhnlich hieß, seinen Chilizug (1535—1537). Er hatte durch den Ruf des Glücks, welches ihn bisher begleitete, durch die freundliche, mit Geschenken nicht sparsame Lebensweise bei fünf hundert und siebenzig Reiter und Fußgänger unter seine Fahne versammelt, darauf kühn und abenteuerlich, wie er trotz seines Alters war, nicht den Weg längs der Küste, sondern quer über das Gebirge eingeschlagen und hier unerhörte Drangsale erlitten. Kälte und Hunger rafften Mann und Roß fort, indeß der schlankte, muskulöse und tapfere Eingeborne seine geringe Habe mit Geschicklichkeit und Nachdruck vertheidigte. Dasselbe begegnete, als man in die Ebene des Coquimbothales hinabstieg; nur langsam und nicht ohne empfindliche Einbuße rückten die Eroberer vor. Selbst Weiber nahmen an dem Kampfe mit Pfeil und Bogen Theil; der erste herkömmliche Schrecken vor den Pferden und Feuerwaffen der Fremdlinge legte sich bald und machte einem besonnenen Widerstand Platz. Die Abenteurer, obschon durch ziemliche

Beute, auch an Gold, die Fruchtbarkeit und gesunde Frische des Landes angezogen, sehnten sich daher gemach nach der Heimkehr und benutzten dafür den ersten günstigen Anlaß. Diesen gewährte die unerwartete Kunde von dem eigentlich ersten und letzten Nationalaufstande der Peruaner. Müde der Placereien und Gewaltthätigkeiten, welche man besonders an den Heilighümern und Jungfrauen des zertretenen Sonnencultus verübte, hatten sie sich nach geheimer Zurüstung plötzlich massenhaft zu den Waffen erhoben, unter der Führung des flüchtig gewordenen Inca Manco Capac von Quito bis zu der Gränze Chili's den Befreiungskrieg begonnen, viele Spanische Ansiedelungen und Posten überfallen, niedergemacht oder zerstreut, mit zwei großen Heerführern hier Lima und den Marfis Franz Pizarro, dort Cuzco und die drei Brüder desselben, Johann, Gonzalo und Ferdinand, enge eingeschlossen (Hornung 1536). Vor Allem wandte sich die Wuth der Empörung gegen die alte, immer noch für heilig gehaltene Hauptstadt. Beinahe kein Tag verging hier acht Monate lang ohne Gefechte, welche den Belagerten stets Todte, unter ihnen Johann Pizarro, und Verwundete kosteten. Feuersbrünste, zum Verderben der halben Stadt von den Brandpfeilen und in gelöste Baumwolle eingetauchten Glühsteinen der Indier entzündet, Mangel und Krankheit machten die Lage der zweihundert Europäer und tausend Eingeborne starken Besatzung fast unrettbar. Auch die Aussicht auf Hülfe von Lima her verschwand; denn die mehrmals durch den Statthalter entsandten Schaaren wurden in die Gebirgspässe gelockt, plötzlich umringt und meistens erschlagen. Ja, der bisher scheue Indier wagte es, sich mit den erbeuteten Schwertern, Helmen und Feuerwaffen zu bewaffnen und nothdürftig einzuüben. Die Muthigsten, der Inca voran, schlangen sich sogar auf den Rücken des gefürchteten Rosses und versuchten nicht ohne Glück den Reiterdienst. Zwar nahete mit der Herbst- und Erndtezeit durch den Abzug vieler Tausende für die Belagerten einige Erleichterung, aber die Sperre und mit ihr die Gefahr des endlichen Untergangs blieben ungeändert. — Der Spanische Verlust betrug im Ganzen seit dem Beginn des Aufstandes über sechshundert Todte.

In dieser Noth rettete Almagro. Kaum im Besitz des kaiserlichen, von Pizarro nach langem Zaudern übersandten Gnaden- und Bestallungsbriefes, brach er, dem lauten Wunsch der Waffengefährten folgsam, den Eroberungskrieg im unwirthlichen Chili einstweilen ab, zog längs der Küste und durch die Sandwüste Atacama's bis zur südlichsten Markung Peru's aufwärts und überschritt nach etlicher Rast bei Are-

quipa die Cordilleren, um Cuzco zu befreien. — Denn die alte Inca-stadt, wurde gedeutet, gehöre nach Urkunde und Siegel nicht zum Regierungskreise Franz Pizarro's, sondern seines so oft um Land und Recht-same verkürzten Bundesgenossen, Diego Almagro. Gemäß dieser Ausle-gung, welche den offenen Bruch zwischen beiden gleich ehrgeizigen Neben-buhlern herbeiführen mußte, wurde rasch und kräftig gehandelt, das Ge-birge überstiegen, der Indische Aufruhr in mehrern Gefechten darnieder-geworfen und der Inca Manco zur Flucht genöthigt, endlich in einer dunkeln, stürmischen Nacht (8. April 1537) Cuzco überrumpelt, die Be-satzung mit den beiden Pizarro's, Gonzalo und Ferdinand, nach kurzer Gegenwehr durch Waffen und Feuer zur Haft gebracht, darauf Rath und Einwohnerschaft für den neuen Oberstatthalter beeidigt. Derselbe handelte im Ganzen mit Milde, Umsicht und Großmuth; kein Bürger-blut besleckte den Sieg; umsonst empfahl der greise Feldherr Orgoñez, welcher schon in den Zwanzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts in Italien gedient hatte, die augenblickliche Hinrichtung der Pizarro's und den Marsch auf Lima. Das offene, ritterliche Wesen des Präsidenten widersprechte auch dann noch, als ein glückliches Treffen am Abancayfluß eine Abtheilung von fünf hundert Mann mit ihrem Befehlshaber, Al-phons von Alvarado, in Gefangenschaft gebracht hatte (10. Heumonat).

Anders verfuhr der Markis von Atavillos. Kaum in seiner Haupt-stadt von den Eingebornen befreit, gedachte er der Rache an dem Neben-buhler, zog heimlich von allen Seiten her, selbst aus Nicaragua, Guati-mala und St. Domingo, unter dem Vorwand der Indischen Noth Hülfsschaaren herbei, erheuchelte Mäßigung und Versöhnlichkeit, ja, gewann, nachdem Gonzalo und Alvarado sich durch die Flucht gerettet hatten, für die Befreiung des zweiten Bruders Ferdinand und den Austrag der Streitigkeiten die endliche, aufrichtige Annahme eines schiedsrichterlichen Spruchs. Ihm gemäß sollte Cuzco bis zur kaiserlichen Entscheidung im Besitz des gegenwärtigen Inhabers verbleiben, Ferdinand Pizarro binnen sechs Wochen nach Spanien abreisen. Kaum war aber dieser im Haupt-quartier des Bruders angelangt, als Letzterer die Maske abwarf und den Krieg als einzigen Weg der Ausgleichung bezeichnete. Denn alle Rük-stungen waren jetzt vollendet. Mehr als sieben hundert Soldaten standen bereit, unter dem rachgierigen, waffenkundigen Ferdinand in das Innere vorzubringen. Sie langten, weil ihnen nirgends die Pässe verlegt waren, ohne Hinderniß in der Nähe der alten Hauptstadt an, wo Almagro, durch Alter, Krankheit und Kummer gebeugt, mit etwa fünf hundert Ge-treuen bei den sog. Salinen (las salinas) Stellung genommen hatte. Den

Oberbefehl führte der alte Freund und fruchtlose Warner, Roderich Orgoñez. Am 26. April 1538 früh Morgens stießen beide Heere nach angehörter Messe mit gleichem Grimm und Ungestüm auf einander. Tausende von Indiern, auf den benachbarten Gebirgen versammelt, wohnten schadenfroh gewissermaßen als Zeugen dem ersten Bürgerkriege ihrer Feinde bei; sie wollten nach der Entscheidung auf den siegreichen, abgeschwächten Theil fallen, nahmen aber später aus Furcht und Mangel an Führung keine Partei, sondern begnügten sich mit dem Plündern der Todten und Wunden.

Inzwischen tobte der Kampf um die Herrschaft in Peru mit wechselndem Glück volle zwei Stunden; beide Theile verrichteten Wunder der Tapferkeit, namentlich die Reiter, unter welchen der greise Orgoñez besonders hervorleuchtete. Als er aber, von einer Büchsenkugel schwer getroffen, vom Roß sank und bald darauf trotz der Gefangenschaft durch einen Edelknaben Pizarro's den Todesstreich empfing: da lösten sich gemach die Reihen der Waffengefährten zu wilder Flucht auf. Viel wirkten dafür zwei Fähnlein Feuerschützen, welche der Kaiser unlängst zur Aushülfe gegen den Indischen Aufstand geschickt hatte. Ueberhaupt blieben in der Schlacht bei den Salinen, dem Pharsalus für die Spanischen Abenteurer Süd-Amerika's, hundert und fünfzig Mann, in Betracht der geringen Streitkräfte und kurzen Kampfdauer ein immerhin bedeutender Verlust. Was von den Ueberwundenen nicht fiel oder in Gefangenschaft kam, flüchtete nach der nahen Hauptstadt, welche sofort genommen und entsetzlich geplündert wurde. Eben dahin rettete sich auf einem Maulthier der alte, gebrechliche Almagro, bisher von einer Anhöhe aus mit wechselnden Empfindungen nicht sowohl Ordner, denn Beobachter des verhängnißvollen Kampfes. Denn bald nach der Ankunft in Cuzco gefangen, anfangs hart, darnach milde behandelt, wurde das Oberhaupt der sog. Chilipartei auf Betrieb der Pizarro's, insonderheit Ferdinands, vor ein Kriegsgericht gestellt, als Hochverrätther zum Tode verurtheilt und aus Gnaden nicht öffentlich durch das Schwert, sondern im Kerker durch den Strang (die Garrote) hingerichtet (um den 8. Heum.). Nach anfänglicher Schwäche, welche ihn selbst zu Bitten verführte, bestand der 75jährige Greis sein hartes, freilich nicht schuldloses Geschick mit männlicher Fassung; er setzte den einzigen unmündigen Sohn Diego, dessen Mutter eine Indierin aus Panama war, zum Erben und Nachfolger in der Statthalterschaft Chili oder Neu-Toledo ein, vermachte aber alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum in Peru dem König und Kaiser Karl V.

Fortan schaltete Franz Pizarro mit den Brüdern fast unumschränkt; er theilte Ehren und Belohnungen unter die Freunde und Anhänger mit vollen Händen aus, strafte die Chilileute eben so ungerecht als unklug um Güter und Aemter, erdrückte die letzten Regungen des Indischen Aufstandes weniger durch Gefechte, denn Militärkolonien und neue Landlosse (Repertimientos), sorgte mit wachsender Umsicht und Kraft für Ackerbau, Gewerblichkeit, Handel und Entdeckungen, wie denn sein Bruder Gonzalo die an Gefahren, Drangsalen und Abenteuern reiche Fahrt nach dem Zimmlande (Canelas) und dem Marañon oder Amazonenstrom mit dem eigentlichen Beschiffer und Erforscher des letztern, Orellana, unternehmen mußte (1540—1542), that aber nichts, um durch Milde und Versöhnlichkeit die zertretene Partei seines schmähtlich aufgeopferten Nebenbuhlers entweder zu gewinnen oder wenigstens unschädlich zu machen. Daher blieben unter dem Deckmantel der äußern, militärisch-polizeilichen Ruhe und Ordnung die Sprühfunken der Rachgier, Habsucht und Herrenlosigkeit lebendig; sie erwarteten nur den günstigen Augenblick des Durchbruchs; denn Blut fordert Blut und „der Frevel gebiert den Frevel.“ Das empfand man selbst am fernen, in die großen Welthandel Europa's verstrickten Königs- und Kaiserhose. Denn nicht nur wurde Ferdinand Pizarro, trotz seines prunkvollen Auftritts und reichen Geschenks, als mitschuldig am Justizmord Almagro's verhaftet, sondern auch ein außerordentlicher Bevollmächtigter für Peru ernannt. Derselbe sollte an Ort und Stelle gründlich und unparteiisch prüfen, dem Statthalter mit Rath und That zur Seite stehen, falls jener aber nicht mehr lebte, an seinen Platz treten. Dann war der neue Vertrauens- und Mittelsmann, Baca de Castro, bisher Licentiat und Hofrichter zu Valladolid, auf dem Schauplatz seiner Bestimmung eingetroffen, als er sogleich Gelegenheit fand, den Ruf seiner Redlichkeit, Einsicht und Charakterstärke zu bewahrheiten. Denn bald darauf fiel inmitten seiner Hauptstadt Lima und seines prachtvollen Palastes der allmächtige Statthalter und Markis, Franz Pizarro, als Opfer einer eben so schlau entworfenen, denn kühn ausgeführten Verschwörung der rachgierigen, in Armuth und Noth gestützten Chilileute.

Das sichtbare Haupt derselben war der junge Diego Almagro, tapfer, offen und großmüthig, wie der Vater, welchem er auch an Leidenschaftlichkeit glich, aber bei weitem empfänglicher für Bildung und feinere Sitte; er war der beste Reiter, konnte mit Fertigkeit lesen und schreiben. Man setzte große Hoffnungen auf seine Geistes-, Gemüths- und Leibesgaben. Die eigentliche Leitung der Partei und ihrer Pläne

ging von dem ehemaligen Erzieher und vertrautesten Rathgeber Diego's aus, Johann von Herrada oder Rada, wie man ihn gewöhnlich nennt. Er hatte von der Pike auf gedient, besaß Kriegserfahrung, Geschäfts- und Menschenkenntniß. Sein Haß gegen den Markis-Statthalter, welchen er für den wahrhaften Mörder seines Freundes und Gönners hielt, wurzelte so tief, daß ihn weder Alter noch Fürsicht mildern konnten. Trotz oder Auflehnung gegen die Krongewalt wurde dabei nicht in Aufschlag gebracht; auch bei den übrigen Verschwornen, meistens heruntergekommenen Edelleuten, wirkte nur persönlicher Groll, welcher Rache an dem Urheber ihres Mißgeschicks suchte. Waren doch die einst reichen und prunkvollen Herren so verarmt, daß ihrer zwölf, heißt es, nur einen Rock und Mantel zum abwechselnden Ausgehen hatten. — Dazu kam, daß die herrschende Partei der Pizarro's oder von Pachacamac *) oft in bitteren Hohnworten und übermüthigen Handlungen ihre Schadenfreude und stolze Sicherheit kundgab. Als nun die Kunde umlief, der mit Sehnsucht erwartete Sendbote des Kaisers sei im Sturm an der Nordküste zu Grunde gegangen, da beschloßen die Mißvergnügten die Anwendung der, wie sie wähten, jetzt erlaubten Selbsthülfe. Der Statthalter, wurde verabredet, sollte Sonntags den 26. Brachmonat (1541) bei dem Heimgang aus der Kirche überfallen und niedergestossen, darauf eine vorläufige (provisorische) Regierung eingesetzt werden. Dem jungen Almagro, welcher Mord scheuete, machte man dagegen weiß, es handele sich dormalen nur um Verhaftnahme. **) Mehrmals wurde der Bedrohte gewarnt, aber sein angeborener Muth scheuete so wenig Gefahren, als die lange und glückliche Machtübung Leibwächter und ähnliche Vorsichtsanstalten für schädlich hielt. Selbst eine offenbare Anzeige, welche am Samstag ein Keuiger dem Beichtvater und dieser dem Geheimschreiber Picado machte, blieb fruchtlos. „Der Pfaffe sucht ein Bisthum,“ antwortete der Markis. Gleiche Sorglosigkeit hatte der Polizeirichter Velasquez. So lange er, lautete die stolze Zusage, den Stab der Gerechtigkeit in den Händen habe, sei nichts zu fürchten.

Bei dem Allen aber blieb ein unheimliches Vorgefühl zurück; man machte unter dem Vorwand der Kränklichkeit bekannt, daß die Herrschaft nicht in der Kirche, sondern im Hause Messe hören werde. Dieser Um-

*) Ein Sitz des gleichnamigen Gottes und Tempels unweit Lima.

**) Brief Almagro's vom 14. Heumonat an den R. Gerichtshof von Panama bei Prescott II, S. 311. Anhang XII. „acordé de entrar en su casa i prenderle para escusar mayores daños etc.“

stand entschied; denn kaum hatten die Verschwornen die Abwesenheit ihres Schlachtopfers erfahren, als sie des Glaubens, entdeckt zu sein, an die That schritten, sechs- und achtzehn Bewaffnete stark, aus der Wohnung Almagro's auf die Straße stürzten und mit geückten Schwertern unter dem Ruf: „Tod den Tyrannen!“ über den Marktplatz gegen den Regierungspalast vordrangen und bald durch die zwei Höfe die Treppe erreichten. Pizarro, nach eben aufgehobener Tafel der Mittagsruhe pflegend und von den meisten Freunden, welche, wie der Polizeirichter Velasquez, aus dem Fenster sprangen, verlassen, hatte nicht einmal Zeit, den Harnisch anzulegen. Denn schon drangen die Feinde über den Körper des niedergestoßenen Hauptmanns, Franz von Chaves, die Stiege aufwärts gegen die offene Saalthüre vor. Diese wurde von dem Statthalter, seinem Halbbruder Martinez von Alcantara und zwei Edelknaben einige Minuten lang mit wirklichem Heldenmuth wider die Ueberzahl Streich auf Streich vertheidigt. Endlich, nachdem sämmtliche Gefährten gefallen waren, stürzte auch der Markis, an der Kehle tödtlich getroffen, zu Boden, machte schnell unter dem Ausruf: „Jesus!“ mit dem blutigen Finger ein Kreuz und verschieb in dem Augenblick, wie er es küßten wollte. Die Mörder aber, deren mehre gefallen waren, eilten sofort auf die Straßen, schrieen: „Der Tyrann ist todt; es lebe der Kaiser und Almagro, sein Statthalter!“, schwenkten die blutigen Schwerter, sammelten den gleichgesinnten, durch zahlreiche Ueberläufer verstärkten Anhang und bewerkstelligten binnen etlichen Stunden eine durchgreifende Revolution. Denn der Stadtrath anerkannte sogleich den jungen Almagro als rechtmäßigen Nachfolger des Vaters, besetzte die Aemter mit Chiliseuten und gab denselben Gut und Blut der Widersacher Preis. Etliche wurden am Vermögen, Andere, unter ihnen der Geheimschreiber Picado, am Leben gestraft, Viele auch verjagt. So allgemein und stark war der Umschwung, daß ein ehemaliger Diener ganz in der Stille die Leiche des gefürchteten, allgewaltigen Pizarro in einem Winkel der Hauptkirche beisetzen und gleichsam vom Galgen hinweg der ewigen Ruhe überliefern mußte.

Diesen traurigen Ausgang nahm der Eroberer Peru's etwa im fünf und sechs- und zwanzigsten Lebensjahre; der an Atahualpa verübte Frevel blieb nicht ungerächt. Die Chilipartei aber wußte ihren Sieg keineswegs mit der nöthigen Mäßigung und Umsicht zu benutzen; es fehlten Gesetz und Recht, Zucht und Ordnung, bald auch, als Herrada den Beschwerden erlag, kriegerischer Plan und Heerbefehl. Der junge, des Rathes bedürftige Almagro schwankte hin und her; etliche Landschaften und Städte

erklärten sich für, die meisten gegen ihn; die Zahl der Abenteurer und Landstreicher war größer, als die der ehrbaren, landsässigen Männer. Ueberdies wußte Baca de Castro, welcher jetzt seinen Vollmachten gemäß als Oberstatthalter hervortrat, Zeit und Vertlichkeit trefflich zu benutzen. Für Verwaltung und Rechtspflege, Krieg und Befehlshaberschaft entwickelte er gleiche Gaben; seinem zähen Muth stand gewandte Geschäftsfenntniß zur Seite. Willig ordneten sich ihm erprobte Heerführer, wie Benalcazar, der Eroberer Quito's, und Franz von Carvajal, unter. Letzterer, in den italienischen Feldzügen soldatisch ausgebildet und unlängst in der neuen Welt angelangt, war an Fahren ein Greis, an Feuer ein Jüngling; seinem rauhen, rachgierigen, hier und da auch habüchtigen Wesen blieben Milde und Menschenfreundlichkeit fremd; im Dienst beim Ertragen der Mühen und Bestehen der Gefahren that es ihm Niemand zuvor; mit eiserner Ruthe hielt er, sobald es dem Feinde galt, die buntesten Theile des Schlachtkörpers zusammen, welche von ihm musterhaft eingeschult wurden. Sein scharfer, herzloser Verstand spiegelte sich nicht selten in beißenden Witzworten ab, welche nichts Heiliges und Weltliches verschonten.

Nach mehr denn anderthalbjährigem Schwanken und Hin- und Herziehen stießen endlich in der Ebene von Chupas, Gerichtskreises Lima, Baca de Castro und Almagro auf einander. Jener forderte als Friedensbedinge die augenblickliche Uebergabe der Mörder Pizarro's und Entlassung des Heeres, dieser lehnte ab, was der Ehre und dem Wort widersprach. So konnte nur die Schlacht entscheiden, welche am 16. Herbstmonat 1542 zwei Stunden vor Sonnenuntergang entbrannte. Beide Theile stritten mit gleicher Wuth und Todesverachtung, die Königlichen, weil sie auf ihre gute Sache und Ueberlegenheit an Zahl traueten, die Aufständischen, weil ihnen nach einmal abgebrochener Unterhandlung nur der Sieg Bürgschaft des Lebens und Eigenthums brachte. Dort, wo das Ganze etwa sieben hundert Bewaffnete enthielt, erwartete man den günstigen Ausschlag besonders von der Reiterei, hier, um zwei hundert Soldaten schwächer, von den sechszehn größern und kleinern Geschützen. In dem Reiterkampf griffen die Einen und Andern anfangs zu den Lanzen, darauf zu den Schwertern, Keulen und Beilen. Etliche schlugen sogar mit Holzärten so auf einander, daß nicht Helm und Panzer schirmen konnten. Zweimal setzten die beiderseitigen Geschwader zum blutigen, unentschiedenen Handgemenge an und eben so oft ruheten sie, Athem zu schöpfen, etliche Augenblicke aus. So kämpfte man bis zum Einbruch der Nacht mit wechselndem Glück. Da gab die Ankunft Baca de

Castro's, welcher dreißig erlesene Reiter befehligte, den Ausschlag. Die Aufständischen flohen, mehre Hauptleute aber, wie Bilbao und Sosa, warfen sich unter dem Ruf: „Wir haben den Markis erschlagen!“ auf den Feind, suchten und fanden den Tod.

Die eigentliche Entscheidung brachte jedoch das königliche Fußvolk. Von Carvajal, welcher Helm und Panzer wegwarf, geführt, warf es sich auf die tapfer, aber unglücklich vertheidigten Geschütze, richtete dieselben gegen die Widersacher und gewann nach einem kurzen, heftigen Stoß die Wahlstatt. Auf derselben lagen über drei hundert Tode und noch mehr Verwundete beider Theile. Fortan war die Chilipartei gebrochen; Kriegsgesichte gaben ihr den Gnadenstoß, verurtheilten vierzig Gefangene zum Tode, dreißig zur Verbannung. Das erste Loos traf auch den zwei und zwanzigjährigen Almagro. In Cuzco von der schnell umgewandelten Bürgerschaft verhaftet und ausgeliefert, starb er, bis zum letzten Augenblick unerschüttert, unter dem Veil des Nachrichters; seinem Wunsche gemäß, wurde der Körper im Kloster der Gnade — la Merced — zur Seite des unglücklichen Vaters beigesetzt.

Inzwischen hatte Kaiser Karl V., bestürmt von den Klagen der unterdrückten Eingebornen, für die West-Indischen Pflanzungen einen durchgreifenden Reformplan beschloffen, welcher entgegen den wohlthätigen Absichten das Zeichen zum Ausbruch neuer Wirren und Kämpfe gab. Das Gesetzbuch nämlich, welches von der großen, in Valladolid abgehaltenen Rathsverammlung ausging, erklärte neben Anderm die Indier für freie Unterthanen der Krone, führte die willkürlichen Steuern auf ein billiges und von der jeweiligen Schätzung abhängiges Maß zurück, untersagte die Frohndienste in Bergwerken, Perlenfischereien und auf Reisen, indem die etwaigen Gepäckträger nur freiwillig gebraucht, überhaupt Arbeiten jedweder Art durch Lohn entschädigt werden sollten, sprach endlich bei dem Tode eines Grundherrn Land und Leute nicht der Wittve oder den Kindern, sondern dem Staats- oder Königsfiskus zu, ja, hob mit einem Schlage das ganze Gebäude der Repartimientos oder Ackerlose mit seinen guten und schlimmen Folgen aus der Angel. Denn nicht nur sollten die Gerichtshöfe (Audienzen) einzelne übergroße Besitzungen auf ein billiges Maß zurückführen, sondern auch alle ehemalige oder noch wirkliche Beamte, Geistliche, Krankenhäuser und Klöster dem fernern Besitz von Ländereien und angehörigen Indiern zu Gunsten der Krone entsagen. Dasselbe, hieß es weiter, gelte von allen Theilnehmern an den jüngsten Unruhen und Streitigkeiten zwischen Franz Pizarro und Diego Almagro; denn Parteigenossen hätten rechtlich Gut und Leute verwirrt.

Um den Vollzug dieser Ordnungen, für welche theilweise der menschenfreundliche, beredte Dominikaner Bartholomäus Las Casas gewirkt hatte, in Peru zu erleichtern, wurde der bisherige Obergerichtshof von Panama nach Lima verlegt, die Vorstehererschaft der vier Mitglieder aber einem Unterkönige als Oberstatthalter mit gesteigerter Vollmacht übertragen. Die erste Wahl fiel auf den redlichen und gelehrten, jedoch auch etwas unbehülflichen und amts-, wie ahnenstolzen Ritter Blasco Nuñez Vela, welcher mit den Oberrichtern und einem kleinen Gefolge am 3. Wintermonat 1543 in St. Lucar sich einschiffte und um die Mitte Jänners des folgenden Jahrs nach glücklicher Fahrt in Nombredios landete. Schon seine ersten Handlungen zeugten für den festen Entschluß, unmachtsichtlich die neuen Gesetze zu vollziehen. Diese aber hatten, vielleicht weil sie zu spät kamen, einen wahrhaften Sturm des Unwillens erweckt, welcher in Mexico durch Aufschub und Nachgiebigkeit der Oberbehörden im Reime unterdrückt, in Peru aber zur vollständigen Empörung und Herrenlosigkeit entfesselt wurde. Beinahe überall erhoben sich die Grund- und Sklavenbesitzer, in ihrem wirklichen oder scheinbaren Eigenthum bedroht, wie ein Mann. Es sei undankbar und ungerecht, hieß es, die Eroberer, welche mit Gut und Blut das Land gewonnen, ein neues Haus- und Heimwesen mühsam gestiftet hätten, jetzt an der Schwelle des Alters und der Gebrechlichkeit gewissermaßen auf die Straße zu werfen. Da mußten, wenn Bitten und Vorstellungen fruchtlos blieben, Thaten helfen.

Bald fand das Mißvergnügen, durch die Ankunft des Unterkönigs in Lima (Mai) und den rücksichtslosen Vollzug der neuen Gesetze gesteigert, einen Mittelpunkt und Leiter. Gonzalo Pizarro, von der Bürgerschaft (Cuzco's und gleichgesinnter Ortschaften zum Obergericht (Generalprokurator) und Befehlshaber ernannt, besaß den Ehrgeiz und die Kühnheit, nicht aber die Umsicht und Charakterstärke seiner Brüder Franz und Ferdinand; er zauderte nicht selten in entscheidenden Augenblicken, gab hier dem Pflichtgefühl gegen den königlichen Oberherrn, dort den Trieben und Lockungen des stolzen, möglichst unabhängigen Familienhauptes nach. Dennoch gediehen die Zerrwürnisse zum offenen Bruch und Bürgerkrieg. Denn, während Nuñez Vela, zwistig mit dem eigenen Gerichtshofe, nach mancherlei Abenteuern gen Quito flüchtete und hier für den neuen Kampf rüstete, zog Pizarro mit einem stattlichen Heerhaufen als Sieger in Lima ein und empfing vom Gerichtshofe im Namen des Kaisers die dictatorähnliche Bestallung zum Statthalter Peru's (Weim. 1544). Niemand dachte natürlich an den Vollzug der

neuen Geseze. Man hielt sie für abgethan und glaubte, trotz des offenbaren Ungehorsams, dennoch an die ungebeugte Hoheit der Krongewalt und ihres mit dem Wappen des Befreiers verzierten Banners. Ueberall blieben nach, wie vor, die zugetheilten Indier in der Leibeigenschaft, während die letzten, auf die Berge geflüchteten Freien mit dem Tode des von Spanischen Gastfreunden und Schülzlingen ermordeten Inca Manco Capac auch die letzte Stütze der Unabhängigkeit verloren.

Von dieser Seite nicht mehr beunruhigt, konnte Pizarro den Kern seiner Streitkräfte wider den Bevollmächtigten des Landesherrn, den durch kein Mißgeschick gebeugten Unterkönig richten. Dieser hatte, von dem treuen, waffenkundigen Banalcazar thätig unterstützt, in der Landschaft Popayan einen neuen Heerhaufen von etwa vier hundert Reitern und Fußknechten gesammelt und trotz der Abmahnung seines erfahrenen Rathgebers südwärts auf Quito geführt. Hier kam es bei dem nahen Dorfe Maquito am 18. Jänner 1546 zur entscheidenden Schlacht. Blasco Nuñez, beinahe um die Hälfte schwächer, denn der Nebenbuhler, verlor nach tapferem Widerstande Sieg und Leben, keineswegs aber die Ehre. Dagen entblödeten sich die Aufrehrer nicht, den Kopf des unglücklichen Feldherrn vom Rumpf zu trennen und in Quito auf den gemeinen Galgen zu stecken.

So lag jetzt ganz Peru von den Gränzen Popayans im Norden bis an die Marken Chili's zu den Füßen Gonzalo Pizarro's. Ja, er wurde bald darnach durch eine bedeutende Flotte unter Peter von Hinojosa nicht nur Meister der Südsee, sondern gewann auch Panama und an dem Nordmeer die Hafenstadt Nombre de Dios, welche den Schlüssel zum Mutterlande enthielt. Der Sohn des Glücks, bei mäßigem Urtheilsvermögen schrankenlos ehrgeizig und kühn, wußte aber weder sich noch die ungewöhnliche Lage zu beherrschen. Es standen ihm nämlich nur zwei Wege offen, entweder eine rasche, unbedingte Unterwerfung, von allen möglichen Zeichen und Bürgschaften der Neue begleitet, oder ein förmlicher Abfall, eine durch Wort und That erklärte Unabhängigkeit. Letzteres empfahl der alte, welt- und menschenkundige Carvajal. Man sei, sagte er, zu weit vorgegangen, denn daß auf Nachsicht und Gnade des Hofes gerechnet werden dürfe; man könne nicht stille stehen und eben so wenig rückwärts schreiten, müsse also gerade und kühn dem äußersten Ziel entgegenstreben, eine unabhängige Krongewalt stiften, gestützt auf die Stimmung des Volks und Heeres, allfällig, um auch die Indier zu gewinnen, eine Coja oder erbbefähigte Sonnentochter heirathen. — Für das Alles aber fehlte es dem Machthaber, welcher niemals

die Ehrfurcht vor dem gebornen Kriegs- und Oberherrn ablegte, nicht sowohl an Begier, denn an Willenskraft. Er umgab sich, in Lima prunkvoll empfangen, mit dem Schein des Königthums, mit Hofstaat und Leibwache, scheuete aber den offenbaren Bruch; ja, er schickte Gesandte und rechtfertigende Schreiben an den Kaiser, schließlich um Bestätigung der durch den Gang der Dinge aufgedrungenen Statthalterschaft bittend.

Bevor jedoch die Botschaft anlangte, hatten schon dunkle und unvollständige Gerüchte den tiefsten und stärksten Eindruck auf Regierung und Volk gemacht. Man fürchtete, obschon noch unbekannt mit dem letzten Schicksal des Unterkönigs, den Verlust der allmählig nach ihrer Wichtigkeit gewürdigten Pflanzungen Peru's, in welchem sich bereits an sechs tausend Spanier niedergelassen hatten. Man besorgte daneben, die revolutionären Grundsätze und Handlungen der jüngsten Tage möchten die bisherigen Gränzen überschreiten und auch anderswo den Besitz der Krone lockern und erschüttern. Durch Waffengewalt ihr Ansehen wieder herzustellen, war der Lehre nach leicht, der That nach schwierig. Denn einerseits befand sich Spanien in keiner durchaus festen und zufriedenen Stellung der Innenverhältnisse, andererseits sah es sich am Rande eines Gefahr drohenden Bürger- und Glaubenskrieges gegenüber den Deutschen Protestanten. Wider diese rüstete gerade Kaiser Karl, damals in den Niederlanden, durch Wort, Schrift und That, wie denn auch bald die sog. Schmalkaldische Fehde dafür ein glänzendes Zeugniß ablegte. — Wollte man endlich die südamerikanischen Wirren einstweilen sich selber überlassen, so war bei wachsender Parteileidenschaft die letzte Wendung, der offene Abfall vom Mutterlande, die nächste, wahrscheinliche Folge. Man beschloß daher, den geschürzten Knoten, wo möglich, nicht mit dem Schwert zu zerhauen, sondern durch Klugheit zu lösen.

Die Wahl des dafür bestimmten Bevollmächtigten fiel auf Peter von Gasca (Pedro de la Gasca), Licentiaten der Gottes- und Rechtsgelehrsamkeit und Rath im Glaubensgerichtshofe. Dieser außerordentliche Mann, um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts im Kastilischen Dorfe Barco de Avila aus adeligem Geschlechte geboren, in Alcalá de Henares und Salamanca für den geistlichen Beruf erzogen und zum Priester geweiht, besaß eben so ungewöhnliche Bildung und Wissenschaft, als praktische Geschäftskennntniß und strenge Redlichkeit. Sein scharfer, an Listen und Hülfsmitteln reicher Verstand, sein mildes, leutseliges Benehmen zogen in demselben Maße an, in welchem nöthigenfalls unerschütterlicher Muth und rücksichtslose Strenge den fehlenden Gehorsam erzwingen konnten. Den Fuchshalb herauszukehren, wo die Löwenhaut nicht

ausreichte, galt auch für einen edlen Kirchendiplomaten als erlaubter Grundsatz *). Eigentliche Lüge und Heuchelei haben ihn jedoch, kann man sagen, in dem vorliegenden Fall nicht begleitet und herabgewürdigt, noch weniger Habgier und Eitelkeit. Denn er verbat sich jeden Gehalt, zufrieden mit der Nothdurft, jedes kostspielige Gefolge von Soldaten und Brunkbedienten, indem ihm etliche Schreiber und Waibel genügten. Während andere Hochgestellte Gold und Silber heimbrachten, kehrte der glückliche Friedensstifter und Ordner Peru's arm, wie er gekommen war, mit seinem Priesterrock und Brevier in das Vaterland zurück. Dafür entschädigten aber vollkommen die außerordentlichen Machtbefugnisse; denn willig übertrug der sonst mißtrauische Kaiser dem „Präsidenten des Gerichtshofes von Lima“ die oberste Leitung der kriegerischen, bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten, das unbedingte Begnadigungsrecht in Betreff der jüngsten Vorfälle; ja, er sollte, wenn es ihm beliebe, die neuen Gesetze aufheben, über Krieg und Frieden entscheiden, alle Aemter besetzen und auch außerhalb Peru's in sämmtlichen Pflanzungen Westindiens nöthigenfalls Soldaten werben und Hülfsgelder aufnehmen dürfen, überhaupt als unmittelbarer Stellvertreter der Krone ohne weitere Verantwortlichkeit rathen und thaten.

Mit dieser, in Spanien beispiellosen Dictatorgewalt ausgerüstet, verließ Gasca am 26. Mai 1546 den Hafen von San Lucar, langte nach glücklicher Uebersahrt um die Mitte Heumonats in St. Martha, bald darnach, von der gesammten Sachlage unterrichtet, in Nombre de Dios an. Die friedliche, fast bescheidene Art des Auftrets verscheute die beabsichtigte Wirkung nicht. Der Befehlshaber, Mexia, beugte sich vor dem stärkern Geist und der gerechtern Sache; er verließ die Partei seines Brotherrn und Gönners. Gleiches geschah, obschon langsamer, in Panama, wohin sich sofort der kaiserliche Bevollmächtigte begab. Nicht Drohungen und Zwang, sondern Freundlichkeit und Stärke der Gründe bewogen den dortigen Führer, Hinojosa, offen überzutreten. Dasselbe begegnete von Seiten der Flotte, ein Schritt, welcher die gesammte Küste bloß stellte und beliebigen Angriffen öffnete. Der Präsident zauderte aber absichtlich mit denselben; ihm genügten einstweilen kriegerische Rüstung und diplomatische Vorkehr. Also wurden die Statthalter von Guatimala, Nicaragua, St. Domingo und Mexico im Namen des Kaisers aufgefor-

*) „Qui (Gasca), quod alii superbis proregum titulis freti, vi armata efficere nequiverant, astu vulpino praestitit.“ Thuanus Hist. I, p. 66. ed. Francof.

dert, wider den gemeinsamen Feind Hülfschaaren zu senden, gleichzeitig durch heimliche Voten und schriftliche Aufrufe die Städte und Landschaften Peru's zum Anschluß an die Fahnen des rechtmäßigen Herrn einzuladen. Dieser verheißte, lautete die Zusage, nicht nur Begnadigung (Amnestie) für das Geschehene, sondern auch Widerruf der „neuen Gesetze,“ so weit sie die zugetheilten Acker und Indier beträfen.

Was der kluge Menschenkenner und Staatsmann erwartet hatte, traf vollkommen ein. Ungewißheit und Schwanken, bald darauf geheime und öffentliche Ueberläuferei breiteten sich als bedenkliche Krankheitsstoffe im feindlichen Heerlager aus und lähmten jede kräftige Bewegung desselben. Selbst Vertrauensmänner und für Spanien mit Rechtfertigungsschreiben bestimmte Gesandte brachen das gegebene Wort und traten auf die Seite des kaiserlichen Abgeordneten. Dieser trug, sobald er die Wege und Pfade gebahnt fand, dem Gegner unter dem Bedinge Frieden und Sühne an, daß die Regierungsgewalt niedergelegt, die bewaffnete Macht entlassen würde. Der Bescheid fiel verneinend aus; Stolz und Glück drängten trotz der jüngsten Mißgeschicke vorwärts. Umsonst rieth der sonst rauhe und revolutionäre Carvajal, vertraut mit der Sachlage, seinem Herrn und Freund zur Annahme des gebotenen Vergleichs. Der ränkevolle Cepeda, ehemals Oberrichter im Dienst des ermordeten Vicerönigs, stachelte, der eigenen Schuld sich bewußt, Ehrgeiz und Argwohn auf. Man dürfe, sagte er, dem listigen Pfaffen nicht trauen; derselbe werde, seien einmal die Waffen niedergelegt, die feierliche Zusage brechen und Rache an den Schutzlosen nehmen. Sofort begannen auf beiden Seiten offene Feindseligkeiten; ein Geschwader Gasca's, von einem Ueberläufer, Aldana, geführt, erschien an der Küste, brachte Quito zum Abfall, und bedrohte die gährende Hauptstadt Lima, indeß Cuzco durch einen kecken Handstreich des Guerillabefehlshabers, Centeno, für die Königl. gewonnen und als Stützpunkt der rasch über das Oberland sich ausbreitenden Bewegung mit Erfolg benutzt wurde.

So von allen Seiten her bedroht, der bisher treuesten Diener, welche ihm Alles verdankten, durch Flucht zum Feinde beraubt, erlitt Pizarro eine völlige Umkehr der Denk- und Handlungsweise. Sonst offen und gefellig, wurde er jetzt argwöhnisch und verschlossen. An die Stelle der Milde und Freundlichkeit traten Härte und Nachgier, zumal der rauhe Carvajal, des Statthalters böser Geist, stets zu Gewaltthatigkeiten aufstachelte. So kamen denn, da die öffentlichen Gelder längst erschöpft waren, Zwangsanleihen und Erpressungen, Verhaftnahmen, Bann- und Todesurtheile in steigenden Umschwung. Ein wahrhaftes Schreckens-

regiment begann, ohne jedoch aus Mangel an Nachdruck und Folgerichtigkeit die gewünschten Früchte zu tragen. Dazu trat peinigende Unschlüssigkeit. Bald wollte man den Feind erwarten, bald bei dem steigenden Mißvergnügen und Abfall einen andern Lager- und Sammelplatz suchen. Dieser Gedanke behielt die Obhand. Lima, sofort von den Königlichen unter lautem Jubel der Bürger besetzt, wurde geräumt, der südwärts gelegene Hafenplatz Arequipa nicht ohne neue Verluste erreicht (Ende August 1547). Denn kaum zählte man mit Einschluß der von Johann Acosta geführten Nebenschaar fünf hundert Bewaffnete. Diese bildeten jedoch einen verlässlichen, überdies in Betreff des Fußvolks durch Carrvajal musterhaft eingeschulten Kernhaufen. Mit demselben warf sich plötzlich Pizarro im Eilzuge auf die um das Zwiefache stärkere Heerabtheilung Centeno's, welcher ihm unweit dem Titicacasee bei dem Flecken Guarina den Paß verlegen wollte. Hier kam es am 20. Weinmonat in einem Thalgrund zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Königlichen über drei hundert und fünfzig, die Aufständischen an hundert Tode verloren. Den Ausschlag gaben hauptsächlich die von Carrvajal geführten Büschenschützen, deren regelmäßigem Feuer ganze Reihen des feindlichen Fuß- und Reitervolks erlagen. Die unmittelbare Folge des glänzenden Sieges war neben einer unermesslichen Beute der Fall Cuzco's und seines Gebiets; auch die Landschaft Charcas, bedeutend durch die geöffneten Silberminen Potosi's und La Plata's, huldigte ohne Widerrede. Noch einmal ging der Glückstern Pizarro's auf; er hielt sich für unüberwindlich und gedachte nicht mehr, wie noch unlängst vorher, des Rückzuges nach Chili. Sein Wort, mit Hülfe von zehn treuen Männern Herr Peru's zu werden, fand in der That Bestätigung. Allein Stolz und Sinnlichkeit, welche nur den Annehmlichkeiten der Gegenwart nachging und die Zukunft unbeachtet ließ, verscherzten den günstigen Augenblick und öffneten dem eben so klugen, als kräftigen Feind von Neuem freien Spielraum für entscheidenden Angriff.

Raum sah nämlich Gasca den Fortschritt seiner diplomatisch-militärischen Vorkehren gesichert, als er, um ihnen persönlich Nachdruck und Abschluß zu geben, mit dem Rest der Flotte und Kriegsmannschaft Panama verließ, nach einem schrecklichen, Untergang drohenden Sturm bei Tumbez landete (13. Brachm. 1547), in Kaura, dem Hauptort eines schönen und fruchtbaren Thals, mehre Monate lang verweilte, um die zahlreich herbeieilenden Leute zu sammeln und zu ordnen, endlich gegen Ende des Jahrs über Guamanga nach der Landschaft Andaguaylas vorrückte und im März 1548 wider Cuzco aufbrach. Das Heer, stärker,

als je eines in Peru, zählte zwei tausend Bewaffnete. Den Oberbefehl führten Hinojosa und Alphons von Alvarado. Der Präsident, von mehreren Bischöfen, Priestern und Mönchen umgeben, leitete jedoch durch Rath und That das Ganze; er fand sich mit wunderbarer Kraft und Umsicht in die ungewohnte Werththätigkeit hinein und handelte, wie wenn ihn seit Jahren nur der Krieg beschäftigt hätte. Er hoffte bei dem Allen, weniger durch Waffengewalt, denn Unterhandlungskunst, zu siegen. Seine Späher und Agenten waren unaufhörlich beschäftigt, Mißtrauen, Argwohn und Zwietracht im feindlichen Lager zu steigern. Hier hatte Gonzalo Pizarro, von gleichgesinnten Freunden umringt, nichts von dem gethan, was Zeit, Dertlichkeit und Sachlage forderten; er war während des Winters und bei dem Beginn des Frühlings ziemlich sorglos und müßig geblieben, mehr den Vergnügungen einer üppigen, reichen Hauptstadt, als den Arbeiten und Gedanken eines Feldherrn und vorwärts schauenden Staatsmannes hingegeben. Von dem letzten Siege geblendet, glaubte er unbedingt an die Fortdauer des Glücks und hoffte im entscheidenden Augenblick durch ritterlichen Muth die etwaige Ungleichheit der Streitkräfte und anderweitigen Hülfsmittel zu ersetzen. Ihm war daher der Rath des alten, menschenkundigen Carvajal, durch Rückzug auf die Berge den Krieg auf unbestimmte Frist zu verlängern, eben so widerwärtig, als der Gedanke an Unterhandlung. Letztere, durch Gasca mehrmals dahin dargeboten, daß nach aufgehobenem Lager Vergessenheit des Geschehenen und Rücknahme der jüngsten Gesetze gelten sollten, wurde besonders von dem ehemaligen Oberrichter Cepeda empfohlen. Denn dieser, bei dem neuen Herrn hoch angesehene Mensch dachte bereits in geheim an einen Wechsel der Parteifahne. Unter solchen Umständen geschah bei dem wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten nichts, um die Pässe und Furten der Ströme, so leicht es gewesen wäre, mit hinlänglichem Nachdruck zu vertheidigen.

Als endlich die Lage bedenklich wurde, verließ Pizarro mit etwa neun hundert, meistens reich ausgerüsteten Reitern und Fußknechten nebst sechs Geschützen Cuzco und nahm in dem etwa fünf Stunden davon entfernten Thal Raquiraguana eine feste Stellung. Durch Flüsse, Moräste und Berge gedeckt, hoffte er im Handgemenge auf der kleinen Ebene leicht des zahlreichern Feindes Meister zu werden. Dieser, welcher behutsam heranzog und unter unbedeutenden Plänkelleien am 9. April endlich die Berge herabstieg, verschob absichtlich den Angriff; denn er wollte, gestützt auf die geheimen Antriebe und Bettelungen, einen zwar entscheidenden, jedoch möglichst unblutigen Sieg. Alles kam, wie man es im

Hauptquartier der Könighchen vorgefeken und berechnet hatte. Ein Führer der Aufftändifchen lief nach dem andern über, indeß die Gemeinen entweder dem Beifpiel folgten, oder fich davon fchlichen. Der Vergang des falſchen Cepeda, welcher zuerft hinüberfprengte, fand fo ziemlich allgemeine Nachahmung; ſelbſt der gefürchtete Carvajal wurde, als er endlich floh, von den eigenen Leuten angehalten und den Feinden zugeführt. Stumm vor Schreden ſchauete der Häuptling eine Weile dem maſſenhaften Abfall der Seinigen zu. „Was ſoll nun geſchehen?“ ſprach er endlich zu etlichen Getreuen. „Auf den Feind fallen, antwortete Johann von Acosta, und nach Römer Art ſterben.“ — „Beſſer, verſetzte der Führer, wir endigen auf Chriſtliche Weiſe,“ wandte das Roß und überlieferte ſich dem könighchen Feldzeugmeiſter (d. h. Chef des Generalſtabs) Villavicencio als Gefangenen. Die letzten Gefährten thaten entweder daſſelbe, oder ſuchten ſich, obſchon meiſtens fruchtlos, durch die Flucht zu retten.

Der Präſident aber benutzte den unblutigen Sieg im Ganzen mit ſeltener Mäßigung. Nur Pizarro, Carvajal und etliche Hauptleute, unter ihnen Acosta, wurden als Hochverräther von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, Alle ſtarben mit gleicher Faſſung. — Die geſammte, reiche Lagerbeute fiel den Soldaten zu, von welchen Mancher fünf bis ſechs tauſend Goldgulden gewann. — Darnach geſchah der Aufbruch gen Cuzco, die Trümmer der Partei zu zerſtören. Es ergingen ſtrenge Sprüche; Etliche wurden gehenkt, Andere geviertheilt, noch Andere mit Ruthen geſtrichen oder verbannt, die Güter eingezogen. Was in den Landſchaften etwa, z. B. in dem ſilberreichen Charcas, übrig blieb, beugte ſich leicht vor dem neuen Eroberer und Ordner Peru's. Nachdem derſelbe Geſetz und Zucht wiederhergeſtellt, unter die Getreuen je nach Verdienſt Ländereien ausgetheilt, nach Kräften die Eingebornen wider Unbilden geſchirmt hatte, geſchah die Rückkehr in das Vaterland. Arm, wie er abgereiſt war, traf hier Gasca ein (März 1550), um ſo mehr bewundert, je größere Zuſchüſſe die Staatskaſſe empfing; denn in derſelben wurden nach Abzug aller Koſten anderthalb Millionen Goldgulden (Peſos) niedergelegt, ein ſchlagendes Zeugniß, wie für die Umſicht und Redlichkeit des Beamten, ſo für die unerſchöpflichen Hülfſquellen des jetzt erſt nach zehnjährigem Bürgerkriege vollſtändig beſiegten Incareiches.

Blickt man am Schluß dieſes Wendepunktes auf die Geſamtheit der Spaniſchen Pflanzungen im neuen Welttheil zurück, ſo ſtellen ſie räumlich einen dreifachen Ring dar. Zu der erſten Gruppe gehören,

Cuba und St. Domingo in der Mitte, die Inseln, welche gen Norden und Süden, wie Vorwerke, das Festgebiet verbinden und decken. Für die mitternächtliche Seite des letztern tritt in der zweiten Reihe als Haupt und Ausgangsland Mexico hervor, welchen sich nordwestwärts Californien, südlich Yucatan, Honduras, Nicaragua, Costa rica und Veragua als Glieder Neu-Spaniens anlehnen. Die Landenge Darien mit Porto bello an der Nordsee und Panama am Südmeer erscheint als die natürliche Brücke und Uebergangsstraße der dritten Gruppe, des südlichen, seinen Hauptumrissen nach bereits entdeckten und eroberten Festgebiets. Den nördlichsten Saum desselben bildete diejenige Länderstrecke, welche, im engerm Wortverstande Tierra firma oder Festland heißen, von Darien, seinem Bestandtheil, längs dem Atlantischen Meere bis zu der Mündung des Orinocostromes hinunterreicht. Raum ragten noch einzelne Ansiedelungen aus der schwach bevölkerten Wildniß des ungeheueren Raums als Mittelpunkte der gewöhnlich gleichmäßig benannten Landschaften hervor. Zu ihnen gehörten in der Richtung von Westen nach Osten Carthagena, mit dem sichersten und festesten Hafen im ganzen Spanischen Amerika, St. Martha, diesem benachbart Klein-Venedig oder Venezuela, darauf Caracas und Cumana. Im Binnenlande und nicht mehr der eigentlichen Tierra firma zugetheilt, dehnte sich längs dem St. Magdalenenstrom, der Pulsader des nördlichen Küstenhandels und durch den Orinoco in Verbindung mit dem Atlantischen Weltmeere, die Hochebene Neu-Granada's aus. Fruchtbar in den Ebenen, in den Gebirgen reich an Gold und Edelfstein, wofür frühzeitig die dauerhaften Negerflaven gebraucht wurden, nahm die Landschaft rasch an Bevölkerung und Wohlstand zu; der Feldbau beschäftigte den Dorfbewohner, der Handel und Gewerbsfleiß den Städter z. B. in Santa Fé de Bogota. Selbst der Eingeborne erlitt weniger, denn anderswo, den Druck des Eroberers. Das Hauptverdienst um den Erwerb des schönen, gesunden und ausgiebigen Landes gewann als erster Besitzergreifer Benalcazar, welcher von Quito aus den Süden bewältigte. Mit ihm glücklich wetteifernd, griff Gonzalo Jimenez de Quesada von St. Martha her den Norden an (um 1536). — Im Süden Peru's endlich wurde Chili, der lange, zwischen dem stillen Meer und den Anden eingeklemmte Küstenstreif, nach einem hartnäckigen, achtjährigen Kampf (1542—1550) von Valdivia zwar größtentheils erobert, aber nicht gehörig benutzt. Denn die Sieger, welche in der Stadt St. Jago ihren Hauptsitz aufschlugen, sahen sich eben so sehr durch die Araucaner und andere freie Bergbewohner, als durch die geringe Bevölkerung in dem vollen Gebrauch

des fruchtbaren und dabei gefunden Landes gehemmt. Dasselbe gilt von den nordöstlich gelegenen Bergen und Ebenen längs dem riesenhaften Silberstrom oder Rio de la Plata. Jedoch faßte man schon ziemlich frühzeitig (1535) durch die Gründung von Buenos Ayres festen Fuß, indeß von Norden her durch die ungeheueren Ebenen (Pampas) der Landschaft Tucuman und des Plata einzelne Posten vorgeschoben wurden.

Die unermesslichen Räume Süd-Amerika's standen, wie im Norden Mexico, nach dem Ablauf der erobernden Fahrten und revolutionären Wirren unter dem einheitlichen Regiment des von der Krone für mehrere Jahre ernannten Unter- oder Vicekönigs. Als Vertreter des obersten Landesherrn besaß derselbe bürgerliche, kriegerische und selbst richterliche Gewalt, wählte beliebig mit Ausnahme der vom Kroninhaber vorbehaltenen Fälle sämtliche Beamte, führte, wenn er es wollte, die Obmannschaft in den Gerichtshöfen, unterhielt einen glänzenden und zahlreichen Hofstaat, welchem auch Leibwachen zu Roß und zu Fuß nicht fehlten, bewohnte in Mexico, wie in Lima, einen geräumigen, prachtvollen Palast und bezog theils an ständigen, theils an laufenden Einkünften ein wahrhaft fürstliches Gehalt. Eils reichlich besoldete Gerichtshöfe oder Audienzen sprachen für eben so viele Bezirke der beiden Unterkönigreiche in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Dieß geschah so, daß jede Gattung einem eigenen Kreise zusiel, auch bei etwaigen Streitigkeiten mit dem Oberstatthalter Berufung an den König und den Rath von Indien offen blieb. Letzterer, durch Ferdinand, den Katholischen, eingesetzt (1511), durch Kaiser Karl V vervollkommenet (1525), entschied als höchste Behörde in allen kirchlichen, bürgerlichen, Kriegs- und Handlungsangelegenheiten, erließ Gesetze und Verordnungen, bestellte die der Krone vorbehaltenen Aemter und forderte die Inhaber derselben, auch den Unterkönig nicht ausgenommen, zur Rechenschaft auf, prüfte ihr Betragen, theilte Strafen und Belohnungen aus. — Das Handlungshaus (Casa de la Contratacion) oder die Intendanz besorgte, in Sevilla sesshaft (s. 1501), den Verkehr mit der neuen Welt, beaufsichtigte die Ein- und Ausfuhr der Erzeugnisse und Waaren, verfügte über die Abreise, Fracht und den Tonnengehalt der Schiffe, urtheilte endlich als Gerichtshof über alle Streitfälle, welche aus dem Verkehr zwischen dem Mutter- und Pflanzerlande entsprangen. Letzteres suchte man dabei so lange, wie möglich, gegen die Fremde abzusperren; es sollte in entbehrlichen und nothwendigen Dingen des täglichen Lebens von der ursprünglichen Heimath, d. h. Spanien, abhängig bleiben und keinen bedeutsamen Act der freieren Selbstregierung vollziehen. Die gemach in haushälterischem

Wohlstand aufblühenden Städte entbehrten daher auch meistens der körperschaftlichen Rechte und Befugnisse, welche ihnen einst im Mutterlande staatliche Ehre und Kraft errungen und bis auf die laufende Gegenwart mehr oder weniger gesichert hatten. Keine Kriegs- und Sammelplätze eingepferchten, buntstehigen Volks, hatten die überseeischen Gemeinden keinen Sinn für die veredelnden Aufgaben der bürgerlichen Gesellschaft; ihre Alcalden, Regidoren und sonstigen Beamten voran, begnügten sie sich mit „den materiellen Interessen,“ dem Handwerk, Gewerbe und kaufmännischen Verkehr; man erkennt leicht, daß hier ein geschichtlicher Kampf und Hintergrund fehlte, daß nicht, wie es später in Nord-Amerika geschah, politischer oder religiöser Unfriede, sondern Abenteuererei und Entdeckungslust vornämlich gewirkt hatten.

Derselbe Mangel an Beweglichkeit tritt auf dem kirchlichen Gebiet hervor, welches so oft im Abendlande rühmlichen und unrühmlichen Kampf widerstrebender Kräfte gesehen hatte. Ein Zusammenstoß nämlich zwischen der s. g. geistlichen und weltlichen Macht war in den neu entdeckten und eroberten Landen von vorne herein unmöglich, damit aber auch eine Kraft für die Zügelung der Kron- und Beamtenwillkür grundsätzlich beseitigt. Denn laut Verträgen, welche Ferdinand mit den Päpsten Alexander VI. und Julius II. aufgerichtet hatte (1501 und 1508), ging die unbedingte Ernennung zu den geistlichen Pfründen von dem Königthum aus, welches gemäß dem rücksichtslosesten Patronatrechte die höhern und untern Kirchenämter mit beliebigen Persönlichkeiten besetzte und in denselben leicht dienstbereite Werkzeuge eines nicht selten launenhaften und selbstherrlichen Willens fand. Dafür mochte auch der unter dem Vorbehalt zweckmäßiger Verwendung eingeräumte Zehnten wirken, welchen Alexander auf die leichtfertigste Weise abgetreten hatte. Wenn nun dazu noch kam, daß keine päpstliche Bulle ohne vorangegangene Prüfung durch den Rath von Indien Gültigkeit besaß: so springt die Unmöglichkeit einer feindseligen Stellung der Kirche zum Staat von selbst in die Augen. Damit war aber gleichzeitig ein wohlthätiger Gährungsstoff in den neuen Gebietstheilen der Spanischen Monarchie ausgeschieden und die Geistlichkeit auf eine hier wenig erspriessliche Weise herabgedrückt worden. Denn unfähig eines körperschaftlichen Ehrgeizes, warf sie sich beinahe mit ganzer Kraft auf eine äußere, in die Sinne springende Machtentfaltung; vollständig nach Erzbisthümern, Bisthümern, Abteien, Kapiteln, Pfarreien und Klöstern gegliedert, durch Stiftungen und Vermächtnisse mit Gütern reichlich versehen, begünstigte und handhabte die höhere und untere Priesterschaft einen möglichst prunkvollen und, ohne

daß man es gerade wollte, gedankenlosen Gottesdienst, welcher sich in Umzügen und ähnlichen Festlichkeiten vornämlich kund gab, vernachlässigte den Volksunterricht, dessen Hauptkennzeichen in der Mischung des größten Aberglaubens hervortrat, kümmerte sich wenig oder gar nicht um die Beschirmung der so oft gemißhandelten Eingebornen und führte daheim in Städten und Klöstern einen leichtfertigen, bisweilen üppigen und lasterhaften Lebenswandel. Davon wichen jedoch viele Ordensgeistliche, insonderheit die Dominikaner, in preiswürdiger Weise ab; sie predigten unter Drangsalen und Gefahren den Heiden das Evangelium, vertheidigten, wie Las Casas, die Freiheit der Indier durch Naturrecht und Christenthum wider den Unterdrückungsgeist der rohen, stolzen Eroberer oder Conquistadoren, scheueten überhaupt kein Opfer, um ihrem Beruf und Gelübde gerecht zu werden.

Eine wahrhafte Landplage trat dagegen in dem eigenthümlichen Guts- und Landadel hervor. Denn die meisten Inhaber der Repartimientos oder Encomiendas, welche anfangs für unbedingt, dann auf zwei Geschlechtsfolgen erblich erklärt wurden, besaßen keine Bildung, keine ächter ritterliche Ehrenhaftigkeit. Größtentheils kühne Abenteurer und Glücksfinder nährten sie im Hinblick auf die bestandenen Kämpfe und Drangsale das trotzigste Selbstgefühl, den dünnelfhaftesten, auf den Gewinn pochenden Stolz und die tiefste Verachtung der Besiegten, welche ihnen als eine niedrigere, fast vernunft- und rechtlose Menschenart erschienen. Die erste Reihe dieser neuen, zwitterhaften Lehenträger, der eigentlichen Conquistadoren, kannte noch manche Tugend; sie war bidersinnig, gastfreundlich und treu dem gegebenen Wort; in der zweiten und dritten Geschlechtsfolge aber bekamen die Schattenseiten und Gebrechen immer mehr Spielraum.

Die Bevölkerung der neuen Welt trat nicht mit gleichem, nationalen Recht, sondern in verschiedenen Stufen desselben als kastennmäßig getrennte Klasse hervor. Obenan stand mit vollem, zu allen Aemtern befähigenden Bürgerrecht der Chapeton oder eingewanderte Spanier; er sollte gesetzlich den Nachweis alt-christlicher, von keinem Juden- und Maurenblut befleckter Ahnen liefern, und daß sie niemals eine Anklage von Seiten der Inquisition als Makel betroffen habe. Den zweiten Platz nahmen die Creolen, oder Nachkömmlinge der in Amerika angesiedelten Europäer ein. Als geborne Söhne der neuen Welt wurden sie zwar nicht gesetzlich, aber durch Brauch bei dem Mißtrauen der Regierung von den meisten Stellen des Staats und der Kirche ausgeschlossen, zwischen ihnen und den dafür bevorrechteten Chapetonen keimte deshalb

frühzeitig neidische Eifersucht auf, welche man von oben her geflüffentlich zu unterhalten suchte. Auch in den heimischen und fremden Handelsgeschäften wurden die Creolen, welche meistens träge und genüßgierig auf ihren Erbgütern lebten, von den lebhaften Nebenbuhlern überflügelt. — Die dritte Einwohnerklasse stellte sich in den zahlreichen Mischlingen dar, welche wegen ihres starken, derben Körperbaues gewöhnlich dem Handwerk und anderweitiger schwerer Arbeit oblagen. Sie hießen Mulatten, wenn Europäer und Neger ihre Eltern waren, Mestizen, wenn die Abstammung auf Europäer und Indier zurückging. — Die Neger, anfangs spärlich, darnach massenhaft als Sklaven eingeführt, behaupteten die vierte gesellschaftliche Rangstufe; von ihnen wurden die harten Arbeiten in den Bergwerken und auf den Feldern meistens besorgt, die Plackereien und Leiden der Knechtschaft um so weniger empfunden, je mehr man sich frühzeitig daran gewöhnt hatte und im neuen Vaterlande die Erinnerungen an die alte Heimath leichter abstreifte. Dagegen mußte den unglücklichen Indier Alles, was ihn umgab, an die verlorne Freiheit mahnen und das bittere Gefühl des Glückswechsels stets lebendig erhalten, ohne jedoch bei der Zerrissenheit und Ohnmacht jemals in That überzugehen. Eben deshalb zeigt sich hier die letzte Stufe in der gemischten, bürgerlichen Gesellschaft der bisher entdeckten und eroberten neuen Welt.

Bei dem Allen war der hier geschehene Wurf des vorwärts drängenden Menschengestes ungeheuer und in den letzten Folgen heilsam; er umspannte gemach, so zu sagen, den ganzen Erdball und folgte unaufhaltsam, bald triebartig, bald mit Bewußtsein der Zwecke und Mittel, dem Kreislauf vom Westen nach dem Osten. Diese, das Spanische Unternehmen ergänzende und weiter führende Rolle fiel hauptsächlich den Portugiesen anheim. Sie fanden nicht nur den Seeweg nach dem morgenländischen Indien und mit ihm eine neue Straße des Weltverkehrs, sondern setzten sich auch bleibend durch Güte und Waffengewalt in der großen Halbinsel fest. Dabei tritt weit schärfer, als bei dem stärkern und zahlreichern Nachbarnsvolk, überlegende Planmäßigkeit hervor; denn die wissenschaftlich-praktische Kunst des Entdeckers, mit dem Eroberer verbunden, hatte fast ein volles Jahrhundert lang in bald kleinern, bald größern Kreisen Uebung gesucht und gefunden, bevor die Ostindienfahrt nach Erforschung der Afrikanischen Westküste dem Werk die Krone aufsetzte. Ungeschreckt durch mißlungene Versuche rückte man standhaft südwärts vor und scheuete, nachdem einmal die Landspitze der Stürme oder der guten Hoffnung umschifft war, auch die gefährliche, unheimliche Ostküste

nicht, deren Zusammenhang mit Indien bald zur thatsächlichen Gewißheit werden sollte. Dort und auf der langen Straße des Afrikanischen Festlandes wurden nicht sogleich massenhafte Gebiete in Angriff genommen, sondern nur einzelne, wohl gelegene Oertlichkeiten für befestigte Waarenniederlagen oder Faktoreien ausgewählt, besetzt und als Anhaltspunkte für weiteres Ein- und Umsichgreifen durch Klugheit und Gewalt benutzt. Zeigte sich dergestalt eine wirkliche Handels- und Kaufmannspolitik auf überraschende Weise in großartigen Entwürfen und Endergebnissen, so hat der materielle Gewinn im Ganzen doch mehr als Mittel, denn Zweck, gebient; eine ritterliche Ehrbegier stehet neben dem Glaubenseifer den meisten Heerführern und ihren Schaaren zur Seite; sie ermäßigt, ja, löscht bisweilen den unleidlichen Golddurst, welcher so oft die Spanier in der neuen Welt befällt und endlich dahin treibt, daß sie ihn im Bürgerblut abzukühlen trachten; sie verstärkt den Erkenntnißtrieb und die Lust an Entdeckungen, deren Ziele tief im Morgenlande bis zu den Gränzen China's Völker- und Länderkunde mit Allem, was ihr anhängt, bildet. Irdische Güter und Reichthümer belohnen endlich in Fülle eine edle Volksbewegung, welche von vorne herein um einen höhern Preis ringt. Ueberdies setzt sie in manchem Betracht den alten, geschichtlichen Kampf zwischen Christenthum und Islam nur fort; beide Bekenntnisse, welche sich im westlichen Europa Jahrhunderte lang gemessen haben, treffen einander von Neuem auf Afrikanischem und Asiatischem Boden in ungeminderter Gegensätzlichkeit und Feindschaft; die Sühne ist, da auch, entscheidende Fragen des äußern Guts und Verkehrs eingreifen, kaum möglich ohne die Unterthänigkeit des einen oder andern Theils. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Gözen- und Heidenthum; es fällt, wenn auch, wie in Indien, massenhaft stark und vielfach gebildet, zwischen die zermalmenden Mühlräder der beiden geoffenbarten Religionen des Christen und Mohamedaners.

Drittes Hauptstück.

Ostindien, Vasco da Gama und die Nachfolger am Entdeckungs- und Eroberungswerke.

Die Aufgabe, das kleine Portugal in die bezeichnete, welthistorische Rolle einzuführen, war hauptsächlich dem Könige Emanuel, Nachfolger seines Vaters, Johann II., vorbehalten (1495—1521). Sohn Ferdinands, Herzogs von Visco, und Enkel Eduards I., hat er bei schönen Geistes- und Leibesgaben allmählig dem gewählten Wappenschild durch Handlungen zu entsprechen gewußt. Gleich wie jenes die Erdkugel darstellte, auf deren Spitze der Adler mit ausgespreizten Flügeln saß, spiegelt die sechs und zwanzigjährige Regierung einen leitenden Gedanken ab, die Herrschaft über den möglichst vollständig erforschten Erdball durch christliche, allfällig vom Schwert begleitete Propaganda, Handelschaft und Kolonien, oder mit einem andern Wort, durch Veredelung der „materiellen, jetzt vormaltenden Interessen.“ — Ein klarer, nüchterner Kopf, Kenner und Pfleger ernster Wissenschaften, insonderheit geschichtlicher und geographisch-ethnographischer Studien, arbeitsam, kein Freund der Tafel- und Weiberfreuden, wohl aber der Jagd, des Bogenschießens und ritterlichen Spiels, besaß der König daneben eine feurige Phantasie und Liebe zu den schönen Künsten, namentlich der Musik, für welche er eine ausgezeichnete, weithin berühmte Kapelle hielt. Seine streng katholische, dem kirchlichen Oberhaupt gern gefällige Frömmigkeit verleitete bisweilen zur schwärmerischen Härte und Grausamkeit. Dieß begegnete z. B., als aus Eifer für die Spanischen Schwiegereltern, deren älteste Tochter in erster Ehe der Portugiese heimgeführt hatte, hier die Mauren ausgetrieben, dort die zahlreich aus dem Nachbarlande geflüchteten Juden entweder zum

heuchlerischen Uebertritt oder zur schmählischen Knechtschaft genöthigt wurden. Ja, man entriß ihnen die Kinder unter vierzehn Jahren und taufte sie mit Gewalt (1497). Es mag sein, daß den edlen Fürsten, für welchen Juden und Mauren nicht eine Art zwingender Nothwendigkeit, wie in Spanien, bildeten, alsbald Neue beschlich. Gewiß wenigstens ist, daß er unverweilt Hand an die ehrenhafte, oben bezeichnete Lebensaufgabe legte, oder den Ostindischen Entdeckungs- und Handelsplan zu vollziehen begann. Man kannte dabei so ziemlich die Afrikanische, bis jenseit des Caps erforschte Westküste, auf welcher sich bereits im Reiche Congo (s. 1490), zu St. Georg del Mina auf Guinea und anderswo einzelne Erholungsplätze und Faktoreien für Sklaven-, Gold- und Elfenbeinhandel befanden; man hatte durch kühne und gewandte Reisende selbst Einblicke in den allgemeinen Stand der Indischen Dinge gewonnen*) und wußte, wie zerklüftet die gefeierte, mit Zauberkraft anziehende Halbinsel war; man hatte endlich in der Heimath Ruhe, Bucht und hinlängliche Krongewalt gegenüber dem sonst trotzigen, schon durch Johann II. gedemüthigten, thatenlüsternen Adel und besaß an ihm und dem gesammten Volk, zum Theil in Folge des rühmlichen Wetteifers mit dem gehafteten Kastilianer, dienstwillige, opferbereite Seelente, Krieger und Werkzeuge. Die Besung dieses kräftigen Menschenschlages lautete, könnte man mit Camoens sagen: „Wer will, kann immer.“**)

Leicht fand daher König Emanuel, später zubenannt der Große, für die Ausführung des Ostindischen Plans den leitenden Kopf und die vollziehenden Arme. Jenen gewährte der bereits vielfach erprobte See- und Kriegsmann Vasco von (da) Gama, aus dem Küstenstädtchen Sines in der Landschaft Alentejo gebürtig. Er war ein Held von „kühnem, stolzen Gemüth und aufgelegt zu großen Unternehmungen,“ wie es bei dem Dichter kurzweg heißt, ***) unerschütterlich und fest in Gefahren, sei es der Natur- oder der Menschenwelt, rasch und scharfsinnig in den Mitteln, ihnen zu begegnen, gleich tüchtig für Abwehr und Angriff, mehr

*) 1487 kam die angebeutete Reisekundschaft nach Portugal. Siehe: Castañeda, histoire de la decouverte des Indes par les Portugais, traduit par Nicol. de Grouchi. Anvers 1554. 4. p. 3.

**) Lusiada IX, 95. „Quem quiz, sempre póde.“

***) I, 44. „Vasco de Gama, o forte Capitaõ,
Que a tamanhas empresas se offerece,
De superbo, e de altivo coraçãõ,
A quem fortuna sempre favorece.“

auf den gemeinen, denn eigenen Nutzen gerichtet, für die Untergebenen väterlich besorgt, jedoch streng in der Zucht und bei dem Gang zum Zählhorn bisweilen grausam, eben so vorsichtig und klug im Rath, als kräftig und durchgreifend von That, endlich eifrig für das katholische Christenthum, dessen Vorschriften und Bräuche gewissenhaft beobachtet wurden. — Seine Gefährten bestanden aus hundert und achtzig, meistens tüchtigen Soldaten und Bootsfnechten, welchen man sonderbarer Weise zehn schwere, zum Tode verurtheilte Missethäter als etwaige Spione im Heidenlande beigegeben hatte. Der Schiffe waren nur vier; das erste, den Gabriel, befehligte der Admiral persönlich, das andere sein Bruder Paul, welcher die Heimath nicht wieder gesehen hat, das dritte Nikolaus Coelho, das vierte, eine mit Mundvorräthen beladene Barke oder Pinque Gonçalvo Nunes. Es fehlte auch nicht an Empfehlungsschreiben, welche der König an den sog. Priester Johannes in Abyssinien und den Zamorin oder Kaiser von Calicut in Indien gerichtet hatte; man hat darin um gute Aufnahme und Handelsfreundschaft. Den nothwendigen Dolmetschdienst besorgte später ein Posener, im Morgenlande sesshafter Jude, welcher den Taufnamen Kaspar von Gama empfing und wesentliche Dienste leistete. *)

Das kleine Geschwader, nicht zum Erobern, sondern Entdecken ausgerüstet, versammelte sich eine Meile von Lissabon zu Belem (Bethlehem), an der Mündung des Tajo. Als nun nichts mehr die Abreise hinderte, betete Gama in der kleinen, von Heinrich, dem Seefahrer, gegründeten Marienkapelle, mit den Seinen während der Nacht zu Gott und den Heiligen um Schirm und Hülfe, ging darauf Samstags früh Morgens den 8. Heumonath 1497 an Bord und lichtete die Anker. Unzähliges Volk, der König voran, hatte ihm das Geleite gegeben, jedoch mehr in trauriger, denn heiterer Stimmung. Es flossen viele Thränen und erschollen laute Klagen um die beherzten Männer, welche als sichere Todesopfer Niemand wieder zu sehen hoffte. Auch sie selber waren lange niedergeschlagen und gebrochen, bis der Admiral, obchon gleichfalls zu Thränen bewegt, durch Wort und That ermunterte.**) Ohne bedeutende Widerwärtigkeit ging fortan die Fahrt über die Canarischen und grünen Vor-

*) S. über ihn von Humboldt, Kritische Untersuchungen sq. III, 58 sq.

**) Osorius, de rebus Emmanuelis. Coloniae Ag. 1574. 8. lib. 1. p. 18. „Gama tamen quamvis lacrymas suorum desiderio funderet, rei tamen bene gerendae fiducia confirmatus, alacriter in navem saustis omnibus conscendit.“

gebirgsinseln südwärts längs der Afrikanischen Westküste, erreichte für kurze Rast die Bai von St. Helena, umsegelte darauf unter dem Geleite von Stürmen und Ungewittern, bisweilen auch meuterischem Geschrei der von Vasco Gama durch Gelassenheit und Strenge beruhigten Mannschaft am 20. Wintermonat das Vorgebirge der guten Hoffnung, wand sich mühe- und langsam die Ostküste aufwärts, steuerte das goldreiche Sofala vorbei nach Mozambique und fand hier (24. Hornung), wie in dem nördlicher gelegenen Seeplat, Mombaza, die alten, bald zweideutigen, bald offen feindseligen Nebenbuhler vor, die Mauren (Araber), nahm in dem freundlicher gesinnten, handelssthitigen Melinde etliche Tage Rast, durchschiffte darnach unter der Leitung eines Maurischen Lootsen das noch sieben hundert Meilen lange Ostmeer und ankerte Sonntags, den 19. Mai, 1498 auf der Höhe des ersehnten Indischen Hafenorts Calicut. Freudengeschrei und Dankgebet bezeichneten den wichtigen Augenblick; nach einer Reise von drei hundert und vierzehn Tagen, vielen Gefahren und Abenteuern stand man jetzt nahe dem Ziel, kannte aber nur sehr mangelhaft die Verhältnisse des großen Wunderlandes, dessen Schwelle, die Malabarische oder westliche Küste, so eben den staunenden Fremdlingen vor die Augen trat.

Seit Langem hatte die an 60,000 Geviertemeilen große, von mindestens hundert Millionen Menschen bewohnte Halbinsel Hindostan dieseit des Ganges keine nationale Unabhängigkeit mehr. Der uralte, eingeborne und vielfach ausgebildete Hindustamm mußte sich trotz seiner naturwüchsigen Sprache, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst wider rohere, aber streitbarere Eindringlinge nicht zu behaupten; in den vor- und nachchristlichen Zeiten mußte er ob seines priesterchaftlich-kastenmäßigen Wesens und der damit verbundenen Spaltungen und Zänkereien dem fremden Eroberer weichen, diesem entweder als abhängiger Bundesgenosse oder als zinspflichtiger Unterthan dienen. Oft aber gelang es auch, bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes, in entlegenen oder durch Natur und Kunst gesicherten Strichen die heimische Freiheit zu bewahren. Um den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die ersten christlichen Europäer kamen, waren die völkerschaftlichen Verhältnisse so ausgeheilt, daß in dem binnenländischen Gebiet von Decan und in dem nordwestlichen Küstenbezirk des Reiches Guzzarat bereits Maurische, d. h. den Arabern und Mongolen angehörige Fürstenhäuser schalteten, auf der Malabarischen oder westlichen Küste zwar noch unabhängige Hinduhäuptlinge bestanden, aber bereits den Maurischen Kaufleuten meistens die Leitung des Handels und Geldverkehrs überlassen hatten.

Dies fand namentlich in Calicut Statt, wo der Zamorin oder Kaiser als Lehenoberherr mehrerer Hindufürsten mit priesterköniglichem Ansehen saß. Seine Gewalt war jedoch nicht sowohl weltlich=politischer, denn religiös=kirchlicher Art. Während sich allmählig bei 4,000 Mauren, bewaffnet und zunftartig gegliedert, in dem Hauptplatz für ihren einträglichen Weltverkehr eingefunden hatten, galt der Zamorin bei seinen Glaubensgenossen hauptsächlich als Priester und Vorstand der höchsten, erblichen Braminenkaste. Denn diese hatte sich von unwordenlichen Tagen her am obersten Ehren= und Rangplatz des gesellschaftlichen Lebens zu erhalten gewußt, theils durch den uralten Ruf priesterlicher Heiligkeit, theils durch Bildung, strenge Sitte und literarische Betrieffsamkeit. Den Braminen zunächst stand der Mairen= oder Adelsstamm, streitbar und stolz, von Jugend auf für den Krieg erzogen, im Laufen und Springen, im Gebrauch der Lanze, des Bogens und Schwertes wohl eingeübt und daneben an ein gewisses, körperchaftliches Standesgefühl gewöhnt. Waren die eigentlichen Lehrjahre vorüber, so empfangen die Vornehmsten aus den Händen des Fürsten feierlich ihre Waffen; für die Uebrigen verrichtete der Panikal oder Meister die förmliche Wehrhaftmachung; er umgürtete den Jüngling mit dem Schwert in rother Scheide und sprach: „Schütze die Braminen und die Kühe!“ — Der Adel, unverheirathet und im Solde des Königs, wohnte stets in der Nähe des Palastes, Umgang mit den untern Ständen oder Kasten floh er, wie der Jude den Samariter. — Der Angriff geschah häufig mit vieler Ordnung und Kühnheit; Rückzug und selbst Flucht galten nicht für schimpflich; dennoch ließ man nicht leicht einen Führer, wenn er Gefahr lief, im Stiche.*) Die kriegerische Schwäche der Hindus lag damals, wie früher, hauptsächlich in der Zähigkeit des Kastenwesens, welches von vorn herein die Volksmasse zum leidenden Gehorsam und selbstsüchtigen, dem Gemeinwohl widerstrebenden Stillsitzen verurtheilen mußte.

Zwar haßten und verachteten einander in Malabar und anders wo die beiden Nationalitäten der Mauren und Indier, des Islams und Brama= oder Buddacultus, aber im Handelsbetrieb fanden sie wiederum gegenüber fremden Mitbewerbern mindestens augenblicklich ein gemeinsames Band und Interesse. Denn die Halbinsel war mit dem jenseitigen Malakka seit Menschenaltern der große Stapel= und Marktplatz der

*) Barros, Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient vom Jahr 1415 bis 1539, übersetzt (im Auszuge) von Diet. Wilt. Soltan. 1821. Theil I, 227 fl.

Völker des Auf- und Niedergangs. Dieß geschah so, daß die Waaren und Erzeugnisse beider Welttheile entweder der Straße über Ormus am Eingang des Persischen Meerbusens nach Basra, Armenien und Syrien folgten, oder über Aden in Südwest-Arabien nach dem rothen Meer, von hier gen Cairo und Alexandrien gelangten, darnach auf Schiffen der Genueser, Catalonier, besonders aber der Venezianer, Verbreitung in der gesammten Christenheit fanden. Ein allfälliger Umschlag des Absatzes der Ein- und Ausfuhr, wie etwa auf dem eben entdeckten Seewege, mußte daher über kurz oder lang auch den Stand des Weltverkehrs umgestalten und bei dem steigenden Gewicht der stofflichen Dinge nicht minder die politische Macht der Staaten und Völker ändern. Was König Emanuel und seine Räthe mit mehr oder weniger klarem Selbstbewußtsein erkannten und überschauten, das fühlten die Maurischen Kaufleute zu Calicut nach einem richtigen Naturtriebe heraus. Sie hauptsächlich arbeiteten daher bald offen, bald im Geheimen, den Portugiesen als Friedens- und Brotsörnern auf das Kräftigste entgegen; sie betrachteten die Malabarische Hauptstadt als einen geweihten, unantastbaren Stapelplatz, von welchem aus Seidenzeuge, Ingwer, Zimmet, Gewürznelken, Pfeffer, Färbehholz, Perlen, Indigo, Muskatnüsse, Mastix, Lak (Gummi), Porzellan, Rosenwasser und andere Waaren des Ostens in alle Theile der Welt zinstragend abgeführt würden. *)

Bei solchem Stand der Dinge war es schwer, wo nicht unmöglich für die Portugiesen, eine freundliche Stellung zu gewinnen. Zwar wurden sie hauptsächlich auf Betrieb eines ihnen wohlgesumten Arabischen Kaufmanns aus Tunis, Monzaide mit Namen, von dem Zamorin in seinem benachbarten Lustschloß Pandarane unter Vortritt des Catuals oder ersten Geheimraths mit Höflichkeit empfangen, aber bald bei dem Beginn der Handelsgeschäfte argwöhnisch überwacht und zurückgesetzt. Die Mauren nämlich schilderten dem Kaiser, einem gutmüthigen, veränderlichen Herrn, unaufhörlich die drohenden Nachtheile und Gefahren, wenn man diesen freibeuterischen, falschen Fremdlingen, welche unter dem Schein der Freundschaft Lüge und Spionenfalschheit versteckten, längern Aufenthalt gewähre; man müsse sie entweder gebieterisch zurückweisen, oder im Fall der Weigerung durch List und Gewalt verderben; ein Mittelweg sei unmöglich; leicht werde sonst der glimmende Funke in einen unauslöschbaren Brand umschlagen. Auch Geschenke an die Reichsgroßen

*) Castañeda, I, Cap. 10.

mussten bei diesen Untrieben der Maurischen Handelspolitik mit wirken. Sie hatte ein um so leichteres Spiel, je größerer Schaden dem kaiserlichen Schatz durch den etwaigen Wegfall der bisherigen Zölle drohete. In der That standen einander hier die Grundsätze des gebundenen und freien Handels allmählig so schroff gegenüber, daß man bald vom Wortwechsel zu offenen Feindseligkeiten überging.

Raum hatte daher Gama nothdürftig Spezereien und andere Landeserzeugnisse mit dem treuen Monzaide und gewandten Juden=Christen Kaspar aus Posen an Bord gebracht, als er, für entscheidende Fehde zu schwach, die Anker lichtete und den langen, beschwerde- und gefahrvollen Rückweg antrat (5. Weinm.). Derselbe ging nach viermonatlichem Umhertreiben auf offener, sturmvoller See gen Madagoxo, Maurischen Küstenplatz im Aethiopienlande (Man), wo man den Feind mit Feuer und Schwert bekämpfte, Melinde, dessen Scheich (Fürst) nach, wie vor, freundlich blieb, von hier, nachdem Paul Gama's leet gewordenes Schiff verbrannt war, gen Zanguebar und Mozambique vorbei nach San Bras, wo etliche Tage der Jagd und Ruhe gewidmet wurden. Darauf umsegelte man ohne weiteren Unfall das Cap (20. März), erreichte glücklich die Inseln des grünen Vorgebirgs, wo ein furchtbarer Sturm die beiden Fahrzeuge trennte und den Unterbefehlshaber Coalho um etliche Wochen früher (19. Heum.) der Heimath zuführte. Vasco von Gama aber, dessen Bruder Paul auf dem Eiland Tercera nach längerer Krankheit starb, lief erst am 29. August 1499 in den Hafen Lissabons ein, blieb neun Tage in Belem, wo vor Allem der heiligen Jungfrau in der bald zum geräumigen Dom umgestalteten Kapelle gedankt wurde, und hielt dann mit vieler Feierlichkeit den Einzug in die Hauptstadt. Volk und König zeigten sich gleich dankbar; jenes drückte durch Jubelgeschrei, Besuch der Stiergefechte und Ritterspiele seinen Beifall aus, dieser verlieh die erbliche Würde des Dom oder Hochadeligen, die persönliche des Admirals der Indischen Meere nebst entsprechenden Einkünften, später auch den Titel eines Grafen von Vidigueira. Auch die Gefährten, von denen nur etwa sechszig heimkehrten, empfingen, je nach ihrem Rang, Ehren und Belohnungen.

Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde des bedeutenden Ereignisses Portugal, Spanien und die übrigen Lande Europa's. Wochenlang redete man zu Lissabon nur von den neuen Seehelden, ihren ruhmvollen Leiden und Abenteuern, von den Gewürzen, Perlen und Edelsteinen Indiens, welche bisher allein Venedig der Christenheit zugeführt habe. Jetzt stehe ein neuer Weg offen, welcher Ehren und Reichthum, durch Heidentrieg

himmlischen Lohn verheiße. „Der Portugiese, urtheilte Peter Martyr, setzt dem Fürsten von Calicut, den Kaufleuten aus Alessandrien und Damaskus hart zu. Auch dem Sultan von Babylon (Kahiro) wird daraus, meine ich, mancher Schaden erwachsen und den Venedigern kein Nutzen.“ *)

Sodt erfreut folgte König Emanuel dem Zuge des öffentlichen Urtheils und rüstete ein zweites Geschwader von dreizehn Schiffen aus. Der Befehlshaber sollte, lautete die Vollmacht, sei es durch Güte oder Gewalt, in Indien den Bau eines festen Platzes gewinnen, um Menschen und Waaren wider feindlichen Angriff zu schirmen. Pedro Alvarez Cabral, welcher, bei den grünen Vorgebirginseln vom Sturm westwärts gedrängt, unwissentlich das heilige Kreuz = (Santa Cruz) oder Farbholland — Brasilien — entdeckte (22. April 1500), langte nach neuem Sturmgewitter und der Einbuße von vier Fahrzeugen, glücklich am Ort seiner Bestimmung an, gerieth mit dem Zamorin von Calicut in offene Fehde, welche zur Beschließung des großen, meistens mit hölzernen, strohgedeckten Häusern versehenen Platzes führte, schloß mit den Rajahs (Fürsten) der von Calicut lehenmäßig abhängigen Städte Cochín und Cananor Handels- und Freundschaftsbündnisse ab, gründete ebendasselbst schwach befestigte Faktoreien und kehrte dann mit einer vollen Ladung von Pfeffer und andern Waaren in die Heimath zurück (31. Heum. 1501). Denselben, zienlich unbestimmten Ausgang nahm die zweite Ostindienfahrt Vasco's von Gama mit zwanzig Segeln (1502 März — Herbstn. 1503). Man feuerte wiederum auf Calicut, henkte etliche Mauren an den Maen der Schiffe auf und schickte die abgehauenen Füße und Hände in einem zugedeckten Korb an den Zamorin, bohrte ein Paar feindliche Fahrzeuge in den Grund, erneuerte die Freundschaftsverträge mit Cochín und Cananor, nöthigte an der Afrikanischen Ostküste den Arabischen Fürsten von Quiloa zur jährigen Zinspflicht, richtete aber bei dem Allen nichts von Belang aus. Es war mehr ein kaufmännisches, auf zwanzig bis fünfzig Procente zielendes Geschäft, denn politisch-militärisches Unternehmen. Für letzteres bedurfte man von Seiten der Portugiesen gleichsam eines ritterlichen Waffenprobestücks, welches Persönlichkeiten Glanz geben und schlummernden Thatendrang wecken konnte.

Dieser Wendepunkt, welcher den Eroberer an die Stelle des Entdeckers bringt, zauderte auch nicht lange; er trat theils mit den beiden Vettern, Franz und Alphons von Albuquerque, theils mit dem Waf-

*) Petri Martyris Opus epistolarum, nr. 202. fol. 49.

fengeführten derselben, Eduard (Duarte) Pacheco Pereira, als Anfang einer wirklichen Heldenzeit hervor. Hatten nämlich jene eben so unfsichtig, als tapfer, den Zamorin mit seiner Heeresmacht von Cochin abgetrieben und hier das erste, schwache Bollwerk aufgeführt (1504): so ist es diesem, Pereira, gelungen, durch die Vertheidigung desselben einen unsterblichen Namen zu gewinnen. Kaum hatten nämlich die Flottenbefehlshaber Albuquerque mit voller Ladung den Rückweg in die Heimath eingeschlagen, als der Zamorin, den Abfall seines ehemaligen Lehensmanns Trimumpara zu züchtigen, mit der Gesamtmacht des Reichs Calicut wider Cochin aufbrach. Bei 60,000 Bewaffnete griffen zu Lande, über 200 Schiffe, mit 12,000 Kriegeren, von der Seeseite her an. Stadt und Fürst erwarteten keine Rettung, gedachten der Flucht und unbedingten Uebergabe. Dem widersetzte sich durch Wort und That Pacheco; er glühete für ritterliche Ehre und christkatholischen Glauben; Eitelkeit, Gewinn- und Genußsucht blieben ihm mit der Furcht vor Gefahren gleich fremd. „Sieg oder Tod!“ war sein Feldgeschrei; denselben Geist der Unererschrockenheit theilten, vom Beispiel des Führers hingerissen, 150 Landsleute, von welchen fünfzig für die Vertheidigung der nach St. Jakob zubenannten Burg, die übrigen für den Dienst der drei im Hafen befindlichen Schiffe bestimmt wurden. Diese, durch Ketten und Stricke verbunden, legten sich quer über die von Klippen und seichten Stellen vielfach durchschnittene Bucht. Bevor es zur Schlacht ging, nahmen Hauptmann und Soldaten Beichte und Abendmahl; sie gelobten feierlich, einander nimmer zu verlassen; sie sprachen die schrecklichsten Flüche über den Feldflüchtigen, oder den aus, welcher die ihm angewiesene Stelle nur um einen Schritt räumen würde. Selbst die weidlichen, dem Christenthum zum Theil äußerlich geneigten Indier wurden jetzt bei dem Anblick des Heldenmuths auch innerlich für die neue Religion gewonnen. Um die Zeit des Osterfestes unternahm der Feind zu Wasser und zu Lande den ersten Sturm; er wurde, wie dreimal später, mit ungeheurem Verlust abgeschlagen. Mauren und Indier, jene von den Kaufleuten, diese von den Braminen angefeuert, stritten tapfer und behend, aber dem Eifer und ausdauernden Wesen der Christen waren sie nicht gewachsen. Auch fehlte es ihnen nicht an allerlei kunstfertiger Vorkehr; zwei Mailändische Ueberläufer, einst Gefährten Gama's auf der zweiten Reise, dienten jetzt als Geschütz- und Werkmeister gegen ihre eigenen Glaubensgenossen;*) sie

*) „Mediolanenses duo mangones gemmarum (Juwelenhändler), qui ex urbe Romae profecti sunt in Indiam et ibi artem balistariam exerceant...

stachelten unaufhörlich zum Kampf an, fertigten Brander, bewegliche, auf zusammengekettenen Schiffen ruhende Kastele, von welchen herab die geübtesten Bogen- und Feuerschützen streiten sollten. Pacheco, überall und nirgends, bei Tag und Nacht geschäftig, vereitelte durch geschickte Gegenanstalten alle Anstrengungen der Belagerer. Als nun, wird erzählt, an dem letzten Schlachttage die Kastellschiffe mit Erfolg angriffen und den vereinzelt christlichen Fahrzeugen Tod drohend näher rückten, fiel der Hauptmann auf die Kniee, hob Hände und Augen empor und betete also: „Herr, bei der meinen Händen anvertrauten Kreuzfahne flehe ich, du wollest heute nicht auf meine Schuld sehen, sondern die Züchtigung auf einen andern Tag versparen!“ *) — Solches gesprochen, befahl er, einen Schuß zu thun. Dieser traf so glücklich, daß die feindliche Maschine aus den Fugen wich und dadurch über den Ausgang des Kampfes entschied. — Derselbe hatte nach fünfmonatlicher Dauer den Mauren und Indiern theils durch Krankheit, theils durch Schwert 19,000 Mann gekostet, indeß die Einbuße der Christen und ihres Indischen Schüßlings Trimpmpara verhältnißmäßig gering war. Auf den Zamorin aber wirkten Stolz und Schaam so entmuthigend zurück, daß er abdankte und so lange in der Einsamkeit lebte, bis ihn hauptsächlich die Bitten der hochgeehrten Mutter wiederum zu dem ruhmlosen Thron zurückführten.

Auf Portugal machten dagegen diese thatenreichen Ereignisse den lebendigsten Eindruck; sie weckten zum kraftvollsten Wetteifer und entzündeten bei dem Adel und Volk eine so männliche, nachhaltige Ehrbegierde, daß für den Indischen Krieg keine Opfer an Geld und Blut gespart wurden. Selbst auf die Weiber ging der kühne, abenteuerliche Eifer über; vornehme, reiche Fräulein und einzige Erbinnen wiesen ihre Bewerber auf die neue, im Morgenlande geöffnete Ruhmeslaufbahn als Bedingung hin. Auf Aller Lippen schwebte der Name Pacheco's; er wurde, heimgesehrt, wie ein wahrhafter Heiland und Siegesheld empfangen, jedoch später in Folge kleinlichen Neides anfangs vernachlässigt, darnach mit dem schwärzesten Umdank behandelt. Denn seine ächt christliche Ritterlichkeit, welche schnödem Gewinn fern blieb, paßte nicht für den Geldgözen des Tages; er starb arm.

König Emanuel hatte inzwischen, gestützt auf die ersten Erfolge und Eindrücke derselben, im Kreise weniger Vertrauten den morgenländischen

navesque nostro modo fabricant.“ Briefauszüge bei Grynaeus Novus orbis sq. Basileae. 1537. fol.

*) Osorius, de rebus Emmanuolis. lib. III, p. 115. Colon. 1574.

Eroberungsplan seinen wesentlichsten Stücken nach ausgebildet und die dafür dienlichen Wege und Mittel gefunden. Rücksichtlich der friedlichen Einwirkung durch die doppelte Propaganda des Christenthums und Handelsverkehrs wurden dort vornämlich Franciscaner und Hieronymitenmönche bald als Prediger, bald als Schulmeister der lernbegierigen Hindus mit Glück gebraucht,*) hier verhältnismäßig freisinnige Grundsätze angewandt. Man beschränkte nämlich nicht, wie es bisher gewöhnlich z. B. in Spanien war, den Besuch der neuen Lande auf die gebornen Unterthanen, sondern vergönnte ihn auch Fremden unter einem allerdings beengenden Vorbehalt. Denn sie sollten vom Hundert des Gewinns den Vierzigstel als eine Art Schutzsteuer abliefern und nur auf königlichen, in Portugal erbauten Schiffen fahren, welche man ihnen zu dem wirklichen Kostenpreise überlassen werde.***) So hart auch diese Bedingungen sein mochten, fanden sie dennoch, wie es scheint, gegenüber den damals gültigen Handelsvorrechten (Monopolen) der einzelnen Staaten günstige Aufnahme. Gerade, weil die bisherigen Bahnen und Wege des morgenländischen Weltverkehrs plötzlich umschlugen und namentlich auf Venedig herabdrückend zurückgriffen, wurde die Einbildungskraft der sonst kaltblütigen Kauffahrer lebendig, ja, abenteuerlich und leichtgläubig. So fabelte man, die Goldminen Sofála's an der Ost-Afrikanischen Küste seien unerschöpflich, denn von ihnen habe schon König Salomo seine Schätze und die in den heiligen Schriften berühmte Königin Saba ihren Reichtum bezogen.***) — Im Orient selber vergönnte die Portugiesische Handelspolitik unter gewissen Beschränkungen und mit dem Vorbehalt der Oberaufsicht (Hegemonie) allen Völkern ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntniß und Abstammung Freiheit des Verkehrs. Nachdem man Mauren und Indier als erste Macht vom Marktplatz verdrängt hatte, hüteten die Sieger nicht mit kleinlichem Neid ihren anschwellenden Schatz, sondern gönnten auch Andern den Mitgenuß. Sorge für Recht und Sicherheit, bisher selten im Handelsverkehr umlaufende Gold- und Silbermünzen sprachen zu Gunsten des neuen Herrn, welcher daneben die zahl-

*) Osorius III, 89. a. „Itaque a. 1504 homines sanctissimis literis eruditos et religionis laude praestantes in illas partes misit. Multos praeterea ludorum magistros, qui scholas aperirent, et pueros literis instruere et artifices etiam multarum artium eo similiter mittendos existimavit.“

**) Briefauszüge bei Grhnäus a. a. D. S. 135.

***) Briefauszüge bei Grhnäus S. 136.

losen Zwistigkeiten der eingebornen Fürsten und Völker geschickt zu benutzen mußte.

Mit gleicher Umsicht und Ausdauer wurde der kriegerische, in die Handelsinteressen vielfach verslochtene Operationsplan entworfen und ausgeführt. Derselbe betrachtete zunächst verschiedene Küstenplätze und Standorte als eben so viele Adern des Verkehrs, welche man für die Sicherung des Mittelpunktes, Indien, dem Feind unterbinden und sich selber durch Schanzen, Burgen und Besatzungen bleibend zu eigen machen müsse. Dabei dürften nicht Opfer an Geld, Schiffen und Leuten abschrecken; die Zeit werde den ersten Aufwand doppelt und vielfach ersetzen. — So fielen denn hinter einander bald durch Sturm, bald durch Uebergabe in Afrika Mozambique, welches ein Schloß empfang, Quiloa, Sofála, Mombaza, Melinde, und die große Insel Madagascar oder St. Lorenz; in Asien das Eiland Socotora, der benachbarte, reiche Küstenplatz Aden, Hüter des Arabischen Meerbusens, endlich Mascate in der Landschaft Oman und die Inselstadt Ormus, Barre und Stapelort des Persischen Handels, welcher dadurch den Todesreich erlitt.

Gegenüber dem Indischen Festlande und den zugehörigen Inseln suchte man nach, wie vor, hauptsächlich an den Küsten Anhaltspunkte zu gewinnen, gründete zuerst schwach besetzte Faktoreien, wie wenn es nur auf die Handelschaft abgesehen sei, darnach im Gebiet befreundeter Fürsten, z. B. von Cochín und Cananor, starke und geräumige Schlösser, welche See und Land beherrschten, daneben als Niederlagen für Waaren, Kriegs- und Mundvorräthe dienten. Hatte man sich dergestalt eingenistet, etliche Jahre lang durch Waffengewalt den offenen, durch Anzettlungen den geheimen Widerstand gebrochen, so wurde bald ein heimischer Fürst (Raja) mit Land und Leuten als Lehensmann in Portugiesischen Schutz aufgenommen, bald vom väterlichen Erbe durch die Waffen verjagt, sein Gebiet aber eingezogen. Wohl geschahen auch hier bisweilen Grausamkeiten und Plünderungen, aber im Ganzen schaltete man mit größerer Mäßigung, Milde und Uneigennützigkeit, denn der Spanische Nachbar in Westindien.

Auch die christliche Propaganda trat schonender und rücksichtsvoller auf, theils, weil die Hindus und selbst hier und da die Mauren für den Anschluß mehr vorbereitet erschienen, theils, weil die überwiegende Handelsflugsucht den Verfolgungsgeist zügelte. Nur in den Schlachten zwischen Islam und Christenthum bemerkt man nicht selten die ganze Wucht des gegenseitigen Glaubens- und Volkshasses. Vom Anfang der Welt

an, meinte Vasco de Gama, ständen Mauren und Christen wider einander in den Waffen. — Dieses Gefühl war wirklich bei dem Adel und Volk lebendig; es ist nicht künstlich eingepflanzt, sondern die naturwüchsigte Frucht der geschichtlichen Entwicklung; es mußte aber um so frischer hervortreten, je schärfern und reinern Ausdruck ihm die leitenden Persönlichkeiten gaben. Sie überragten in der That den gewöhnlichen Schlag der Befehlshaber, zeigten, obschon nicht frei von Mafeln, namentlich Scheelsucht, eine gerade, unbestechliche Gemüths- und Denkart, eine lautere, der Geldgier unzugängliche Ehr- und Ruhmliebe und eine aufgeklärte Frömmigkeit, welche mehr erwärmt, denn versengt, oder Glaubenseifer ohne Glaubenswuth. Daß sich aber auf einem ausgedehnten Schauplatz frühzeitig feldherrliche und staatsmännische Gaben entfalten konnten, verdankt man hauptsächlich einer umsichtigen Anordnung Emanuels. Derselbe übertrug nämlich, sobald die Eroberung Indiens beschlossen war, zunächst für drei Jahre bürgerliche und militärische Gewalt den jeweiligen Unter- oder Vizekönigen. Sie sollten die ständige Land- und Seemacht befehligen, an schicklichen Stellen Schanzen und Festen anlegen, über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge mit den Eingebornen entscheiden, für die Aufnahme und Sicherheit des Handels sorgen.

Die erste Wahl traf auf den Grafen von Abrantes, Franz von Almeida (1505—1509). Er war ein eben so guter Soldat, als Geschäftsmann, gegen verdienstvolle Untergebene freigebig mit Belohnungen, bisweilen auch über Gebühr, dabei keusch und uneigennützig, „er kannte keinen andern Geiz, als den Ehrgeiz,“ urtheilt der zeitgenössische Geschichtschreiber Barros. *) Mit einem Schlage durch Sturmangriffe auf die oben erwähnten Plätze Quiloa, Mombaza und Sofála größtentheils Meister der Afrikanischen Ostküste, nahm Almeida bei der Ankunft in Indien (Herbst 1505) sein Hauptquartier in Cochin, setzte dem jungen Nachfolger Trimumpara's als Vasallen Portugals feierlich eine goldene Krone auf, vollendete den dortigen Festungsbau, schloß mit dem mächtigen Hindukönig von Mar singa im Binnenlande zwischen Malabar und Coromandel, oder der Ostküste, ein Freundschaftsbündniß ab und erweckte dadurch solchen Schrecken, daß der Zamorin von Calicut und viele, bisher unthätige Maurenfürsten ihre Eifersucht vergaßen und eine Flotte von mehr denn zwei hundert Segeln ausrüsteten. Dennoch wagte auf des Vaters Befehl der Heldensohn Lorenz mit eilf größern Schiffen die Schlacht bei Cananor. Ein feindliches Fahrzeug wurde nach dem an-

*) II, 3. 9. S. 101.

bern geentert, genommen, oder in den Grund gebohrt; nur wenige Segel entkamen. So ungestüm war der Angriff, so mörderisch der wirre Kampf von Mann wider Mann gewesen, daß in Betracht der geringen Einbuße an Todten und Wunden gegenüber drei tausend erschlagenen Heiden die Christen mit Recht „unserer lieben Frauen vom Sieg“ (*nuestra senhora da vittoria*) am Gestade eine Capelle errichten durften (8. März 1506).*)

Fortan herrschten die Portugiesen, überdies bald durch heimische Schiffe unter Tristan da Cunha verstärkt, in allen Gewässern Indiens, geboten über Handel und Wandel, stellten Geleitsbriefe aus, setzten die Waarenpreise fest, verübten auch bisweilen entgegen dem Willen des Unterkönigs schmachliche Gewaltthatigkeiten. So ließ der Hauptmann Gonzalo Baz de Goës auf bloßen Verdacht hin, der vorgezeigte Paß sei falsch, die Mannschaft eines Handelsfahrzeuges von Cananor in ein Segel nähen und sammt dem Schiff versenken.**) Schaam und Rachegefühl wirkten daher allmähig so stark auf die Mauren zurück, daß Viele Haupt- und Barthear schoren und einander eidlich gelobten, entweder zu siegen oder zu sterben. In dem gut befestigten Hafen Panian (Panane), ungefähr vierzehn Meilen südlich von Calicut, versammelten sie sich, ein zahlreiches, für den See- und Landkrieg wohl gerüstetes Volk, welchem der Zamorin mit beträchtlichen Hülfschaaren einen waffengeübten, tapfern Heerführer, Namens Ruti Ali, geschickt hatte. Als es aber zur Schlacht kam, mußten von Neuem Indier und Mauren nach tapferer Gegenwehr dem Ungeßüm der Christen weichen, Schanzen, Flotte und Stadt preisgeben. Letztere wurde auf Befehl des Unterkönigs, um Ueberfall zu hindern, kurz nach gewonnener Wahlstatt den Flammen überliefert; zürnend gehorchte der ventelüsterne Soldat. In dem Handgemenge leuchtete wiederum der junge Vorenz Almeida, so zu sagen, unter den Augen des Vaters hervor; am Arm verwundet, spaltete er dem Gegner mit seinem langen, breiten Schlachtschwerte den Kopf bis auf die Brust von einander (23. Weim. 1507).***)

Diese wiederholten Niederlagen setzten gewissermaßen den gesammten Orient und Islam in Bewegung; er fürchtete nicht ohne Grund weni-

*) Vgl. Barros I, 10, 4 S. 295 sq. und Osorius IV, 146 sq. „*Supra tria millia hostium caesa sunt — e nostris sex tantum in pugna ceciderunt.*“ Ist wohl eine Uebertreibung.

**) Barros II, 1. 4. S. 16.

***) Barros II, 1, 6. S. 23. Osorius V, 166 sq.

ger für den Verlust der Glaubens- denn Handels Herrschaft, welche vor Allem dem Sultan der Aegyptischen Mamluken am Herzen lag. Chan Hassan, gleichzeitig Herr Syriens, Palästina's und Arabiens, gebrauchte anfangs, um den Fall seiner Bälle und Waarenbezüge besorgt, Drohungen. Er werde, schrieb er dem Papst Julius II, Jerusalem zerstören und die Christen, wo sie sich in seinem Reiche auch befinden möchten, austreiben, falls die Portugiesen nicht von Indien abließen. König Emanuel aber, welchem Bruder Mauro vom Sinai kloster mündlich den Willen seines morgenländischen Schutzherrn eröffnete, antwortete ablehnend und spöttisch, Chan Hassan denke nur an Geld, nicht an Glaubensfehde. Das heilige Grab bringe durch die Pilger eine erkleckliche Summe ein, und die christlichen Unterthanen seien nicht die schlechtesten Steuerzahler. Wolle man aber durchaus Jerusalem zerstören, so dürfte gleiches Schicksal auch Meffa, die Stadt des Propheten, treffen. Der Sultan, also getäuscht, beschloß, thatsächlich für die Erhaltung des bisherigen Handelsweges einzustehen; am rothen Meer wurde bei Suez eine beträchtliche Flotte ausgerüstet und dem Mir Hassan als Oberbefehlshaber übergeben. Im Geheimen hatte selbst Venedig, um die Quelle seines Hauptverkehrs keinem Fremden zu überlassen, Stückgießer, Schiffbaumeister, eigene und in Dalmatien ausgehobene Matrosen geschickt. Gleichzeitig waffneten in Indien für den dritten Krieg der Indische Zamorin von Calicut, der Maurische Zaba, d. i. der Sabäer oder in Saba Geborne, König von Goa in Decan und der Fürst von Cambaja. Eine förmliche Liga stellte sich den Fortschritten der Portugiesen in Indien um dieselbe Zeit entgegen, als durch den Bund von Cambray christliche Fürsten den Untergang Venedigs einzuleiten suchten. Beide, sonst ungleiche Fehden hatten darin Aehnlichkeit, daß sie nach unglücklichem Anfang am Ende zu Gunsten des vereinzelter und schwer bedrohten Theils umschlugen.

Sorglos nämlich und keines Feindes gewärtig ankerte vor dem befreundeten, dem Misam d. i. Oberfürsten von Decan gehörigen Küstenstädtchen Schaul der junge Held, Lorenz Almeida, mit einem Geschwader von acht Segeln. Während man nun an einem Freitag Abend theils die zur Abfahrt gerüsteten Handelsschiffe befrachtete, theils mit dem Heerführer dem Stangenwerfen und andern Spielen oblag, erschien plötzlich die Aegyptische Flotte, elf größere, mit Geschütz und Soldaten wohl versehene Kriegsschiffe stark. Sogleich begann die Schlacht, durch das nächtliche Dunkel unterbrochen und bei dem Anbruch des Tages wieder fortgesetzt. Beide Parteien kämpften mit gleicher Wuth und ohne Entscheidung. Da langten vierzig Fußen (leichte Fahrzeuge), welche der

Herr von Diu gesandt hatte, an und gaben zu Gunsten des Islams den endlichen Ausschlag. Sie dienten einem eben so listigen, als ehrgeizigen Renegaten, Namens Mel et Aß. Von Geburt war er ein Russe, Jasscha (Jaköbchen) geheißten. In Konstantinopel als Sklave verkauft, hatte er sich durch kriegerischen Muth, durch Umsicht und Geschicklichkeit im Bogenschießen mit der Freiheit auch bald die Gunst seines Herrn, des Sultans von Ormus, erworben, zuletzt den ihm als Lehen verliehenen Ort Diu zu einem bedeutenden, mit Thürmen, Mauern und Bollwerken versehenen Handelsplatz erhoben, welcher in kurzer Zeit alle Städte in Cambaja an Reichthum übertraf. Thatsächlich unabhängig, beobachtete der schlaue Emporkömmling so lange Parteilosigkeit, bis er jetzt in dem scheinbar günstigsten Augenblick für die neuen Glaubensgenossen auftrat. — Die Christen wollten gegenüber der unerwarteten Verstärkung des Feindes den Kampf im engen Hasenraum abbrechen und auf offener See, wenn der Widersacher folge, fortsetzen. Lange sträubte sich der junge Feldherr wider einen Rath, welcher seinem Bedünken nach als ehrwürdiger Rückzug gedeutet werden könnte; endlich gab er bei wachsender Bedrängniß nach und ließ nach der Flußmündung hin steuern. Da blieb das Hauptschiff, immerdar von Feinden umschwärmt, an einer seichten Stelle sitzen. Umsonst baten die Freunde, der geliebte Führer möge sich auf einem Kahn retten. Jener antwortete, daß er mit seinen Gefährten jegliches Loos zu theilen verpflichtet sei, feuerte an durch Wort und That. Zuletzt ließ sich der junge, am Schenkel schwer verwundete Held auf einen Stuhl neben den großen Mast setzen und fuhr fort, so lange seine Befehle zu geben, bis ihm eine zweite Stückflugel mit den Rippen der rechten Seite auch das Leben entriß. Die Genossen fochten ihres Hauptmanns würdig, schlugen dreimaligen Sturm ab, und als endlich das bald sinkende Schiff erstiegen wurde, kamen nur neunzehn Mann, fast alle schwer verwundet, in Gefangenschaft. (Herbst 1508.)*)

„Rächet ihn mit mir, aber beklaget ihn nicht!“ tröstete der Vater, obschon tief bekümmert über den Tod des einzigen, hoffnungsvollen Sohns, die jammernden Freunde, rüstete in dem Hauptquartier Cochin geräuschlos neunzehn trefflich bemannte Schiffe aus und begann gegen Ende des Jahrs den Kreuz- und Rachezug wider die Verbündeten. Zuerst wurde die reiche, dem Zabai von Goa unterthänige Küstenstadt Dabul, welche 6,000 erlesene Krieger vertheidigten, nach hartnäckiger Gegenwehr

*) Vgl. Barros II, 2, 8. S. 54fl. Dsorius V, 109fl.

erstürmt, geplündert und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht den Flammen übergeben, darnach am 3. Hornung 1509 die vereinigte Flotte der Mauren und Indier, über hundert Segel stark, im Hafen von Diu angegriffen, geentert, versenkt, gefangen und zersprengt. An viertausend Feinde fanden in den Wellen und im Handgemenge — Schiff kämpfte wider Schiff — den Tod. Von achthundert Mamluken oder Römern, wie sie und die Türken ihrer Tapferkeit wegen in Indien hießen, entkamen nur zwei und zwanzig. Ihnen halfen vergebens Venediger und Dalmatier, Spanier und Franzosen, deren mehre aus Abenteuererei und Rauflust unter den Fahnen des Islams dienten*). Bestürzt entfloß Mir Hassan nach der Küste und von hier zu Roß an den Hof des Königs von Cambaja; Melek Afz aber suchte und erhielt unter billigen Bedingungen Frieden; er gelobte Zinspflicht und Treue. Die gesammte Malabarische Küste, so weit sie bisher widerstanden hatte, folgte seinem Beispiel. Selbst auf der östlichen Landseite, oder Coromandel huldigten einzelne Fürsten und Völkerschaften dem Banner Portugals, unter dessen Schutz- und Geleitbriefen allein die Rauffahrer Sicherheit sahen; auch die große, fruchtbare Insel Ceylon, die Blüthe des Zimmet und der Elephanten, das Ziel der Adams oder Budda's Grab suchenden Pilger, öffnete bereits ihre abgeschlossenen Häfen den gefürchteten Fremdlingen. Andererseits sollte aber auch der Sieger bald Zeugniß für die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge ablegen. Franz Almeida nämlich, von König Emanuel aus Indien abberufen, wurde auf der Heimkehr unsern dem Vorgebirge der guten Hoffnung in einem Kaufhandel von der elendesten Menschengattung, den Hottentotten, mit Knütteln erschlagen. Den gleichen Ausgang nahmen fünf und sechzig Gefährten, unter welchen sich eils, durch Thaten berühmte Hauptleute befanden. Jene Wilden blieben in dem leichtsinnig von etlichen Matrosen angefangenen Streit vorzüglich dadurch Meister, daß sie, wie Barros sagt, „ihre Ochsen zusammenpfißen, welche sofort den Herren theils zur Brustwehr dienten, theils die Portugiesen niederrannten**).“

*) Dforius VI, 200. a. „Erat autem exercitus hostium ex tam diversis gentibus conflatus, ut in classe multi libri Latino et Etrusco et Dalmatico et Gallico et Hispano sermone conscripti invenirentur.“ Eine sehr künstliche Wendung des Portugiesischen Cicero für einen einfachen Begriff.

**) Barros II, 3, 9. S. 99. Vgl. Dforius VI, 205 fl. Das gewiß fatalistische Ereigniß in der Bucht von Salbancha fällt auf den ersten März 1510. Almeida starb etwa 60 Jahre alt.

Was Vasco von Gama als Entdecker begonnen, Franz von Almeida als Küsten- und Städtebezwiner, wie einsichtiger Ordner des Handels, in mehr ritterlichen, denn feldherrlichen Kämpfen befestigt und weiter geführt hatte, das vollendete als planmäßiger Eroberer massenhafter Gebietsstrecken und als Gründer eines eigentlichen Ostindienreichs Alphons von Albuquerque, nicht mit Unrecht der Große geheißen. Sprödigkeit und Härte der Willenskraft vereinigten sich bei ihm auf seltene Weise mit Milde und freundlicher Geselligkeit. Seine Kriegeskunst, auf reiflichem Rath und rascher That ruhend, stand einer gleichen Geschicklichkeit des Gesetzgebers und Verwalters zur Seite; unzugänglich den Schmeicheleien und Verkleinerungskünsten, nicht aber dem plötzlich ausfordernden Jähzorn, übte er nach Kräften, obschon nicht immer glücklich, gegen Feind und Freund Gerechtigkeit ohne Ansehen des Volks, Glaubens und Standes. Im Ausharren bei Beschwerden und Drangsalen ging sein Beispiel den Untergebenen voran, welche eben deshalb keine Nachsicht gewärtigen durften. „Er war, urtheilt ein Zeitgenosse, wohl gewachsen, von freundlichen, einnehmenden Gesichtszügen; im Zorn aber leuchtete sein Auge furchtbar. Der lange, im Alter schneeweiße, bis auf den Gürtel herabhängende Bart gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Im Umgang munter und angenehm, sprach und schrieb er sehr gut, wobei ihm seine Kenntniß der Lateinischen Sprache zu Statuten kam. Er war flug, geschickt im Unterhandeln und fähig, eine Sache so zu leiten, daß der Zweck erreicht wurde. An witzigen Einfällen war er nicht nur sehr reich, sondern er wußte sie auch stets den Personen und Umständen anzupassen. Er war jähzornig und auffahrend, wenn ihm etwas mißfiel, und seine Hitze und Eilfertigkeit wurde nicht selten seinen Untergebenen sehr beschwerlich. Gegen die Armen war er mildthätig, in seinen Religionsübungen andächtig, bei Todesurtheilen bisweilen übereilt und grausam *).“ —

Wie aber der Statthalter, welchem Kleinliche Eifersucht den viceköniglichen Namen vorenthielt, die bezeichnete Aufgabe löste, und den Vau des Portugiesischen Ostindienreiches seinem Wesen nach vollendete, kann hier bei dem raschen Verlauf der Dinge nur mit wenigen Zügen ausgeführt werden. — Nach einem unglücklichen Anschlag auf Calicut, welches zwar erobert, aber nicht ohne beträchtliche Einbuße an Todten und Wunden wieder geräumt wurde, erklärte Albuquerque zweimal (17. Hornung, 25. Wintermonat 1510) die gewaltige, dem Sohne und Nachfolger Za-

*) Barros II, 10, 8. S. 320. Vgl. Osorius X, 328.

bai's, Adal Chan in Decan gehörige Insel- und Küstenstadt Goa und bestimmte sie sowohl wegen ihrer Centrallage inmitten der Malabarischen Halbinsel, als natürlichen Festigkeit, zum Ausgangspunkt und Hauptort der dormaligen, wie künftigen Besitzungen in Hindostan. Es wurden daher neue Schanzen und Bollwerke angelegt, stattliche Kirchen und Regierungsgebäude aufgeführt, die Bevölkerung zu mehren, zwischen Soldaten und dem Christenthum gewonnenen Indierinnen häufig Ehen abgeschlossen, Häuser und Aeder der entweder verjagten oder ermordeten Mauren als Mitgift unter die Pflanzerpaaire vertheilt, für die Belebung des Handels, namentlich mit Arabischen und Persischen Pferden, Zölle und Gefälle beträchtlich herabgesetzt, überhaupt alle Anstalten getroffen, um der neuen Hauptstadt und Ansiedelung Sicherheit und Wohlstand zu verschaffen. Man müsse nicht, hieß es, mit Almeida einseitig Seeherrschaft und Waarenverkehr erstreben oder hier und da eine Ortschaft nehmen und festhalten, sondern ein wirkliches, auf großem Landbesitz ruhendes Reich stiften. Die Zeiten, in welchen man alljährlich eine möglichst schwere Last Pfeffers nach Portugal geschickt habe, seien vorüber und genügten der Gegenwart nicht mehr. *) Spöttereien über die gemischten Ehen oder Mestizen, mit welchen man nach Art der wilden Neben den Weinberg des Herrn bepflanzt, wurden dadurch widerlegt, daß tüchtige Leute dieses Schlages zu den angesehensten bürgerlichen Ehrenstellen gelangten. **)

Sobald sich Albuquerque auf diese Weise in Goa als dem Schlüssel der westlichen Halbinsel festgesetzt hatte, trachtete er nach dem Mittelpunkt der östlichen, welcher in Malacca hervortritt. Diese von Mauren und Malaien, dem rhabarberbraunen, tapfern, genuss- und nachgiebigen Völkergeschlecht Südost-Asiens, bewohnte Stadt war seit Menschenaltern der große, reiche Stapelplatz für den Verkehr mit China, Japan, den Molukken- und Sunda-Inseln, fast dem ganzen innern Asien. Die ummauerte, Sumatra gegenüber an den Ufern eines Flusses gelegene Hauptstadt zerfiel in zwei, durch eine hölzerne Brücke getrennte Quartiere. Die Bevölkerung war, wie dem Stamme, so der Religion nach gemischt und deshalb zwieträftig. Ein Theil hing dem Islam an, welchen auch der junge gemeinsame König Moхамmed bekannte, ein anderer folgte den

*) Distorius VII, 231. „Nec ut piperis magnus numerus annis singulis in Lusitaniam importaretur, sed ut imperii fundamenta iacerentur, excogitandum censebat.“

**) Barros II, 4, 167 fl.

Lehren des Hindu- und Buddacultus. Dazu kam, daß erhöhte Zölle und mannichfaltige Plackereien, welche von dem fürstlichen Vormund oder Bendara ausgingen, unter den eingebornen und fremden Kaufleuten Mißvergnügen und Neigung zu Meutereien erweckt hatten. Als nun die Portugiesen, den an Landsleuten verübten Mord zu rächen, um den Anfang des Heumonats 1511 mit einer Flotte von neunzehn wohl bemannten und bewaffneten Schiffen erschienen, genügten zwei Stürme und die Besitznahme der Brücke für den Fall der großen, reichen Stadt. Denn während die Mauren mit dem König auf das Gebirg und bald noch weiterhin flüchteten, huldigten die Malaien und Fremden größtentheils dem Sieger. Dieser sorgte dagegen mit Kraft und Umsicht für Recht und Gerechtigkeit, ließ goldene und silberne Münzen schlagen, welche statt der zinnernen dem Handel neuen Umschwung gaben, baute mit gleichem Eifer Schanzen, Thürme und Burgen, Kirchen und Capellen, empfing die Botschaften der Könige von Java, Sumatra, Siam und Pegu, regelte durch Gesandte und Bündnisse den eben so lebhaften, als einträglichem Verkehr mit Völkern und Fürsten, deren Namen man bisher kaum gekannt hatte. Selbst China trat gemach aus dem geheimnißvollen Dunkel hervor; der äußerste Osten rückte dem fernsten Westen näher. Peter Martyrs Wort: „Alles bewegt sich bei uns, wie der Sterne Lauf, und neue Länder tauchen auf“ schien eine Wahrheit zu werden*).

Im Nordwesten Indiens endlich rückte der Plan, durch Besitznahme der entscheidenden Plätze die Handelsstraßen nach Aegypten und Persien ausschließlich zu beherrschen, dem vorgesteckten Ziel immer näher. Denn während die Hafenstadt Aden, gleichsam der Brückenkopf des rothen Meers, zweimal bestürmt und für die spätere Uebergabe (1517) vorbereitet wurde, fiel die Inselstadt Ormus mit ihrem Doppelhafen nach hartnäckiger Gegenwehr, huldigte dem Könige Emanuel, stellte Geißeln und empfing für die neu angelegte, starke Feste Portugiesische Besatzung. Alle Handelsvorthelle, welche aus dem Innern Asiens seit Menschenaltern nach dem reichen, von einem selbstherrlichen Fürsten regierten Küstenort flossen, kamen fortan den christlichen Siegern zu Gut. Selbst Ismail Sophi, der mächtige Sultan Persiens, mußte sich vor dem neuen Nachbarn beugen und um die Freundschaft desselben werben (Sommer 1515). Bald nach dem Abschluß des persönlich geleiteten Unter-

*) Opus Epistolarum Nr. 201. s. fin. „Siderum cursus aemulatur haec nostra curia, Pomponi; perpetuo namque in motu est, alias prope diem terras visemus.“ 1499.

nehmens erkrankte Albuquerque lebensgefährlich, bestellte sein Haus und segelte unverzüglich nach Indien zurück. Im Angesicht Goa's, am Bord des Admiralschiffs, traf der Tod den drei und sechszig jährigen Greis (16. Herbstmonat), welchen weniger Alter und Drangsale, denn Antriebe der heimlichen Feinde und offenkundiger Umdank des Hofes, niedergedrückt hatten. Davon zeugen die Zeilen, welche der Sterbende auf Zureden der Freunde mit zitternder Hand an den König richtete. „Sire, lauteten sie, dieß sind die letzten Worte, welche ich am Rande des Lebens an Eure Hoheit schreibe, nachdem ich manchen andern Brief mit froherem Herzen an Sie geschrieben habe, so oft es mir gelungen war, Ihnen Dienste zu leisten. Ich hinterlasse in diesem Lande einen (natürlichen) Sohn, Namens Bras (Blassius) d'Albuquerque, und ich bitte Eure Hoheit, ihn den Lohn der Dienste seines Vaters ernten zu lassen. — Was die Sachen in Indien betrifft, so werden diese für sich selbst und für mich sprechen*).".

Das Werk des außerordentlichen Mannes und seiner beiden Vorgänger schritt fortan ununterbrochen dem gesteckten Ziel entgegen. Mit Ausnahme Vasco's von Gama, welcher hoch belagt in Cochín als Unterkönig starb (24. Christm. 1524), waren zwar die Nachfolger meistens Menschen gewöhnlichen Schlages, fanden aber zum Theil für den Mangel an glänzenden Feldherrngaben den rühmlichsten Ersatz in einer seltenen, dem Geld- und Tagesgöken unzugänglichen Redlichkeit. So hinterließ Heinrich von Menezes bei seinem Eintritt zu Cananor nur dreizehn ein- halb Mealen eigener Baarschaft und Nuno da Cunha, welcher in Diu die erste Burg angelegt hatte (1536), nach zehnjähriger Verwaltung sechs bis sieben, dem Könige bestimmte Goldmünzen**). — Solche Beispiele der sittlichen Strenge und Unbestechlichkeit sind dem Heldennuth gleich berechtigt, mit welchem Anton Silveira von Menezes an der Spitze eines kleinen Haufens Diu wider die ungeheure Uebermacht des Türkischen Padischah, Suleiman d. G., und des Maurisch-Indischen Sultans, Mohamed von Cambaja, zu Wasser und Lande vertheidigte. Hunger, Krankheit, Feuer und Schwert wütheten unter den Belagerten, aber nichts beugte ihre Standhaftigkeit. Selbst die Weiber nahmen Theil an den Gefahren und Drangsalen; dem Beispiel der Isabel da Veiga und Anna

*) Barros II, 10, 8. S. 319.

**) Lafitau, histoire des Portugais dans le nouveau monde. III, p. 372. bei Gebauer, Portugiesische Geschichte, Thl. I, S. 188.

Fernandez folgsam, sorgten sie nicht nur für die Verpflegung der Kranken und Wunden, sondern trugen auch eigenhändig Steine, Kalk, Wasser und andere Bedürfnisse den streitenden oder arbeitenden Männern zu. Nach schwerem Verlust mußte der Feind abziehen; alle seine Stürme waren gescheitert (Herbst- und Weinmonat 1538).*)

Während dergestalt die Portugiesen den alten Waffenruhm behaupteten und neben der gesammten Westküste auch Stücke der östlichen Seite oder Coromandels, z. B. Negapatam und Maliapur, gewannen, ruheten auch die Entdeckungen nicht. Siam, dessen König acht tausend Kriegselefanten hielt, Pegu und China wurden näher erforscht und stellenweise in den Handelsverkehr hineingezogen, nächst Java, Sumatra und Borneo die Molukkeschen Inseln, reich an Gewürznelken und andern kostbaren Spezereien, zuerst von Franz Serrano und etlichen Ostindischen Gefährten besucht (1512) und in den lebhaftesten Farben dem mißvergnügten Freunde, Waffengenossen und Landsmann, Ferdinand Magellan (Magelhaens) geschildert, etliche Jahre später (August 10, 1519 — 7. Herbstm. 1522) von diesem kühnen, hoch gebildeten Seemann im Spanischen Dienst neue Wege zu den anlockenden Molukken, einem zweiten Eldorado, aufgesucht, unter unsäglichen Drangsalen und Gefahren am Ende Süd-Amerika's die Wirbel, Klippen, Untiefen und Windungen der zur Ehre des Entdeckers benannten Straße durchschifft, in der stillen oder friedlichen See nach langem Umherschweifen die Ladronen und Philippinen aufgefunden, die Molukken näher erforscht, zuletzt die Abenteuer der ersten Weltumseglung, freilich mit dem Opfer des eigenen Lebens, innerhalb dreier Jahre und acht und zwanzig Tage glücklich überstanden. Für Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft und Verkehr geschah dadurch ein unberechenbarer Fortschritt. So beobachtete, um nur ein Beispiel anzuführen, Magellans Begleiter, der Astronom Andreas von San Martin zu Rio de Janeiro (17. Christm. 1519) und anderswo die Zusammenkünfte des Mondes mit der Sonne und den Planeten, wie die Gegenscheine derselben, und glaubte darin ein eben so leichtes, als sicheres Mittel für die Bestimmung der Meereslänge gefunden zu haben **).

*) Siehe über die berühmte Belagerung Barros V, 10 Cap. 1—17. und Damianus a Goes, Diensis oppugnatio, hinter der Kölner Ausgabe (1574) des novus orbis etc. von Peter Martyr.

**) Barros III, 5, 8 u. 9. S. 202, wo ein merkwürdiger Bericht über die Reise Magellans nach authentischen Papieren gegeben wird. Vgl. dagegen von Humboldt, Geographische Nachrichten u. s. w. II, 415. u. III, 158.

Augenfälliger, denn die langsam aufsteigenden Gewinnsie der Wissenschaft, traten bei den Portugiesen noch mehr, wie bei den Spaniern, die Vortheile und Umgestaltungen des Handels hervor. Ungeheure Reichthümer flossen, ohne die Pflanzervelt auszufaugen, in dem Mutterlande, namentlich der Hauptstadt, zusammen. Die kostbarsten Waaren und Erzeugnisse des Ostens bildeten hier gemach ein großes Lager- und Kaufhaus, von welchem sie nach allen Theilen Europas hin, natürlich nicht ohne die gebührenden Prozente des aufspeichernden Eigenthümers, abgeholt wurden. Krone und betriebsame Bürgerschaft ernteten dabei am meisten, der Adel ging, obschon auch bisweilen am irdischen Gute nicht zurückbleibend, dem Waffenhandwerk nach. Er verrichtete preiswürdige Thaten theils in Ostindien, theils in Afrika, dessen gegenüberliegende Küste ja den alten Maurischen Erbfeind darbot. Was aber da vor Arzilla, in Safin (1508), Azamor und Almedin (1513) dem tapfern, gewandten Gegner abgestritten wurde, galt mehr der Ehre, als dem namenswerthen Besitz. — Für die Belebung des Handelsverkehrs war die Sorgfalt folgenreich, mit welcher in den schönen Tagen die Oberbehörden über Treue und Redlichkeit wachten; denn muffige oder verdorbene Gegenstände wurden entweder geradezu zerstört oder bei schwerer Strafe dem Markt entzogen*). So blieben denn die feinem Gewürze, Wohlgerüche, Gespinnsie und Tücher in stäter Frische und Unversehrtheit, damit aber auch die Ehren und Nutznießungen des Kaufherrn ungeschmälert. — Andererseits bedurfte man bedeutender und immerdar flüssiger Einkünfte, um in dem ungeheuren Raum zwischen den Gränzen China's und den Herkulesäulen wirksame Streitkräfte zu unterhalten. Durchschnittlich beliefen sie sich auf 20,000 Landkrieger und 2—300 Schiffe. Deshalb wurden die Zölle zu einer oft drückenden Höhe gesteigert, die Steuern der heimischen und fremden Unterthanen umachsichtlich aufgelegt und eingetrieben, die Quinten oder Fünftheile der Krone von Bergwerken, Perlenfischereien, Beutestücken und Brandschazungen ausnahmslos bezogen, endlich bis auf die Rettung Dir's aus Türken- und Indiernoth ausländische Fahrzeuge und Kaufleute mit eifersüchtigem Auge fern gehalten. — Das vertrug sich aber mit der freien Predigt des Evangeliums, der christlichen Propaganda, nicht; sie hat, wie im Westen, so im Osten trotz ihrer

*) Damianus a Goes, de rebus et imperio Lusitan. p. 559. „Edicto Regis placitisque totius regni mucida, adulterinaque aromata semper cremantur, id quod, dum puer ab intimis cubiculis prudentissimi Regis Emmanuelis essem, saepius vidi Ulyssippone fieri.“ —

Gebrechen und Verfehrtheiten oft mit Glück den rach- und habgierigen Arm der Eroberer gelähmt, den Fortschritt der Völker- und Länderkunde gefördert, durch kluge Milde, Geduld und Furchtlosigkeit dem Kreuz Tausende von Heiden in Afrika und Asien gewonnen. Erst einer spätern Zeit war auch hier der Umschlag in Glaubensgericht und blutige Gewaltthat vorbehalten. Damals galt, von der Gewinnlust unterstützt, im Ganzen die friedliche Mission durch Predigt, Taufe und äußern, in die Augen fallenden Gottesdienst; von der Afrikanischen Guineaküste an bis zu den halb fabelhaften Equieren und Chinesen hinauf gewann das Christenthum bald geheime, bald offene Bekenner. Hier und da erhob sich sogar eine Capelle oder Kirche. Unverkennbar wirkten dafür theils die vorgebildete, dem Islamitischen Eifer fremde Natur mancher Hinduvölker, theils die Sage von dem Apostel Thomas und den Gläubigen desselben. Immerhin durfte man sich rühmen, daß des Herrn Wort in alle Welt gen Abend und Morgen von Neuem auszugehen begonnen habe. *)

Kündigen sich dergestalt die Spanisch-Portugiesischen Entdeckungs- und Eroberungsfahrten nach beiden Indien als Zeichen und Trägerinnen eines weltgeschichtlichen Fortschritts für Gegenwart und Zukunft an, so treten dagegen auch starke Schlag Schatten und Gebrechen des Fortschritts hervor. Zuerst nämlich fehlte es gänzlich an Einsicht und Sinn für das Bedürfniß und Wesen einer eigentlichen Ackerbauernpflanzung, welche, geknüpft an ächten Grundbesitz, persönliche und gemeinheitliche Freiheit zwar langsam, aber sicher gedeihen läßt, unter mühevолlem Kampf mit der Wildniß und um das tägliche Brod starke Leiber, nüchterne, strenge Sitten heranzieht und dabei Streitbarkeit fordert. Diese Eigenschaften und Bedingungen lagen jedoch weniger im Bereich des feurigen, abenteuerlichen Romanen, als kaltsüßigern, trotz der Unruhe seßhaften Germanen, dessen Stunde für die neue, west- und ostländische Welt noch nicht gekommen war. Jetzt aber richtete man sich in der zweiten, durch Schwert, Vertrag, bisweilen auch Kauf gewonnenen Heimath so schnell und wohlfeil, als möglich, ein, suchte um jeden Preis raschen und großen Gewinn, ungeduldig gegen Aufschub und allmählig wachsende Einnahme. Die Früchte des Bergbaus und der Perlenfischereien hielt der stolz-träge Eroberer in Peru und Mexico fast allein für beachtenswerth; diesem schändlichen Zweck und der gemächlichen Ruhe auf dem erworbenen Lehen- oder Erbgut entsprachen am vollkommensten die berücktigten Departimientos und

*) Goes, de rebus et imper. Lusit. p. 558. „Nunc certe in omnem terram exivit sonus et in fines orbis terrae verba eorum.“ ps. 18. (sic)

Encomienden. Aehnlich, jedoch mehr kaufmännisch, verfahren die Bezwiner Ostindiens. Herren oft sehr ausgedehnter Ländereien, welche den Eingebornen in der Regel zur Bewirthschaftung auf Zeitpacht überlassen wurden, kümmerten sie sich vornämlich um die kostbaren Specereien und Gewürze, um Pfeffer, Zimmet, Ingwer, Nelken u. s. w. — Im engen Zusammenhange mit dem Mangel an Ackerbaucolonieen stand der zweite große Fehlgriff, der Handelszwang, welchen Portugal bedingt, Spanien rücksichtslos festhielt. Die Hauptursache dieses Verfahrens lag in dem Streben der Krone, für die Auslage der Kosten, welche ihr meistens anheimfielen, einen möglichst hohen und ausschließlichen Gewinn zu beziehen. Von der Bergesellschaftung oder Association, wie sie später Holländer, Engländer, Franzosen und andere Völker, insonderheit Germanischen Stammes, einführten, hatte man damals keinen Begriff. Alles sollte für und durch die Krone geschehen, welche wohl anfangs einzelnen Unterthanen Freibriefe ausstellte, aber eben so schnell wieder entriß oder verkümmerte; sie erschrak gleichsam vor dem Spiegelbilde der Mitbewerbung und entblödete sich daher nicht, selbst dem großen Colombo Urkunde und Siegel zu brechen. — In Folge dieses falschen Kronvorrechts, welches übrigens hinter den Fersen der gesteigerten Königsmacht aufstieg, wurde die ausschließliche Versorgung der West-Indischen Pflanzern mit Erzeugnissen des Europäischen Gewerbfleißes dem Handlungshause, casa de la contratacion, von Sevilla übergeben und derselben Behörde die Aufsicht und Leitung der Amerikanischen Ausfuhr anvertraut. Ladung und Rückfracht besorgten dabei alljährlich bestimmte Geschwader; die s. g. Galeonen fuhren für Peru, Chili und den gesammten Süden zur Messe gen Portobello; die Flotte (la flota) verrichtete das gleiche Geschäft durch den Besuch des Marktes von Vera Cruz für Mexico und Zubehörde. — Fürkauf und Wucher, indem sich wenige große Handlungshäuser des Geschäfts bemächtigten, Betrügerei und Schmuggel, bald von Fremden, namentlich Eng- und Holländern nach riesenhaftem Maßstabe betrieben, Erlahmung und Schlassheit des heimischen, Knechtschaft und Stillstand des überseeischen Gewerbfleißes waren die natürlichen Folgen des falschen, mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Grundsatzes der Handelsperre. Ja, zuletzt verarmten Krone und Volk; sie blieben dürstig mitten im Reichthum, welcher in dem ersten Menschenalter von allen Seiten her zuströmte, daheim, wie auswärts, den Werth der Dinge umgestaltete, Nahrungsmittel, Tücher, Seide und andere Gegenstände des Lebensbedarfs zu unerhörten Preisen emportrieb. Dagegen fiel das Geld wegen seines verhältnißmäßigen Ueberflusses innerhalb eines halben Jahrhunderts

um das Fünffache. Denn schon 1532 klagten die Cortes, drei tausend Maravedis im Jahr 1480 hätten so viel gegolten, als dermalen fünfzehen tausend*). Einstweilen fühlte man den heranwachsenden Umschlag der Schätzung nicht stark, weil der Gewerbseiß des Mutterlandes blühet, aber mit dem Stoden desselben, hauptsächlich in Folge des Handelszwanges, machte sich Geldansammlung in den Händen weniger Begünstigten auf der einen, Theuerung auf der andern Seite immer bemerklicher. Wenn die Geldmacht durch den kunstgerechten Grubenbetrieb zu Zacatecas (1532) und Potosi (1545) jährlich im Durchschnitt zwanzig Millionen Piaster gewann und an Bedeutung außerordentlich stieg; so sanken dagegen die sittliche Kraft und der Menschenwerth. Für dieses dritte Gebrechen des weltgeschichtlichen Ereignisses sind schon so viele sprechende Züge und Thatfachen hervorgetreten, daß ein längeres Verweilen unnöthig bleibt. Es genügt daher hier daran zu erinnern, wie wohl gemeinte Absichten der Regierung zu Gunsten der Eingebornen bald ein leerer Schall blieben, indem man sich mit der naturrechtlichen Lehre von der menschlichen Freiheit begnügte, bald an dem Zwang der Umstände und dem Eigennuß der Eroberer oder Grund besitzenden Abenteuerer scheiterte, bisweilen auch den Satan durch Beelzebub austrieb. Dieß geschah namentlich in Betreff der Negerklaven, welche bekanntlich zum Theil auf Betrieb des edlen, aber nicht immer weltkundigen Las Casas als Vertreter der schwächeren Indier für schwere Bergbau- und Feldarbeiten anfangs gleichsam nur probeweise eingeführt wurden. Ihrem Zweck entsprechend, reizten sie bald die Gewinnsucht zu einem gegliederten Handelsgeschäft, für welches förmliche Lieferungs- und Pachtverträge (assientos) von den obersten Staatsbehörden abgeschlossen und ganze Schaaren der armen Schwarzen theils aufgekauft, theils durch List oder Gewalt dem heimathlichen Boden entrissen wurden. Selbst Deutsche Gemüthlichkeit, von schnöder Geldgier übermeistert, schänte sich vor dem Menschenschacher nicht, wie denn die Augsburger Heinrich Ciguer und Hieronymus Sailer laut einem mit Kaiser Karl V. ausgerichteten Vertrage vier tausend Neger nach Indien abliefern und dabei noch eben so roh, als trügerisch verfahren (1528).**). Gleichzeitig machte sich Ambrosius Alfinger, welcher eine Art Deutscher Musterwirthschaft aufstellen sollte, als Statthalter Venezuela's nicht minder furchtbar, denn be-

*) Sempere, Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Spanischen Monarchie I, 163. (Deutsch von Schäfer.)

**) Sempere I, 129.

rüchtiq. Seine und der begleitenden Landsleute Plackereien und Grausamkeiten überschritten alles Maß; „sie hausten, diese Fremden, sagt Las Casas, wie wahre Teufel.“*) Und das Alles geschah durch Spanier und Ausländer, wie zum Hohn eines kaiserlichen Gesetzes, welches unter den härtesten Strafen die Knechtschaft der Indier verboten hatte. „Es ist, hieß es da, nicht mehr, als billig, daß die Menschen, welche frei geboren sind, nicht Sklaven anderer Menschen werden.**)

Wenn dergestalt Adel und Bürgerliche, obgleich mit vielen, würdigen Ausnahmen, den brennenden Golddurst, wie eine ansteckende Krankheit, empfanden und ohne erhebliches Bedenken den Indier zum gebornen Knechte und Leibeigenen stempelten, haben dagegen Kirche und Geistlichkeit im Ganzen das Recht und die Freiheit vertheidigt. Papst Paul III. erklärte unumwunden, die Lehre von der natürlichen Sklaverei des Indiers und anderer neuerdings aufgefundenen Völker rühre vom Satan her. Der Erzbischof Talavera von Granada, Isabellens Beichtvater, vertheidigte durch Wort und That, bisweilen nicht ohne Gefahr von Seiten der Glaubensschwärmer, die Menschenwürde der überseeischen Unterthanen. Eben dafür sprachen und handelten Mönche des heiligen Hieronymus, Dominikaner und anfangs auch Franciskaner; wilde Eiferer, wie Balverde, gehörten zu der Minderheit. Dennoch drangen die vereinzelt Stimmen nur selten durch; das Geschrei der kriegerischen, erwerbslüthigen Weltlichkeit übertönte den Ruf zur Milde und friedlichen Mission. — So Großes und Bewundernswerthes daher auch in beiden Indien begegnete, es geschah nicht selten auf Kosten der Menschenfreundlichkeit und Bildung. Das entdeckende und zerstörende Vermögen forderte, so zu sagen, von selbst zu einem Gegengewicht auf, der wissenschaftlich, sittlich und religiös-kirchlich umgestaltenden und fortschreitenden Kraft.

Die Darstellung ihrer Entwicklung bleibt dem zweiten Bande vorbehalten.

*) „Incarinati hi diaboli devastarunt et desolarunt quadringenta millia terrae fertilissimae etc.“ Regionum Indicarum per Hispanos olim devastatarum accuratissima descriptio, autore Bartholomaeo de las Casas. Heidelbergae. 1664. S. 61.

**) Aus Gomara, historia de las Indias bei v. Humboldt, Geogr. Nachrichten II, 213.

Druck von C. F. Meizer in Leipzig.

K6
V.1

Call no.

D

202

K6

v.1

Accession no.

364081

1/2

61037

